

---

Deutscher  
Evangelischer Kirchentag  
Dortmund 2019



---

# DEUTSCHER EVANGELISCHER KIRCHENTAG DORTMUND 2019

## DOKUMENTE

Herausgegeben im Auftrag des  
Deutschen Evangelischen Kirchentages  
von  
Julia Helmke und Stefanie Rentsch  
unter Mitarbeit von  
Johanna Lerch und Mario Zeißig

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



1. Auflage

Copyright © 2020 Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so über-  
nehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen  
machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffent-  
lichung verweisen.

Satz: SatzWeise, Bad Wünnenberg  
Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-579-08213-4

[www.gtvh.de](http://www.gtvh.de)

---

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . .	15
-------------------	----

## Bibeltexte

Losung des Kirchentages und Predigttext der Eröffnungsgottesdienste	
Was für ein Vertrauen – 2 Könige 18,19 . . . . .	21
Predigttext des Ökumenischen Gottesdienstes an Fronleichnam Vertrauen auf den Gott, der Tote aufweckt – 2 Korinther 1,8–11 . .	22
Bibelarbeiten am Donnerstag Vertrauensfrage: Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? – Hiob 2,7–13 . . . . .	24
Bibelarbeiten am Freitag Vertrauenskrise – 1 Mose 22,1–19 . . . . .	27
Bibelarbeiten am Samstag Dein Vertrauen hat dir geholfen – Lukas 7,36–50 . . . . .	32
Biblischer Text der Feierabendmahle Vertrauen lernen – Markus 16,14–15 . . . . .	36
Predigttext des Schlussgottesdienstes Werft euer Vertrauen nicht weg – Hebräer 10,35–36 . . . . .	38
Kirchentagspsalm Psalm 23 . . . . .	39

## Anfang

Gedenken zu Beginn	
Hören auf das Vergangene, Handeln und Vertrauen heute Ein Blick durch die Zeit anhand szenischer Lesungen und bewegter Bilder . . . . .	43
Eröffnungsgottesdienste . . . . .	51
Predigt von Annette Kurschus . . . . .	51
Predigt von Elfriede Dörr . . . . .	54
Predigt von Henriette Crüwell und Maximilian Winter . . .	57
Grußwort von Frank-Walter Steinmeier . . . . .	62
Grußwort von Hans-Josef Becker . . . . .	64
Grußwort von Armin Laschet . . . . .	65
Grußwort von Ullrich Sierau . . . . .	68
Begrüßung der Mitarbeitenden . . . . .	70
Impuls von Ulf Schlüter . . . . .	70

**Jubiläen**

Komm, iss erst mal was  
 1979 bis heute: 40 Jahre Feierabendmahl  
     Tischreden von Peter Cornehl und Johanna Klee . . . . . 75  
 70 Jahre Kirchentag  
 Eine musikalische Zeitreise vom Bläseruff bis zum Abendsegen  
     Zeitansagen und Gespräch mit Christian Fuhrmann, Reinhard  
     Groscurth und Harald Schroeter-Wittke . . . . . 81

**Bibelarbeiten**

Bibelarbeiten am Donnerstag, 20. Juni 2019 . . . . . 89  
     Johanna Haberer und Mouhanad Khorchide . . . . . 89  
     Pierre Stutz . . . . . 96  
     Beate Flath, Bernhard König, Harald Schroeter-Wittke,  
     Viktoria Venus . . . . . 101  
 Bibelarbeiten am Freitag, 21. Juni 2019 . . . . . 107  
     Aleida Assmann . . . . . 107  
     Hans Leyendecker und Anja Reschke . . . . . 115  
     Avichai Apel und Martin Leutzsch . . . . . 123  
     Michael Hofmann und Ulrike Kahle . . . . . 130  
 Bibelarbeiten am Samstag, 22. Juni 2019 . . . . . 137  
     Georg Bätzing . . . . . 137  
     Dace Balode . . . . . 146  
     Felix Finkbeiner . . . . . 153  
     Ellen Ueberschär und Tine Stein . . . . . 161

**Hauptvorträge – Hauptpodien**

Zukunftsvertrauen in der digitalen Moderne  
     Vortrag von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier . . . . 169  
 Dazu gehören – aber wozu?  
 Einwanderung ist, wenn alle sich bewegen müssen  
*Auftaktveranstaltung zum Roten Faden Migration, Integration,  
 Anerkennung*  
     Grußwort und Vortrag von Annette Kurschus und Aladin  
     El-Mafaalani . . . . . 178

Hört das nie auf?	
Antisemitismus in Deutschland	
Gespräch mit Michael Blume, Lamya Kaddor, Ralf Meister, Stefanie Schüler-Springorum und Josef Schuster . . . . .	187
30 Jahre Mauerfall	
Wie gerecht geht es zu in der Republik?	
Gespräch mit Angela Elis, Franziska Giffey, Frank Richter, Ullrich Sierau und Torsten Zugehör . . . . .	197
Ängstigt euch nicht	
Eine Ermutigung	
Vortrag von Heribert Prantl . . . . .	207
Der Nahe und Mittlere Osten	
Internationale Dynamiken und die Rolle Europas	
Vortrag von Volker Perthes . . . . .	219
Vertrauen verdienen	
Journalismus in Zeiten von Fake, Lüge und großer Gereiztheit	
Vortrag von Georg Mascolo . . . . .	229
»Wär' ich nicht arm, wärst du nicht reich« (B. Brecht).	
Ist die Vision von sozialer Gerechtigkeit am Ende?	
Vortrag und Gespräch mit Carolin Butterwege, Cornelia Füllkrug-Weitzel, Zephania Kameeta, Oliver Nachtwey und Eckhard Nagel . . . . .	237
Vertrauen als Grundlage internationaler Politik?	
Voraussetzungen, Anforderungen und Hindernisse einer multi- lateralen Weltordnung	
Vorträge von Ellen Johnson-Sirleaf und Angela Merkel . . . . .	248
Vertrauen und Vertrauensmissbrauch	
Sexuelle Gewalt: genau hinsehen – was bedeutet das?	
Vortrag und Gespräch mit Kerstin Claus, Kirsten Fehrs, Anselm Grün, Sabine Maschke, Nikolaus Schneider, Detlev Zander . . . . .	256
Was ist noch konservativ? Was ist schon rechtspopulistisch?	
Gespräch mit Winfried Kretschmann, Judith Magdalena Piotrowski, Andreas Rödder, Markus Söder und Elisabeth von Thadden . . . . .	265
Schafft der Mensch sich ab?	
Genomforschung und Künstliche Intelligenz	
Vortrag von Peter Dabrock . . . . .	277

Wie übernimmt Deutschland Verantwortung?	
Schutz von Frauen und Kindern	
Vortrag und Gespräch mit Teresa Forcades i Vila, Heiko Maas und Denis Mukwege . . . . .	293
Gemeinsam für offene Häfen in Europa	
Leoluca Orlando im Gespräch über humane Flüchtlingspolitik mit Heinrich Bedford-Strohm, Leoluca Orlando und Mattea Weihe . . . . .	302
<b>Thematische und geistliche Angebote</b>	
<b>Zentrum <b>Älterwerden</b></b>	
Das Alter(n) hat viele Gesichter	
Freiräume und Grenzen in der späten Lebensphase	
Vortrag und Gespräch mit Uschi Glas und Franz Kolland . . . . .	309
<b>Podienreihe <b>Angst</b></b>	
German Angst	
Lebenswelten, Rollenbilder, Perspektiven	
Gespräch mit Thea Dorn, Naïka Foroutan und Louis Lewitan . . . . .	317
<b>Zentrum <b>Bibel</b></b>	
Von wegen Demut!	
Religion und Gewalt	
Vortrag von Jim Winkler . . . . .	327
<b>Thementag <b>Bildungsgerechtigkeit</b></b>	
Knackies, Ausländer*innen und Hochbegabte	
Von den Chancen in einer gemeinsamen Gesellschaft	
Vortrag von Ahmet Toprak . . . . .	332
<b>Podienreihe <b>Digitalisierung und Künstliche Intelligenz</b></b>	
Macht – Ohnmacht – Machen	
Freiheiten digitaler (Christen-)Menschen	
Vorträge von Volker Jung und Sarah Spiekermann-Hoff . . . . .	338
<b>Podienreihe <b>Europa</b></b>	
Europa und Afrika	
Meer-Nachbarschaft – Mehr als Migration	
Vortrag und Gespräch mit Horst Köhler, Ellen Johnson-Sirleaf, Fidon Mwombeki . . . . .	348



<b>Thementag Feministische Theologie</b>	
Vertrauen und Verletzlichkeit	
Gesellschaftliche Erfahrungen und feministisch-theologische Reflexionen	
Exegetische Impulse von Michaela Geiger, Muna Tatari, Natalia Verzhbovska und Heike Springhart . . . . .	358
<b>Zentrum Geschlechterwelten</b>	
Respekt!	
Geschlechterverhältnisse im Diskurs	
Gespräch mit Barbara Kuchler und Kristina Marlen . . . . .	369
<b>Zentrum Gottesdienst</b>	
Gottesdienst im Wandel?	
Chancen und Grenzen eines Transformationsprozesses	
Gespräch mit Friederike Erichsen-Wendt, Kristian Fechtner, Kathrin Oxen und Hartmut Rosa . . . . .	376
<b>Zentraler Ökumenischer Gottesdienst an Fronleichnam</b>	
Gerettet – wieder und wieder	
Predigt von Andreas Coersmeier und Heike Proske . . . . .	383
<b>International Peace Centre</b>	
#NonviolenceWorks – Make Peace Possible!	
The Potential of Civil Intervention	
Impulse von Olivia Caeymaex und Christine Schweitzer . . . . .	387
<b>Zentrum Juden und Christen</b>	
Mein Buch gehört mir?	
Feminismus und jüdisch-christliches Gespräch	
Vortrag von Katharina von Kellenbach . . . . .	393
<b>Zentrum Kirchentag Barrierefrei</b>	
Der optimierte Mensch	
Technik als Chance für Menschen mit Behinderungen?	
Gespräch mit Heiko Burak, Bertolt Meyer und Peter Dabrock . . . . .	406
<b>Zentrum Kulturkirche</b>	
Heimatraschen	
Poetry Slam von Janina Dück . . . . .	408

Zentrum **Muslime und Christen**

Nicht nur der Islam gehört zu Deutschland

Wie viel Religion verträgt unsere Gesellschaft?

Gespräch mit Petra Bosse-Huber, Merve Kayikci, Aiman A.

Mazyek und Christian Wulff . . . . . 412

**Politisches Nachtgebet**

Ihre Namen im Buch des Lebens

Sterben an Europas Grenzen

Gottesdienst mit Christina Biere, Lioba Diez,

Sven Giegold und Martin Kolek . . . . . 421

Zentrum **Regenbogen**

Gleichberechtigung und queere Menschenrechte

Ein weltweiter kirchlicher Lernprozess?

Vorträge von Sarah Kohrt und Astrid Kleist . . . . . 430

Zentrum **Sport**

Bewegt Belebt Begeistert

Sport und Glaube als Lebenskunst

Vortrag und Gespräch mit Stefan Schneider und Magdalena

Neuner . . . . . 440

Zentrum **Stadt und Umwelt**

Umwelt, Klima und Gerechtigkeit – heute handeln

Eine globale Perspektive

Impulse und Gespräch mit Heinrich Bedford-Strohm, Raju

Pandit Chhetri, Cornelia Füllkrug-Weitzel, Eckart von Hirsch-

hausen, Luisa Neubauer und Johan Rockström . . . . . 450

Podienreihe **Dialog**

Des Friedens überdrüssig?

Wenn religiöse Visionen konkret werden

Gespräch mit Cheikh Khaled Bentounès, Jackie Feldman und

Margot Käßmann . . . . . 461

Zentrum **Wandel**

Mit Blick auf die Zukunft ...

Ein Kamingespräch über Veränderungen, Visionen und

Tatkraft mit Kevin Kühnert und Ellen Ueberschär . . . . . 471

Zentrum **Weltanschauungen**

Wie politisch darf Religion sein?

Visionen für die Gesellschaft

Vortrag und Gespräch mit Friedmann Eißler, Stephan Holthaus, Lamya Kaddor, Margot Käßmann und Wolfgang Schäuble . . . . .	481
---	-----

Podienreihe **Wirtschaft, Demokratie, Eigentum**

Demokratie unter Druck

Wie Vertrauen in das Politische wächst

Vortrag und Gespräch mit Gesine Schwan und Sven Giegold . . . . .	494
---	-----

Thementag **Yes we care!**

Kein ich ohne wir – Kein wir ohne mich

Wie gelingt schöpferische Zukunftsgestaltung?

Vortrag von Vandana Shiva . . . . .	505
-------------------------------------	-----

Podienreihe **Zivilgesellschaft, Arbeit, Sozialstaat**

Vom Wert der Arbeit

Wie weiter mit Arbeitswelt und Sozialstaat?

Vortrag und Gespräch mit Anke Hassel, Hans-Peter Klös und Hubertus Heil . . . . .	509
--	-----

**Resolutionen**

Resolution 1: Für eine gerechte und nachhaltige Bodenordnung mithilfe einer Bodenwertsteuer . . . . .	522
Resolution 2: Gottes Güter umsonst – Einfach frei . . . . .	525
Resolution 3: Die Ziele des Pariser Klimaabkommens konsequent umsetzen . . . . .	527
Resolution 4: Sicherheit und Vertrauen in der digitalen Gesell- schaft stärken . . . . .	529
Resolution 5: Für eine sozialverträgliche CO <sub>2</sub> -Abgabe durch Pro- Kopf-Rückverteilung . . . . .	531
Resolution 6: Mit interreligiösem Dialog Leben retten und Zukunftsperspektiven bauen – in Deutschland und im Nahen Osten! . . . . .	533
Resolution 7: Schicken wir ein Schiff! . . . . .	535
Resolution 8: Schritte für mehr Tierschutz . . . . .	536
Resolution 9: Bezahlbarer Wohnraum für alle . . . . .	538
Resolution 10: Zukunftssicherung statt Rüstung und Zerstörung . . . . .	540

**Ende**

Schlussgottesdienst . . . . .	543
Predigt von Sandra Bils . . . . .	543
Predigt von Kristin Jahn . . . . .	546
Wort des Kirchentages von Hans Leyendecker . . . . .	549

**Berichte**

Staunen – Hoffnung – Vertrauen	
Eine Bilanz des 37. Deutschen Evangelischen Kirchentages	
Hans Leyendecker . . . . .	551
Vertrauen als Erfahrung	
Eine Bilanz des 37. Deutschen Evangelischen Kirchentages	
Julia Helmke . . . . .	556
Abend der Begegnung	
Was für ein Vertrauen: »Da machse wat mit!«	
Marit Günther . . . . .	560
»Alle werden gehört«	
Partizipative Formate beim Kirchentag	
Thomas Bastar . . . . .	562
Pavillon der guten Nachrichten	
Ute Engel und Silke Roß . . . . .	566
Klimaschutz und Klimaanpassung gehen beim Kirchentag erst-	
mals Hand in Hand	
Christof Hertel, Kathrin Hölscher und Axel Rolfmeier . . . . .	569
Migration, Integration, Anerkennung	
Der Rote Faden beim Dortmunder Kirchentag	
Joy Asongazoh Alemazung und Ansgar Gilster . . . . .	574
Teilnehmen aus dem Ausland	
Eine Nachbetrachtung des Internationalen Zentrums in Dortmund	
Karen Baumann, Gerhard Koepsel, Bianca-Jeanette Schröder	
und Franziska Thies . . . . .	578
Acht Kröten als Startkapital oder vom Leben auf dem Baum ...	
Eindrücke aus dem Zentrum Kinder und dem Zentrum Jugend	
Silke Roß . . . . .	580
Bunt – vielfältig – engagiert	
Der Markt der Möglichkeiten	
Kerstin Dominika Urban . . . . .	584
Der Kirchentag im Medienspiegel	
Stephan von Kolson . . . . .	588

Der Kirchentag in Zahlen	
Bericht von Stephan von Kolson . . . . .	592
Übersicht . . . . .	595
Verzeichnis der Autor*innen . . . . .	601



---

## Vorwort

»Was für ein Vertrauen!

Manche nennen es Unsinn. Und wenden sich ab.

Manche nennen es naiv. Und lachen darüber.

Manche nennen es riskant. Und regen sich auf.

Manche nennen es mutig. Und werden neugierig.

Manche ahnen: Es liegt eine so ungeheure Kraft darin.

Und wünschen sich nichts als: mehr davon!«

Mit diesen kraftvollen Worten begann Präses Annette Kurschus ihre Eröffnungspredigt für den 37. Deutschen Evangelischen Kirchentag 2019 in Dortmund. Gemeinsam mit den Predigten der anderen Eröffnungsgottesdienste zeigen diese Worte das weite Feld der Kirchentagslosung *Was für ein Vertrauen* (2. Könige 18,19) auf: Zum einen die Erfahrung schwankender Sicherheiten und erschütterter Fundamente in dieser Zeit – worauf können wir in Zeiten des Klimawandels, der Hetze und der Fake News noch vertrauen? Zum anderen Vertrauen als Möglichkeit, die Welt mit neuen Augen zu sehen und sich zuzutrauen, sie zu gestalten – darauf vertrauend, dass Gott es gut mit den Menschen und der gesamten Schöpfung meint und hierfür Wege weist.

»Und wünschen sich nichts als: mehr davon!« Kein leichtes Unterfangen ist es, nach einem Kirchentag seine besondere Atmosphäre, das Gemeinschaftsgefühl, das Miteinander einzufangen. In dem vorliegenden Band sind Sie eingeladen, noch einmal in eine exemplarische Auswahl von Veranstaltungen einzutauchen. Sie können hier einige der über 2000 Kirchentagsveranstaltungen nachlesen, der Vielfalt der Themen und der Sprecher\*innen nachspüren und vor allem die intensive Auseinandersetzung damit nachvollziehen, was es heute heißt, Vertrauen zu haben und zu zeigen. Die Texte ruhen zu weiten Teilen auf den Audiomitschnitten der Veranstaltungen, die wir transkribiert und in Absprache mit den Beteiligten überarbeitet haben. Aus Platzgründen können wir in den meisten Fällen nur einen Ausschnitt der Veranstaltung wiedergeben. Eine Nennung aller Beteiligten der Veranstaltungen finden Sie im Programmheft des Kirchentages.

Bereits in der Eröffnungspressekonferenz wurde deutlich, dass der Kirchentag *Glaubensfest und politischer Kirchentag* zugleich werden würde. Das in diesem Band abgedruckte Medienecho bezeugt die breite Wahrnehmung des Kirchentags als Ort der politischen Aussagen und Strahlkraft. Hans Leyendeckers Auftritt zusammen mit Leoluca Orlando, dem

Oberbürgermeister von Palermo, als klarer Einsatz für die Seenotrettung und für die Menschen, die im Mittelmeer in Not geraten, wird in Erinnerung bleiben. Ebenso wie die deutliche Absage des Präsidiums des Kirchentages an Repräsentant\*innen der Partei Alternative für Deutschland, als Podienteilnehmer\*innen aufzutreten. Politisch aktuell war auch das Gedenken zu Beginn, das traditionell vor dem Eröffnungsgottesdienst stattfindet. In Dortmund wurde am Platz der alten Synagoge gleichzeitig der jüdischen Opfer der NS-Diktatur gedacht und der Opfer des Terrors der NSU. Und es wurde gedacht an den Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke, der am 2. Juni 2019 ermordet worden war, allem Anschein nach, weil er sich für die Aufnahme geflüchteter Menschen eingesetzt hatte. Die Seenotrettung stand auch im politischen Nachtgebet »Ihre Namen im Buch des Lebens – Sterben an Europas Grenzen« im Mittelpunkt. Sandra Bills fasste bei ihrer ergreifenden Predigt im Abschlussgottesdienst das eigentlich Selbstverständliche zusammen mit den Worten »Man lässt keine Menschen ertrinken. Punkt.«

Der Kirchentag hatte in diesem Jahr neben dem amtierenden erstmals alle lebenden ehemaligen Bundespräsidenten zu Gast, die jeweils in einer Podiumsdiskussion über ein ihnen besonders am Herzen liegendes Thema diskutierten. Christian Wulff fragte gemeinsam mit Bischöfin Petra Bosse-Huber, dem Zentralratsvorsitzenden Aiman A. Mazzyk und der Journalistin Merve Kayikci: »Wie viel Religion verträgt der Staat?« Joachim Gauck war in der Podienreihe »Angst« zu Gast und Horst Köhler skizzierte mit aufrüttelnden Worten seine Vision für zukünftige Partnerschaft von Afrika und Europa.

Politisch aktuelle Themen wurden in den *Hauptvorträgen und Hauptpodien* kontrovers diskutiert, die Sie hier alle in Auszügen nachlesen können. Die Spanne der Autor\*innen und Themen reicht von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, der zu »Vertrauen in die digitale Zukunft« aufrief, über den Vorsitzenden des Deutschen Ethikrats, den Theologen Peter Dabrock, der daran erinnerte, die »Geheimnisthaftigkeit des Menschen« zu verteidigen, bis hin zu Vorträgen der Journalisten Heribert Prantl und Georg Mascolo gegen die lähmenden Kräfte der Angst und die Glaubwürdigkeit des Journalismus im neuen Zusammenspiel der digitalen Medien. Der weltweite Multilateralismus und kluges politisches Handeln standen im Mittelpunkt eines intensiven Gesprächs von Bundeskanzlerin Angela Merkel mit der ehemaligen Präsidentin Liberias, Ellen Johnson-Sirleaf. Friedensnobelpreisträger Denis Mukwege erörterte mit Bundesaußenminister Heiko Maas und der spanischen Ärztin und Benediktinerin, Sr. Teresa Forcades i Vila, wie mit politischen Mitteln der Schutz von Frauen und Kindern in gewalttätigen Konflikten verbessert werden kann.



Weitere Hauptpodien widmeten sich der Frage, wo politischer Konservatismus endet und Rechtspopulismus beginnt, oder setzten ein klares Zeichen gegen Antisemitismus in der (kirchlichen) Gesellschaft oder nahmen – als pervertierte Form von Vertrauen – das Thema Missbrauch auf, den Umgang mit sexueller Gewalt im Bereich von Kirche(n).

Aus den wieder gut besuchten *Bibelarbeiten* konnte eine gehaltvolle und vielfältige Auswahl für diesen Band getroffen werden. Der Hiob-Text der *Bibelarbeiten* vom Donnerstag (Hiob 2,7–13) wurde beispielhaft von dem Theologen Pierre Stutz interpretiert, der den bekannten Text über den Umgang mit dem Leid von Schwerkranken anhand von Kinofilmen neu auslegte. Einem der theologisch herausforderndsten Texte der gesamten Bibel (1 Mose 22,1–9) haben sich Gesundheitswissenschaftler Michael Hofmann und Diakonin Ulrike Kahle am Kirchentagsfreitag mit einer Dialogbibelarbeit in Leichter Sprache gestellt. Für den Samstag des Kirchentags können Sie unter anderem die kraftvolle Auslegung der lettischen Theologin Dace Balode zu Lukas 7,36–50 entdecken. Sie zeigte in ihrer Lesart des biblischen Textes, wie stark und durchsetzungsfähig die Frau handelte, die Jesus im Haus der Pharisäer die Füße salbte.

Der Dortmunder Kirchentag bot zugleich Raum, um über die Meilensteine der Kirchentagsgeschichte, die immer zugleich Zeit- und Kirchengeschichte ist, zu reflektieren. Neben dem Jahrestag des Mauerfalls vor 30 Jahren feierten wir in Dortmund den *70. Geburtstag des Kirchentages* mit einer musikalischen Zeitreise, Interviews und zahlreichen Kirchentagsliedern aus West und Ost. Auch das Feierabendmahl hatte Jubiläum. Seit inzwischen 40 Jahren wird diese Verbindung von politischem Kirchentag und erfahrungssattem Glaubensfest gelebt und erneuert. Die Erinnerungen an den Beginn und den Blick in die Zukunft können Sie nachlesen.

Die Trias *Migration, Integration, Anerkennung* durchzog thematisch mit über 100 Veranstaltungen den Kirchentag als Roter Faden. Schon in der Vorbereitung versuchte der Kirchentag, Menschen mit Migrationserfahrung oder Migrationshintergrund in die Themensetzung und Veranstaltungsplanung einzubeziehen. Der Soziologe Aladin El-Mafaalani wies in der Podienveranstaltung »Dazu gehören – aber wozu?« darauf hin, dass Konflikte nicht unbedingt ein Zeichen für eine gespaltene Gesellschaft seien. Im Gegenteil: Wenn die Gesellschaft sich verdichte, wenn mehr und verschiedene Menschen »mit am Tisch« saßen, so seien Konflikte selbstverständlich. Dann müsse die Frage in den Fokus rücken, wohin wir wollen, worüber wir eigentlich streiten wollen und wie in der offenen Gesellschaft Zusammengehörigkeit und Zusammenhalt organisiert werde.

Die Dokumentation der verschiedenen Veranstaltungsformate macht die Vielfalt und Diskussionsfreude des Dortmunder Kirchentages in besonderer Breite nachvollziehbar.

Eine wichtige Rolle spielte in Dortmund der *interreligiöse Dialog*. Erstmals fand auf einem Kirchentag eine »Triolog-Podienreihe« statt, die Vertreter\*innen der drei abrahamitischen Religionen auf ein Podium brachte. Die Friedensverantwortung und Friedenskraft religiöser Texte waren Thema eines Gesprächs mit Margot Käßmann, Jackie Feldman und Cheikh Khaled Bentounès. Sensibel, selbstkritisch und bei allem Dialog konstruktiv streitbar ging es unter anderem um Antisemitismus in der Feministischen Theologie bei der Theologin Katharina von Kellenbach; Muna Tatari, Natalia Verzhbovska und Michaela Geiger diskutierten die unterschiedliche Rolle und Wirkmacht von Vertrauen in den maßgeblichen religiösen Texten. Und ein gelungenes Experiment: 80 jüdische und muslimische Gäste nahmen mit einem Stipendium am Kirchentag teil.

Auch das Thema *Umwelt* wurde wie üblich auf allen Ebenen großgeschrieben. Die praktischen Seiten des Umweltengagements des Kirchentages finden Sie im Berichtsteil. Das Zentrum Stadt und Umwelt fand in einer der größten Hallen statt. Hier machte der Klimawissenschaftler Johann Rockström den Teilnehmenden Mut: Man habe bereits die notwendigen Lösungen für saubere Energie, umweltfreundlichen Verkehr, nachhaltige Ernährung der Weltbevölkerung und eine regenerative Kreislaufwirtschaft zur Reduktion von Müll. Jetzt müsse es darum gehen, eine »Koalition der Entschlossenen« zu bilden und die gleichgültige Mehrheit mitzureißen, um die Nachhaltigkeitsziele zu erreichen. Die Umweltaktivistin und Trägerin des Alternativen Nobelpreises Vandana Shiva erinnerte daran, dass wir eine Menschheit auf einem einzigen Planeten seien.

Die beiden *regionalen Zentren zu den Themen Sport und Wandel* haben besondere Akzente gesetzt, so etwa in einer Veranstaltung unter anderem mit der Biathletin Magdalena Neuner zur Frage, wie Sport, Glaube und Seelsorge zusammengehören. Im *Zentrum Gottesdienst* fragt der Soziologe Hartmut Rosa, warum immer weniger Menschen regelmäßig Gottesdienste besuchen und wie sie zu einer geglückten »Oasenerfahrung« werden können. Die Frage nach der befördernden oder herabsetzenden Rolle der Kirchen beim Ringen um Gleichberechtigung queerer Menschen weltweit wurde im *Zentrum Regenbogen* aufgeworfen: Welche Kontroversen gibt es hier, wo finden sich ermutigende Zeichen der gegenseitigen Anerkennung? Lesenswert ist auch der Impuls von Gesine

Schwan in der *Podienreihe Demokratie und Zivilgesellschaft*, in dem sie sich mit der politischen Situation nach den Europawahlen auseinandersetzt, in der es so scheint, als ob »das Vertrauen offensichtlich zurzeit nicht aufgebracht [wird], in was und wen auch immer«. Aus dem englischsprachigen *International Peace Centre* ist ein Betrag zu finden, der verschiedene, aktuelle Ansätze der Friedens- und Konfliktforschung aufzeigt und kritisch auf die Verteidigungsausgaben der EU eingeht. Aus der *Kulturkirche* konnten wir einen Betrag der Poetry-Slammerin Janina Dück gewinnen, die die Kirchentagsbesucher\*innen unter dem Schlagwort »Heimatrauschen« mitnahm: »Komm nach Hause – wenn du in meinen Armen tanzt, rauscht nicht der Vorhang, sondern der Fluss des Lebens, er rauscht hinter dir!«

Wie in den letzten Jahren schon, sind in der vorliegenden Dokumentation des Kirchentages zahlreiche *Berichte* zu finden, die Ihnen Einblicke bieten in den Trubel des Abends der Begegnung und des Marktes der Möglichkeiten; persönliche Schilderungen, die Sie mitnehmen in die eindrucksvolle »Kinderstadt« (*Zentrum Kinder*) und in das Internationale Zentrum für unsere Gäste aus aller Welt. Einzigartig in Dortmund war der »Pavillon der guten Nachrichten« mitten in der Innenstadt, ein Ort der Ruhe, der Begegnung, des Lesens und Teilens, wo auf Zetteln unter anderem immer neue, Mut machende Gedanken gesammelt wurden, zum Beispiel: »Liebe ist unendlich teilbar«. Außerdem zeigt dieser Band, dass das partizipative Instrument der *Resolutionen* noch gerne genutzt wird. Die zehn verabschiedeten Resolutionen sind im Wortlaut abgedruckt.

Ganz herzlicher Dank geht an Christian Ecker für die Organisation der Audio-Mitschnitte und an Gerda Diezemann, Kathrin Jung, Anja Winter-Krah, Renate Kullmann-Seel und Ilse Müller, die in unermüdlicher Arbeit die Mitschnitte transkribiert haben. Wir danken besonders Rosa Coco Schinagl, Ute Engel und Constanze von Wrangel für die Bearbeitung der Texte. Dank geht an Thomas Krüger und Christoph Krenzer für das zuverlässige Lektorat. Im Bereich der Übersetzung und der englischsprachigen Texte geht unser Dank an Elaine Griffiths, die uns mit beeindruckender Detailkenntnis bei der Übersetzung der englischen Beiträge unterstützt hat. Besonderes danken möchten wir dem Gütersloher Verlagshaus, mit dessen Unterstützung dieser Band auch kostenfrei über die Homepage des Kirchentages abrufbar ist, besonders Gudrun Krieger für die Geduld und fachliche Beratung. Unterstützt haben uns unsere Kolleg\*innen Jakob Haller, Sirkka Jendis, Carsten Kranz, Stephan Menzel, Lydia Seifert und Arnd Schomerus.

Ein großer Dank gebührt Johanna Lerch, die die gesamte Entstehung des Manuskripts begleitet und alle Schritte koordiniert hat, und Mario Zeißig für seine intensive Mitarbeit.

Das letzte Wort hat Hans Leyendecker, Präsident des 37. Deutschen Evangelischen Kirchentages. Mit großem Vertrauen und Zutrauen in die Unternehmung Kirchentag ist er uns zur Seite gestanden und hat uns beherzt durch die Vor- und Nachbereitungen geleitet. Wir danken ihm dafür, auch für sein kontinuierliches unerschütterliches Vertrauen in uns und schließen uns seinem »Kirchentagswort« an:

»Der Kirchentag hat seine Losung an sich selbst erfahren: darum auch Dank an die Helferinnen und Helfer, die Musiker und Posaunisten, die Künstler und überhaupt: euch Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Ihr alle habt ermöglicht, dass wir gegenseitig Vertrauen erlebt haben: durch Lachen und Freundlichkeit, durch Geduld und Gebet.

Wir haben mit den Augen unserer Herzen das Elend in dieser Welt gesehen. Wir haben uns über Ungerechtigkeiten empört. Wir haben Lösungen diskutiert und Wege gesucht. Klar ist: Wir müssen handeln! Haltung zeigen! Mut haben! Uns was trauen!«

Eine gute Lektüre wünschen die Herausgeberinnen

Dr. Julia Helmke, Generalsekretärin und  
Dr. Stefanie Rentsch, Studienleiterin

Fulda, im März 2020

---

## Bibeltexte

### Losung des Kirchentages und Predigttext der Eröffnungsgottesdienste

#### Was für ein Vertrauen – 2 Könige 18,19

*Übersetzung für den Kirchentag in Dortmund 2019*

<sup>19</sup>Der assyrische Befehlshaber sprach zu ihnen: Berichtet doch dem König Hiskia: So hat der Großkönig, der König von Assyrien, gesprochen: Was ist das für ein Vertrauen, auf das du dich stützt?

*Luther 2017*

<sup>19</sup>Und der Rabschake sprach zu ihnen: Sagt doch dem König Hiskia: So spricht der große König, der König von Assyrien: Was ist das für ein Vertrauen, das du da hast?

*Bibeltext in Leichter Sprache*

Ich staune.

Und ich bin überrascht.

Du traust dich ja was.

Was für ein Vertrauen hast du?

Auf was verlässt du dich?

Wo nimmst du dein Vertrauen her?

# Predigttext des Ökumenischen Gottesdienstes an Fronleichnam

## Vertrauen auf den Gott, der Tote aufweckt – 2 Korinther 1,8–11

*Übersetzung für den Kirchentag in Dortmund 2019*

<sup>8</sup>Wir wollen euch nicht verschweigen, liebe Geschwister, dass wir in der Provinz Asía in eine lebensgefährliche Lage geraten sind. Die Belastung ging über unsere Kraft, so sehr, dass wir tatsächlich am Leben verzweifelten. <sup>9</sup>Ja, wir selbst hatten uns schon innerlich mit dem Todesurteil abgefunden, so dass wir alles Vertrauen nicht mehr auf uns selbst setzten, sondern auf die Lebendige, die die Toten zum Leben erweckt.

<sup>10</sup>Gott hat uns aus schrecklichen Todesnöten gerettet und wird uns retten. Deshalb erhoffen wir von Gott Rettung wieder und wieder. <sup>11</sup>So hilft auch ihr mit durch euer Gebet für uns, damit durch viele Menschen vielfältig für uns gedankt wird – für die Zuwendung, die uns geschenkt wurde.

*Luther 2017*

<sup>8</sup>Denn wir wollen euch, Brüder und Schwestern, nicht verschweigen die Bedrängnis, die uns in der Provinz Asia widerfahren ist, da wir über die Maßen beschwert waren und über unsere Kraft, sodass wir auch am Leben verzagten; <sup>9</sup>und wir dachten bei uns selbst, zum Tode verurteilt zu sein. Das geschah aber, damit wir unser Vertrauen nicht auf uns selbst setzten, sondern auf Gott, der die Toten auferweckt,

<sup>10</sup>der uns aus solcher Todesnot errettet hat und erretten wird. Auf ihn hoffen wir, er werde uns auch hinfert erretten. <sup>11</sup>Dazu hilft auch ihr durch eure Fürbitte für uns, damit von vielen auf vielfältige Weise um unsertwillen Dank dargebracht werde für die Gabe, die uns gegeben ist.

*Bibeltext in Leichter Sprache*

Paulus schreibt einen Brief.

Er schreibt:

Ich möchte euch etwas erzählen.

Das ist mir wichtig.

Ich war auf einer Reise.

Ein Freund war dabei.

Es war gefährlich.

Wir hatten Angst.  
Sehr viel Angst.  
Es war zu viel für uns.  
Wir waren verzweifelt.  
Ich war mir sicher:  
Wir werden sterben.

Aber dann wurde alles anders:  
Ich lebe noch!  
Mein Freund auch!  
Ich habe gemerkt:  
Wir vertrauen nur Gott.  
Immer.

Gott kann Tote lebendig machen.  
Das glaube ich.  
Darauf vertraue ich.  
Gott hat uns gerettet.  
Vor dem Tod.  
Das wird Gott auch wieder tun.  
Ich hoffe:  
Gott wird uns alle immer wieder retten.

Bitte helft mir:  
Betet für uns.  
Damit sagt ihr Gott: Danke.  
Für das Geschenk von Gott an uns.

## Bibelarbeiten am Donnerstag

### Vertrauensfrage: Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? – Hiob 2,7–13

*Übersetzung für den Kirchentag in Dortmund 2019*

<sup>7</sup>Der Ankläger ging weg vom Angesicht des Lebendigen. Er schlug Hiob mit bösem Geschwür von der Sohle bis zum Scheitel. <sup>8</sup>Hiob nahm sich eine Scherbe, um sich damit zu kratzen. Er saß die ganze Zeit mitten im Dreck. <sup>9</sup>Da sagte seine Frau zu ihm: »Bleibst du immer noch dabei, dass du rechtschaffen bist? ›Segne‹ Gott und stirb!« <sup>10</sup>Er sagte zu ihr: »Du redest, wie eine redet, die den Verstand verloren hat! Das Gute nehmen wir an von Gott – und das Böse nehmen wir nicht an?« In all dem versündigte Hiob sich nicht mit seinen Lippen.

<sup>11</sup>Drei Freunde von Hiob hörten von all dem Bösen, das ihn getroffen hatte. Sie kamen, jeder aus seinem Ort: Elifas aus Teman, Bildad aus Schuach und Zofar aus Na'ama. Sie verabredeten, gemeinsam hinzugehen, um ihre Anteilnahme zu bekunden und ihn zu trösten.

<sup>12</sup>Als sie von ferne aufblickten und ihn nicht wiedererkannten, fingen sie an, laut zu klagen. Sie zerrissen jeder sein Obergewand und warfen Staub gen Himmel, auf ihre Köpfe. <sup>13</sup>Sie saßen mit ihm sieben Tage und sieben Nächte auf der Erde. Keiner sprach ein Wort zu ihm, denn sie sahen, wie groß sein Schmerz war.

*Luther 2017*

<sup>7</sup>Da ging der Satan hinaus vom Angesicht des Herrn und schlug Hiob mit bösen Geschwüren von der Fußsohle an bis auf seinen Scheitel. <sup>8</sup>Und er nahm eine Scherbe und schabte sich und saß in der Asche. <sup>9</sup>Und seine Frau sprach zu ihm: Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Fluche Gott und stirb! <sup>10</sup>Er aber sprach zu ihr: Du redest, wie die törichten Frauen reden. **Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?** In diesem allen versündigte sich Hiob nicht mit seinen Lippen.

<sup>11</sup>Als aber die drei Freunde Hiobs all das Unglück hörten, das über ihn gekommen war, kamen sie, ein jeder aus seinem Ort: Elifas von Teman, Bildad von Schuach und Zofar von Naama. Denn sie wurden eins, dass sie kämen, ihn zu beklagen und zu trösten.

<sup>12</sup>Und als sie ihre Augen aufhoben von ferne, erkannten sie ihn nicht und erhoben ihre Stimme und weinten, und ein jeder zerriss sein Kleid, und sie warfen Staub gen Himmel auf ihr Haupt <sup>13</sup>und saßen mit ihm auf



der Erde sieben Tage und sieben Nächte und redeten nichts mit ihm;  
denn sie sahen, dass der Schmerz sehr groß war.

*Bibeltext in Leichter Sprache*

Das erlaubt Gott:

Ein Mann wird sehr krank.

Der Mann heißt Hiob.

Gott hat die Krankheit erlaubt.

Jetzt ist Hiob krank.

Hiob hat Wunden am ganzen Körper:

Vom Kopf bis zu den Füßen.

Hiob hat große Schmerzen.

Immer wieder fasst er die Wunden an.

Hiob geht es schlecht.

Er liegt auf der Erde:

Im Dreck.

Die Frau von Hiob fragt ihren Mann:

Warum hast du noch Vertrauen zu Gott?

Die Frau sagt:

Du bist Gott treu.

Aber: Jetzt bist du sehr krank.

Nur weil Gott das erlaubt hat:

Deshalb bist du jetzt sehr krank.

Zeige die Wut auf Gott.

Und dann musst du sterben.

Hiob sagt zur Frau:

Denke über Vertrauen nach.

Dann lass uns reden.

Dann verstehst du vielleicht.

Hiob sagt:

Ich habe Vertrauen zu Gott!

Wir nehmen das Gute.

Denn das Gute kommt von Gott.

Und dann nehmen wir auch das Schlechte.

Denn auch das Schlechte kommt von Gott.

Ich bin Gott treu.

Freunde von Hiob kommen.

Und die Trauer ist sehr groß.

Denn Hiob geht es schlecht.  
Alle sehen die Wunden.  
Und das Leid.  
Und den Schmerz.  
Die Freunde weinen.  
Und schreien die Trauer heraus.

Hiob sitzt auf dem Boden.  
Die 3 Freunde setzen sich dazu.  
Sie sitzen nah bei Hiob.  
Alle werden still.  
Und schweigen eine ganze Woche.

Die Freunde denken an Hiob.  
Und die Wunden.  
Und das Leid.  
Und den Schmerz.  
Die Trauer ist sehr groß.

Eine ganze Woche sind die Freunde da.  
Und sie teilen mit Hiob:  
Die Tage und die Nächte.  
Den Schmerz und die Trauer.

## Bibelarbeiten am Freitag

### Vertrauenskrise – 1 Mose 22,1–19

*Übersetzung für den Kirchentag in Dortmund 2019*

<sup>1</sup>Es geschah nach alldem, dass Gott Avraham prüfte.

Er sagte zu ihm: »Avraham!« Der antwortete: »Hier bin ich!« <sup>2</sup>Er sagte: »Nimm doch deinen Sohn, deinen einzigen, den du liebhabst, Jizchak. Und geh zum Land Moria und führe ihn dort hinauf zum Brandopfer, auf einem der Berge, den ich dir nennen werde.«

<sup>3</sup>Avraham stand früh am Morgen auf, sattelte seinen Esel und nahm zwei seiner jungen Leute mit – und Jizchak, seinen Sohn. Er spaltete Holz für das Brandopfer, machte sich auf und ging zu dem Ort, den Gott ihm genannt hatte. <sup>4</sup>Am dritten Tag blickte Avraham auf. Da sah er den Ort von ferne. <sup>5</sup>Zu seinen jungen Leuten sagte er: »Bleibt mit dem Esel hier. Ich und der Junge, wir wollen dorthin gehen, uns niederwerfen und anbeten, und dann zu euch zurückkommen.« <sup>6</sup>Avraham nahm das Holz für das Brandopfer und legte es auf Jizchak, seinen Sohn. Er selbst nahm das Feuer und das Messer in die Hand. So gingen die beiden miteinander. <sup>7</sup>Jizchak sagte zu seinem Vater Avraham: »Mein Vater!« Der antwortete: »Hier bin ich, mein Sohn!« Da sagte Jizchak: »Hier ist das Feuer und das Holz. Und wo ist das Tier für das Brandopfer?« <sup>8</sup>Avraham sagte: »Gott wird sich das Tier für das Brandopfer ausersehen, mein Sohn.« So gingen die beiden miteinander.

<sup>9</sup>Sie kamen zu dem Ort, den Gott ihm genannt hatte. Dort baute Avraham den Altar und schichtete das Holz auf. Er band Jizchak, seinen Sohn, und legte ihn auf den Altar, oben auf das Holz.

<sup>10</sup>Avraham streckte seine Hand aus und nahm das Messer, um seinen Sohn zu schlachten. <sup>11</sup>Da rief der Bote Adonajs vom Himmel her zu ihm: »Avraham! Avraham!« Der antwortete: »Hier bin ich!«

<sup>12</sup>Er sagte: »Strecke deine Hand nicht gegen den Jungen aus und tue ihm nichts. Ja, ich weiß jetzt, dass du gottesfürchtig bist und mir deinen Sohn, deinen einzigen, nicht vorenthalten hast.«

<sup>13</sup>Avraham blickte auf und sah: Da! Hinten im Gestrüpp hatte sich ein Widder mit seinen Hörnern verfangen. <sup>14</sup>Avraham ging hin, nahm den Widder und führte ihn als Brandopfer hinauf, anstelle seines Sohnes. Und Avraham nannte jenen Ort: »Adonaj wird sehen.« Wie man noch heute sagt: »Auf dem Berg lässt Adonaj sich sehen.«

<sup>15</sup>Der Bote Adonajs rief ein zweites Mal vom Himmel her zu Avraham und sagte: »Ich schwöre bei mir selbst, spricht Adonaj: Weil du das getan hast und mir deinen Sohn, deinen einzigen, nicht vorenthalten hast,

<sup>16</sup>deswegen will ich dich mit Segen segnen <sup>17</sup>und deine Nachkommenschaft immer mehr vermehren – wie die Sterne des Himmels und der Sand am Ufer des Meeres. Deine Nachkommen werden das Tor ihrer Feinde einnehmen. <sup>18</sup>Mit deinen Nachkommen werden alle Völker der Erde einander segnen, weil du auf meine Stimme gehört hast.«

<sup>19</sup>Danach kehrte Avraham zu den jungen Leuten zurück. Sie brachen auf und gingen miteinander nach Ber-Scheva, und Avraham blieb in Ber-Scheva wohnen.

### *Luther 2017*

<sup>1</sup>Nach diesen Geschichten versuchte Gott Abraham und sprach zu ihm: Abraham! Und er antwortete: Hier bin ich. <sup>2</sup>Und er sprach: Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und geh hin in das Land Morija und opfere ihn dort zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir sagen werde.

<sup>3</sup> Da stand Abraham früh am Morgen auf und gürtete seinen Esel und nahm mit sich zwei Knechte und seinen Sohn Isaak und spaltete Holz zum Brandopfer, machte sich auf und ging hin an den Ort, von dem ihm Gott gesagt hatte. <sup>4</sup>Am dritten Tage hob Abraham seine Augen auf und sah die Stätte von ferne. <sup>5</sup>Und Abraham sprach zu seinen Knechten: Bleibt ihr hier mit dem Esel. Ich und der Knabe wollen dorthin gehen, und wenn wir angebetet haben, wollen wir wieder zu euch kommen.

<sup>6</sup>Und Abraham nahm das Holz zum Brandopfer und legte es auf seinen Sohn Isaak. Er aber nahm das Feuer und das Messer in seine Hand; und gingen die beiden miteinander. <sup>7</sup>Da sprach Isaak zu seinem Vater Abraham: Mein Vater! Abraham antwortete: Hier bin ich, mein Sohn. Und er sprach: Siehe, hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Schaf zum Brandopfer? <sup>8</sup>Abraham antwortete: Mein Sohn, Gott wird sich ersehen ein Schaf zum Brandopfer. Und gingen die beiden miteinander.

<sup>9</sup>Und als sie an die Stätte kamen, die ihm Gott gesagt hatte, baute Abraham dort einen Altar und legte das Holz darauf und band seinen Sohn Isaak, legte ihn auf den Altar oben auf das Holz

<sup>10</sup>und reckte seine Hand aus und fasste das Messer, dass er seinen Sohn schlachtete. <sup>11</sup>Da rief ihn der Engel des Herrn vom Himmel und sprach: Abraham! Abraham! Er antwortete: Hier bin ich.

<sup>12</sup> Er sprach: Lege deine Hand nicht an den Knaben und tu ihm nichts; denn nun weiß ich, dass du Gott fürchtest und hast deines einzigen Sohnes nicht verschont um meinetwillen.

<sup>13</sup> Da hob Abraham seine Augen auf und sah einen Widder hinter sich im Gestrüpp mit seinen Hörnern hängen und ging hin und nahm den Widder und opferte ihn zum Brandopfer an seines Sohnes statt. <sup>14</sup>Und Abraham nannte die Stätte »Der Herr sieht«. Daher man noch heute sagt: Auf dem Berge, da der Herr sich sehen lässt.

<sup>15</sup>Und der Engel des Herrn rief Abraham abermals vom Himmel her  
<sup>16</sup>und sprach: Ich habe bei mir selbst geschworen, spricht der Herr: Weil  
du solches getan hast und hast deines einzigen Sohnes nicht verschont,  
<sup>17</sup>will ich dich segnen und deine Nachkommen mehren wie die Sterne  
am Himmel und wie den Sand am Ufer des Meeres, und deine Nach-  
kommen sollen die Tore ihrer Feinde besitzen; <sup>18</sup>und durch deine Nach-  
kommen sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden, weil du meiner  
Stimme gehorcht hast.

<sup>19</sup>So kehrte Abraham zurück zu seinen Knechten. Und sie machten  
sich auf und zogen miteinander nach Beerscheba und Abraham blieb  
dasselbst.

*Bibeltext in Leichter Sprache*  
Gott prüft Abraham.

Gott ruft Abraham.  
Abraham sagt: Hier bin ich.

Und Gott sagt zu Abraham:  
Ich habe dir ein Kind geschenkt.  
Deinen Sohn Isaak.  
Du liebst dein einziges Kind.  
Nun gib mir das Kind zurück.

Gehe mit Isaak in die Berge.  
Binde Isaak an Holz fest.  
Und mache ein großes Feuer.  
Und schenke mir dein Kind.  
Töte Isaak.

Am nächsten Tag:  
Abraham steht früh auf.  
Er geht in die Berge.  
Er nimmt Isaak mit.  
Und zwei Helfer.  
Und einen Esel.  
Der Esel trägt Holz für ein Feuer.

Der Weg ist weit in die Berge.  
Sie gehen viele Tage.

Abraham sagt den Helfern:  
Bleibt im Tal.

Isaak und ich gehen auf den Berg.  
Da beten wir.  
Und ich mache Gott ein Geschenk.  
Isaak trägt das Holz auf den Berg.  
Abraham trägt das Feuer.  
Und ein Messer.

Isaak sagt:  
Wir beten auf dem Berg.  
Isaak fragt:  
Was wollen wir Gott schenken?  
Ein Schaf? Wo ist ein Schaf?

Abraham sagt:  
Gott sorgt für uns.  
Es wird ein Schaf da sein.

Der Weg ist lang.  
Dann sind sie da.

Abraham will ein großes Feuer machen.  
Er bindet Issak am Holz fest.  
Dann nimmt er das Messer.  
Er will Isaak töten.  
Und Gott das Kind zurückgeben.

Da: Eine Stimme.  
Ein Bote von Gott ruft aus dem Himmel:  
Abraham!

Abraham sagt:  
Hier bin ich.

Der Bote von Gott sagt:  
Lege das Messer weg!  
Du hast Gott vertraut.  
Dein Sohn soll leben.

Da sieht Abraham ein Schaf.  
Er holt das Schaf.  
Und tötet das Schaf: Für Gott.

Und der Bote von Gott ruft:

Abraham!  
Du hast Gott vertraut.  
Das war gut.

Gott sorgt für dich.  
Viele Sterne leuchten am Himmel.  
Und viele Kinder wirst du haben.  
Gott segnet deine große Familie.  
Deine Familie wird ein Segen sein.  
Weil du auf Gott vertraust.

## Bibeltext zu den Bibelarbeiten am Samstag

### Dein Vertrauen hat dir geholfen – Lukas 7,36–50

*Übersetzung für den Kirchentag in Dortmund 2019*

<sup>36</sup>Einer aus der pharisäischen Bewegung lud Jesus zum Essen ein. Jesus kam in das Haus des Pharisäers und legte sich zu Tisch. <sup>37</sup>Und seht: Da war eine Frau, die in der Stadt als Sünderin galt. Als sie erfuhr, dass Jesus im Haus des Pharisäers zu Gast war, brachte sie ein Alabastergefäß mit Balsamöl. <sup>38</sup>Sie stellte sich von hinten zu seinen Füßen und begann zu weinen. Ihre Tränen benetzten seine Füße. Mit ihren Haaren trocknete sie seine Füße, küsste sie und salbte sie mit dem Öl.

<sup>39</sup>Als der Pharisäer, sein Gastgeber, das sah, sagte er zu sich selbst: »Wenn er ein Prophet wäre, würde er erkennen, was für eine Frau ihn da berührt: eine Sünderin!« <sup>40</sup>Jesus wandte sich ihm zu und sagte: »Simon, ich habe dir etwas zu sagen.« Simon antwortete: »Sag es mir, Lehrer.«

<sup>41</sup>»Zwei Leute hatten Schulden bei einem Geldverleiher. Der eine schuldete 500 Denare, die andere 50. <sup>42</sup>Sie waren nicht in der Lage, das Geld zurückzuzahlen. Da schenkte er es ihnen beiden. Wer von ihnen liebt den Geldverleiher mehr?« <sup>43</sup>Simon antwortete: »Ich vermute, der, dem er am meisten geschenkt hat.« Jesus sagte zu ihm: »Du hast richtig geurteilt.«

<sup>44</sup>Er drehte sich zu der Frau um und sagte zu Simon: »Siehst du diese Frau? Als ich in dein Haus kam, hast du mir kein Wasser für meine Füße gegeben. Sie aber hat meine Füße mit Tränen benetzt und mit ihren Haaren getrocknet. <sup>45</sup>Du hast mich nicht mit einem Kuss begrüßt. Sie aber hat, seit sie hier ist, nicht aufgehört, meine Füße zu küssen. <sup>46</sup>Du hast meinen Kopf nicht mit Öl gesalbt, sie aber hat meine Füße mit Balsamöl gesalbt. <sup>47</sup>Deshalb sage ich dir: Ihre vielen Sünden sind ihr vergeben, denn sie hat viel geliebt. Wem aber wenig vergeben wird, liebt wenig.« <sup>48</sup>Jesus sagte zu ihr: »Dir sind die Sünden vergeben.«

<sup>49</sup>Da fingen die anderen am Tisch an, untereinander zu reden: »Wer ist er, dass er auch Sünden vergibt?« <sup>50</sup>Jesus sagte zu der Frau: »Dein Vertrauen hat dich gerettet. Geh in Frieden.«

*Luther 2017*

<sup>36</sup>Es bat ihn aber einer der Pharisäer, mit ihm zu essen. Und er ging hinein in das Haus des Pharisäers und setzte sich zu Tisch. <sup>37</sup>Und siehe, eine Frau war in der Stadt, die war eine Sünderin. Als die vernahm, dass er zu Tisch saß im Haus des Pharisäers, brachte sie ein Alabastergefäß mit



Salböl. <sup>38</sup> und trat von hinten zu seinen Füßen, weinte und fing an, seine Füße mit Tränen zu netzen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küsste seine Füße und salbte sie mit dem Salböl.

<sup>39</sup>Da aber das der Pharisäer sah, der ihn eingeladen hatte, sprach er bei sich selbst und sagte: Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüsste er, wer und was für eine Frau das ist, die ihn anrührt; denn sie ist eine Sünderin.

<sup>40</sup>Jesus antwortete und sprach zu ihm: Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Er aber sprach: Meister, sag es!

<sup>41</sup>Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner. Einer war fünfhundert Silber Groschen schuldig, der andere fünfzig. <sup>42</sup>Da sie aber nicht bezahlen konnten, schenkte er's beiden. Wer von ihnen wird ihn mehr lieben? <sup>43</sup>Simon antwortete und sprach: Ich denke, der, dem er mehr geschenkt hat. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geurteilt.

<sup>44</sup>Und er wandte sich zu der Frau und sprach zu Simon: Siehst du diese Frau? Ich bin in dein Haus gekommen; du hast mir kein Wasser für meine Füße gegeben; diese aber hat meine Füße mit Tränen genetzt und mit ihren Haaren getrocknet. <sup>45</sup>Du hast mir keinen Kuss gegeben; diese aber hat, seit ich hereingekommen bin, nicht abgelassen, meine Füße zu küssen. <sup>46</sup>Du hast mein Haupt nicht mit Öl gesalbt; sie aber hat meine Füße mit Salböl gesalbt. <sup>47</sup>Deshalb sage ich dir: Ihre vielen Sünden sind vergeben, denn sie hat viel geliebt; wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig. <sup>48</sup>Und er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben.

<sup>49</sup>Da fingen die an, die mit zu Tisch saßen, und sprachen bei sich selbst: Wer ist dieser, der auch Sünden vergibt? <sup>50</sup>Er aber sprach zu der Frau: Dein Glaube hat dir geholfen; geh hin in Frieden!

*Bibeltext in Leichter Sprache*

Simon will mit Jesus reden.

Simon ist ein Lehrer für die Bibel.

Man sagt: Er ist ein guter Mensch.

Simon lädt Jesus zum Essen ein.

Simon lädt auch andere Menschen ein:

Frauen und Männer.

Eine Frau will Jesus sehen.

Die Frau macht Sex für Geld.

Man sagt: Sie ist ein schlechter Mensch.

Die Frau geht zum Haus von Simon.

Alle sind beim Essen.

Die Frau kniet vor Jesus.

Und weint.

Tränen fallen auf die Füße von Jesus.

Die Frau trocknet die Füße.  
Mit ihrem Haar.  
Dann küsst sie die Füße.  
Die Frau hat Öl dabei.  
Das Öl ist wertvoll.  
Und riecht gut.  
Die Frau reibt die Füße mit dem Öl ein.

Simon ärgert sich.  
Er sagt: Die Frau ist schlecht.  
Warum ist sie Jesus so nah?  
Warum lässt Jesus das zu?  
Jesus sieht den Ärger von Simon.  
Und erzählt eine Geschichte:  
Ein reicher Mensch verleiht Geld.  
Ein Mann leiht sich viel Geld.  
Ein anderer Mann leiht sich wenig Geld.

Dann schenkt der reiche Mensch beiden das Geld.  
Der eine Mann hat dann viel Geld.  
Der andere Mann hat dann wenig Geld.

Jesus fragt Simon:  
Welcher Mann hat mehr Freude?

Simon sagt:  
Mehr Freude hat der Mann mit viel Geld.

Jesus sagt:  
Simon hat Recht.  
Wenn man viel bekommt:  
Dann ist die Freude auch groß.

Und Jesus sagt:  
Simon gab das Essen.  
Doch die Frau gab viel:  
Das Waschen der Füße.  
Und einen Kuss.  
Und wertvolles Öl.  
Die Frau zeigte Liebe.  
Jesus sagt:

Die Frau liebt von Herzen.  
Und vertraut.  
Die Liebe von Gott ist groß.  
Die Frau kann ganz neu anfangen.  
Jesus sagt zur Frau:  
Dein Vertrauen rettet dich.  
Du glaubst an Gott.  
Gehe in Frieden.

## **Biblischer Text der Feierabendmahle**

### **Vertrauen lernen – Markus 16,14–15**

*Übersetzung für den Kirchentag in Dortmund 2019*

<sup>14</sup>Zuletzt, als »die Elf« zu Tische lagen, zeigte Jesus sich ihnen. Er hielt ihnen vor Augen, dass sie kein Vertrauen hätten und verhärtet seien, weil sie denen nicht vertrauten, die ihn als Auferstandenen gesehen hatten.

<sup>15</sup>Und er sagte zu ihnen: »Geht in die ganze Welt und verkündet die Freudenbotschaft der ganzen Schöpfung.«

*Luther 2017*

<sup>14</sup>Zuletzt, als die Elf zu Tisch saßen, offenbarte er sich ihnen und schalt ihren Unglauben und ihres Herzens Härte, dass sie nicht geglaubt hatten denen, die ihn gesehen hatten als Auferstandenen. <sup>15</sup>Und er sprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur.

*Bibeltext in Leichter Sprache*

Die Freunde von Jesus treffen sich.

Sie fragen:

Was wird aus uns?

Jesus ist tot.

Gott ist für uns weit weg.

Was wird aus uns?

Und dann:

Jesus steht im Raum.

Alle sehen ihn.

Jesus ärgert sich.

Jesus sagt:

Wo ist euer Glaube?

Euer Vertrauen?

Ich lebe.

Anders als vorher.

Aber ich lebe.

Geht los.

Erzählt es allen.

Den Menschen.

Den Tieren.

Der ganzen Welt.

Es ist eine gute Nachricht:

Der Tod hat verloren.

Ich lebe.

Gott ist da.

## **Predigttext des Schlussgottesdienstes**

### **Werft euer Vertrauen nicht weg – Hebräer 10,35–36**

*Übersetzung für den Kirchentag in Dortmund 2019*

<sup>35</sup>Gebt eure Zuversicht nicht auf, welche großen Lohn erhält. <sup>36</sup>Denn ihr müsst standhaft bleiben, um zu tun, was Gott erwartet. Auf diese Weise werdet ihr erlangen, was Gott versprochen hat.

*Luther 2017*

<sup>35</sup>Darum werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat. <sup>36</sup>Geduld aber habt ihr nötig, auf dass ihr den Willen Gottes tut und das Verheißene empfangt.

*Bibeltext in Leichter Sprache*

Vertraut auf Gott.

Habt Mut beim Leben in der Welt!

Ihr seid frei.

Vertraut auf Gott.

Vertrauen und Mut belohnt Gott.

Auf den Lohn von Gott müsst ihr warten.

Ihr braucht Geduld.

Warten ist schwer.

Lebt nach den Regeln von Gott.

Und Gott gibt euch das Gute.

Gott hält das Versprechen.

## Kirchentagspsalm

### Psalm 23

*Übersetzung für den Kirchentag in Dortmund 2019*

<sup>1</sup> Ein Psalm, David zu eigen.

Gott ist meine Hirtin.

Nichts mangelt mir.

<sup>2</sup> Auf frischem Grün lässt Gott mich lagern  
und leitet mich zu Wassern der Ruhe.

<sup>3</sup> Meine Kraft gibt Gott mir zurück,  
führt mich in gerechten Spuren –  
so liegt es in Gottes Namen.

<sup>4</sup> Wenn ich auch gehn muss durchs Todschattental,  
fürcht ich kein Unheil.

Du bist ja bei mir.

Dein Stab, deine Stütze trösten mich.

<sup>5</sup> Du deckst vor mir einen Tisch,  
im Angesicht derer, die mir feind sind.

Du salbst mir den Kopf mit Öl,  
mein Becher ist übervoll.

<sup>6</sup> Nur Güte und Treue verfolgen mich alle Tage  
und ich bleibe in Gottes Haus mein Leben lang.

*Luther 2017*

<sup>1</sup> Ein Psalm Davids.

Der Herr ist mein Hirte,  
mir wird nichts mangeln.

<sup>2</sup> Er weidet mich auf einer grünen Aue  
und führet mich zum frischen Wasser.

<sup>3</sup> Er erquicket meine Seele.

Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.

<sup>4</sup> Und ob ich schon wanderte im finstern Tal,  
fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab  
trösten mich.

<sup>5</sup> Du bereitest vor mir einen Tisch  
im Angesicht meiner Feinde. Du salbest mein Haupt mit Öl und schen-  
kest mir voll ein.

<sup>6</sup> Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang,  
und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.

*Bibeltext in Leichter Sprache*

Gott ist bei mir.  
Ich vertraue Gott.

Gott sorgt für mich.  
Gott ist wie ein Hirte.  
Von allem habe ich genug.  
Ich vertraue Gott.

Gott hat einen Platz für mich:  
Da liege ich im grünen Gras.  
Ich habe frisches Wasser.  
Mir geht es gut.

Gott gibt meinem Atem Kraft:  
Ich lebe.  
Ich freue mich.

Gott zeigt mir den guten Weg.  
Ich traue mich, den Weg zu gehen.

Und wenn mein Weg dunkel ist:  
Wenn ich Angst habe.  
Oder bei Not und Gefahr.

Du Gott:  
Dann habe ich Vertrauen.  
Dann habe ich Mut.

Was auch geschieht:  
Du Gott bist bei mir.

Du Gott gibst mir Schutz und Trost.  
Gott lädt mich ein.  
Ich bin willkommen.

Wer mir Böses wünscht, sieht:  
Ich bin ein Gast bei Gott.

Ich bin willkommen.  
Gott berührt mich:  
Der Segen von Gott schenkt mir Würde.



Es gibt das beste Essen.  
Und genug zu trinken.

Jeden Tag erlebe ich Gutes.  
Liebe ist mit mir.  
Und bei Gott bin ich zuhause.  
Ich vertraue Gott.  
Heute. Morgen. Immer.



---

# Anfang

## Gedenken zu Beginn

### Hören auf das Vergangene, Handeln und Vertrauen heute

Ein Blick durch die Zeit anhand szenischer Lesungen  
und bewegter Bilder

Mittwoch, 19. 06. 2019, Platz vor der Mahn- und Gedenkstätte  
Steinwache

Baruch Babaev, Rabbiner, Jüdische Kultusgemeinde Groß-Dortmund  
Ekkehardt Freye, Schauspieler, Dortmund  
Caroline Hanke, Schauspielerin, Dortmund  
Hans Leyendecker, Kirchentagspräsident, Leichlingen  
Elisabeth Pleß, Bühne für Menschenrechte, Berlin  
Friedrich Stiller, Pfarrer, Christen gegen Rechtsextremismus Dortmund  
Alexandra Sinelnikova, Schauspielerin, Dortmund  
Rainer Zunder, Christen gegen Rechtsextremismus Dortmund

Hans Leyendecker: Zur ersten Veranstaltung des 37. Deutschen Evangelischen Kirchentages begrüße ich Sie ganz herzlich in der Mahn- und Gedenkstätte Steinwache. Seit 30 Jahren beginnen unsere Kirchentage nun schon so. Mit einem Moment des Innehaltens und Gedenkens vor dem Feiern und Diskutieren.

Baruch Babaev: Es ist nur logisch, den Evangelischen Kirchentag mit einer Gedenkveranstaltung, besonders an Orten wie diesen, zu beginnen. Orte, die uns noch mal in Erinnerung rufen sollen, wie tief ein Einzelner oder gar die ganze Gesellschaft sinken kann. Hinter den Mauern dieses Gebäudes wurden die Menschen von der Gestapo ganz legal nach den damaligen Gesetzen inhaftiert, misshandelt und in die Konzentrationslager deportiert.

Nur wenige Jahrzehnte nach dem furchtbaren Holocaust werden die Stimmen des Hasses sowohl von rechts als auch von links immer lauter. Beide bedienen sich der Rhetorik der Nazis, nur heute wird das Wort Jude durch das Wort Israel ersetzt.

Es ist das Vertrauen, welches die Überlebenden von Auschwitz der

Gesellschaft neu schenken, als sie sich in Deutschland – genau wie ihre Vorväter schon vor tausend Jahren – niederließen. Sie gründeten die Gemeinden aus der Asche neu, jedoch erholten sie sich nicht. Heute – knapp 80 Jahre nach der Pogromnacht – werden erneut Versuche unternommen, die jüdischen Gotteshäuser zu entweihen und die Friedhöfe zu schänden. Juden mit Kippa auf dem Kopf oder mit Davidstern an der Halskette werden durch die Straßen gejagt, geschlagen oder bespuckt.

Und doch haben wir unser Vertrauen in die Gesellschaft nicht aufgegeben. Wir blicken zuversichtlich in die Zukunft, vor allem, weil nicht nur die Stimmen gegen Antisemitismus und Fremdenhass immer lauter werden, sondern weil auch die Taten beweisen, dass es nicht nur leere Worte sind. Ganz Dortmund hat sich in diesem Jahr bereit erklärt, den Antisemitismus zu bekämpfen und Fremdenhass nicht länger zu dulden. Tausende Akteure und zahlreiche Organisationen tragen täglich dazu bei, diese Stadt offener und toleranter zu machen, und mehren somit das Vertrauen unter den Menschen.

Leyendecker: Danke, Herr Rabbiner. Die Würde des Menschen ist unantastbar. Diese Lehre aus der NS-Zeit haben die Väter des Grundgesetzes im ersten Artikel unserer Verfassung festgeschrieben. Dazu gehört, jederzeit und an jedem Ort für die Menschenrechte einzutreten. Daran muss sich auch die deutsche Politik messen lassen. Die Würde des Menschen aber ist in diesem Lande nicht mehr unantastbar. Es gibt Gewalt. Gewalt gegen Migranten, Gewalt gegen Juden, Gewalt gegen Muslime. Vor gar nicht so langer Zeit kam der Rechtsradikalismus noch daher wie ein Wolf, der Kreide gefressen hat. Inzwischen braucht der Wolf keine Kreide mehr. Zu ihren Zielen bekennen sie sich öffentlich: junge und alte Neonazis, »Autonome Nationalisten«, Angehörige »Freier Kameradschaften« attackieren, greifen an, wollen einschüchtern. Ja, sie morden.

Direkt vor der Steinwache erinnert ein Mahnmal an die Opfer der Terrorzelle *Nationalsozialistischer Untergrund*. Zehn Menschen wurden von der Terrorbande ermordet, darunter der Dortmunder Mehmet Kuşaşık. Nur dort, wo Zivilgesellschaft stark ist, können sich menschenfeindliche Haltungen nicht ausbreiten. Wenn »national befreite Zonen« ausgerufen werden, müssen wir Demokraten um die Rückeroberung des öffentlichen Raums kämpfen. In Dortmund kämpft die Zivilgesellschaft gegen menschenfeindliche Haltungen. So etwa beim Arbeitskreis *Christen gegen Rechtsextremismus* und der *Auslandsgesellschaft*.

Heute ist ein dunkler Tag! Wir gedenken Walter Lübckes, Regierungspräsident in Hessen, im Wortsinn ein Staatsdiener. Hingerichtet auf der Terrasse seines Hauses. Der mutmaßliche Täter, ein Rechtsextremist, der schon in den 1990er-Jahren versuchte, eine Flüchtlingsunterkunft mit einer Rohrbombe in die Luft zu jagen. Die Behörden kannten ihn also.

Walter Lübcke kämpfte für unsere Werte, er kämpfte für unser Menschsein. Nun müssen die Zuständigen alles, aber auch alles tun, um diesen barbarischen Mord aufzuklären. Noch ist es zu früh, um endgültige Schlüsse zu ziehen. Aber wer wegschaut, wie es beim NSU viel zu lange geschehen ist, macht sich schuldig. Denn man müsste blind sein, um nicht zu erkennen, dass sich die rechte Szene in diesem Land immer weiter radikalisiert.

Wir müssen den rechten Terror gemeinsam bekämpfen!

#### Historischer Rückblick: Nationalsozialismus in Dortmund

Ekkehardt Freye (Stimme 1): »Nach der Machtübernahme wurden die [SA-]Stürme durch Befehl von oben mit polizeilichen Aufgaben betraut. [...] Meist war es so, daß die politischen Gegner an Ort und Stelle verprügelt wurden, wo man sie aufgriff [...]. Als die oben geschilderte Aktion [...] einsetzte, bildete sich unter Führung von Geismar ein Sonderkommando aus SA-Angehörigen, das den Zweck hatte, Verhaftungen durchzuführen und Untersuchungen zu führen. [...] Gerade dieses Sonderkommando hat besonders zahlreiche Mißhandlungen begangen. Die Sache war so schlimm, daß das Dienstzimmer auf der Steinwache, in dem sich das Sonderkommando befand, wegen der blutbespritzten Wände neu tapeziert werden mußte. [...] [D]ie Stürme der SA [hatten] den Befehl bekommen, Schilder anzufertigen mit der Aufschrift ›Jüdisches Geschäft!«. [...] Dann fing auch die SA an, Juden zu verhaften. So kam es, daß an diesem Tage etwa 200 Juden auf der Steinwache eingeliefert wurden.«<sup>1</sup>

»Nachdem die Häftlinge verhaftet und einzeln oder in kleinen Sammeltransporten dem nächstliegenden Polizeigefängnis bzw. der Steinwache in Dortmund zugeführt worden waren, [...] wurden sie dem Angeschuldigten vorgeführt. [...] Das Verhör fand meist in Gegenwart von mehreren Gestapoleuten statt. Schon beim Eintritt in das Vernehmungszimmer erhielten sie zur Einschüchterung von dem Angeschuldigten einen oder mehrere Faustschläge oder Ohrfeigen ins Gesicht. [...] In diesen Fällen wurde wiederholt dem Opfer eine Decke über den Kopf geworfen, damit es nicht sehen sollte, wer die Schläger im Einzelnen waren. Danach wurde die Befragung fortgesetzt. [...] Verschiedene Häftlinge wurden auf diese Weise wochenlang gepeinigt.«<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Aussage Franz Klewes, ehemaliger Dortmunder SA-Angehöriger, vom 09.02.1950, LAV NRW, W, Q 223, Nr. 1297, Bl. 25 ff.

<sup>2</sup> Auszug aus der Anklageschrift der Staatsanwaltschaft Dortmund im Verfahren gegen den ehemaligen Gestapobeamten Otto Cassebaum 1949, LAV NRW, W, Q 223, Nr. 1327.

Caroline Hanke (Stimme 2): »Ich war völlig unwissend, was es bedeutet in der Hand der Gestapo zu sein. [...] Von da an wurde ich wie der schlimmste Kriminelle behandelt. Zum ersten Mal sah ich ein Gefängnis von innen. Es folgte eine kurze Befragung, Name, Adresse, Beruf, legen Sie Ihr Geld auf den Tisch, außer Kleingeld, legen Sie Gürtel, Hosenträger, Schnürriemen, Krawatte, Uhr, Fotos ab und dann ab in die Zelle. Da war ich hinter Gittern, in Dortmund, in einer Zelle zu klein zum Atmen, mit 15 anderen Männern von 15 bis 70 Jahren. Was würde mit uns passieren? Würden wir zum Arbeiten irgendwohin geschickt oder in den Sumpf nach Polen? Zum ersten Mal blitzte das Wort Konzentrationslager und die Möglichkeit, dorthin gebracht zu werden, in uns auf. Ich war nervös und erschreckt. Um 7 Uhr morgens wurden Hunderte jüdischer Männer im Hof der Polizeistation in alphabetischer Ordnung aufgestellt. Viele waren ärmlich bekleidet, mitten in der Nacht aus den Wohnungen geholt, so wie sie angetroffen wurden, bloß in Hausschuhen, Hemd und Hose. Und es waren sehr kalte Novembertächte. In vierreihigen Kolonnen mussten wir durch die mächtigen Gefängnistore zum Bahnhof marschieren. Unterwegs wurden wir Zeugen herzzerbrechender Szenen, als jüdische Frauen weinten und in Ohnmacht fielen, als wir vorbeimarschierten. Einige Frauen wurden zu Boden geschlagen, als sie versuchten, an uns heranzukommen. Alte Männer und Frauen wurden mit Gewehrkolben geschlagen. Gefangene, die versuchten, aus den Reihen auszubrechen, um ihren Familien ein letztes Lebewohl zu sagen, wurden zu Boden geschlagen. Für viele von ihnen sollte es ihr letztes Auf Wiedersehen sein.«<sup>3</sup>

Freye (Stimme 1): »Ich hatte zunächst einen sehr ordentlichen Eindruck von Erich Schmidt. [...] Auch den ausländischen Arbeitern gegenüber benahm sich Schmidt zunächst ganz korrekt. [...] Es dauerte nicht lange, da muß der Mann innerlich einen Bruch erlitten haben. Ich weiß mich noch genau zu erinnern, als eines Tages der Kriminalrat Söchting zu uns ins Zimmer während einer Vernehmung kam und sich nach dem Stand der Vernehmung erkundigte. Als Schmidt ihm erklärte, daß aus diesen Russen nichts herauszuholen sei, gab Söchting zur Antwort, daß er ihn nicht recht verstehe, wo er doch verschärfte Mittel anwenden könnte. Seit dieser Begebenheit hatte ich den Eindruck, als habe sich Schmidt vollkommen gewandelt. [...] In der Hauptsache hat Erich Schmidt Russen vernommen, die irgendwelchen Widerstandsbewegungen angehör-

<sup>3</sup> Bericht von Hans Herzberg, der im Anschluss an die Pogromnacht 1938 wie viele andere jüdische Männer von der Gestapo in die *Steinwache* gebracht und ins KZ Sachsenhausen deportiert wurde. NAIC Holocaust Insurance Issues Working Group Interim Meeting, 10. November 1997, Skokie/Illinois.

ten. [...] Nachdem er einmal an der verschärften Vernehmung Geschmack bekommen zu haben schien, sank er im weiteren Verlauf der Wochen immer tiefer von Stufe zu Stufe. [...] In der Regel war es so, daß Schmidt mich rechtzeitig aufforderte, das Zimmer zu verlassen, das oder jenes zu holen, oder zu frühstücken. Ich wußte dann Bescheid und ging meistens auf mein Dienstzimmer zurück und ließ mich wieder rufen ... [...] Die Durchschnittsleistung am Tag waren 6–7 Vernehmungen. Und bei der einen Vernehmung ging es zu wie bei der anderen.«<sup>4</sup>

### NSU-Monologe

*Direkt neben der Mahn- und Gedenkstätte Steinwache befindet sich ein Mahnmal, welches an die Opfer des NSU-Terrors erinnert: Zehn Menschen mit Migrationshintergrund wurden in einer perfide geplanten Mordserie in den Jahren 2000 bis 2006 umgebracht. Die Mord- und Anschlagsserie war ein Angriff auf migrantische Lebensperspektiven in Deutschland, gleichzeitig aber auch eine Bedrohung und Infragestellung eines Gesellschaftsmodells, das Migration explizit anerkennt. Im April 2006 töteten die Mitglieder des NSU Mehmet Kubaşık, der sich gerade in seinem Kiosk in der Dortmunder Nordstadt aufhielt. Das Mahnmal zeigt in die Richtung des Tatorts.*

*Infolge der Aufdeckung der NSU-Morde wurden teilweise die Opfer und ihre Familien selbst verdächtigt. Die Möglichkeit einer rechtsextremistisch motivierten Tat wurde lange Zeit in den polizeilichen Ermittlungen unterbewertet. Die NSU-Monologe sind wortgetreues Theater und beziehen sich auf Interviews, die mit den Angehörigen zu Wort kommen, sodass gewissermaßen in dem Theaterstück die Familienangehörigen selbst zu Wort kommen und ihre Geschichte erzählen. Sie erzählen von Schmerz und Wut und ihrem Kampf um die Wahrheit. Die Texte werden von Schauspielern vorgetragen, basieren aber wortgetreu auf den Interviews, welche mit den Angehörigen geführt wurden.*

*Diese weitestgehend vernachlässigte Perspektive wirft wiederum ganz neue Fragen auf: Wie verändert sich die Perspektive der Hinterbliebenen auf unsere Gesellschaft? Welche Art der Solidarität und Zivilcourage wünschen sie sich? Mit welchen Aktivitäten tragen sie selbst zu einer lebendigen, vielfältigen Zivilgesellschaft bei?*

*Während des Gedenkens zu Beginn wurden Interviewausschnitte von Elif Kubaşık, der Frau des ermordeten Mehmet Kubaşık, vorgetragen:*

»Bei der Gedenkveranstaltung waren viele Familien da. Jeder kam zu uns, auch viele Politiker. Sie haben uns versprochen, was zu machen. Da hat auch Merkel gesprochen. Sie hat uns versprochen, dass die Sache aufgeklärt wird. Ich hab Merkel gesagt, es geht um eure Ehre. Aufklä-

<sup>4</sup> Aussage von Liesel Mündelein, ehemalige Sekretärin der Dortmunder Gestapo, LAV NRW, W, Q 223, Nr. 1989, Bl. 1327 ff.

rung ist wichtig. Es ist nicht so, dass es deinen Schmerz mindert. Aber du kannst ein wenig zur Ruhe kommen. [...] Ich möchte, dass die Leute erfahren, was passiert ist, wie ungerecht das war, wie die Polizei vorgegangen ist, was wir durchmachen müssen, wie es uns geht.«<sup>5</sup>

### Rechtsextremismus heute

Friedrich Stiller: Die vom NSU Ermordeten waren nicht die einzigen Opfer rechtsextremistischer Gewalt! Rechtsextremismus tötet, bis heute. Seit 1990 starben in Deutschland mehr als 180 Menschen, weil sie Migranten, Asylbewerber, Obdachlose, Behinderte, Schwule waren und den rechten Rassisten als minderwertig und »lebensunwert« galten. Die Toten sind keine Zufallsopfer. Gewalt bis hin zum Mord ist Mittel rechtsextremistischer Politik.

Rainer Zunder: Allein in Dortmund wurden zwischen 2000 und 2006 fünf Menschen von Nazis ermordet.

Stiller: Rechtsextremismus tötet! Nachdem die Taten des NSU bekannt wurden, hat der *Dortmunder Arbeitskreis gegen Rechtsextremismus* gefragt, wer aus der örtlichen Nazi-Szene als Unterstützer der beiden Mörder Mehmet Kubaşiks fungiert hat – denn dass es Helfershelfer gegeben haben muss, ist klar. Viele hatten gehofft, der Münchner NSU-Prozess oder die zahlreichen parlamentarischen Untersuchungsausschüsse würden hier für Aufklärung sorgen. Bislang eine vergebliche Hoffnung.

Zunder: Die Dortmunder Szene zeichnet sich durch Besonderheiten aus, die sie bundesweit interessant machen. Als sogenannte Autonome Nationalisten wollen sie die Avantgarde eines revolutionären Nationalsozialismus sein. Hitlerverehrung und Globalisierungskritik verbinden sie mit urbaner Jugendkultur. Rechtsextremismus wird zum Lifestyle: Schwarze Kleidung, Basecaps, Nutzung der sozialen Medien. [...] Immer wieder stellen sie direkte Bezüge zum Nationalsozialismus her. So fand der Auftakt ihres Europawahlkampfes am 20. April statt – Hitlers Geburtstag. Immer wieder zeigen sie offen ihren Antisemitismus. Bei einer Demonstration im September 2018 riefen sie: »Wer Deutschland liebt, ist Antisemit.« [...] Nazis versuchen, ganze Stadtteile und wichtige öffent-

<sup>5</sup> Während der Veranstaltung wurden an dieser Stelle Ausschnitte aus dem Theaterstück NSU-Monologe vorgetragen. Aus Gründen des Urheberrechts kann hier nur ein kürzeres Zitat veröffentlicht werden. Die Textausschnitte wurden uns dankenswerterweise zur Verfügung gestellt von der Bühne für Menschenrechte, Berlin.



liche Plätze unter ihre Kontrolle zu bringen. Sie nennen das »Raumkampf«. Im Dortmunder Westen konnten sie leider feste Strukturen schaffen. Stadt, Polizei und eine aufmerksame Zivilgesellschaft tun das ihre, um eine Ausweitung zu verhindern.

Stiller: Trotz aller Aktivitäten: Die Szene ist in den letzten 15 Jahren gleich groß geblieben. Sie besteht aus 200 bis 300 Menschen – und das in einer Großstadt von über 600.000 Menschen. Der Dortmunder Polizeipräsident warnte allerdings noch zu Anfang dieses Jahres, die Gefahr gehe nicht von der Größe der Gruppe, sondern von ihrer besonderen nationalen und internationalen Vernetzung aus.

Zunder: Ein Journalist schrieb vor einiger Zeit: Dortmund ist zur Hauptstadt der extremen Rechten geworden, »weil Staat und Bürger diesen neuen Nazis nur wenig entgegengesetzten«. Ähnliches wird leider immer wieder behauptet. Es trifft die Dortmunderinnen und Dortmunder sehr. Denn seit 19 Jahren sind sie gemeinsam unterwegs gegen Rechtsextremismus, gegen die Feinde der Freiheit, und verteidigen Demokratie und Rechtsstaat.

Stiller: Bereits im Jahr 2000 wurde der »Aufstand der Anständigen« organisiert. 2005 bildete sich aus der Mitte der Gesellschaft ein dauerhaftes Bündnis gegen Naziaktivitäten, der *Dortmunder Arbeitskreis gegen Rechtsextremismus*. Evangelische und katholische Kirche, Gewerkschaften, Parteien, Hochschulen, Wohlfahrts- und Jugendverbände arbeiten demokratisch zusammen. Mit ihren unterschiedlichen weltanschaulichen Orientierungen sind sie ein Abbild der toleranten Dortmunder Zivilgesellschaft. Etwa ab 2007 hat sich auch die Kommune verstärkt gegen den Rechtsextremismus aufgestellt.

[...] Ob wir uns als Christinnen und Christen gegen die Feinde unserer verfassungsmäßigen und christlichen Ordnung engagieren, ist keine beliebige Frage. Darum wurde 2012 der kirchliche Arbeitskreis *Christen gegen Rechtsextremismus* gebildet. Sein Motto lautet: »Unser Kreuz hat keine Haken!«

[...] Nach 20 Jahren Gegenwehr gegen Rechtsextremisten in der Stadt ziehen die Christinnen und Christen mit der Dortmunder Zivilgesellschaft das folgende Fazit: Den Rechtsextremisten ist es trotz aller Lautstärke und Militanz nicht gelungen, ihre Gruppe zu vergrößern. Es ist ihnen nicht gelungen, die Deutungshoheit in der Stadt zu erringen. Eine couragierte Bürgerschaft hat ihnen den Zugang zur Mitte der Stadtgesellschaft erfolgreich verwehrt.

Zunder: Demokratie und Rechtsstaat sind keine Selbstläufer. Wir müssen sie achten, wertschätzen und verteidigen. Der Rechtsextremismus ist dabei nur *eine* Gefahr. Der Rechtspopulismus und das Einsickern der Hassbotschaften in die Mitte der Gesellschaft sind nicht weniger gefährlich.

Alexandra Sinelnikova: Wir alle sind Dortmund. Wir alle sind Stadtgesellschaft, Dorfgesellschaft, Zivilgesellschaft – überall! Deshalb vergisst nicht, erinnert, gedenkt, handelt, verändert, vertraut!

## Eröffnungsgottesdienste

### Eröffnungsgottesdienst vor großer Kulisse

Predigt am Mittwoch, 19. Juni 2019, Bühne am Ostentor

Dr. h. c. Annette Kurschus, Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen, Bielefeld

|

Was für ein Vertrauen, liebe Kirchentagsgemeinde! Es steckt in jeder Silbe der wunderbaren Geschichte, die wir eben gehört haben. Hiskia setzt alles auf sein Gottvertrauen. Und er bekommt sie zu spüren, die ungeheure Energie, die darin verborgen liegt. Wie unerwartet sie ihm zufließt! Wie wundersam ihm Gott selbst darin begegnet, der so heilsam sein Leben kreuzt.

Was für ein Vertrauen? Das fragen wir heute ausgerechnet hier, auf Dortmunds größter Kreuzung. Für gewöhnlich musst du hier sehen, wie du rüberkommst, und höllisch aufpassen, dass du nicht unter die Räder gerätst. Und wir? Feiern Gottesdienst, mittendrin, hören Worte, Klänge, Stille statt Motorenlärm, singen und beten – und glauben, dass dadurch etwas in Bewegung kommt. In uns. In unserer Welt. In Gottes Herz. Denn Gott traut es uns zu. Setzt auf unsere Liebe, auf unsere Sehnsucht nach Frieden und Gerechtigkeit, auf unsere Solidarität.

Was für ein Vertrauen!

Manche nennen es Unsinn. Und wenden sich ab.

Manche nennen es naiv. Und lachen darüber.

Manche nennen es riskant. Und regen sich auf.

Manche nennen es mutig. Und werden neugierig.

Manche ahnen: Es liegt eine so ungeheure Kraft darin.

Und wünschen sich nichts als: mehr davon!

Hast du diese Kraft selbst schon einmal gespürt? Erfahren, wie Vertrauen trägt, wenn du es wagst? Und wie es dich in die Pflicht nimmt, wenn andere es dir schenken?

II

Hiskia wagt es! Und ahnt, dass sein Vertrauen nicht trügt – gegen alle Vernunft, gegen jeden neunmalklugen Rat. Doch insgeheim schlottern ihm die Knie, diesem mächtigen Mann. Alles stand auf dem Spiel. Seine Macht. Sein Ruf. Sein Volk. Hiskia packt die Angst. Aber das Blatt wendet sich. Es kommt anders. Anders als erwartet. Heilvoll anders. Er erwacht wie aus einem bösen Traum. Kann das sein? »Was ist das für ein Vertrauen, dass du immer noch nicht aufgibst?« Die Worte des Fremden hallen in Hiskia nach. Und zugleich fühlt er etwas in sich aufkeimen, so unerhört zart und doch so unerwartet stark. Was mag das sein? Etwas wie eine hoffnungsvolle Ahnung, die sich so hartnäckig in deine Angst verbeißt. Wie ein heilsames Gegengift. Oder doch wie eine wundersame Engelskraft? Und plötzlich: Du weißt nicht wie, aber du spürst den zarten Grashalm Hoffnung, an den du dich klammerst, wie ein dickes Ankertau in deiner Hand, an dem du dich festhalten kannst. Und du wagst es. Verlässt dich. Lässt dich auf das Leben ein. Auf den, der das Leben gab und der das Leben will. Für dich. Und für alle. Was für ein Vertrauen.

III

Die Vertrauensfrage stellte sich für den Dortmunder Kirchentag nicht von ungefähr. Junge Menschen haben sie ins Spiel gebracht. Sie ahnen: Ohne Vertrauen lässt sich nicht leben. Und sie spüren: Vertrauen schwindet. An so vielen Stellen. Vieles, was lang so selbstverständlich schien, wackelt. Scheinbare Sicherheiten geraten ins Wanken. Du weißt nicht mehr, worauf und auf wen du dich überhaupt noch verlassen kannst. Das Gespür dieser jungen Menschen ist wie ein Seismograf. Akribisch genau zeichnet er Erschütterungen auf. Erschütterungen der Fundamente, auf denen wir alle stehen. Was ist das für ein Vertrauen? Dass es mit der Erde noch einmal gut ausgeht und das Klima noch zu retten ist? Dass Europa eine Zukunft hat – und unsere Demokratie? Wann hört das Sterben im Mittelmeer auf? Wer stoppt Fake News und Hassparolen? Ob man verlorenes Vertrauen wiederfinden kann? Ob sich zerstörtes Vertrauen heilen lässt? Auch da, wo es so tief erschüttert ist, so schändlich missbraucht, so perfide ausgenutzt – auch von uns, auch in unserer Kirche? Kann Vertrauen neu wachsen? Und was können, was müssen wir dafür tun? Wir ahnen es längst: Es müssen nicht Männer auf Rossen sein, die Feinde, so wie damals bei Hiskia. Was unser Leben bedroht, was Menschen demütigt, was die Zukunft verdunkelt, hat so viele Gestalten und so verschiedene Gesichter und Namen.

IV

Aber: Es keimt weiter, Gott sei Dank! Es keimt weiter auf, immer noch und immer neu, immer stärker und jetzt erst recht: Jenes Etwas! Jene hoffnungsvolle Ahnung, die sich in deine Angst verbeißt. Wie ein heilsames Gegengift. Wie eine wundersame Engelskraft, mit der Gott so unerhört zart, so unerwartet stark dein Leben kreuzt. Da finden Menschen heraus aus den Tälern ihrer Angst, weil man ihnen endlich zuhört. Da richten sich Menschen auf aus dem Sumpf von Demütigung und Gewalt, weil man ihnen endlich Glauben schenkt. Endlich jemand, der einschreitet. Da wendet sich dein Blick, du siehst die Welt mit anderen Augen, entdeckst die Möglichkeiten, die sich dir bieten und gewinnst das Leben zurück – wie Hiskia. Alles Erdenkliche setzt er daran zu verhindern, was unausweichlich scheint. Lässt Mauern verstärken, Tunnel graben, Wasserleitungen legen. Er weint und betet und liegt Gott in den Ohren. Alles Menschenmögliche schöpft er aus. Und er hält ihn fest, unbeirrt, diesen zarten Hoffnungshalm, diesen kostbaren Lebensfaden. Und der trägt ihn wie ein Ankertau, weil Gott es in Händen hält. Ein Segen, dass es sie gibt, all die Hiskia-Geschichten, damals wie heute! Geschichten gegen die Angst. Geschichten voll Kraft und Hoffnung. Geschichten voll Vertrauen. Wir werden nicht aufhören, sie zu erzählen, immer und immer wieder. Wir sind sie all jenen schuldig, die diese Kraft in ihrem Leben gerade so schmerzlich vermissen.

V

Was für ein Vertrauen, liebe Kirchentagsgemeinde? Das fragen wir uns und das lassen wir uns fragen – hier, mitten auf der Kreuzung, wo du für gewöhnlich höllisch aufpassen musst, dass du nicht unter die Räder kommst! Eine Zeit lang halten wir den Alltag an und das Getöse auf. So gewinnt das Vertrauen Raum, in dem Gott so unerhört zart, so heilsam und heilvoll stark unser Leben kreuzt. Denn dafür steht es, das Kreuz: Dass nichts und niemand uns trennen wird von ihm und seiner Liebe. In den kommenden Tagen werden wir diesen Vertrauensraum entdecken. Wir werden die Kräfte aufspüren, die darin verborgen liegen. Wir werden uns an ihnen stärken – um dann, ja dann, gemeinsam aufzubrechen, einem neuen Morgen entgegen. Amen.

## **Eröffnungsgottesdienst in ökumenischer Weite (in Leichter Sprache)**

**Predigt am Mittwoch, 19. Juni 2019, Bühne auf dem Hansaplatz**

Dr. Elfriede Dörr, Pfarrerin und Ökumenebeauftragte der Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Rumänien, Sibiu (Hermannstadt)

Es ist Kirchentag. Ich bin froh, dass ihr da seid! Willkommen! Nun haben wir Zeit. Ein paar Tage. Die Zeit ist kostbar. Sie kommt von dir, Gott. Wir wollen sie füllen. Mit unserem Denken und Beten, Reden und Schweigen, Hören und Lauschen. Amen.

Was für ein Vertrauen! Was für ein Vertrauen? Was für ein Vertrauen hast du? So fragt der Mann in der Geschichte aus der Bibel. Wir haben es gerade gehört. Ich frage dich: Was geschieht, wenn du vertraust? Was fällt dir ein?

Was geschieht, wenn du vertraust? Ich denke zuerst an dies: Jemand steht dir zur Seite. Eine Freundin, die Familie, ein Engel, Gott selbst. Du bist nicht allein. Das beflügelt dich. Du spürst festen Grund unter deinen Füßen.

Was geschieht, wenn du vertraust? Schauen wir auf König Hiskia, damals in Jerusalem. Die Feinde waren ganz nahe gekommen. Sie lagerten vor den Toren der Stadt. Der König hat Angst. Er ist gut informiert. Er weiß von dem anderen König. Der hat schon Städte besiegt. Männer ermordet, Frauen verschleppt, Schätze genommen, Häuser verbrannt. Einen Kampf wird Hiskia verlieren. Das weiß er. Trotzdem: Er weicht nicht aus. Und er tut etwas. Er handelt. Er packt an. Er bereitet die Stadt vor. Er lässt Mauern bauen. Dicke Schutzmauern. Er sorgt für Wasser in der Stadt. Die Menschen müssen etwas trinken. Auch wenn die Stadt belagert wird. Dafür lässt er einen Tunnel bauen. Und er betet. So vertraut Hiskia auf Gott.

Was geschieht also, wenn du genauso auf Gott vertraust? Du weichst der Gefahr nicht aus. Du schaust genau hin, wie Hiskia. Du informierst dich. Du lernst die Gefahr einschätzen. Du stellst dich der Gefahr. Du bietest der Angst die Stirn. Du packst an. Und tust das, was dem Leben dient.

Ich denke noch einmal an die Geschichte: Der Tag kommt. Die Männer von Hiskia treffen den Boten. Den Boten von dem anderen König. Sie sagen: »Wir gehen nicht weg.« Der Bote lacht. Und seine Leute lachen auch. Dann sagt er: »Was ist das für ein Vertrauen? Was ist das für ein Vertrauen: Du zitterst nicht vor uns?« Der Bote fragt: »Verlässt du dich auf deinen Gott? Ich glaube: Dein Gott hat mich geschickt. Du musst mir vertrauen.«

Hiskia hört das. Er zerreißt seine Kleider. Er zieht einen Sack an. Er stolpert in den Tempel. Er betet. Er verliert den Mut. Da kommt Jesaja. Jesaja sagt: »Hiskia! Fürchte dich nicht. Dein Vertrauen wird dich retten. Nicht deine Furcht.«

So vertraut Hiskia auf Gott. Was geschieht also, wenn du genauso auf Gott vertraust? Man lacht über dich. Das kann passieren. Du redest mit jemanden, der klug ist. Du vertraust darauf, dass sich etwas ändern kann. Gegen jede Vernunft. Du rechnest mit Gott.

Vielen Menschen geht es heute auch so. Sie sind gut informiert. Sie kennen die Gefahren, die es heute gibt. Denen wir ausgesetzt sind. Das Klima verändert sich. Der Zusammenhalt zwischen den Staaten in Europa bröckelt. Frieden zerbricht so leicht.

Ich komme aus Rumänien. In Rumänien regieren korrupte Menschen das Land. Sie kümmern sich nur um sich selbst. Es ist ihnen egal, wie es den anderen Menschen in Rumänien geht. Die Regierung ändert die Gesetze. Die Menschen, die sich das überlegen, sind Verbrecher. Sie wollen verhindern, selber eingesperrt zu werden. Viele Menschen protestieren immer wieder dagegen. Sie sagen: »Die Gesetze sollen so bleiben, wie sie sind. So sind sie gut.« Manche Menschen denken: Das ist umsonst. Protestieren ist umsonst. Demonstrieren ist umsonst. Viele Menschen verlassen das Land. Sie suchen ein besseres Leben. Sie gehen in andere Länder in Europa. Viele sind in Deutschland. Sie arbeiten hier. Sie verdienen Geld. Sie schicken es zu ihren Familien nach Hause. Sie kennen die Probleme in Rumänien. Es ist ihre Heimat. Sie sind gut informiert. Und: Sie vertrauen darauf, dass sich etwas ändern kann.

Dann ist eine Wahl. Das ist noch nicht einmal lange her. Es war im letzten Monat. Die Menschen dürfen wählen. Sie wählen das Europaparlament. In Rumänien sollen die Menschen auch sagen: Sollen die Gesetze geändert werden? Es ist eine Volksabstimmung.

In ganz vielen Orten gehen die Menschen los. Sie wollen wählen. Sie gehen zu den Wahllokalen. Ich auch. Ich will auch wählen. An dem Tag bin ich in Deutschland. Ich bin in München. Ich suche das Wahllokal. Ich habe insgesamt drei Stunden Zeit. Dann muss ich weiter. Ich finde das Wahllokal. Da stehen viele Menschen. Sie stehen in der Reihe. So viele. Sie wollen ihre Stimme abgeben. Sie wollen wählen. Einige sind schon sehr lange dort. Sie sind am frühen Morgen gekommen. Sie warten sehr lange. So wichtig ist es für sie. Sie wissen: Ihre Stimme ist kostbar. Jede einzelne Stimme. Die sagt:

Ja zu gerechtem Regieren.

Ja zu guter Nachbarschaft.

Ja zu gutem Leben, auch für die Tiere und Pflanzen. Gott hat sie genauso gemacht wie uns.

Jemand verteilt kostenlos Wasser, einige Jugendliche singen mit der Gitarre. Man redet mal rumänisch, mal deutsch. Die Menschen grüßen einander. Sie sagen: *Doamne-ajuta!* Herr hilf!

Was geschieht, wenn du auf Gott vertraust, wie die Menschen dort – bei der Wahl? Du traust Gott etwas zu. Gott bekommt Raum in deinem Leben. Du verbindest dich mit dem Ewigen. Mit Gott: Himmel und Erde hat Gott gemacht. Dich hat er geschaffen. Du atmest Gottes Atem.

*Gebet*

*Liebender Gott! Immerfort empfangen mich aus deiner Hand. So ist es und so soll es sein. Das ist meine Wahrheit und meine Freude. Immerfort schaut dein Auge mich an, und ich lebe aus deinem Atem, du mein Schöpfer und mein Heil.<sup>1</sup> Amen.*

<sup>1</sup> Romano Guardini: Theologische Gebete. 11. Aufl., Ostfildern 2018. S. 20.



## Eröffnungsgottesdienst für Groß und Klein

Predigt am Mittwoch, 19. Juni 2019, Bühne auf dem Friedensplatz

Henriette Crüwell, Pfarrerin, Offenbach  
Maximilian Winter, Schüler, Offenbach

Maximilian Winter: Liebe Kleine und Große, liebe Alte und Junge, wir freuen uns sehr, dass wir heute Abend zu euch sprechen können. Ich bin Maximilian Winter und mache hoffentlich nächstes Jahr mein Abi.

Henriette Crüwell: Und ich bin Henriette Crüwell und komme wie Maxi aus Offenbach, das ist um die Ecke von Frankfurt am Main, wo 2021 der nächste Ökumenische Kirchentag sein wird. Dort bin ich Pfarrerin der Friedenskirchengemeinde.

Winter: Seit vielen Monaten gehen wir jungen Leute überall auf der Welt Freitag für Freitag auf die Straße und rufen unüberhörbar: »Wir sind hier, wir sind laut, weil ihr uns die Zukunft klaut!« Und wir stellen damit die Vertrauensfrage an die Älteren: »Können wir uns auf euch verlassen, dass ihr euch um unseren Planeten kümmert?«

Crüwell: Hört bloß nicht auf damit! Wenn jetzt nicht alle etwas gegen den Klimawandel tun, ist unsere Erde in großer Gefahr!

Winter: Aber dann gibt es welche, die uns fragen: »Sagt mal, wisst ihr eigentlich, wovon ihr redet? Geht doch erst mal in die Schule. Dann sehen wir weiter!« Wir wollen aber nicht mehr einfach so weitersehen. Wir wollen vertrauen, dass der Klimaschutz wirklich in Angriff genommen wird, und deshalb gehen wir auf die Straße. Meine Generation stellt euch die Vertrauensfrage: »Können wir euch überhaupt noch vertrauen?«

Crüwell: Und ihr habt ja recht damit. Es ist die Frage aller Fragen: Kann ich dir vertrauen? Wie oft stellen wir uns die gegenseitig. Nicht nur freitags, sondern immer wieder im Alltag.

Winter: Kann ich meiner Freundin vertrauen, dass sie mein Geheimnis für sich behält?

Crüwell: Kann ich meinem Partner vertrauen, dass er mich nicht belügt?

Winter: Kann ich mir selbst über den Weg trauen, dass ich die richtigen Entscheidungen treffe?

Crüwell: Kann ich denen vertrauen, die mir in der U-Bahn gegenüber-sitzen?

Winter: Kann ich den Leuten in Politik und Wirtschaft vertrauen, dass sie mit gutem Gewissen für unser Land sorgen?

Crüwell: Kann ich darauf vertrauen, dass Europa zusammenhält?

Winter: Kann ich den Nachrichten vertrauen, dass sie wahr sind?

Crüwell: ... und darauf, dass die Erde, auf der ich stehe, morgen noch da ist, wie ich sie kenne?

Winter: ... und dass auch die Eisbären morgen noch leben?

Crüwell: Immer wieder stelle ich mir solche Fragen. Und viele andere auch. Denn leider ist nicht alles wahr, was wir hören und lesen. Und es ist gut, dann immer wieder nachzuhaken: Kann ich vertrauen? Aber die Frage hat es in sich! Stell dir vor, Maxi, einer fragt dich ganz direkt: »Sag mal. Kann ich dir wirklich vertrauen?«

Winter: Wenn einer mich das fragt, wäre ich ganz schön baff und auch ein bisschen gekränkt! Was habe ich falsch gemacht? Glaubt er mir etwa nicht?

Crüwell: Siehst du. Und schon ist das Misstrauen da. Und der Zweifel auch. Ob du es willst oder nicht!

Winter: Die Frage »Kann ich dir vertrauen?« ist also eigentlich eine Miss-trauensfrage. Was muss ich tun, damit mir der andere glaubt? Wie kann ich das denn beweisen, dass die Menschen sich auf mich verlassen können?

Crüwell: Ja, und Greta Thunberg gibt darauf die Antwort: »Wir wollen nicht eure Worte, sondern Taten sehen«, und meint damit vor allem uns Ältere. Klar, Vertrauen hat auch was mit Taten zu tun, mit guten Erfah-rungen, die ich mit einem anderen gemacht habe. Aber: Was müssen wir denn tun, damit ihr uns wieder vertrauen könnt?

Winter: Ein Anfang wäre ja schon mal, dass deine Generation meine endlich ernst nimmt. Wie viele Einsen muss ich denn im Abi haben, damit mich die Großen endlich ernst nehmen, wenn ich gegen diesen elenden Klimawandel auf die Straße gehe? Wozu brauche ich denn gute Noten, wenn ich keine Zukunft habe?

Crüwell: Du hast ja recht, gute Noten sind kein Beweis dafür, ob ich jemandem vertrauen kann oder nicht. Und es hilft auch nichts, immer wieder zu beteuern, dass wir es ernst meinen. Dabei wäre es so wichtig, wenn wir uns gegenseitig vertrauen könnten, ohne uns vorher erst was beweisen zu müssen.

Winter: Ich habe eine Idee, wie wir aus dem Misstrauen herauskommen. Das hat etwas mit der Geschichte zu tun, die wir gerade gesehen haben ...

Crüwell: Ja, vielleicht kann uns Hiskia wirklich weiterhelfen. Denn der wusste ja auch nicht mehr, wem er eigentlich noch trauen sollte. Er sieht die vielen feindlichen Soldaten vor den Toren seiner Stadt, die ihn auslachen: »Was bildest du dir eigentlich ein? Warum glaubst du, dass du und Jerusalem morgen noch da seid? Wir machen euch platt! Es ist aus und vorbei!« Und der Heerführer der Feinde setzt noch einen drauf und spottet: »Sag mal, Hiskia, woher nimmst du eigentlich dieses Vertrauen?« Und das fragt sich Hiskia auch: »Ja, warum vertraue ich eigentlich darauf, dass alles gut wird?«

Winter: Eine sehr gute Frage! Es ist die einzig richtige. Eine, die Hiskia zum Nachdenken bringt. »Ja, warum vertraue ich eigentlich darauf, dass es für uns eine andere, bessere Zukunft geben kann? Eine, wo wir alle endlich wieder frei leben und atmen können?« Und plötzlich merkt er, dass es nicht die Ägypter sind, die ihm Mut machen, sondern jemand ganz anderes. Der, dem ich auch vertraue, wenn es mir dreckig geht: Gott! Und Hiskia ertappt sich dabei, wie er leise vor sich hin summt. Er summt die alten Melodien der Psalmen. Denn das sind Gebete von Menschen, die schon lange vor ihm fest darauf vertrauten, dass es nur gut werden kann, weil Gott sie führt und ihnen Kraft gibt. Er erinnert sich an die Geschichten, die ihm die Alten erzählt haben. Wie seine Vorfahren aus Ägypten auszogen, heil durch das Rote Meer und die Wüste kamen, immer wieder dachten, es geht nicht weiter, und dann doch einen Weg in die Zukunft fanden.

Crüwell: Ja, Maxi. Die Angst ist noch da, aber sie lähmt Hiskia nicht mehr. Die Angst, es gebe für ihn und Jerusalem kein Morgen mehr, aber

sie kriegt Hiskia nicht mehr klein. Denn mit all diesen Mutmach-Geschichten im Herzen fängt er an zu glauben: Unsere Zukunft wird gut. Denn er weiß jetzt, weshalb er vertraut. Gott gibt ihm Kraft und Mut und Hoffnung. Und Hiskia erzählt seinen Leuten davon und gibt sein Vertrauen weiter.

Winter: Was macht dir denn Mut, Jette?

Crüwell: Mir macht die 16-jährige Greta Mut. Sie begeistert mit ihrem Protest Große und Kleine und hat schon ganz viele zum Umdenken gebracht. Gott sei Dank!

Winter: Mir machen die Menschen Mut, die vor 30 Jahren in Leipzig und anderswo schweigend und mit Kerzen in den Händen auf die Straße gingen. Sie haben die fürchterliche Mauer zum Einsturz gebracht. Obwohl die Panzer schon parat standen.

Crüwell: Mir machen Menschen Mut, die heute ein Apfelbäumchen pflanzen, auch wenn morgen die Welt untergeht. Menschen wie die Bewohner der Insel Kiribati, die wirklich noch Bäume pflanzen, obwohl ihnen alle voraussagen, dass ihre Heimat bald im Meer versinken wird.

Winter: Und ich finde, dass auch Hiskia uns Mut machen kann, der sich von seinen Feinden die Zukunft nicht nehmen lässt, wie überhaupt alle Menschen, die angesichts von Angst und Terror Gott vertrauen. Und mir macht Jesus Mut, denn er zeigt, dass nach dem Tod nicht alles vorbei ist.

Crüwell: Ihr alle hier, ihr alle macht mir Mut! Es ist so gut, mit euch zusammen heute Abend hier auf dem Friedensplatz zu sein, miteinander zu singen, zu beten und uns an all die Geschichten jener Menschen zu erinnern, die auch schon vor uns vertraut haben.

Winter: Wie schön wäre es, wenn wir uns gegenseitig fragen würden: Was macht dir Mut? Was lässt dich vertrauen?

Crüwell: Vielleicht ist es am Anfang gar nicht so einfach, darauf zu antworten. Vielleicht merkt ihr dann, dass ihr bisher oft den Falschen vertraut habt. Ja, vielleicht merkt ihr, dass ihr gerade gar kein Vertrauen mehr habt. Aber ich hoffe so sehr, dass dieses Vertrauen zurückgewonnen werden kann, wenn die Jungen die Alten und die Alten die Jungen fragen: »Hey! Erzähl doch mal! Was macht dir Mut? Was lässt dich vertrauen?« Und alle dann einander zuhören und ausreden lassen.

Winter: Wenn wir uns dann von all den großen und kleinen Momenten erzählen würden, wo wir was gewagt haben, obwohl uns das Herz bis zum Hals schlug, dann kann es doch nur gut werden!

Crüwell: Werdet laut! Erzählt, was euch Mut macht. Erzählt die alten und eure neuen Vertrauensgeschichten. Und fragt die anderen danach. Der Kirchentag hier in Dortmund ist dafür eine ganz tolle Gelegenheit.

Winter: Das ist unser Wunsch für den Kirchentag, dass wir alle am Sonntag mit ganz vielen Mutmach-Geschichten im Gepäck nach Hause fahren, mit vielen schönen Erinnerungen und neuen Freunden, mit denen wir zusammen laut werden, weil wir wissen: Niemand kann uns diese Zukunft klauen!

Winter und Crüwell: Was für ein Vertrauen!

## Worte und Grüße zur Eröffnung

Mittwoch, 19. Juni 2019, Bühne am Ostentor

Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, Berlin

Was für ein Vertrauen, liebe Schwestern und Brüder!

*Was für ein Vertrauen* – das ist unsere Losung. Weil wir vertrauen, auf Gott und auf unsere Fähigkeit, diese Welt zu einer besseren zu machen, sind Hunderttausende auf den Kirchentag gekommen. Als Bundespräsident füge ich hinzu: Unser ganzes Land ist auf Vertrauen gebaut. Es ist kostbar, dieses Vertrauen, und es ist nicht selbstverständlich – das zeigt ein Blick in die Welt um uns herum. Wir in Deutschland dürfen vertrauen: in Rechtsstaat und Demokratie, in eine Verfassung, die uns seit 70 Jahren trägt. Vor wenigen Wochen erst haben wir ihren Geburtstag gefeiert. Ich finde, es hat uns erstaunlich weit gebracht, dieses Grundgesetz, sein Geist und seine Institutionen – gehen wir bitte sorgsam damit um!

Denn auch sie selbst, unsere Verfassung, beginnt mit Vertrauen. Sie beginnt sogar mit einem ganz erstaunlichen Vertrauensvorschuss. Unsere Verfassung sagt: Alle Bürgerinnen und Bürger verdienen Vertrauen. Es gibt keine Deutschen erster oder zweiter Klasse, keine, die *mehr* dazugehören, und keine, die sich das Dazugehören erst verdienen müssen. Nein: So unterschiedlich wir sein mögen, wir alle haben unsere Wünsche und Träume – und wir alle haben ein Wörtchen mitzureden an der Zukunft unseres Landes!

Machen wir Gebrauch davon – Demokratie und Freiheit sind angewiesen auf die, die für sie streiten. Also mischt euch ein, liebe Brüder und Schwestern! Einmischen heißt doch mit Blick auf unser Land heute: Wir dürfen nicht hinnehmen, wenn dieses Vertrauen bröckelt, wenn Wut oder Frust oder Gleichgültigkeit sich breitmachen. Nicht jeder, der sich abwendet, ist schon gegen die Demokratie. Aber: Jeder, der sich abwendet, fehlt der Demokratie. Und deshalb dürfen wir niemanden einfach achselzuckend ziehen lassen. Wir müssen werben und streiten für Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie – mit Überzeugung und mit Leidenschaft.

Vertrauen verdienen alle – die Menschen hier in der großen Stadt und die Menschen auf dem Land.

Vertrauen verdienen die Menschen im Westen und im Osten unseres Landes. 30 Jahre nach dem Fall der Mauer erinnern wir alle gern an den großen Mut der friedlichen Revolutionäre – an die Hoffnungen, den Aufbruch, die Kraft jener Zeit. Aber es gab auch Brüche und Härten, Verlust und enttäuschte Hoffnungen. Viele dieser ostdeutschen Geschichten sind

noch nicht erzählt – oder im Westen schlicht nicht gehört worden. Bis heute sind die Geschichten aus Ostdeutschland immer noch kein so fester, so selbstverständlicher Bestandteil unseres gemeinsamen »Wir« geworden wie die des Westens. Im 30. Jahr der deutschen Einheit finde ich: Es ist höchste Zeit, dass sie es werden! Das sollten wir uns vornehmen für dieses Jubiläumsjahr.

Vertrauen verdienen die jungen Menschen, die sagen: »Wir haben noch das ganze Leben vor uns – und wir erwarten von euch, dass ihr diese Erde lebenswert weitergebt an uns und an alle die, die nach euch kommen!« Das ist ein Ruf zuallererst an Politik und Regierungen, klar! Aber machen wir es uns nicht zu einfach: Wenn wir wollen, dass unsere Kinder auf dieser Welt eine Zukunft haben, dann müssen wir sehr viel mehr tun – dann müssen wir unsere Regeln, unser Wirtschaften, unsere Technologien und – ja, auch das – unser eigenes Verhalten ändern!

Vertrauen verdienen Brüder und Schwestern aller Glaubensrichtungen. Vertrauen verdienen die muslimischen und die jüdischen Bürgerinnen und Bürger dieses Landes. Sie vertrauen unserem Land – und haben selbst Vertrauen verdient. Kein Jude, keine Jüdin soll sich fürchten müssen, auf deutschen Straßen Kippa zu tragen! Solange Jüdinnen und Juden kein Vertrauen haben, solange sie nicht vollkommen sicher und zuhause sind in dieser Republik, so lange darf unser Land nicht ruhig schlafen!

Vertrauen verdienen die Zigtausenden, die die Kärnerarbeit unserer Demokratie leisten: im Kreistag und im Stadtrat, in Rathäusern oder Parlamenten. Sie verdienen nicht nur unser Vertrauen, sie verdienen Respekt, und sie verdienen vor allem Schutz vor jeder Form von Herabwürdigung, Hetze und roher Gewalt. Gerade in diesen Tagen erleben wir, wie kurz der Weg von verrohter Sprache bis zur Straftat ist. Das abscheuliche Verbrechen in Kassel hat uns erschüttert. Und schon der Verdacht, dass in diesem Land mit dieser Geschichte jemand, der für die Demokratie gearbeitet hat, hingerichtet wird durch einen politischen Mord, mutmaßlich begangen von einem überzeugten Rechtsextremisten, und dem von einigen im Netz auch noch Beifall geklatscht wird – das alles ist furchtbar und unerträglich. Deshalb muss dieses Verbrechen umfassend und schnellstmöglich aufgeklärt werden! Auch das entscheidet über Vertrauen in unseren Rechtsstaat und unsere Demokratie.

Wenn wir in den nächsten vier Tagen über Vertrauen sprechen, dann denken wir nicht nur an die Sorgen der Gegenwart, sondern dann blicken wir vor allem in Richtung Zukunft. Der Zukunft vertrauen – das fällt vielen Deutschen heute nicht leicht. Na klar, das hat auch mit politischen Umständen zu tun. Ich kenne ja die Fragen: Ist unsere Regierung handlungsfähig? Oder: Sind die Parteien zu sehr mit sich selbst beschäftigt? Haben sie die Erwartungen und die Sorgen der Menschen genügend vor Augen? Sind sie vorbereitet auf die Herausforderungen der Zukunft?

Das sind wichtige Fragen. Ich glaube aber, der Mangel an Zukunftsvertrauen geht sehr viel weiter und tiefer in alle Lebensbereiche hinein. Viele schauen mit großen Sorgen auf die digitale Zukunft, auf eine Welt, in der Computer und Roboter, *Big Data* und Künstliche Intelligenz immer tiefer eindringen in die Wirtschaft, in unsere Arbeitswelt, in unseren Alltag. Viele fragen sich: »Können wir Schritt halten mit den gewaltigen Veränderungen um uns herum? Können wir Richtung und Geschwindigkeit der Entwicklung noch beeinflussen? Bewahren wir das, was uns ausmacht, den Kern unseres Menschseins, auch in der digitalen Zukunft?«

Ich bin sicher: Das sind elementare Fragen, die Menschen haben, die nicht jeden Tag so formuliert werden, die aber Grund sind für manche Unsicherheit und Verzagtheit. Ich bin dankbar, dass sich der Kirchentag auch dieser Fragen annimmt. Genau das hat den Kirchentag immer ausgezeichnet. Wir wollen die Welt nicht nur beschreiben, wir wollen sie erst recht nicht nur beklagen, sondern wir wollen sie zum Besseren verändern – mit unseren, mit Ihren Ideen! Denn ob digital oder analog, die Zukunft ist ungeduldig. Daher lasst sie uns anpacken: für ein friedliches Zusammenleben in der Gesellschaft, für Verständigung zwischen den Völkern, für Klima und Umwelt.

Wir können vertrauen, weil wir glauben, dass Gott den Menschen vertraut. Und weil Gott uns vertraut, suchen wir nicht das stille Kämmerlein und nicht die Echokammer, sondern Begegnung und Austausch. Unser Glaube ist nicht abstrakt, sondern stellt uns mitten hinein in die Verantwortung für unsere Welt.

Gehen wir es an! Ich wünsche uns allen einen intensiven, einen sengersreichen 37. Deutschen Evangelischen Kirchentag!

Erzbischof Hans-Josef Becker, Paderborn

Sehr geehrter Herr Bundespräsident, liebe Schwestern und Brüder, liebe Gäste aus nah und fern! Im Namen der Bistümer Essen, Münster und des Erzbistums Paderborn grüße ich Sie alle am Beginn des Evangelischen Kirchentages und sage: Herzlich willkommen in Dortmund, der Stadt, für deren Menschen ich auch als Erzbischof dieser Diözese Bote des Evangeliums sein darf!

Der Evangelische Kirchentag 2019 findet im Kontext des Ruhrgebietes, der bedeutenden Industriezentrale des Landes Nordrhein-Westfalen, statt. Die drei Bistümer Essen, Münster und Paderborn sind mit den Menschen dieser Region und ihren Wünschen und Sorgen zutiefst vernetzt.

»Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und



Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.« Mit diesen Worten der Pastoralkonstitution *Die Kirche in der Welt von heute* hat bereits das *Zweite Vatikanische Konzil* in den 60er-Jahren des letzten Jahrhunderts deutlich gemacht, wie sehr die Kirche ihren Platz bei den Menschen in Not hat, und dass es ihr erster Auftrag ist, an der Seite der Menschen ihren Lebensweg mit der Frohen Botschaft zu begleiten, zu deuten und zu trösten. Dies geschieht in vielen Bereichen schon seit Langem in ökumenischer Gemeinschaft mit den Geschwistern der Evangelischen Landeskirche von Westfalen, der Lippischen Landeskirche und den anderen christlichen Kirchen. Dies soll ja auch im Programm des Evangelischen Kirchentages erkennbar werden.

»Was für ein Vertrauen.« Das Leitwort des Kirchentages aus dem 2. Buch der Könige (2 Könige 18,19) stammt aus einer Kriegsbedrohung des Volkes Gottes, aus einer Zeit, in der die benachbarten Völker noch auf die Kraft und Hilfe ihrer Stammesgötter setzten. »Unser Gott rettet.« Das ist ja eine Grundbotschaft, die sich durch alle Bücher der Heiligen Schrift zieht. Der Gott Israels offenbart sich als der wahre Gott, der die Menschen rettet; die Zeit der Stammesgötter ist vorbei. Das Osterfest schenkt uns jedes Jahr die Botschaft, wie sehr dieser Gott aller Menschen sich in Jesus Christus endgültig als der Retter der Menschen »gezeigt« hat.

In einer so multireligiös und multikulturell geprägten Stadt wie Dortmund ist es eine wichtige Aufgabe der christlichen Kirchen, gemeinsam mit den Mitgliedern der anderen Religionen die Friedensbotschaft zu leben und für die ganze Gesellschaft fruchtbar zu machen, damit »der Stadt und des Landes Bestes« in der Achtung *voreinander* und in der gemeinsamen Arbeit *miteinander* wachse.

In diesem Sinne wünsche ich dem Evangelischen Kirchentag hier in Dortmund in der Zuwendung zu den gesellschaftlichen und kirchlichen Themen und Problemen unserer Zeit gute und auch zielführende Diskussionen. Möge das Vertrauen in Gottes Wort auch die Verheißung der guten Zukunft miteinander hier in der Stadt Dortmund, in unserem Land und in unseren Kirchen stark machen!

Armin Laschet MdL, Ministerpräsident, Düsseldorf

Liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 37. Deutschen Evangelischen Kirchentages, liebe Mitchristinnen und Mitchristen, herzlich willkommen in Nordrhein-Westfalen! Unser Land ist stolz darauf, dass dieser Kirchentag in diesem Jahr hier stattfindet. Und diese Region weiß, was das heißt, sich zu wandeln. Kohle und Stahl haben diese Stadt geprägt.

Bis heute ist hier die Chemische Industrie, Aluminium. Viele Menschen setzen auf ihre Arbeitsplätze. Und vor 50 Jahren gab es in dieser Region keine einzige Universität, nur Menschen, die hart gearbeitet haben – 1.000 Meter unter der Erde, zum Teil unter Risiko für ihr Leben.

Und heute? Heute gibt es 280.000 Studierende. Heute ist das wahr geworden, was Willy Brandt einmal gesagt hat, was er sich wünschen würde und wo alle gelacht haben. Er hat nämlich gesagt: »Ich wünsche mir den blauen Himmel über der Ruhr.« Schauen Sie heute nach oben: Der Wandel ist in Dortmund gelungen, der Himmel ist blau, und die Luft ist besser, und Dortmund ist so etwas wie die »grüne Hauptstadt« im Ruhrgebiet.

Im letzten Jahr war der Katholikentag, also der katholische Kirchentag, in Münster, jetzt ist der Evangelische Kirchentag in Dortmund. Aber die beiden Kirchen feiern das ökumenisch zusammen. Das war vor vielen Jahren noch nicht möglich. Und deshalb: Allen Dank, die an diesem Werk der Ökumene so engagiert und teilweise auch gegen die Oberen in der Kirche gearbeitet haben, dass Christen heute zusammenstehen, katholisch und evangelisch.

»Was für ein Vertrauen« – die Frau Präses hat gesagt, das kann Anforderung sein, das kann Frage sein. Ich glaube, für uns, die wir politisch tätig sind, muss es eine Mahnung sein. Über das Vertrauen, das in der Kirche nicht erfüllt wurde, bei Kindern und anderen, ist im Gottesdienst gesprochen worden.

Ich möchte Ihnen ein Beispiel nennen, wo das Vertrauen in den Staat nicht erfüllt wurde: Mehmet Kubaşık – ein Kurde, verfolgt, hat Deutschland vertraut, ist nach Deutschland gekommen und hat in Deutschland um Asyl nachgesucht, hat in Deutschland Asyl bekommen, hat sich angestrengt, hat die deutsche Staatsbürgerschaft bekommen, hat sich selbstständig gemacht, hat einen Kiosk hier in Dortmund betrieben, hat seine Familie ernährt. Und dann ist der rechtsterroristische NSU durch das Land gezogen – hat über sechs Jahre Menschen ermordet, Familienväter, die diesem Land vertraut haben. Und die staatlichen Institutionen haben es nicht wahrgenommen, im Gegenteil: Sie haben die Familien verdächtigt. Sie haben an den Vorhängen der Ermordeten geguckt, ob dort Drogenspuren sind, weil ein solches Delikt eigentlich nur im Milieu passieren kann. Und man hat die Augen verschlossen vor einem rechten Terrorismus.

Da hat der Staat das in ihn gesetzte Vertrauen nicht erfüllt. Und wir müssen heute sagen, gerade auch angesichts des Mordes an dem Regierungspräsidenten von Kassel: Nie wieder dürfen wir so wegschauen, wie wir das in den letzten Jahrzehnten hier beim Rechtsterrorismus gemacht haben.

Menschen haben ihre Ersparnisse zu den Banken gebracht, weil sie denen vertraut haben. Und diese haben in einem entfesselten Kasino-

Kapitalismus eine Weltfinanzkrise heraufbeschworen, die all die Menschen, die jeden Tag hart arbeiten, im Jahr 2008/2009 fast an die Grenzen des Ruins gebracht hat. Auch da ist Vertrauen missbraucht worden.

Menschen haben ihr Erspartes zusammengelegt und ein Auto gekauft und haben gedacht, die Werte, die man ihnen sagt, die an Umweltschädlichkeit da sind, stimmen. Und sie haben nicht gestimmt. Und Vertrauen ist verlorengegangen. Und große Medien haben Reportagen geschrieben, wo man Menschen getroffen hat, mit Original-Zitaten unterlegt, mit den Situationen, in denen das Gespräch stattgefunden hat, und man musste am Ende zugeben: Es war alles erfunden, das Gespräch hatte nie stattgefunden. Auf allen diesen Wegen ist Vertrauen verlorengegangen.

Und nun hat die Frau Präses Kurschus uns eben gefragt: »Kann denn eigentlich verloren gegangenes Vertrauen wieder wachsen?« Eine schwere Frage. Es dauert vielleicht lange. Aber eines ist wichtig: Es muss wieder wachsen! Denn wenn keiner einem mehr vertraut, zieht sich jeder noch mehr zurück in seine Filterblase, erfindet er seine eigenen Medien, seine eigenen Kontakte. Wenn er den anderen nicht vertraut, wird *Fake News* noch mehr blühen, weil es keine Institution mehr gibt, der man vertrauen kann.

Und insofern erhoffe ich mir von diesem Evangelischen Kirchentag, dass neues Vertrauen wachsen kann. Es gibt keinen Ort in Deutschland und keine Veranstaltung in diesem Jahr in Deutschland, wo der Austausch so möglich ist wie auf diesem Kirchentag. Es gibt große Events, große Veranstaltungen. Aber einen Ort, wo jeder hingehen kann, wo jeder eine Frage stellen kann, wo man nicht wie bei YouTube oder bei Twitter mit anonymen Accounts gegen die anderen hetzt oder sie beleidigt, sondern wo man dem anderen gegenüber sitzt, ihn sieht, eine Frage stellt, eine Antwort bekommt, ein Gespräch entsteht. Solche Veranstaltungen gibt es in der Regel nirgendwo mehr.

Man trifft sich untereinander, auf Parteitag, auf Konventen, auf Gewerkschaftsbegegnungen. Aber dass jeder einzelne Mensch kommen kann, da sein kann, fragen kann, mittun kann, das gibt es in diesem Jahr nur auf diesem Kirchentag. Und deshalb ist das ein so wichtiges Ereignis.

Der Kirchentagspräsident Hans Leyendecker hat eben gesagt, wir sind in diese Stadt gekommen, um zuzuhören und voneinander zu lernen. Ja, das alles erhoffen wir uns von den Tagen in Dortmund. Und wer auf einem Podium sitzt, auch das sei mir noch erlaubt zu sagen, bestimmt der Kirchentag. Christentum ist nicht neutral. Und wer die Werte des Christentums nicht vertritt, hat auch auf Podien der Kirche nichts verloren. Auch das ist eine klare Ansage, der ich mich ausdrücklich anschließen kann.

Ich wünsche Ihnen gute Beratungen hier in Dortmund, neue Ideen. Wir als Politik, die Wirtschaft, die Banken, auch der Journalismus, alle,

die Vertrauen verloren haben – wir brauchen dringend diese Impulse dieses Kirchentages im Einsatz für eine bessere Welt. Und so wünsche ich Ihnen im Namen vieler, vieler Millionen Menschen in Nordrhein-Westfalen alles Gute, Glückauf und Gottes Segen für den Kirchentag!

Ullrich Sierau, Oberbürgermeister, Dortmund

Ich hoffe, Sie sind gut nach Dortmund gekommen und Sie fühlen sich hier wohl! Es ist für mich als Oberbürgermeister eine große Freude, Sie hier herzlich willkommen zu heißen zum 37. Deutschen Evangelischen Kirchentag. Es freut mich natürlich ganz besonders, dass es in diesem Jahr die Stadt Dortmund ist, wo der Kirchentag stattfindet, und sicherlich auch die Stadt (in diesem Fall Dortmund) findet. Es ist eine wunderbare Gelegenheit, auf vielfältige, unterhaltsame und hoffentlich nachhaltige Weise die wertvolle Arbeit der evangelischen Kirche in unserer Stadt und in Westfalen zu würdigen und sichtbar werden zu lassen. Und natürlich ist es eine einzigartige Möglichkeit, den Zehntausenden von Besucherinnen und Besuchern Dortmund als die Stadt zu zeigen, die sie ist: eine internationale, tolerante und weltoffene Stadt, in der Vielfalt im gesellschaftlichen, kulturellen und religiösen Miteinander gelebt wird. Dortmund ist eine Stadt, die für Wertschätzung und Respekt, die gegen Diskriminierung und Verfolgung eintritt. Wir haben das auf dem Höhepunkt der Flüchtlingssituation im Jahr 2015 bewiesen: Wir haben uns nicht weggeduckt, und auch aktuell ist es so, dass wir vor dem Hintergrund eines Ratsbeschlusses vom 23. Mai heute erklärt haben, dass wir einem städtischen Bündnis beitreten, um die Flüchtlinge der *Sea-Watch* im Zweifel auch hier nach Dortmund zu holen. Und ich kann nur appellieren an den Bundesinnenminister, dass er nicht darauf verweist, dass andere Länder auch mitmachen müssten. Sondern ich denke, Deutschland könnte hier Vorbild in Europa sein. Und wir als Städte sind bereit, unseren Beitrag zu leisten – gedeckt durch einen Ratsbeschluss. Wir sind eine Stadt, in der sich Menschen engagieren. Eine Stadt, in der sich ein breites Bündnis verschiedenster Akteure aus Politik, Verbänden, Verwaltung und Zivilgesellschaft für Toleranz, Demokratie und Vielfalt einsetzt. Deshalb ist der Kirchentag auch hier genau richtig – eine Mitmach-Veranstaltung in einer Mitmach-Stadt. Herzlich willkommen, Kirchentag!

Der Kirchentag ist ja nicht nur eine Veranstaltung, die sich möglichst viele Besucherinnen und Besucher erhofft, die gemeinsam beten, singen oder feiern. Der Kirchentag trägt auch dazu bei, die gesellschaftliche Verantwortung jedes einzelnen Menschen für die Gemeinschaft wieder mehr ins Bewusstsein zu rücken. Dieser Kirchentag tritt für Vertrauen

ein. Daher ist es gut und richtig, dass der Kirchentag wichtige gesellschaftspolitische Themen aufgreift und die Menschen dazu anregt, darüber miteinander ins Gespräch zu kommen. Statt Ellbogenmentalität gilt es, Gemeinschaftssinn und Zusammenhalt zu zeigen. Das ist es, was hier bei uns in der Mentalität der Menschen verankert ist. Die vielen Bürgerinnen und Bürger Dortmunds, die ihre Häuser öffnen und Unbekannten Unterkunft und Verpflegung anbieten, sind ein schönes Beispiel für die Gastfreundschaft unserer Stadt. Ihnen und den vielen Tausenden von Helferinnen und Helfern, die durch ihren unermüdlichen Einsatz eine solche Großveranstaltung erst ermöglichen, gebührt unser aller Dank. Ich bin als Oberbürgermeister sehr stolz darauf, dass dieses Engagement hier möglich ist. Auch auf die Freude, die dem Kirchentag entgegengebracht wird. Und das ist auch ein Teil unseres Zusammenhalts, den wir bieten. Denn es ist dieser Zusammenhalt, der auch über dieses Datum hinaus Bestand haben und das Leben in unseren Städten prägen wird. [...] Ich bin überzeugt, dass der 37. Evangelische Kirchentag mit mehr als 2.000 Veranstaltungen an 200 Orten die unzähligen Besucherinnen und Besucher begeistern wird. Und natürlich würde es mich freuen, wenn sie dabei entdecken, dass Dortmund eine Stadt ist, die ein Wiederkommen lohnt! Insofern wünsche ich allen Beteiligten und den Gästen eine rundum gelungene Veranstaltung, über die am Ende alle Menschen sagen: Es hat sich gelohnt und neues Vertrauen geschaffen! Glückauf und Halleluja!

## Begrüßung der Mitarbeitenden

Impuls am Sonntag, 16. Juni 2019, Westfalenhallen, Kongresszentrum

Ulf Schlüter, Theologischer Vizepräsident der Evangelischen Kirche von Westfalen, Bielefeld

»Seid ihr eigentlich völlig bekloppt?«

Vielleicht, liebe Freundinnen und Freunde, liebe Kirchentags-Enthusiasten, liebe grüne Gleich-geht's-los-Gemeinde, vielleicht könnte man die Losung standortspezifisch leicht variieren.

»Seid ihr eigentlich völlig bekloppt?« – In einer Bibeledition Hebräisch-Ruhrdeutsch nämlich könnte der Losungsvers 2 Könige 18,19 durchaus auch so übersetzt sein. Der in Dortmund und Umgebung noch immer übliche feinsinnige und überaus anmutige Dialekt ließe die Losung womöglich so klingen: »Seid ihr eigentlich völlig bekloppt?« Nun, ich gebe zu, auf Fahnen, Banner, Programme und Plakate gedruckt würde diese Losung bundesweit für leichtes Unverständnis sorgen. Luther klingt irgendwie besser. Aber bei Licht betrachtet, träfe die bekloppte Variante doch den Kern der Perikope.

Die allermeisten von Ihnen und euch kennen die Geschichte nur zu gut; manche drehen, wenden und sezieren sie seit Monaten. Das Wichtigste in aller Kürze zur Erinnerung: Jerusalem, 701 vor Christus. Es erscheint vor den Toren die Weltmacht Nr. 1: ein Heer des assyrischen Imperiums, alles beherrschend, was wir heute den Nahen Osten nennen. Die Könige Assyriens traktieren die eroberten Gebiete wie Mafiabosse ihr Herrschaftsgebiet. Wehe den Besiegten! Den Vasallen presst man Schutzgelder und immense Tribute ab. Wer zahlt, überlebt. Widerstand aber wird konsequent im Keim erstickt, knallhart und brutal. Städte werden zerstört, ihre Bewohner getötet oder versklavt. Wo immer jemand Assur trotzt, bleibt am Ende nur verbrannte Erde. So erging es Samaria und dem ganzen Nordreich Israels 20 Jahre zuvor. Und so ergeht es gerade allen Städten Judas. Überall schlägt Assyrien unbarmherzig zu. Einzig Jerusalem bleibt bisher verschont. Nun aber erscheint Assyriens Heer, geführt von Rabschake, dem »Haupt der Prinzen«, mit waffenstarrer Macht an Zions Berg.

»Was ist das für ein Vertrauen, das du da hast? Meinst du, bloße Worte seien schon Rat und Macht zum Kämpfen? Auf wen verlässt du dich denn, dass du von mir abtrünnig geworden bist?«, lässt Assyriens Herrscher Jerusalems König Hiskia vor aller Ohren fragen. Und verspottet und verhöhnt ihn dann nach Strich und Faden. Was man sich denn wohl für Blödsinn einbilde. »Seid ihr eigentlich völlig bekloppt?« – Das meint

der Feldherr Assurs eigentlich mit: »Was für ein Vertrauen hast du da?« Der ist nicht religionswissenschaftlich interessiert. Der will nur spielen. Und sagen: »Ihr seid bekloppt – und morgen seid ihr tot.«

Liebe Kirchentags-Enthusiasten, seid ihr eigentlich völlig bekloppt? Alle zwei Jahre so ein monumentales Mammutprojekt in die Landschaft zu klotzen? Zehntausende, Hunderttausende mal hierhin, mal dorthin zu lotsen, für fünf Tage komplette Städte zu okkupieren? Mit 2.000 und ein paar hundert Massenevents? Kommunen und Oberbürgermeister über Jahre zu belagern und belatschern, Landeskirchen, Kirchenkreise und Gemeinden reihum in Schnappatmung zu versetzen? Und das alles mit einem kleinen Verein? Mit ein paar Handvoll Vollzeitprofis? Und sogar ohne, dass ihr am Anfang schon wüsstet, wer das am Ende alles bezahlt? Euren Humor möchte man haben.

Seid ihr eigentlich völlig bekloppt? Könnte man euch durchaus fragen. Einen Präsidenten etwa oder eine Präsidentin. Zwei Jahre aus freien Stücken und ohne jede Not morgens, mittags, abends, nachts drum kreisen. Und seinen eigenen Namen dran heften. Ohne zu wissen, ob's am Ende gelingt. Freischwebend. Und immer mal Panik schieben. Wer tut sich das an?

Seid ihr eigentlich völlig bekloppt? Von Stadt zu Stadt zu ziehen – wie fahrendes Volk. Immer wieder neu anzufangen, aus dem Boden zu stampfen, ohne Kenntnis des Terrains. Überhaupt: In Zeiten wie diesen so was zu planen. Wo jeder, der einen mittleren Trödelmarkt plant, sich rumschlagen muss mit 12.000 Regeln und Vorschriften, Brandschutz, Hygiene, Entsorgung, Verkehr, Lärm, Fluchtwege, Personenstromlenkung, Rettungsdienst etc. etc. etc. Und nicht zuletzt Sicherheit – wo dieser Tage jeder einsame Rucksack den Zugverkehr nördlich der Alpen aus den Bahnen werfen kann.

Seid ihr eigentlich völlig bekloppt?

Und ihr alle hier – 800 Mutwillige. Profis, Semiprofis, Amateure, Vollzeit-, Teilzeit-, Honorar- und gar nicht wenige Gotteslohn-Kräfte, wisst ihr, was ihr tut – euch die nächsten acht Tage um die Ohren zu schlagen, rund um die Uhr, um das alles irgendwie zu stemmen und zu regeln und beieinander zu halten? Schlaflos im Kohlenpott. Nur ohne Kohle. Man muss schon ziemlich kirchentagsbekloppt sein, um sich all das anzutun und das alles zu wagen. Geht *gar* nicht, im Grunde.

So wie damals, vor 2.720 Jahren. Jerusalem und Hiskia – man kann doch nur kapitulieren. Aussichtslos. Auf verlorenem Posten. »Was ist das für ein Vertrauen, das du da hast?«, fragt der Rabschake. Nun muss der Ehrlichkeit halber gesagt werden: Bloßes Gottvertrauen war es ja keineswegs, auf das Hiskia setzte. Historisch ist bekanntermaßen gut belegt, dass der fromme König zugleich ein kluger und gewitzter Stratege war, ein Realpolitiker mit Raffinesse und Weitblick. Aus dem Untergang der

anderen hatte er seine Lehren gezogen. Bevor Assur anrückt, lässt er ein paar nicht ganz bescheidene Vorkehrungen treffen. Eine zweite, mächtig massive Mauer lässt er um den inneren Wall Jerusalems ziehen. Doppelt hält besser. Und mehr noch: Rein prophylaktisch – der kluge Mann baut vor – lässt er einen langen Tunnel graben. Vom Osten des Stadthügels quer durch den Berg auf die Westseite. Um auch die Stadtteile dort verlässlich mit Wasser zu versorgen. Selbst gegen ausdauernde Belagerer war man gut gerüstet.

Was ist das für ein Vertrauen, das du da hast? Ganz ohne Klugheit und nüchternes Denken geht es demnach nicht, auch wenn Hiskia im 2. Buch der Könige allein für sein Vertrauen gerühmt und gepriesen wird. Und übrigens auch belohnt – denn das ist ja das Ende: Assur zieht ab, Eroberung abgesagt.

Nun ja. Fest steht: Auch ein Kirchentag lässt sich nicht nur mit Gottvertrauen stemmen. Kluge Planung, ein paar nicht ganz bescheidene Vorkehrungen braucht es auch hier. Genauer: minutiöse, akribische, jahrelange Vorbereitungen. Nicht wenige hier im Raum haben schon reichlich schlaflose Nächte und strapaziöse Tage hinter sich. Und hinter den 596 Seiten Programm stehen wahrscheinlich 100.000 Planungsseiten. Allein für das Sicherheitskonzept braucht man einen Kleintransporter.

Was zu planen war, ist geplant. Aber jetzt geht's los. Zum Glück rücken keine assyrischen Truppen an. Aber 100.000 Leute. Mittwochabend vielleicht doppelt so viele. Jetzt gibt's kein Weichen und Wackeln mehr.

Was ist das für ein Vertrauen ... ?

Es ist im Kern, liebe Kirchentagsbegeisterte, es ist im Kern unser Vertrauen, vielleicht manchmal mehr unser Ahnen: Da ist ein Gott, der im Grunde, mit Verlaub, pardon, der im Grunde bekloppt ist. Könnte man sagen. Der weiß doch, wie wir sind, wir Menschen, seine Geschöpfe. Fünf Minuten nach der Schöpfung ist das klar, man muss nur lesen bis Kapitel drei – der Mensch ist eine Katastrophe. Sündenfall, Brudermord, Frevelflut, Größenwahn – die »So ist die Welt«-Geschichten vom Anfang lassen keinen Zweifel. Gott weiß, wie wir sind.

Eben befreit, morgen hadern und jammern, gibt's kein Fleisch auf den Tisch. Gott weiß, wie wir sind.

Er gibt Gebote zum Leben – und schickt Propheten hinterher, wir sind so vergesslich. Gott weiß genau, wie gottvergessen Menschen sind. Und was tut er? Legt sich in eine Krippe. Setzt sich mit Sündern an den Tisch. Verheißt uns sein Reich. Streicht Schuld von der Rechnung. Und kommt aus freien Stücken unter die Räder – am Kreuz. Ist der – mit Verlaub – eigentlich völlig bekloppt, der Allmächtige?

Aber so ist die Liebe. Und die lebt. Nur der Tod ist tot.

Das ist der Gott, auf den wir vertrauen. Und deshalb wagen wir Kirchentag. Versöhnen statt spalten. Diskutieren statt Recht haben. Streiten



statt kämpfen. Fragen statt schreien. Beten statt herrschen. Feiern statt hadern. Umarmen statt siegen. All das ist Kirchentag. Und all das werden wir erleben. Weil wir auf diesen Gott vertrauen. Und danach strecken wir uns aus – in alle Richtungen, fünf Tage lang von Mittwoch an. Und wenn das irgendwem bekloppt erscheint – bitte schön. »Denn die göttliche Torheit ist weiser, als die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit ist stärker, als die Menschen sind«, schreibt Paulus.

Wir wollen dieses Vertrauen wagen. Und in diesem Vertrauen Kirchentag feiern. Gott sei Dank! Dass Sie alle da sind, dass ihr alle da seid. Gott sei Dank für euer Vertrauen. Gott sei Dank für eure Begeisterung. Von heute an eine Woche Pfingsten.

Die Evangelische Kirche von Westfalen als Gastgeberin dieses Kirchentags freut sich wie verrückt auf diese nächsten Tage. Bei allem Respekt, den wir haben. In Westfalen gibt es in 500 Gemeinden und 27 Kirchenkreisen, Gott sei Dank, auch eine große Schar von Kirchentagsbekloppten. Die fiebern seit Jahren dieser Woche entgegen. Endlich geht's los.

Herzlich willkommen in Dortmund! Wir machen da jetzt die Hauptstadt des Vertrauens draus. Mit Gottes Segen und Hilfe – und *nur* mit Gottes Segen und Hilfe – wird uns das gelingen. Darauf lasst uns vertrauen.

Glückauf. Halleluja. Und Amen.



---

# Jubiläen

## Komm, iss erst mal was

### 1979 bis heute: 40 Jahre Feierabendmahl

Tischreden am Freitag, 21. Juni 2019, Kongresszentrum

Prof. em. Dr. Peter Cornehl, Mitinitiator des ersten Feierabendmahles  
1979, Hamburg

Johanna Klee, Jugendpastorin, Braunschweig

Tischrede von Peter Cornehl

Liebe Feierabendmahlsgemeinde! Es folgt nun nach der Feier zunächst etwas Erinnerung an das erste Feierabendmahl: vor genau 40 Jahren. Das erste Mal in der großen Öffentlichkeit eines Kirchentages ein eucharistisches Mahl der Gemeinschaft mit Christus und untereinander, in der Verbindung von Abendmahl und Weltverantwortung, Information, Klage und Gotteslob, in traditionellen und modernen Formen, nicht mehr – wie es viele Evangelische lange erlebt haben – dunkel und ernst, sondern hell und heiter, in einer großen, festlichen Feier. Das war neu, umstritten, wunderbar!

Eigentlich hätte hier Georg Kugler stehen sollen, damals Leiter der bayerischen Gemeindeakademie in Rummelsberg. Er war der Initiator des Feierabendmahls, er hat mit anderen zusammen den Ablauf geplant und später auch ein wichtiges Buch darüber veröffentlicht.<sup>1</sup> Er kann heute nicht hier sein. Deshalb also nun ich, obwohl ich in Nürnberg, anders als zwei Jahre darauf in Hamburg, nur am Rande dabei war.

Ich werde diesen Abend nicht vergessen.

1.

Lange vor Beginn war die Lorenzkirche in Nürnberg voll. Pünktlich um 19 Uhr läuteten die Glocken. Das Licht ging aus. Es wurde still. Zum Eingang wurde das Lied *Christ ist erstanden* gesungen. Dann trat Georg Kugler ans Mikrofon. Unvergesslich, der »Schorsch«: weißes Melkerhemd über der schwarzen Hose (eine Art privates liturgisches Gewand).

<sup>1</sup> Georg Kugler: *Feierabendmahl: Zwischenbilanz, Gestaltungsvorschläge, Modelle*. Gütersloh 1981. Inzwischen hat uns die Nachricht erreicht, dass Pfarrer Georg Kugler am 18. September 2019 verstorben ist.

Mit seiner tiefen, sonoren Stimme, bayerisch-fränkisch getönt, leitete er als Liturg und Moderator souverän durch den Gottesdienst.

Es wurde ein langer Abend, von 19 bis 23 Uhr. Das Programm umfasste viele Stationen. Viel Politisches, eine Bildmeditation, viel Musik, politische Klagen und Anklagen, ein dramatisches Gedicht aus Kolumbien, eine Ansprache, Informationen über zwei Gefangene, die von *Amnesty International* betreut wurden, die Möglichkeit, Karten oder Briefe zu schreiben, sich für ihre Freilassung einzusetzen. Lange Fürbitten, die von der Gemeinde mit Kyrie-Rufen beantwortet wurden.

Die Berichte, Zeugnisse, Nachrichten vergegenwärtigten die Lage in Lateinamerika: die Brutalität des Militärs, die Unterdrückung der Zivilbevölkerung, die Ausplünderung der Armen, Terror, Folter, Gewalt, aber auch den Widerstand und als letztes Mittel den bewaffneten Kampf gegen das Regime. Was wir hörten, war bedrückend, lastete spürbar auf der Gemeinde. Alles war schwer, auch das Kyrie. Alles war viel, vielleicht zu viel für einen Gottesdienst. Denn wie sollte der Übergang von Klage und Anklage zum Gotteslob, vom *Kyrie* zum *Jubilare* vonstattengehen, so, dass man ihn als Gemeinde mitvollziehen konnte?

Zunächst durch eine Bildbetrachtung. Schorsch Kugler meditierte das *Kruzifix* von Veit Stoß hoch über uns, hell angestrahlt. Das *Kreuz als Lebensbaum*. Aus den Händen und den Füßen des Erlösers sprießen Blumen – ein sprechendes Symbol für den Übergang vom Tod zum Leben.

Besonders wichtig war die Musik, besonders das Singen: Bach, Baltruweit und Taizé – abwechselnd und verschränkt. Klänge, die sich wunderbar ergänzten. Sie füllten den Raum und lösten entstehende Spannungen.

Ziel und Höhepunkt war das Abendmahl. Es wurde in ökumenischer Weite gefeiert. Nicht – wie protestantisch noch immer üblich – konzentriert (und beschränkt) auf Einsetzungsworte, Vaterunser und *Christe, du Lamm Gottes*, sondern liturgisch reich entfaltet. Es begann mit einer Gabenprozession. Zusammen mit den geschriebenen Karten und Briefen wurden Kelche und Brote aus der Sakristei hereingetragen. Die Einsetzungsworte wurden gesprochen, Brot und Wein gesegnet. Ein Eucharistiegebet erschloss die Bedeutung des Sakraments. Es mündete in die Bitte um den Heiligen Geist, vielfältig variiert mit dem wiederholten Kehrsvers aus Taizé »*veni sancte spiritus*«.

Danach die Kommunion. Brote und Kelche kreisten in vielen kleinen Gruppen. Wo es ging, etwa in den Seitenschiffen, wurde getanzt. Vor allem wurde gesungen. Immer neue Lieder wurden angestimmt, spontan, bald nicht mehr zentral gesteuert. Die Stimmung wurde immer fröhlicher, fast euphorisch. Das Fest endete mit Segen und Friedensgruß. Viele reichten sich die Hände, umarmten sich. Auch danach ging das Fest noch weiter. Der Gottesdienst in der Lorenzkirche war einer von vielen an jenem Freitag. Das Feierabendmahl wurde (wie auch heute) gleich-

zeitig an vielen Orten gefeiert, in Messehallen und Gemeinden, in der Stadt Nürnberg und in der Umgebung.

Dieses erste Feierabendmahl war ein bewegendes Fest. Es war ein Anstoß. Georg Kugler nannte das eine »Anstiftung zum Weitermachen«. Und es ist weitergegangen. Das Feierabendmahl hat sich verändert, ist weiterentwickelt worden. Und ist lebendig – bis heute.

## 2.

Ich denke, wenn wir Glück haben, und das Erreichte nicht wieder verspielen, kann der 15. Juni 1979 in die Liturgiegeschichte eingehen.

Warum diese Einschränkung? Kann man das Erreichte auch wieder verspielen? Das hat uns seinerzeit nach Nürnberg und Hamburg intensiv beschäftigt. Das Feierabendmahl war umstritten. Es gab zornige, wie wir fanden, ziemlich ungerechte Angriffe von Evangelikalen und Glaubenskonservativen. Obwohl kaum einer der Kritiker bei der Feier dabei war, meinte man zu wissen, welche schrecklichen Ketzereien dort zelebriert worden seien. Wir haben uns bemüht, auf die Einwände einzugehen, haben das Gespräch gesucht. Nicht sehr erfolgreich. Anderes war uns wichtiger.

In der Folgezeit konnte man beobachten, dass für viele Gruppen und Gemeinden das Feierabendmahl vor allem eine Sache der atmosphärischen Stimmung wurde. Es kam zu einem eucharistischen Farbenwechsel: vom Dunklen zum Hellen, statt Buß-Ernst und bedrückter Sünden-Schuld-Thematik endlich das befreiende Fest der Gemeinschaft!

Unsere Sorge war, dass auf diese Weise die mit dem Feierabendmahl verbundenen anspruchsvolleren Zielsetzungen verloren gingen, zum Beispiel die Verbindung von Eucharistie und Weltverantwortung. Mir jedenfalls hat schon das erste Feierabendmahl in Lorenz deutlich gemacht, wie schwer es in der konkreten Situation war, nichts abzumildern von den Spannungen, in die wir dabei geführt werden, wie schwer, für den Weg von Information und Klage zum Gotteslob eine überzeugende gottesdienstliche Gestalt zu finden.

In dieser Situation war es eine große Hilfe, dass auf mehreren Konferenzen der *Kommission für Glauben und Kirchenverfassung* des Ökumenischen Rates der Kirchen seinerzeit ein ähnliches Verständnis erarbeitet worden war, an dem wir uns orientieren konnten. In der *Konvergenzerklärung von Lima 1982* ist dafür die inspirierende Formel gefunden worden: »Die Eucharistie umfasst alle Aspekte des Lebens.«<sup>2</sup> Das bedeutet:

<sup>2</sup> Taufe, Eucharistie und Amt. Konvergenzerklärungen der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen. Frankfurt a.M. / Paderborn 1982.

Im Grunde enthält das Sakrament so etwas wie eine eucharistische Utopie, wenn es heißt: »So bezeichnet die Eucharistie, was die Welt werden soll: Gabe und Lobpreis für den Schöpfer, eine universelle Gemeinschaft am Leibe Christi, ein Reich der Gerechtigkeit, Liebe und des Friedens im Heiligen Geist.« Die Konsequenz: »Alle Arten von Ungerechtigkeiten, Rassismus, Trennung und Mangel an Freiheit werden radikal herausgefordert, wenn wir miteinander am Leib und Blut Christi teilhaben.«

Wichtig war die Einsicht: Es handelt sich dabei nicht um das einseitige Programm moderner, linker politischer Theologie, nicht um eine gesetzliche Forderung, sondern um eine biblische Entdeckung! Wenn man sich die größere biblisch-theologische Sicht von Abendmahl und Mahlgemeinschaft vergegenwärtigt, dann eröffnen sich ganz neue Perspektiven.

Am Ende habe ich einen Wunsch. Ich wünsche mir, dass es uns gelingt, den Stillstand in Sachen Abendmahl, den wir seit geraumer Zeit in der Ökumene erleben, zu überwinden. Es ist deutlich, dass wir hier gegenwärtig nicht weiterkommen. Die Kirchentagsleitung bedauert das. Aber man hat sich damit abgefunden und belässt es bei dem, was möglich und ja auch schön ist, also zum Beispiel bei gemeinsamen Agape-Feiern statt Eucharistie. Wir sind realistisch und bescheiden geworden. Es gibt kaum noch ein Drängen, keine wirkliche Sehnsucht nach Abendmahlsgemeinschaft, auch nicht »von unten«, von der Basis, auch nicht auf dem Kirchentag.

Um nicht missverstanden zu werden: Das ist kein Plädoyer für spektakuläre Aktionen. Nach aller Erfahrung provoziert das nur harte Reaktionen des Apparats. Was ich mir aber wünsche, ist, dass wir uns auf dem Kirchentag nicht selbst verbieten, die Themen zu behandeln, die hier dran sind. Ich wünsche mir, dass wir die sozialen, ökologischen, christologischen und eschatologischen Zusammenhänge, die großen Geschichten, Bilder und Verheißungen, die in der Schrift mit Eucharistie und Abendmahl verbunden sind, endlich umfassend zum Thema machen. Hier in Dortmund ist das (soweit ich das Programm studiert habe) nicht geschehen. Hoffen wir auf Frankfurt, auf den nächsten Ökumenischen Kirchentag in zwei Jahren!

Auf den Punkt gebracht: Ich wünsche mir, dass wir von den wunderbaren katholischen Frauen mit ihrer Aktion *Maria 2.0* lernen und eine kräftige Bewegung *Eucharistie 4.0* auf den Weg bringen, damit wieder Schwung in die Sache kommt.

### Tischrede von Johanna Klee

Meine Perspektive auf das Abendmahl ist geprägt durch meine Erfahrungen und meine Biografie. Ich möchte mit einem Beispiel beginnen: Jedes Jahr findet in der Braunschweiger Landeskirche das Landesjugend-

treffen statt. 200 Jugendliche kommen dann in Neuerkerode zusammen. Neuerkerode ist ein Ort für Menschen mit besonderem Hilfebedarf, zum Teil werden die Menschen dort von schweren Behinderungen beeinträchtigt. Nun haben sich die Jugendlichen in diesem Jahr gewünscht, am letzten Tag des Landesjugendtreffens einen Abendmahlsgottesdienst zu feiern. So haben wir dann tatsächlich alle zusammen gefeiert: die Jugendlichen, die Bürgerinnen und Bürger von Neuerkerode. Für mich war da etwas greifbar, was alle Grenzen überwunden hat. Menschen waren miteinander verbunden, haben Gemeinschaft erlebt, ganz ohne Worte, ganz ohne Kommunikation – nur durch die Feier des Abendmahls. Das ist etwas, was mich sehr berührt hat. Gott bewegt im Abendmahl die Herzen von Menschen, ganz ohne Worte.

Ich denke, auch vor 40 Jahren hat in St. Lorenz Nürnberg etwas angefangen, was Grenzen überwunden hat. Gemeinden luden ein, wurden zu Gastgebenden. Menschen waren miteinander in Gemeinschaft verbunden. Es waren Fremde, so wie hier und heute an diesem Abend in vielen Kirchengemeinden in Dortmund. Sie sind zusammengekommen und haben Abendmahl gefeiert.

Vor 40 Jahren sollten mit dem Feierabendmahl auch Ängste abgebaut werden, indem Menschen wieder neu mit dem Abendmahl in Kontakt gebracht wurden. Ich denke, das ist es, was das Feierabendmahl auf dem Kirchentag erreicht hat: Das Abendmahl wurde ins Zentrum gestellt, die gemeinschaftsstiftende Kraft neu entdeckt. Seit 40 Jahren wird nun so auf dem Kirchentag Feierabendmahl gefeiert – wie auch mittlerweile in vielen evangelischen Gemeinden in Deutschland.

Mir ist es besonders wichtig, die Angst vor dem Abendmahl abzubauen. Vor 40 Jahren war ich noch nicht auf der Welt. Ich wurde 1986 in Ostberlin geboren, das war also noch vor dem Mauerfall. Selbst mein Bezirk ist noch nicht einmal 40 Jahre alt, denn er wurde damals erst neu gegründet und aufgebaut. Ich bin in einem Plattenbauviertel aufgewachsen. Es gab dort fünf Prozent Christinnen und Christen. Meine Familie war nicht gläubig, sie war atheistisch. Ich kannte keine Gottesdienste, auch kein Abendmahl. Dass ich in die Kirche gekommen bin, war eher ein Zufall. Aber: Ich wurde konfirmiert. Und mit der Konfirmation kam die Zulassung zum Abendmahl. In der Gemeinde gab es kein Kinderabendmahl, stattdessen wurde erst bei der Konfirmation das erste Abendmahl gefeiert. So blieb mir das Abendmahl lange Zeit fremd. Ich hatte Angst davor. Ich wusste nicht, was beim Abendmahl passiert. Ich spürte, dass es heilig ist, besonders; dass es mich *ganz* angeht. Ich spürte, dass im Abendmahl etwas verwandelt wird, dass ich verwandelt werde. Und ich glaube, das ist es, was mir Angst machte. Ich habe viele Jahre lang weiterhin Gottesdienste besucht, aber die Furcht vor dem Abendmahl blieb. Es blieb mir fremd.

Irgendwann wechselte ich in die Gemeinde des Berliner Doms, weil mir die Predigten sehr gefielen. Nur wird dort auch wöchentlich Abendmahl gefeiert. Mit der Zeit merkte ich, dass das Abendmahl etwas in mir bewirkte. Ich ging regelmäßig dorthin. Und das regelmäßige Teilnehmen nahm mir meine Furcht. Die Angst wurde weniger. Ich spürte die Gemeinschaft. Und merkte: Ich bekomme etwas geschenkt, was über die Predigt hinausgeht, was mich auf meinem Weg begleitet. Mein Herz wurde von Gott berührt.

Ich höre davon, dass es in vielen Gemeinden als schwierig gilt, Abendmahl zu feiern, und die Besuchszahlen an Sonntagen mit Abendmahlsgottesdiensten sinken. Ich glaube, dass es bei vielen Menschen eine Furcht gibt, Abendmahl zu feiern. Und vielleicht nimmt auch die Sehnsucht danach ab. Dass wir heute hier Abendmahl feiern können, auf dem Kirchentag, in dieser Gemeinschaft, in diesem Raum, ist wunderbar. Doch zuhause sieht es oft anders aus. In der Gemeindegewirklichkeit kommen die Impulse des Kirchentags leider nicht immer an. Aber: Ich bin überzeugt, dass Wort und Sakrament zusammengehören. Deswegen ist es so wichtig, Abendmahl zu feiern, uns hier in Dortmund zu stärken und danach in die Welt zu gehen – damit wir auch dort das Abendmahl bunt und vielfältig feiern. Damit wir es immer wieder feiern und uns dabei vergegenwärtigen, dass Gott unser Herz berührt und verändert. Damit wir die transformierende Kraft des Abendmahls spüren können.

So, wie ich mit einem Beispiel begonnen habe, möchte ich auch mit einem Beispiel enden. Jedes Jahr fahren wir mit Konfirmandinnen und Konfirmanden nach Österreich in ein Konfi-Camp. Auch dort setzen wir uns mit dem Abendmahl auseinander. Und zum Abschluss feiern wir ein Feierabendmahl. Die Jugendlichen bringen die Themen ein, die sie bewegen. Sie gestalten den Gottesdienst, sie kochen das Essen. Es gibt ein Drei-Gänge-Menü. Wir feiern Gottesdienst, hören die Einsetzungsworte, essen danach in der Gemeinschaft. Lob und Klage kommen zueinander, die Fragen der Jugendlichen und die Antwort Gottes. Die Konfirmandinnen und Konfirmanden merken, was es bedeutet, Gemeinschaft zu leben, Grenzen zu überwinden. Sie kommen aus Österreich zurück und gehen danach auch im Sonntagsgottesdienst zum Abendmahl. Sie haben Freude daran. Sie werden später oft zu Teamerinnen und Teamern. Und auch dann wollen sie immer wieder Abendmahl feiern. Im Gottesdienst, oder wenn wir gemeinsam auf Jugendfreizeit fahren. Denn das Abendmahl ist etwas, was wir mitnehmen können auf unseren Wegen, was unsere Gemeinschaft stärkt, was uns auch ohne Worte berührt. Deswegen hoffe ich darauf, dass wir weiter Abendmahl feiern, dass wir uns weiter anrühren lassen. Ich hoffe, dass Gott uns hier und heute begleitet und stärkt, damit wir auch in den Gemeinden Wort und Sakrament feiern, gemeinschaftlich, über alle Grenzen hinweg.



## 70 Jahre Kirchentag

### Eine musikalische Zeitreise vom Bläserruf bis zum Abendsegen

Zeitansagen und Interview<sup>1</sup> am Samstag, 22. Juni 2019,  
Westfalenhallen, Halle 1

Christian Fuhrmann, Oberkirchenrat, Erfurt  
Reinhard Groscurth, Pfarrer i. R., Bremen  
Prof. Dr. Harald Schroeter-Wittke, Praktischer Theologe, Paderborn

Moderation:

Ulrike Greim, Journalistin, Weimar

**70 Jahre Kirchentag: Sechs Zeitansagen von Harald Schroeter-Wittke und  
Christian Fuhrmann**

Zeitansage 1

Harald Schroeter-Wittke: Kreuz auf den Trümmern – es ist das Bild vom ersten großen Kirchentag Essen 1950: 180.000 Menschen auf der Schlussversammlung. Die Menschen feiern in einem Stadion, erbaut auf den Kriegstrümmern der Stadt. In der Mitte ein riesiges Stahlkreuz. Es krönte die Essener Melancthonkirche, zerstört in einer Bombennacht 1942. In tiefster Nacht hatte ihr stählernes Kreuz, im Feuerorkan leuchtend, mahnend über der Stadt gestanden. Und nun steht es im Stadion als Zeichen des Aufbruchs. *Rettet den Menschen* – so die Losung in Essen! »Eure Herren gehen, unser Herr kommt!« ruft Gustav Heinemann den Feiernden zu.

Es ist das Werk Reinold von Thadden-Trieglaffs, ehemals pommerischer Gutsbesitzer. Schon früh wirbt er für Völkerrecht und Völkerbund. In der Bekennenden Kirche und in der Ökumenischen Bewegung ist er führend aktiv. Mit seinem ökumenischen Netzwerk stampft er den Kirchentag aus dem Boden, zum Teil gegen den Widerstand von Kirchenoberen. Die Laien liegen ihm am Herzen – schon auf der Barmer Synode 1934. Ihnen will er Stimme und Gewicht in Kirche und Welt geben.

Der Kirchentag ist ein Seismograf seiner Zeit. Das heißt in den 1950er-Jahren: Der Kirchentag ermöglicht gesamtdeutsche Begegnungen und Erfahrungen. Der Höhepunkt: Leipzig 1954 mit 650.000 Menschen auf

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

der Schlussversammlung, die größte Massenversammlung in Deutschland ever: *Seid fröhlich in Hoffnung*. Erst 50 Jahre später knackt Benedikt XVI. mit seinem Weltjugentag in Köln diese Zahl.

Doch Thadden geht es nicht um Rekorde, sondern um Menschen. Seine Einladung ergeht an Jedermann, an Unbekannt. Schon 1950 ist eine Präambel formuliert:

»Der Kirchentag will Menschen zusammenführen, die nach dem christlichen Glauben fragen. Er will evangelische Christen sammeln und im Glauben stärken. Er will zur Verantwortung in der Kirche ermutigen, zu Zeugnis und Dienst in der Welt befähigen und zur Gemeinschaft der weltweiten Christenheit beitragen.«

Und: Schon 1950 hat der Kirchentag seinen Jingle: Der Bläserruf von der Essener Komponistin Magdalene Schauß-Flake, notiert auf Klopapier während einer Zugreise. Neben dem Kreuz auf den Trümmern erklingt: *Christ ist erstanden*. Diese Erfahrungen erklingen auch in dem Hit jener Zeit: *Sonne der Gerechtigkeit* – Otto Riethmüller gestaltet ihn 1932 nach historischen Vorlagen. Bis heute gehört er zur Lebensmelodie des Kirchentags.

## Zeitansage 2

Schroeter-Wittke: 13. August 1961, Thadden-Trieglaff wird 70 Jahre alt. Am selben Tag beginnt in Berlin der Mauerbau. Drei Wochen zuvor hatte es in Berlin noch Kirchentag gegeben. Mit dem Mauerbau wird die deutsche Teilung zementiert – auch für den Kirchentag. Gemeinsam getrennt gehen die Kirchentage in Ost und West nun unterschiedliche Wege.

Die Dortmunder Losung 1963 spricht Bände: *Mit Konflikten leben*. Kirchenreform – Demokratisierung – Einüben in Pluralität und Weltverantwortung. Das sind nun die Themen. Zu ihnen gehören Auseinandersetzung und Streit. Der Kirchentag wird endgültig zum Forum des Protestantismus. Die AG Juden und Christen wird 1961 in Berlin gegründet. Nicht mehr Kundgebungen, sondern Podiumsdiskussionen geben nun den Ton an. Prägende Gestalt wird Richard von Weizsäcker, Kirchentagspräsident von 1964 bis 1970 und 1981.

Es gibt Gegenbewegungen: Die Bekenntnisbewegung *Kein anderes Evangelium* macht mobil. Die 68er kratzen an der eingespielten Kirchentagskultur und fordern verstärkt Beteiligung am Kirchen- und am Weltgeschehen.

Und mittendrin neue Kirchentagstöne. Alle singen *Danke*: Das einzige christliche Lied, das es je in die Top Ten der deutschen Charts schafft. Bonhoeffers letztes Gedicht *Von guten Mächten* erobert als Sacropop die Herzen der jungen Generation. Jazz und Gospel erklingen. Und in der Westfalenhalle moderiert Fernsehstar Peter Frankenfeld die Show:

Choräle, Songs und neue Lieder. Einige unken: Wie kann man nur! Aber es wird ein Höhepunkt, obwohl er es nicht in den offiziellen Dokumenten-Band schafft.

### Zeitansage 3 – Vertrauen wagen: Kirchentage in der DDR

Christian Fuhrmann: Kirchentage in der DDR waren für manche Überraschung gut.

Was am 24. September 1983 als abendliche Feier im Kerzenlicht mit Textlesung angekündigt war, entpuppte sich als Feier am Schmiedefeuer. Der Schmied Stefan Nau hatte ein Schwert hergestellt, das er vor den Kameralinsen des ZDF in eine Pflugschar umschmiedete. Einer kleinen Gruppe von Aktivisten war es gelungen, unbemerkt von der Stasi diesen Programmpunkt mit weitreichender Zeitansage vorzubereiten.

Mit dem Motto *Vertrauen wagen* hatte sich die kirchliche Friedensbewegung durchgesetzt. Infolge des NATO-Doppelbeschlusses vom 12. Dezember 1979 und der Diskussion um den Wehrkundeunterricht in allgemeinbildenden Schulen seit 1978 war das Symbol *Schwerter zu Pflugscharen* hochpolitisch: *Vertrauen wagen* – das Motto für sieben regionale Kirchentage 1983 war politischer Affront. Kam fromm daher und war revolutionär. An dem Wittenberger Kirchentag von 1983 können wir noch heute exemplarisch ablesen, was Kirchentage im Osten waren.

Insgesamt wurden 50 regionale Kirchentage hinter der Mauer gefeiert. Zentrale Kirchentage waren tabu, weil der Staat DDR vor vielen Christenmenschen an einem Ort Angst hatte. 1962 ging es in Schwerin und Stralsund los bis zum Kirchentag in Leipzig 1989. Die meisten Besucher hatte der Kirchentag im Juli 1983 in Dresden – 100.000 Menschen wurden bei der Abschlussveranstaltung dieses regionalen Kirchentages gezählt.

Kirchentage in eigener Regie neben den Landeskirchen gab es nicht. Alles, was die meist zwei- bis dreitägigen Kirchentage nutzten, war ausschließlich zum »innerkirchlichen Dienstgebrauch« bestimmt und deswegen jedes Liederheft nach Genehmigung der staatlichen Behörden zu stempeln. Trotzdem wurden auch andere Lieder gehört und gesungen – mit Begeisterung, ohne Genehmigung. Denn Kirchentage waren immer gemeinsame Liedertage für Ost und West. Als Gerhard Schöne in Wittenberg wegen Zahnschmerzen nicht singen konnte, wer sprang da wohl ein, weil er sowieso da war? Fritz Baltruweit samt Studiogruppe. Natürlich sangen wir auch mit Peter Janssens. Dabei sangen wir visionär inspiriert von Wegwerfdosen, die wir noch gar nicht hatten, von blühenden Mandelzweigen unter dem Himmel, der über allen aufgeht. Die östliche Liederszene war fromm und politisch, mit Theo Lehmann und Stephan Krawczyk, mit Barbara Thalheim und Wolf Biermann.

Insbesondere 1983, aber auch sonst hatten Kirchentagskongresse Bedeutung. Martin Luthers 500. Geburtstag. Die Staatsführung balancierte und schwankte in diesem Jahr zwischen dem Gedenktag zum 100. Todestag von Karl Marx und den Feierlichkeiten zum 500. Geburtstag von Luther. Das hatte was – Todestag von Marx und Geburtstagsfeier für Luther in einem.

800 Teilnehmende waren zum Kongress mit insgesamt sieben Themengruppen gemeldet. Da wurde gemeindetheologisch heftig zum Christsein gestritten und diskutiert. Kirchentage waren eines der seltenen Refugien für offene Dialoge. Umweltschutz, Atomkraft, das DDR-Strafrecht – alles wurde debattiert. Der *Konziliare Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung* hatte hier ein Zuhause. Vorgedacht von Menschen wie Propst Heino Falcke – gerade ist er 90 Jahre geworden.

Kirchentage Ost waren undenkbar ohne das Engagement vom Kirchentag West. Die Präsidien hatten Kontakt, so manche Ausstattung des Kirchentages Ost kam über Genex. Und dann passierte es eben am 25. September auch, dass als ökumenischer Gast der bereits designierte Bundespräsident Richard von Weizsäcker, Präsidiumsmitglied des DEKT, im Vorprogramm des Gottesdienstes zu 15.000 Gottesdienstbesuchern sprach: »Uns verbindet mehr als Sprache, Kultur und die Hoffnung für unsere Gesellschaft.«

Ein kleiner Wortbeitrag, am richtigen Ort, zur richtigen Zeit. Alles muss klein beginnen. Bis heute singt der gesamtdeutsche Kirchentag das Credo der kleinen Schritte des ostdeutschen Liedermachers Gerhard Schöne: Alles muss klein beginnen.

#### Zeitansage 4 – Weltweite Mit-Wirkung

Schroeter-Wittke: 1973: Der Kirchentag an seinem Tiefpunkt. Nur noch 10.000 Dauerteilnehmende und nur noch 24.000 bei der Schlussversammlung in Düsseldorf. Doch der Kirchentag erfindet sich neu – mit zwei neuen Veranstaltungsformaten:

1. Markt der Möglichkeiten. Wer will, kann sich präsentieren und sein Anliegen in alle Welt tragen: Mission in neuer Weise.

2. Eine Liturgische Nacht von vier Stunden Dauer mit Rockmusik, Meditation und Tanz. 4.000 Menschen feiern. Der unvergessene Piet Janssens gibt den Ton an: *Der Himmel geht über allen auf*. Dem westfälischen Kirchentagspräsidenten Heinz Zahrnt ist dies nicht ganz geheuer: Das Reich Gottes lasse sich nicht ertanzen. Auch Präsidenten können irren. Der Kirchentag macht aus Besucherinnen und Besuchern Teilnehmende und Mitwirkende. Das macht ihn zahlenmäßig wieder groß, von Hamburg 1981 bis heute: 100.000 Teilnehmende und mehr. Und die Hälfte

davon sind Mitwirkende: Die heißen nicht nur so! Und die wollen auch nicht nur spielen! Die lassen sich die Butter nicht mehr vom Brot nehmen: Ob NATO-Doppelbeschluss oder Friedenspolitik, ob Umwelt- oder Genderfragen, ob Früchte aus Südafrika oder Konten bei der Deutschen Bank – in allen protestantischen Gemeindegemeinschaften werden Stimmen laut, die hier Veränderungen einklagen.

Prägende Gestalten sind die zweifachen Kirchentagspräsidenten Helmut Simon, Bundesverfassungsrichter, und Erhard Eppler, Bundesminister. Und – endlich – die ersten Kirchentagspräsidentinnen: Gertrud Osterloh und Eleonore von Rotenhan. Helmut Simon schreibt dem Kirchentag ins Stammbuch: Der Kirchentag kann sterben. Genau deshalb steht er auch in der Pflicht, mehr zu riskieren als die verfasste Kirche.

### Zeitansage 5 – Lebendige Liturgie

Schroeter-Wittke: Seit den 1960er-Jahren befindet sich der Protestantismus im Umbruch. Bis in die 1950er-Jahre hieß Protestantismus: Obrigkeitseingebunden, Ordnungsliebe, Pflichtbewusstsein, Arbeitsethos, Sündenbekenntnis. Sagen wir mal so: Erotik sieht anders aus. Und dann kamen die Beatles – für die einen – und für die anderen die Rolling Stones.

Das griechische Wort *leitourgia*, Liturgie, heißt beim Wort genommen: Dienst am Volk, am Laos, an den Laien, Werk des Volkes. Anders übersetzt: Populärkultur. Darauf hat der Kirchentag sich eingelassen. Er hat Frömmigkeitsstile tiefgreifend verändert. Nach Düsseldorf 1973 macht die etablierte Kirchenmusik ihrem Ärger Luft: Die Popband als musikalische Leitkultur des Protestantismus? Das geht gar nicht. Der Kirchentag macht weiter – zum Glück, auch für die Kirchenmusik.

Als Nächstes: das Abendmahl. Nicht mehr der Opfertod Christi steht im Zentrum, sondern das Erinnerungs- und Gemeinschaftsmahl, das Jesus gestiftet hat. So wird vor 40 Jahren das Feierabendmahl aus der Taufe gehoben.

Der Kirchentag insgesamt wird zur Liturgie, zur Wallfahrt. Der Kirchentag wird Pop – mit Merchandising, Fan-Artikeln, Videoclips. Zugleich bleibt er politisch: Er ist die einzige deutsche EMAS-zertifizierte Großveranstaltung und die zweitgrößte barrierefreie Veranstaltung nach den Paralympics.

Selbst vor der Bibel macht der Kirchentag nicht Halt – ganz reformatorisch. Die Bibeltexte werden neu übersetzt in eine Sprache, die sowohl den Ursprungstexten als auch allen Besuchenden gerecht zu werden versucht. Dieser Ansatz zeitigt Früchte: die Bibel in gerechter Sprache und Bibeltexte, Gottesdienste und Lieder in Leichter Sprache.

Alle Umfragen zeigen: Fromm *und* politisch sein *und* in Gemeinschaft

gestärkt werden – das wollen die Menschen, die zum Kirchentag kommen: Was für ein Vertrauen!

### Interview mit Reinhard Groscurth

Ulrike Greim: Wir haben gesucht, ob wir jemanden finden, der bei dem allerersten Kirchentag dabei war. Begrüßen Sie mit uns Reinhard Groscurth aus Bremen. Herzlich willkommen!

Reinhard Groscurth: Liebe Freunde, dafür konnte ich überhaupt nichts. Ich war völlig unbedarft und unauffällig. Ich war in Tübingen Student, hatte zwei Semester hinter mir, hatte alle Dummheiten begangen, die man als Erstsemester begehen kann. Und dann sagt der Studentenpfarrer: Alle, die nach Norden fahren am Semesterende, die sollen doch bitte mal in Hannover aussteigen, da ist so eine evangelische Woche und dann ist da ein christlicher Studententag. Ich bin ausgestiegen – und deswegen bin ich hier.

Greim: Das Spannende ist ja, dass der erste Kirchentag noch nicht mal richtig Kirchentag hieß.

Groscurth: Nein, das war ja damals für den armen Reinold von Thadden-Trieglaff eine ganz schwierige Geschichte. Ich muss von dem noch ein bisschen mehr erzählen, als wir schon gehört haben.

Dieser Mann – das habe ich auch erst im Laufe der Zeit gelernt – hatte im Kriege drei Söhne verloren. Seine Schwester, eine begabte Pädagogin, wurde in Plötzensee hingerichtet, weil sie das Kriegsende in anderer Weise erwartete. Er wurde im März 1945 von den Russen auf seinem Gut Trieglaff inhaftiert und ans Eismeer geschickt. Neun Monate hat er da oben gesessen in fürchterlichen Bedingungen und dabei ist seine Stimme kaputtgegangen. Und die Stimme, die er dann hatte, war so, dass mich das viel mehr interessiert hat, als die Professoren in Tübingen.

Greim: Was hat er gesagt? Sie haben im Vorgespräch von einer Initialzündung gesprochen.

Groscurth: Er hat uns damals aufgefordert, dass die Christen eine Aufgabe haben, nicht nur innerhalb der Kirche, sondern eine Aufgabe haben in der Welt. Er war bei der Barmer Theologischen Erklärung dabei, er war später Vizepräsident des Christlichen Studenten-Weltbundes – und dadurch kam die Ökumene in den Kirchentag. Er hatte unheimlich viele Kontakte. Und diese Kontakte hat er genutzt.

Und wenn der Name Kirchentag zunächst umstritten war, dann war

das – darf ich das sagen für die wenigen Bayern, die wir hier haben? –, weil der bayrische Landesbischof was dagegen hatte, dass man das Kirchentag nannte. Kirche war für ihn nur die Landeskirche.

Greim: An was erinnern Sie sich noch?

Groscurth: Also bitte, jetzt müssen Sie sich mal überlegen, das war der erste Kirchentag und heute haben wir den 37. Dass man über so lange Strecken noch Einzelheiten weiß, kann ich gar nicht behaupten. Das wäre übertrieben. Da verlangen Sie von einem fast 90-Jährigen mehr, als ich geben kann.

Aber diese Ausstrahlung war eindeutig und deswegen haben wir die auch später immer wieder wahrgenommen. Ich habe das erlebt, wir haben es erlebt im Ökumenischen Rat der Kirchen, auf der Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Evanston 1954. Da kam von Thadden-Trieglaff an und hatte einen Kirchentag in Leipzig hinter sich mit 650.000 Leuten, und in Amerika gab es einen Herrn McCarthy und diese Kommunistenfurcht, die damals durch die Lande ging. Man wollte keinen von östlich der Elbe haben, die waren ja alle Kommunisten. Und da kam der Mann an, der hatte es geschafft, der hat Brücken geschlagen. Ein Mann, dem man die sowjetische Gefangenschaft ansah und den man einfach in Amerika nur bewundern konnte. Großartiger Mann. Ich habe nicht ganz viele Leute in meinem Leben gehabt, die ich so eindrucksvoll fand, und deswegen bin ich dankbar und man sollte an diesen Mann auch heute noch mit großem Dank denken.

Greim: Das tun wir ganz gern. Vielen herzlichen Dank für diese kleine Impression – Reinhard Groscurth.





---

# Bibelarbeiten

## Hiob und das Leiden: Vertrauensfrage – Hiob 2,7–13

Bibelarbeiten am Donnerstag, 20. Juni 2019

Dialogbibelarbeit am Donnerstag, 20. Juni 2019, Warsteiner Music Hall

Prof. Johanna Haberer, evangelische Theologin, Erlangen

Prof. Dr. Mouhanad Khorchide, islamischer Theologe, Münster

Johanna Haberer: Hiob. Das ist das Buch der Bibel, das vom Ende des Gottvertrauens kündigt. Das abgründigste Buch der Bibel. Es spricht vom Ende eines Gottes, dem man regelhaft vertrauen kann.

Das Ende des Konzepts: Wer sich anständig und gerecht und sozial und großzügig und fürsorglich verhält, der wird ein gutes Leben haben, bei dem werden sich Friede und Wohlstand und Glück versammeln. Das Buch Hiob zerschlägt dieses Konzept grandios in 42 Kapiteln. Die religiöse Grundrechenart gottgefälliges Leben versus gesegnetes Leben wird am Fall Hiob einmal bis ins letzte Detail durchdiskutiert und final zum Scheitern gebracht. Nach der Lektüre dieses Buches steht die Welt im Zweifel, im Zwielficht, im Zwiespalt.

Das beginnt schon mit dem Namen der Hauptfigur: *Hiob* oder *Jiob*. Die Übersetzungen des Namens changieren zwischen verschiedenen sehr unterschiedlichen Bedeutungen: »Wo ist Gott?«, so könnte man den Namen Hiob aus dem Altbabylonischen übersetzen. Aus dem Akkadischen und Hebräischen/Arabischen schwingen noch andere Töne mit: »der Feind Gottes« oder »der von Gott Angefeindete«. Mit dem Namen Hiob/Jiob treten wir bereits auf das weite Feld, das sich auftut, wenn die Gewissheiten enden.

Mouhanad Khorchide: Hiob wird im Koran als Gesandter Gottes beschrieben. Der Koran geht auf ihn nur sehr knapp ein. Er kommt an zwei Stellen im Koran vor, in denen kurz auf seine Erfahrung mit dem Leid eingegangen wird: Es handelt sich um Sure 21, Vers 83 und Sure 38, Vers 41. Beide Suren stammen aus der mittelmekkanischen Phase.

Zu der Frage nach der Historizität des Korans: Der Koran geht kaum auf historische Fakten ein, er interessiert sich offensichtlich nicht dafür. Er stellt nicht den Anspruch, eine historische Quelle zu sein. Der Koran

nimmt vorhandene Narrative auf, die für seine Adressaten in Mekka und später in Medina nicht unbekannt waren, und konnotiert sie mit religiösen Botschaften, die seine eigentliche Botschaft ausmachen. Was will uns die koranische Hiob-Erzählung sagen und was haben die muslimischen Gelehrten daraus abgeleitet? Dazu etwas später.

Haberer: Die Geschichte des Mannes Hiob aus dem Lande Uz, wie es heißt, spielt irgendwo und immer. Ganz anders als die Bücher der Propheten und der Könige im Ersten Testament, die auf Historizität achten. Bei Hiob ist es nicht wichtig, wann und wo er gelebt hat. Hiob ist überall und immer. Hiob ist der Mensch, der sich müht, die Regeln des Zusammenlebens zu beachten, und die Erfahrung macht, dass alles Mühen kein heilvolles Leben garantiert. Dieser Mann wird zunächst als ein von Gott Gesegneter vorgestellt. Wir lernen Hiob kennen als einen schwerreichen Scheich, der schier unendliche Herden besitzt. Ein schönes Haus hat er und eine kluge Frau hat er und zehn Kinder. Alles, was hier beschrieben wird, zeugt von einem vollkommenen Leben. Hiob hat alles. Ihm fehlt nichts. Er ist wunschlos glücklich und er tut alles, damit das so bleibt.

Aber es bleibt nicht so. Unsere Geschichte wechselt die Szene und wir werden Zeugen eines Disputs in Gottes Thronsaal, wo der göttliche Großinspektor Satan den Vorschlag macht, das Gottvertrauen des Hiob auf die Probe zu stellen. Den Hiob einer Vertrauensprüfung zu unterziehen. Und die Prüffrage an Hiob lautet: Ist dein Leben so gottgefällig, weil du dir als Gegenleistung des Himmels das Glück versprichst, oder vertraust du Jahwe auch noch, wenn dein Glück jäh endet?

Die Karten liegen ungleich verteilt: Gott vertraut Hiob und setzt zugleich alle seine Macht ein, um dessen Gottvertrauen auf eine harte Probe zu stellen. Die Prüfung ist fürchterlich. Den Hiob erreichen Schlag für Schlag die Botschaften derer, die mit dem Leben davongekommen sind. Die Hiobsboten, die von überlebter Katastrophe berichten. Die überlebenden Zeugen erzählen vom totalen Untergang und der irreversiblen Vernichtung. Hiobs Glück hat ein Ende. Sein Wohlstand, sein Kinderreichtum. Zehn Kinder sind tot. Hiobs Glück hat ein Ende, so erzählt die Hiobsgeschichte, nicht aber sein Gottvertrauen.

Khorchide: Die Prüfung in muslimischer Lesart. Die vorhin angesprochenen koranischen Verse lauten in der deutschen Übersetzung nach Bobzin:

Sure 21:83–84: »Und Hiob. Damals, als er zu seinem Herrn rief: ›Siehe, mich erfasste Unglück, du aber bist der barmherzigste Erbarmer!‹ Da erhörten wir ihn und nahmen, was an Unglück an ihm war, von ihm und gaben ihm seine Familie zurück, und mit ihr noch einmal so viel, aus Barmherzigkeit von uns und als Mahnung für die Gottes-Dienenden.«

Sure 38:41–44: »Gedenke unseres Knechtes Hiob! Damals, als er zu seinem Herrn rief: ›Satan hat mich mit Übel und mit Pein geschlagen.‹ ›Stampf auf mit deinem Fuß! Das hier ist ein kühler Badeplatz – und ein Getränk.‹ Wir schenkten ihm seine Angehörigen wieder und mit ihnen noch einmal so viel aus Barmherzigkeit von uns und als Mahnung für die Einsichtsvollen. Wir fanden, dass er geduldig war. Was für ein guter Diener! Siehe, er hatte immer wieder Vertrauen.«

Die Betonung Hiobs »Der Satan hat mich mit Übel und mit Pein geschlagen« will vermitteln, dass sein Leiden keine Prüfung Gottes und nicht von Gott gewollt war. Der Koran geht nicht auf die Art des Unglücks, des Leidens Hiobs, im Detail ein, denn ihm geht es um das Leid eines jeden Menschen an sich. Das Leid Hiobs steht nur symbolisch für jedes andere menschliche Leid. Die eigentliche Botschaft in diesem Narrativ ist ein Appell an den Menschen, sein Vertrauen in Gottes Barmherzigkeit nicht zu verlieren, auch dann, wenn die Situation aussichtslos aussieht. An beiden koranischen Stellen wird daher an die rettende Barmherzigkeit Gottes erinnert. Unter Barmherzigkeit ist nicht lediglich die Vergebung Gottes zu verstehen, sondern die bedingungslose Zuwendung Gottes dem Menschen gegenüber. Gott meint es stets gut mit dem Menschen. Die offene, theologisch zu reflektierende Frage bleibt dennoch die nach dem Leid in der Welt. Wieso lässt dieser barmherzige und allmächtige Gott Leid zu? Dazu später mehr aus muslimischer Perspektive.

Haberer: Der Satan meint, das sei noch nicht genug geprüft. Solange es nicht an die eigene Haut geht, könne einer schon sein Gottvertrauen behalten. Aber wenn der eigene Körper zerfällt und der Schmerz einen dauerhaft quält, dann erst könne man die wahre Einstellung erkennen. Jahwe lässt auch diese Prüfung zu – mit der kleinen Einschränkung, Satan könne dem Hiob zwar sehr weh tun, solle ihn aber am Leben lassen. Und hier, in der Steigerung der inneren Schmerzen der Verluste zu den Schmerzen am eigenen Körper, soll Hiob an die Grenzen seines Gottvertrauens kommen. Die Tiefe des Glaubens steht auf dem Prüfstand. Was für ein abgründiges Spiel. Und hier nun beginnt der auszuliegende Text.

Bis in und unter Hiobs Haut dringt der Satan, der Ankläger vor – in der Rolle als Inspektor Gottes. Dieser Satan ist Gottes Untergebener. In späteren Zeiten, als die weltabgewandten, esoterischen Strömungen das Christentum erfassten, da machten es sich die Menschen leicht und teilten die Welt in Gut und Böse. Der Jahwe, von dem unser Text spricht, der hat aber keinen Gegenspieler. Der trägt die ganze Verantwortung, wenn man so will. Er ist der alleinige Gott. Er hat keine missgünstigen Götter-Kollegen, wie das in der griechischen Götterwelt bekannt war, wo man das eigene Unglück auf einen Zwist verfeindeter Götter zurückführen

konnte. In der Zeit, in der unsere Geschichte vollendet wurde – ich vermute, man hat vorher 600 Jahre daran rumgeschrieben –, kam das Volk Israel völlig gebrochen zurück aus dem babylonischen Exil. Das Volk Israel hatte sich selbst erfahren als eine Art Hiob. Alles war ihnen genommen: Der Besitz. Der Stolz. Die Zukunft. Warum musste das den Menschen passieren? Warum mussten sie ihre Kinder, ihre Heimat, ihre Ländereien und Häuser verlieren und ihre Autonomie und ihren Stolz? Was haben wir getan, dass Gott uns so straft? Wie kann man Gott vertrauen, wenn das Erleben die eigene Existenz bedroht – und das unschuldig?

Wie kann man, ohne in die Falle des Dualismus zu treten, die einen Gott denkt, der letztlich des Bösen nicht mächtig ist, Gott als den Quell alles Lebens und alles Widerfahrens denken? Und wie kann einer sein Gottvertrauen erhalten, wenn das Leben sich anfühlt wie eine Achterbahn oder eine Lostrommel, der man einmal Gewinn und einmal Verlust entnimmt? Satan hat hier nur die Funktion des Anstifters und Gott sieht nicht gut aus in diesem Spiel.

Khorchide: Die muslimischen Gelehrten sind sich nicht einig, ob die koranische Rede vom Satan eine metaphorische oder eine ontologische ist, im Sinne der Existenz eines solchen Wesens, das von Gott erschaffen wurde. Für diejenigen, die im Satan lediglich ein Symbol des Bösen sehen, ist die Rede von der Existenz des Satans eine metaphorische Rede von der inneren Neigung des Menschen, sich seinem Ego zu unterwerfen beziehungsweise das Vertrauen in das Gute zu verlieren. Gerade die Mystik betont, dass das Böse im Menschen selbst steckt. Und Religiosität verwirklicht sich, wenn sich der Mensch diesem inneren Kampf beziehungsweise dieser Auseinandersetzung mit seinem Inneren widmet.

Haberer: Aber Hiob sieht bis dahin gut aus. Er kann dem Satan zeigen, dass es ein Vertrauen in Gott gibt, das nicht erschütterbar ist. Diese Haltung ist provozierend heroisch. Man kann auch sagen: unglaublich. Das Hiob-Buch belässt es aber nicht beim Duldertum und kommt gerade deshalb so modern daher. Das Hiob-Buch eskortiert die Auflehnung des Menschen gegen ein unhinterfragbares und unverschuldetes, willkürliches Widerfahrnis. Unser Text buchstabiert das Problem des *einen* Gottes, der Heil und Unheil bringt, an einem bestimmten Menschenschicksal.

Wie geht ein Mensch um mit dem Zusammenbruch aller Lebenssicherungen?

Khorchide: Hiobs Frau in der muslimischen Lesart: Nur in der Exegese wird sie zum Teil so dargestellt, dass sie das Vertrauen in Gott verloren hat. Aber das sind eher biblische Einflüsse, die in die Exegese Eingang gefunden haben.

Haberer: Ich habe Verständnis für Hiobs Frau, die ihn auffordert, sich mit einem Fluch gegen Gott von Gott und dem Leben zu verabschieden. In der alten Hiobsgeschichte spielt die Gattin und Mutter der zehn Kinder nur die Nebenrolle eines Kollateralschadens. Sie hat keinen eigenen Schmerz, sondern die Überlieferung stellt sie auf die Seite des Satans – wie einst Eva auf der Seite der Schlange stand. »Schwöre diesem Gott ab. Verfluche ihn«, das ist eine gängige Übersetzung ihrer Rede an den nackten, schrundigen Mann im Dreck. Hier sind wir wieder in der schillernen Welt Hiobscher Ambivalenzbegriffe. Das hebräische Wort *segnen* und das hebräische Wort *fluchen* stammen aus einer Wurzel. Wenn Hiobs Frau sagt »Segne Jahwe«, dann ist das bitterster Sarkasmus. Sie fordert den Bruch mit Jahwe.

Seit den Kirchenvätern geht ein Mainstream der kirchlichen Auslegung dahin, dass die Frau gewissermaßen im Sinne des Satans auf Hiob einwirken will, wogegen sich Hiob dann als exemplarischer Frommer mit der bekannten und fast schon zu Tode gepredigten Replik verwarth: »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt«, oder bei der zweiten Prüfung in unserem Text die rhetorische Frage stellt: »Das Gute nehmen wir an von Gott – und das Böse nehmen wir nicht an?« Mit dieser Antwort widerlegt er in einem Streich nicht nur seine Frau, sondern auch den Satan. Er widersteht dem Ansinnen, einen Trennungsstrich zu ziehen, und sein Vertrauen in die Güte Gottes, seine Sinngebung und seinen Plan fahren zu lassen.

Interessanterweise gibt es aber eine sehr frühe, sehr gewichtige Auslegung der Rolle der Frau, die den Widerstand Hiobs anmoderiert. Nämlich die Septuaginta-Version des Hiob-Buches – das ist die erste griechische Übersetzung des Ersten Testaments: Hier hält die Frau ihrem bejammernswerten Gatten eine längere Rede. In der Septuaginta-Version des Hiob-Buches klingt das wie folgt: »Wie lange wirst du standhaft sein«, sagt seine Frau zu Hiob, »und sagen: Siehe ich warte noch eine kleine Zeit ab und erwarte Hoffnung auf meine Rettung? Denn siehe, ausgelöscht ist dein Andenken von der Erde, (die) Söhne und Töchter, Geburtsschmerzen und Beschwerden meines Schoßes, mit denen ich mich umsonst abgemüht habe mit Qualen. Und du selbst sitzt im Moder des Gewürms und verbringst die Nacht im Freien. Und ich irre umher, und zwar als Tagelöhnerin, von Ort zu Ort und von Haus zu Haus, und warte darauf, wann die Sonne untergehen wird, damit ich ausruhe von den Qualen und Beschwerden, die mich jetzt umfängen. Also sage irgendein Wort zum Herrn und stirb!«<sup>1</sup>

Hiobs Frau ist es in dieser Version, die den Schmerzensmann schließlich dazu bringt, mit Gott abzurechnen. Jetzt erst beginnt er, sich aus der

<sup>1</sup> Hiob 2,0 LXX

Lethargie aufzurichten und sich zu wehren. Sag doch was zu Gott! Lass es nicht bei der Hingabe. Klage, klage an, streite, und wenn dies das Letzte ist, was du tust.

Und Hiob lehnt sich auf, strengt einen Prozess gegen Gott an, erlangt Einsicht in Gott und gewinnt letztlich dessen Sympathie. In der Sache allerdings, in seiner Sache, gibt er nicht klein bei. Wir sehen in Hiob einen Mann, der nichts mehr zu verlieren hat. Er sitzt im Dreck. Er ist todkrank. Er hat unerträgliche Schmerzen. Aber er lebt noch. Gott hat dem Satan ja verboten, ihm sein Leben zu nehmen.

Hier begeben wir uns mit Hiob in das tiefste Schattenreich menschlicher Existenz: Die Frage, wann ist Leben noch lebenswert? Die Frau sagt: »Das Letzte, was du noch tun kannst, ist, irgendwas zu deinem Widerfahrnis zu sagen. Denn in deiner Lage wird erst alles wieder gut, wenn du tot bist.« Und noch schärfer formuliert es Hiob selbst, der einige Verse später in Kapitel 3 formuliert: »Es wäre das Beste gewesen, ich wäre nie geboren worden.« Die Infragestellung Gottes ist hier in den Denkhorizont getreten. Die Infragestellung Gottes und seiner ganzen Schöpfung.

Unter der tröstlichen Decke von Hiobs Gottvertrauen tut sich der Abgrund der Verneinung des ganzen Lebens auf. Das ist eine Lebenssituation, auf die es keine Antworten gibt, oder besser: eine Lebenssituation, auf die alle Antworten dümmlich, kraftlos, übergriffig, zynisch wirken.

Unser Text setzt sich fort: Die Freunde von Hiob erkennen ihn nicht wieder. Die Freunde, die aus allen Himmelsrichtungen herbeieilen, seine »Nächsten« würden wir aus dem christlichen Sprachraum sagen. Und was machen nun die Freunde? Sie tun das, was wir auch gerne tun. Sie bergen sich im Ritual. Rituale helfen beim Anblick aussichtsloser Lebenssituationen. Sie helfen zunächst einmal nicht Hiob oder gar seiner rebellischen Frau, sie helfen den Freunden, das Entsetzen in Grenzen zu halten, das Hiobs Anblick bei ihnen auslöst. Aber dann tun sie etwas, das ihnen Weltbedeutung geschaffen hat. Was sie zu guten Freunden werden ließ. Sie stellen angesichts des Schmerzes des anderen das Reden ein. Die Freunde schweigen sieben Tage mit Hiob. Sie verbünden sich mit dem gequälten Körper und stützen das Menschsein des Hiob. Sie bewahren ihn vor dem Absturz, den Schmerz über den Geist bestimmen zu lassen. Sie schließen einen Bund der Solidarität. Sie schenken dem Gemarterten ihre Zeit und ihre volle Aufmerksamkeit. Keine Nebengespräche, keine Blicke aufs Handy. Keine schnelle Ablenkung. Konzentriertes Schweigen: eine Art Infusion der Lebenskraft und der Solidarität. Es entsteht ein Krafraum und ein Raum des Widerstands. Denn nach sieben Tagen – so heißt es – tat Hiob seinen Mund auf und verfluchte seinen Tag und den Tag, an dem er geboren war.

Hiob überwindet also mitten in der Verzweiflung sein fragloses Ein-

verständnis mit Gott und er überwindet zugleich auch seine Todessehnsucht, die Verneinung seiner ganzen Existenz. Aus Zweifel und Zwielicht und Zwiespalt und Verzweiflung wird Selbstbehauptung und Widerstand gegen das Schicksal, gegen das Geschick, das Gott ihm geschickt hat.

Khorchide: Warum muss Hiob leiden – aus muslimischer Sicht? Die Gelehrten haben das Problem des Leidens des Menschen auf unterschiedliche Weise zu beantworten versucht: als Prüfung von Gott, ob der Gläubige sein Vertrauen in Gott behält. Das wäre ein Zeugnis seines Glaubens an Gott. Als Strafe für die Sünde. Als Buße, damit Gott in seiner Gerechtigkeit Sünden löscht. Als Prozess der Selbsterkenntnis. Die Frage, die die Theologie im 8. Jahrhundert aufgeworfen hat, war die nach dem Handeln Gottes in der Welt: Ist es der Mensch, der das Böse hervorbringt durch sein »falsches« Handeln, oder ist es Gott, der alles erschaffen hat, und somit auch das Böse? Die islamische Theologie spaltete sich in zwei Lager, und zwar entlang der Trennlinie: Freiheit des Menschen versus Freiheit Gottes. Neuere Ansätze heute thematisieren Leid als Risiko der Freiheit des Menschen. Gott selbst greift nicht unmittelbar in die Geschichte ein, sondern immer vermittelt durch die Geschichte, durch den Menschen selbst, bis auf kleine Ausnahmen dort, wo die Freiheit des Menschen durch das Eingreifen Gottes nicht beeinträchtigt wird.

Haberer: Sie vermuten eine Logik hinter dem Leiden Hiobs. Ehrlich gesagt, haben sich die Antwortversuche seit 3.000 Jahren nicht verändert. Hat Hiob nicht doch eine unerkannte Schuld auf sich geladen, die es jetzt zu sühnen gilt? Denn wer glücklich lebt, ist doch gerecht, und nur den Bösen geht es schlecht? Das ist leicht für Hiob zu widerlegen. Auch das Argument, dass Leiden halt zum Menschsein gehöre, lässt Hiob nicht gelten. Und auch die Spur, auf die uns der Prolog im Himmel treibt, Leiden als Prüfung zu verstehen, sozusagen als didaktische Maßnahme, findet keine Gnade vor Hiobs Augen.

Um es gleich zu sagen: Das Buch Hiob findet kein befriedigendes Ende. Das Buch Hiob hat es in den Kanon der heiligen Schriften geschafft, weil es alle Fragen offen lässt, weil es an die Schmerzgrenze der Sinnfragen des Lebens geht und darüber hinaus. Weil es die Verneinung Gottes denkt. Die Gotteswiderlegung, die Gottesentmachtung – nicht angesichts aufgeklärter Logiken, sondern angesichts des menschlichen, des persönlichen Leides. Es ist in unserer Bibel, weil es bei all diesen offenen Wunden Gott als Adresse der Klage, der Anklage und des Streits beibehält.

Hiob will tot sein, er will einen Prozess, er will einen Anwalt, aber er hört nicht auf, mit Jahwe zu sprechen, zu schreien, zu klagen und zu

hadern. Zieht er die Lebenskraft aus dem Schweigen der Freunde, so zieht er noch viel mehr Stärke aus der Wut gegen Gott.

Das Buch Hiob ist ein Trostbuch. Die Heilung und der Trost liegen in der durchlebten Verzweiflung. Dieses Durchleben mutet uns das Buch Hiob zu. Die Heilung liegt möglicherweise auch im Dennoch.

Von solchem Dennoch-Glauben gegen Gott und sein Schweigen zeugen jene Worte, die an der Wand eines Kellers in Köln zu lesen waren. Dort hielten sich während des Zweiten Weltkriegs Juden versteckt. Einer schrieb in jenem Versteck an der Kellerwand: »Ich glaube an die Sonne, auch wenn sie nicht scheint. Ich glaube an die Liebe, auch wenn ich sie nicht fühle. Ich glaube an Gott, auch wenn er schweigt.«

Das Hiob-Buch markiert das Ende eines Gottes, dem *man vertrauen kann*. Es markiert den Anfang Gottes, dem *ich vertrauen will, weil er mein Leiden teilt und alle Fragen an das Leben offen hält*. Der Hiob-Text verweigert die Antwort, aber schickt uns auf einen Weg, an dessen Ende ein Recht auf Aufstand gegen Gott steht – mit Gott. An dessen Ende auch der Aufstand gegen das logische und hochmütige Theoretisieren um die Gottesfrage steht. Hiob, das bedeutet das Ende der Theologie als logische Wissenschaft. Denn worüber man nicht reden kann, darüber soll man schweigen – oder besser noch: Worüber man nicht reden kann, davon soll man bei besserer Gelegenheit erzählen.

Das tut das Buch Hiob und das haben wir heute Vormittag getan!

## Filmbibelarbeit am Donnerstag, 20. Juni 2019, Kino im Depot

Pierre Stutz, Theologe und Autor, Osnabrück

Vertrauen in sich selbst, in das Gute im Menschen, in eine göttliche Begleitung, die unsere Hoffnung stärkt, heißt eines der existenziellen Lebensthemen, das jeden Tag neu in unseren Alltag hineingewoben werden möchte. Eine anspruchsvolle Gratwanderung, erst recht, wenn unsere Pläne durchgeschüttelt werden, wie ein Kartenhaus in sich zusammenfallen, wenn wir durch Krankheit, Gewalt, Mobbing, Tod, Auseinanderfallen einer Beziehung auf uns selbst zurückgeworfen werden. Ist es in diesen Grenzsituationen unseres Lebens überhaupt möglich, weiterhin vertrauensvoll ins Leben zu blicken?

Diese hartnäckigen Fragen nimmt das biblische Buch Hiob auf, ein literarisches Meisterwerk, das uns in 42 Kapiteln zumutet, dem Ernstfall des Glaubens, dem Schrei nach Gott im Leiden, nachzugehen. Als ich mich die letzten Jahre intensiv mit der Frage nach einer spirituellen Botschaft in Ärger, Zorn und Wut auseinandergesetzt habe, erinnerte ich



mich an meine erste Begegnung mit einem Vers aus dem Buch Hiob. Eine schmerzvolle Annäherung. Als ich als zehnjähriger Messdiener an der Beerdigung eines dreijährigen Kindes den Pfarrer hörte, wie er einen Satz aus dem Buch Hiob vorlas: »Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gepriesen« (Hiob 1,21), spürte ich einen inneren Aufschrei. Ein körperlich-seelischer Schmerz ergriff mich, ein Wutanfall, in dem ich am liebsten das Weihrauchfass am Boden zerschmettert hätte, als Protest gegen diese Worte. Das war meine erste Glaubens- und Vertrauenskrise: »Nein danke, so einen selbstherrlichen Gott will ich nicht lieben!« Niemandem habe ich davon erzählt, blieb allein mit meiner Auflehnung. Und ich atmete erst richtig auf, als ich viele Jahre später im Theologiestudium erfuhr, dass auch das Buch Hiob nicht aus einem Guss besteht und in der Spannung von Auflehnung und Annahme sich bewegt. Hiob ist eben gerade nicht nur der geknickte Duldler, sondern auch der Rebell, der sich zu Recht gegen altkluge Vertröstungen auflehnt. Bis heute besteht in der Exegese kein Konsens, ob verschiedene Autoren zu verschiedenen Zeiten an diesem Buch gearbeitet haben. Eines ist klar: Gott sei Dank ist auch dieses zentrale biblische Buch nicht vom Himmel gefallen. Es hat zeitlos-märchenhafte Züge, kann inspiriert sein von mesopotamischen Texten zur Leidfrage und ist zwischen dem 5. und 3. Jahrhundert vor Christus entstanden. Das komplexe Buch ist in seiner Gliederung einfach: Es beinhaltet einen Rahmentext (Hiob 1–2 und 42,7–17) und einen Dialogteil (Hiob 3,1–42,6), der sich in fünf Teile gliedern lässt. Für die heutige Bibelarbeit hören wir einen Abschnitt aus Hiob 2,7–13.

[Textlesung]

Schon der erste Vers bringt mich in eine große Not. Was für ein Gottesbild, das von einem Gott erzählt, der sich auf ein böses Experiment einlässt. Zum Experiment, den frommen Hiob zu prüfen, ob er auch nach dem Verlust von Wohlstand, Kindern und Gesundheit noch Gott vertraut. Der Ankläger (hebräisch *satan*) darf Hiob mit einem bösen Geschwür schlagen, nachdem wir im ersten Kapitel lesen können, dass Hiob Hab und Gut verloren hat, und dass seine sieben Söhne und drei Töchter in einem schrecklichen Sturm getötet worden sind. Der »Ankläger« hat wenig mit unseren Teufelsvorstellungen zu tun. Er ist eher ein Inspektor, der Gott von den Menschen berichtet. In diesem Zusammenhang stellt der Ankläger Gott die Frage nach dem tiefsten Glaubensgrund von Hiob. Betet und handelt er gut in einem tiefen Gottvertrauen oder einem abgesicherten Leistungsglauben, der Gott dazu »zwingen« soll, gut mit ihm zu sein? Im Buch Hiob geht es nicht in erster Linie um die sogenannte Theodizeefrage, die Frage: »Warum lässt Gott so viel Leid

auf dieser Welt zu? Sogar bei tiefgläubigen Menschen?«, sondern um das wichtige Thema dieses Kirchentages: Was für ein Vertrauen?

Aus panischer Angst vor Liebesentzug habe ich mich zu lange im Stich gelassen, war unfähig, dem Leben zuliebe auch Nein zu sagen, was nach außen so wahrgenommen wurde, dass ich voller Vertrauen immer für die anderen da bin. Mein Selbstvertrauen war unterbelichtet, obwohl ich als leidenschaftlicher Gottessucher – der ich zum Glück bis heute bin – willensstark mit 20 Jahren in ein Kloster eingetreten bin. Erst durch mein zweijähriges Burnout mit 38 Jahren konnte ich mir eingestehen, dass ich meinen radikalen Schritt nicht nur dank meines Gottvertrauens getan habe, sondern eben auch aus Angst, geradezustehen für mein Leben, für meine tiefste Sehnsucht, einen Mann lieben zu dürfen.

Deshalb lohnt es sich, das Buch Hiob existenziell-kritisch zu lesen. Um dadurch entdecken zu können, wie hochaktuell die vielen Verhaltensweisen der Personen sind, die darin auftauchen. Biblische Texte werden mir zur Lebenshilfe, wenn ich mich nicht in einer Entweder-oder-/Schwarz-Weiß-Perspektive verliere, sondern die verschiedenen Reaktionen als verschiedene Seiten in mir sehe. Dann erhebe ich mich nicht urteilend über die törichte Frau von Hiob, die ihn herausfordert, Gott zu verfluchen – so lässt sich ihr zynisches »segne Gott« verstehen –, sondern ich frage mich, wo, wie, wann ich ein solches Verhalten bei mir kenne. Das gilt auch für die Wesenszüge der drei Freunde, die zuerst einfach nur da sind, mitfühlend-schweigend, was bis heute ganz und gar nicht einfach ist. Zu viele Menschen meiden heute den Kontakt mit Schwerkranken, die mit einer scheinbar unheilbaren Krankheit konfrontiert sind, weil sie es nicht aushalten können, ohne Lösung einen Besuch zu machen. Dabei ist gerade das schweigende Mit-Sein das Erlösende, Heilende, das dringend notwendig ist. Wir brauchen dringend eine Trauer- und Klagekultur, in der wir miteinander einüben, dass wir nicht nur im Lachen, in der Lust, im Spaß intensivstes Leben erfahren, sondern auch im Weinen und Aufschreien. So sagt doch ein indianisches Sprichwort so wunderbar: »Hätten unsere Augen keine Tränen, hätte unsere Seele keinen Regenbogen.« In diese zutiefst menschliche und spirituelle Weite führen uns im Buch Hiob die Dialoge mit den drei Freunden (Elihu, ein vierter, kommt dann noch dazu), mit den leidenschaftlichen Antworten von Hiob, in denen er sich weigert, ihre ausführlichen Argumente eines Vergeltungsglaubens anzunehmen. Hiob will nicht über Gott reden, sondern auch in bewegender, schreiender Anklage mit ihm. Das »Tun-und-Ergehen-Modell« der Freunde von Hiob ist übrigens hochaktuell, nicht mehr mit einem religiösen Deutungskontext, sondern in Schuldzuweisungen. Unmenschlich, manchmal sogar gut gemeint, schlagen (»Ratschlag«) andere überheblich den Leidenden Erklärungsversuche entgegen, damit sie schnell wieder zur Tagesordnung übergehen können.

Das Buch Hiob hält uns einen Spiegel vor, in dem wir nicht nur Hiob, sondern auch das Verhalten der vier Freunde in uns erkennen können, je nach Lebenssituation. Dank der ganzen Breite und Tiefe dieses biblischen Buches können wir bestärkt werden, angesichts des Leidens unglaublich vorsichtig zu sein mit Erklärungen. Und wir können auch die Grenzsituationen unseres Lebens als Chance sehen, einmal mehr unser Gottesbild zu überprüfen beziehungsweise uns von krank- und angst-machenden Gottesbildern zu verabschieden.

Damit dies nicht nur intellektuell möglich wird, sondern ganzheitlich, mit Leib-Geist-Seele, gehe ich seit fünfzig Jahren zwei- bis dreimal pro Monat ins Kino. Ich suche mir natürlich die Filme aus. Es finden sich viele Perlen, in denen nicht explizit religiöse Themen anklingen, ich jedoch oft eine göttliche Spur entdecke. Ich möchte Ihnen heute Morgen eine kleine Szene aus dem belgischen Film *The Broken Circle* von Felix Van Groeningen zeigen, der bei der Berlinale 2013 den *Panorama Publikumspreis* erhalten hat und zu dem die *taz* schreibt: »Eine wunderschöne Liebesgeschichte und gleichzeitig die traurigste und tragischste Geschichte aller Zeiten.« Dieser Film berührt mich total, erschüttert mich, ist manchmal kaum auszuhalten, wie das Buch Hiob: Elise und Didier sind ein originelles Paar, sie treten mit einer Band auf und sie erfahren grenzenloses Glück, als ihre Tochter Maybelle ihr Leben bereichert. Mit sechs Jahren stirbt Maybelle an Krebs und das Paar zerbricht an dieser Tragödie. Ich zeige Ihnen eine kleine Szene im Krankenhaus und dann die harte Auseinandersetzung zwischen den beiden, während eines Konzertes. Didier verflucht einen biblischen Gott, der für ihn ein Schwindler und Sadist ist. Elise lässt sich eine spirituelle Deutung dieses Todes nicht nehmen. Verzweifelt sind beide.

[Filmausschnitt aus *The Broken Circle*]

Der Schrei von Elise, die sich als Alabama neu finden möchte, tut mir sehr weh: »Ich wusste es immer. Es ist zu schön, um wahr zu sein. So großzügig ist das Leben nicht. Man darf nicht lieben, man darf sich nicht binden. Das Leben gönnt es dir nicht. Es nimmt dir alles weg, lacht dich aus, betrügt dich.«<sup>1</sup> Ich kenne darin meine dunklen Stunden der Nacht, meine Verzweiflung und auch die Begegnungen mit zerbrochenen Menschen. ... Ohne irgendjemand vereinnahmen zu wollen, erahne ich in diesem Film viele spirituelle Spuren, weil ich durch die hervorragenden Schauspieler\*innen und die Musik ermutigt werde, der Härte des Lebens nicht auszuweichen. Die Verzweiflung von Elise und Didier bringe ich ohne Zögern in Verbindung mit der Verzweiflung von Hiob: »Warum

<sup>1</sup> Felix Van Groeningen: *The Broken Circle*. 2012.

starb ich nicht vom Mutterschoß weg, warum kam ich nicht aus dem Mutterleib und verschied? Weshalb sind mir Knie entgegengekommen und was sollten mir Brüste, dass ich saugte? Ja, dann läge ich jetzt da und wäre still, könnte schlafen und hätte jetzt meine Ruhe.« (Hiob 3,11–13)

In der Verzweiflung kann uns die Todessehnsucht überfallen. Wenn auch sie sein darf, dann kann ich vielleicht leise erahnen, wie der/die Ewige als Urgrund allen Vertrauens mir weder Krankheit noch Unheil schickt, sondern in dieser Zerbrechlichkeit des Lebens geheimnisvoll mitfühlend da ist. Dietrich Bonhoeffer sagt es vertrauensvoll: »Gott ist ohnmächtig und schwach in der Welt, und gerade so ist er bei uns und hilft uns [...]. Die Bibel verweist den Menschen an die Ohnmacht und das Leiden Gottes, nur der Leidende kann uns helfen.«<sup>2</sup>

Diese Spur legt auch Hiob in seinem Ringen und Schreien frei. Hiob protestiert gegen das Leiden als kritisch-glaubender Mensch und zugleich hält er an Gott fest, auch wenn er ihn nicht versteht. Er hofft, ihn im Schweren geheimnisvoll zu erahnen, jedoch nicht im Verstummen, sondern auch in seinem Aufschrei: »Ruhig lebte ich, da hat Gott mich durchgeschüttelt, mich im Genick gepackt und mich zerstückelt, mich für sich zur Zielscheibe hingestellt, es umringen mich Gottes Pfeile, Gott spaltet meine Nieren und verschont nicht, gießt zur Erde aus meine Galle, zerreißt mich, Riss auf Riss, rennt gegen mich an wie ein Kriegsheld.« (Hiob 16,12–14)

Unangenehme Worte, wie wir sie in der Psalmenspiritualität finden, in der auch der Friedensmann aus Nazareth tief verwurzelt ist. So schreit Jesus mit dem Psalm 22 am Kreuz: »Mein Gott, wozu hast du mich verlassen?« Wenn Didier in der Filmszene Gott ablehnt, weil er ihn nicht verschont von diesem himmelschreienden Schmerz, der ihn durch den Tod seiner sechsjährigen Tochter Maybelle umzingelt, dann kann ich dank des Buchs Hiob erfahren, dass solche Abgründe zu uns Menschen gehören können. Vertrauend unterwegs sein, bedeutet für mich, Schweres nicht schön zu reden und es vorschnell zu deuten, sondern miteinander zu lernen, es auszuhalten. In diesen schwersten Lebensstunden lässt sich vielleicht erahnen, dass wir daran wachsen und reifen können, ohne zu verschweigen, dass zu viele am Schweren zerbrechen. Ich möchte ein Leben lang in ein Vertrauen hineinwachsen, in dem ich annehme, dass mir Gott geheimnisvoll fern und nah zugleich ist. Es bedeutet, immer wieder neue Worte für das Unsagbare zu suchen.

Wenn Sie mögen, lade ich Sie zum Abschluss dieser Filmbibelarbeit ein, einen Moment aufzustehen, schweigend, inspiriert vom Buch Hiob:

<sup>2</sup> Dietrich Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. Hrsg. von Eberhard Bethge. Gütersloh 1985, S. 177 f.

»Ich bin es, der ich Gott für mich sehen werde,  
mit meinen Augen werde ich sehen – und nicht als Fremder.« (Hiob  
19,27a)

Im Vertrauen, dass wir sogar im Schmerz Gott sehen können mit un-  
seren inneren Augen, ihn als Vertrauenskraft erfahren können.

Gerade stehen für mein Leben  
in Verbindung mit Menschen  
die leidend nach Sinn schreien  
im leisen Vertrauen  
verwundet aufgehoben zu sein  
in Gottes Segen.

**Bibelarbeit auf dem Weg am Donnerstag, 20. Juni 2019, Startpunkt an  
der Mahn- und Gedenkstätte Steinwache**

Prof. Dr. Beate Flath, Kulturwissenschaftlerin, Paderborn  
Bernhard König, Komponist, Korschenbroich  
Prof. Dr. Harald Schroeter-Wittke, Praktischer Theologe, Paderborn  
Viktoria Venus, Kunst- und Theologiestudentin, Paderborn  
und 35 Studierende

Vorbemerkung: Die Bibelarbeit auf dem Weg in der Steinwache war ne-  
ben dem Gehen und den Texten auch ein Ereignis zum Hören und zum  
Sehen, was die hier abgedruckten Texte nicht angemessen wiedergeben  
können. Das betraf vor allem die Installation in der Steinwache mit ihrer  
stark hallenden Akustik sowie die Kunstaktion nach Verlassen der Stein-  
wache durch den Hinterausgang.

**Erste Station: Beginn auf dem Kinovorplatz, nahe der Mahn- und Gedenk-  
stätte Steinwache**

[Zwölf Schirmherr\*innen halten jeweils einen grünen Schirm hoch mit  
einem Wort aus dem Bibeltext:

1. Angesicht
2. Lippen
3. Drei
4. Freunde
5. Himmel
6. Köpfe
7. Sieben

8. Tage
9. Nächte
10. Erde
11. Keiner
12. Wort

Von den Teilnehmer\*innen sammeln sich jeweils 30 bis 40 Personen um einen Schirm. Die Gruppen setzen sich nach der Begrüßung nacheinander im Zweieinhalb-Minuten-Abstand in Bewegung.]

### **Begrüßung durch die Schirmherr\*innen:**

Schirmherr\*innen: Herzlich willkommen zu unserer Bibelarbeit auf dem Weg zu Hiob 2,7–13. Ich bin Studentin in Paderborn und heute Morgen Ihre Schirmherrin. Das Wort auf unserem Schirm findet sich auch in dem Bibeltext heute Morgen. Wir befinden uns hier an der Steinwache, einem Gefängnis, das 1906 erbaut wurde. Die Steinwache ist weitgehend noch so erhalten, wie die Gestapo sie seit 1933 als Gefängnis nutzte. Mehr als 66.000 Menschen aus dem Regierungsbezirk Arnsberg waren hier zwischen 1933 und 1945 inhaftiert und dem Unrecht und der Folter der Nazis ausgesetzt. Die Steinwache war bekannt als »Hölle von Westdeutschland«. Die Steinwache ist für uns ein Hiob-Ort. Der Bibeltext heute Morgen ist das Ende des Anfangs des Buches Hiob. Ich lese die Übersetzung, die eigens für diesen Kirchentag angefertigt wurde.

[Textlesung: Hiob 2,7–13]

### **Zweite Station: Text to go**

Schirmherr\*innen: Ich bitte Sie nun, sich mit mir auf den Weg zu machen. Dabei lesen wir diesen Text gemeinsam laut. Wir tragen den Text bis zum Vorhof der Steinwache, wo wir dann schweigen werden – wie Hiobs Freunde. In der Steinwache werden wir dann hören und singen und sehen. Wir hören zum Beispiel Hiobs Frau aus der griechischen Übersetzung der hebräischen Bibel mit einer sehr viel längeren Klage. Nach der Steinwache können Sie dann an einem gemeinsamen Hiob-Kunstwerk mitwirken, das aus drei Teilen besteht: 1. »Staub – Erde – Asche« / 2. »Zerreißprobe« / 3. »Sei wach«.

Eine letzte Vorbemerkung zur Textlesung jetzt gleich. Sie müssen sich bei der Textlesung entscheiden: Entweder lesen Sie: »Segne Gott und stirb!«, oder »Fluche Gott und stirb!« So, lassen Sie uns nun mit der gemeinsamen Textlesung beginnen.

[Text to go: Hiob 2, 7–13]

### Dritte Station: Grenzüberschreitung

[An dieser Station stehen zwei Wächterinnen, die zeitgleich und versetzt voneinander sprechen.]

#### 1. Wächterin

Bibelarbeit auf dem Weg  
Für Gruppen zu je 30–40 Personen  
Bibeltext: Hiob 2, Vers 7 bis 13

Steinwache

Ort des Leidens

Ort der Unschuldigen

Ort der Schuldigen

Ort des Klagens

Ort des Unrechts

Ort des Erinnerns

Das Tor geht auf

Geht schweigend in den Vorhof

#### 2. Wächterin

Bibelarbeit auf dem Weg  
Für Gruppen zu je 30–40 Personen  
Bibeltext: Hiob 2, Vers 7 bis 13

Hiob

Wir hören Hiob

Wir singen Hiob

Wir schweigen Hiob

Wir malen Hiob

Wir gehen Hiob

Wir besprechen Hiob

Wir erinnern Hiob

Die Tür wird geöffnet

Geht schweigend in den Vorhof

### Vierte Station, Vorhof: Das Schweigen der Freunde

[Die Gruppe im Vorhof schweigt und nimmt wahr, was sie hört und sieht.]

### Fünfte Station, Erdgeschoss Steinwache: Hiobs Frau

[Die Teilnehmer\*innen werden am Eingang der Steinwache empfangen. Die Gruppe nimmt den Innenraum der Steinwache wahr und hört Gesang und die Rufe der Studierenden aus der 3. Etage. (Anmerkung: In der Steinwache befinden sich jeweils drei Gruppen, die langsam ihren Weg gehen: Die eintretende Gruppe hört die Gruppe vor ihr, wie diese

einen Vers singt, und sieht sie langsam von unten die Treppe über drei Etagen hochsteigen. Die obere Gruppe hört das ganze Geschehen noch einmal aus der Perspektive der 3. Etage, bevor sie den Innenraum der Steinwache oben auf der 3. Etage Richtung Treppenhaus und Hinterausgang verlässt.) Nach Eintritt und ersten Schritten im Erdgeschoss der Steinwache folgt am unteren Ende der Treppe die Lesung LXX – XXL (Hiob 2,7) aus der Septuaginta (LXX), der griechischen Übersetzung des Alten Testaments, in der Hiobs Frau eine viel längere Klage spricht als in der Hebräischen Bibel:]

»Nachdem aber viel Zeit vorübergegangen war, sagte seine Frau zu ihm: ›Wie lange wirst du standhaft sein und sagen: Siehe, ich warte noch eine kleine Zeit ab und erwarte die Hoffnung auf meine Rettung?‹ Denn siehe, ausgelöscht ist dein Andenken von der Erde, Söhne und Töchter, Geburtsschmerzen und Beschwerden meines Schoßes, mit denen ich mich umsonst abgemüht habe mit Qualen. Und du selbst sitzt im Moder des Gewürms und verbringst die Nacht im Freien. Und ich irre umher, und zwar als Tagelöhnerin, von Ort zu Ort und von Haus zu Haus, warte darauf, wann die Sonne untergehen wird, damit ich ausruhe von den Qualen und Beschwerden, die mich jetzt umfängen. Also sage irgendein Wort zum Herrn und stirb!«

[Aus den Zellen der 3. Etage erklingen alle »SCH«-Worte aus dem Bibeltext: »Schlug!« – »Scheitel!« – »Scherbe!« – »Stirb!« – »Schuach!« – »Sprach!« – »Schmerz!«. Danach tritt eine kurze Stille ein.]

### Sechste Station, Treppe in der Steinwache: Sehen – Singen – Schmerzen

[Prozession: Eine Sängerin, die sich auf der 1. Etage befindet, singt in die Stille dreimal den Schlussvers<sup>1</sup> des Bibeltextes. Ihre Tritte hallen dabei durch die Steinwache.]



[Die Sängerin lädt die Gruppe gestisch ein, die Treppe langsam hinauf-zusteigen. Die Gruppe geht langsam über die Treppe vom Erdgeschoss bis in den 3. Stock der Steinwache. Dabei singt die Gruppe den von der Sängerin vorgesungenen Schlussvers des Textes. Die gesamte Steinwache wird durch diesen Klagegesang gefüllt. Auf der 2. Etage stehen zwei Studierende an der Treppe, die gestisch dazu animieren, diesen

<sup>1</sup> Melodie: Bernhard König



Gesang nun nur noch zu summen. Auf der 3. Etage bleibt die Gruppe stehen und wird wieder still.]

### **Siebte Station, 3. Etage in der Steinwache: Segen und Fluch**

[Aus den Zellen erklingt ein studentischer Doppelchor im Wechsel.]

A: Segne Gott und stirb!

B: Fluche Gott und stirb!

[Die Sprecher\*innen im 3. Obergeschoss verharren jeweils in einer individuellen Pose in ihrer Zelle. Die Teilnehmer\*innengruppe durchquert die 3. Etage und kann dabei flüchtige Blicke in die einzelnen Zellen werfen. Schließlich betritt sie durch eine sich öffnende Tür das 3. Stockwerk des Treppenhauses.

### **Achte Station, Weg durch das Treppenhaus: Geländer und Vertrauen**

[Auf dem 2. und 1. Stockwerk des Treppenhauses spricht eine Studentin leise, sitzend, ohne die Gehenden anzuschauen, in sich gekehrt, jeweils einen Satz.]

2. Stock:

»In all dem versündigte Hiob sich nicht.«

1. Stock:

»Was für ein Vertrauen«

[Die Teilnehmer\*innen verlassen die Steinwache durch den Hinterausgang und stehen nun direkt auf dem Kino-Vorplatz.]

### **Neunte Station, Kino-Vorplatz: Betreten – Zerreißen – Wachsein**

[An dieser Station gibt es drei Orte.

1. Ort – STAUBERDEASCHE

Hier gestalten die Teilnehmer\*innen mit Asche an ihren Schuhsohlen ein Tuch durch Betreten.

2. Ort – ZERREISSPROBE

Am Fenster hängt ein großes Leinentuch, von dem sich die Teilnehmer\*innen ein Stück abreißen können: Die Kleider werden zerrissen.

3. Ort – S<sup>T</sup>EI<sup>N</sup>WACH<sup>E</sup>

Ein auf eine Holzplatte gespanntes Tuch wird von den Teilnehmer\*innen mit Kreide bemalt.]

**Zehnte Station: Segnet Gott und lebt!**

[Die Schirmherr\*innen sprechen mit ihren Gruppen über das Erlebte. Sie verabschieden sich von ihren Gruppen mit einem Segenswort.]  
Segnet Gott und lebt!

# Isaak, Jakob und ein Opfer: Vertrauenskrise – 1 Mose 22,1–19

Bibelarbeiten am Freitag, 21. Juni 2019

Bibelarbeit am Freitag, 21. Juni 2019, St. Reinoldi

Prof. i. R. Dr. Dr. h. c. Aleida Assmann, Anglistin und Literaturwissenschaftlerin, Konstanz

## Die Struktur der Erzählung

Die Geschichte von Abraham und Isaak beginnt mit einer Überschrift: »Es geschah nach alldem, dass Gott Abraham prüfte.« Hier wird in einer längeren Erzählung von Geschichten, die mit Abraham zu tun haben (1 Mose 5,13), ein klarer Einschnitt gesetzt. Etwas wurde bereits erzählt, jetzt aber wird die Aufmerksamkeit neu fokussiert. Gleichzeitig wird ein thematischer Rahmen abgesteckt. Es geht um die Beziehung von zwei Personen, Gott und Abraham, in Form einer Prüfung. Die folgende Erzählung entfaltet in neun Schritten, was in dieser Überschrift verpackt ist.

Die Einschnitte der Erzählung ergeben sich aus universalen erzähl-technischen Prinzipien. Jede Erzählung wird durch drei Koordinaten gesteuert: Person, Raum und Zeit. Ohne diese drei Koordinaten kann gar nichts erzählt werden, und ohne Veränderung dieser Koordinaten auch nicht. Einschnitte entstehen immer dort, wo sich entweder die Personen-Konstellation ändert, wo der Ort wechselt oder wo Zeit vergeht. Nach diesen Prinzipien gliedert sich die Erzählung in neun Episoden.

## Episode 1

Am Anfang dieser Geschichte steht die Stimme Gottes, die sich aus der gestaltlosen Einsamkeit einen Menschen als Adressaten auswählt. Gott gestaltet Welt und Geschichte, hat aber selbst keine Gestalt. Er nimmt erst Gestalt an in seiner Erwählung von Menschen, von einem Volk und dessen Geschichte. Diese Geschichte beginnt mit einem Zuruf. Aus dem Nichts kommt die Stimme Gottes und ruft Abraham bei seinem Namen. Abraham antwortet: »Hier bin ich« – hebräisch »Hinne ni«, wie bei einem Appell. Bevor Raum und Zeit des Geschehens konkretisiert werden, treten beide durch Anrede und Antwort als Hauptpersonen der Erzählung hervor und sind von Anfang an aufs Engste miteinander verbunden.

Nachdem der Kontakt hergestellt ist, kann die Kommunikation beginnen. Sie nimmt die Form eines Befehls an, ist also absolut einseitig, ohne Nachfrage oder Widerrede. Von einer weiteren Person ist dabei die Rede, von Isaak, der mit vier Umschreibungen eingeführt wird:

»Nimm doch deinen Sohn, deinen einzigen, den du lieb hast, Isaak.«

Die viermalige Umschreibung dient nicht nur dazu, eine Verwechslung mit dem anderen Sohn Ishmael auszuschließen, sondern stellt vor allem die emotionale Bindung Abrahams an diesen Menschen heraus. Auf diesem einzigen Sohn, den er lieb hat, liegt zudem ja bereits eine göttliche Verheißung und damit eine große Zukunft für die Nachkommen Abrahams. Jetzt soll er wieder einmal aufbrechen, und zwar mit diesem Sohn nach Morija zu einem Brandopfer. Nachfragen und Widerrede bleiben aus, sie hängen aber in der Luft und schaffen eine zunehmende Spannung und eine unheimliche Atmosphäre.

#### Episode 2

Abraham antwortet auf den Befehl Gottes nicht mit Worten, sondern mit Taten. Am nächsten Morgen macht er sich auf, ein Esel und zwei Begleiter treten mit ins Bild, dazu Isaak und das Holz für das Brandopfer.

#### Episode 3

Am dritten Tag kommt das Ziel der Reise in den Blick. Vater und Sohn lassen die anderen zurück. Abraham und Isaak machen sich allein zum Opfer auf, Abraham verspricht, dass beide zurückkehren werden: »Bleibt mit dem Esel hier. Ich und der Junge, wir wollen dorthin gehen, uns niederwerfen und anbeten, und dann zu euch zurückkommen.«

#### Episode 4

Ab jetzt verlangsamt sich das Erzähltempo, wir können auch von Zoomen und Zeitlupe sprechen. Die Personen verringern sich, auf der letzten Wegstrecke folgen wir nur noch Abraham und Isaak. Der Sohn trägt das Holz für das Brandopfer, der Vater das Brennmittel und das Messer. Die Spannung nimmt zu durch das Schweigen Abrahams. Jetzt ist es der Sohn, der das Schweigen bricht. Das Gespräch zwischen den beiden wird genauso eröffnet wie das zwischen Gott und Abraham. Wieder ist Abraham der Angesprochene: »Mein Vater!«, und darauf folgt: »Hier bin ich, mein Sohn!« Er spricht es aus, was er und jeder Leser und Hörer der Geschichte wissen will: »Wo ist das Tier für das Brandopfer?« Zum ersten Mal öffnet sich in der Erzählung der Innenraum der Psyche, Sitz von Gefühlen wie Verwirrung und Angst. Abraham antwortet ausweichend

und hinhaltend, aber gleichzeitig sehr bestimmt: »Gott wird sich das Tier für das Brandopfer ausersehen, mein Sohn.« Dann verharrt er in schweigendem Gehorsam. Der Innenraum seiner Seele wird nicht geöffnet. Der Vater bleibt verhüllt und zeigt keine äußerlichen Anzeichen von Unsicherheit und Sorge.

#### Episode 5

Wir sind am Zielort angekommen. Der Höhepunkt der Handlung ist in dieser Episode erreicht. Sie besteht aus zwei Versen, in denen das Opfer vorbereitet wird. Alles wird akkurat beschrieben, aber gänzlich von außen in der Form eines Protokolls einer Handlung: Bau des Altars, Aufschichtung des Holzes, Bindung des Sohnes, und das Ausstrecken der Hand mit dem Messer. Näher, aber auch unpersönlicher, kann man an ein Geschehen nicht herangeführt werden. Der Atem stockt, keine Sekunde darf mehr vergehen.

#### Episode 6

An diesem Punkt wendet sich das Blatt. Wieder ist es eine Stimme aus dem Nichts, die die Wendung herbeiführt. Ein Bote Gottes hält die Zeit an und verhindert die Ausführung des Auftrags. Zum dritten Mal wird ein Gespräch in der vertrauten Form eingeleitet, dieses Mal geht der Ruf von dem Boten aus, der in der zweiten Hälfte der Erzählung die Stimme Gottes vertritt: »Abraham! Abraham!«, worauf dieser erwidert: »Hier bin ich!« Dass der Name hier zweimal genannt wird, unterstreicht den Höhepunkt des Spannungsbogens. Der Bote übermittelt die Nachricht Gottes: Abraham hat durchgehalten bis zum Letzten und seine Prüfung bestanden. Damit ist die Geschichte aber noch nicht zu Ende, es folgen drei weitere Episoden.

#### Episode 7

Die siebte Episode wird wieder mit einem Aufblicken eingeleitet, wie die zweite Episode am Berge Morija. Diese Wiederholungen und Verknüpfungen sind wie der Reim in einem Gedicht, sie geben der Erzählung eine sinnliche Gestalt fürs Auswendiglernen und Weitererzählen. Diesmal ist es ein Widder, der in den Blick tritt; er hat sich mit seinen Hörnern im Gestrüpp verfangen. Im Rahmen dieser aufs Allgemeine und Wesentliche ausgerichteten Erzählung wirkt dieses realistische Detail zugleich wie ein Blitzableiter, durch den die Hochspannung der Handlung abgeführt wird. Das Brandopfer wird von Abraham vollzogen mit dem Widder *anstelle seines Sohnes*. Im selben Vers erfahren wir noch, dass Abraham

den Ort mit einem Namen benennt, der bis in die Zeit des Erzählers hinein bekannt ist. Die Geschichte wird auf diese Weise in die Landschaft eingeschrieben, die damit eine weitere Stütze bildet fürs Erzählen und Weitergeben im kulturellen Gedächtnis.

### Episode 8

Die achte Episode wird durch eine zweite lange Rede des göttlichen Boten ausgefüllt. In der sechsten Episode hatte er bereits bestätigt, dass Abraham die Prüfung bestanden hat. Nun folgt nach Abrahams Opfer, der Handlung, die die Prüfungs-Geschichte abschließt, die Bekräftigung des göttlichen Segens. Es ist ein Schwur, den Gott nicht bei einer höheren Instanz, sondern nur bei sich selbst leisten kann. Er verpflichtet sich, *mit Segen zu segnen* – wieder kann die Verdoppelung die Bedeutung und den großen Umfang der Prophezeiung unterstreichen. »Weil du auf meine Stimme gehört hast.« Abraham hat nicht nur auf die Stimme Gottes gehört, er hat ihr auch gehorcht und er tat dies im dem großen Vertrauen, dass Gott Abrahams Geschick und seine Zukunft in seinem Blick und seinen Händen behält.

### Episode 9

Die letzte Episode enthält das, was man *wrapping up*, die Abwicklung nennt: die Rückkehr Abrahams zu seinen Leuten und der Rückweg nach Beerscheba.

### Gesamtschau

Im Überblick über die Komposition der Erzählung fallen einige Dinge auf. Das Erste ist, dass Isaak überhaupt nur in drei von neun Episoden eine Rolle spielt: In der vierten hat er Angst, in der fünften wird er gebunden, in der sechsten wird er befreit. Obwohl er ja noch am Schauplatz des Geschehens verbleibt, fällt er danach aus der Geschichte vollkommen heraus. Wie der Vater nach der Bindung mit dem Sohn umgeht und wie der das Geschehene verkraftet, ist offenbar kein Thema für den Erzähler. Was aber ist dann das Thema? Das Thema ist offensichtlich der Bund, den Gott mit Abraham schließt. In dieser Geschichte zwischen Gott und Abraham ist Isaak kein Protagonist, sondern nur ein Medium, ein Mittel der Prüfung.

Und noch etwas fällt auf: Die Geschichte ist symmetrisch komponiert um den Dreh- und Angelpunkt der Bindung Isaaks. Sie ist das Ende des ersten Teils mit vier Episoden und der Anfang des zweiten Teils mit ebenfalls vier Episoden. Aber anders, als wir es vermuten würden, liegt

der Schwerpunkt der Geschichte ganz eindeutig auf der zweiten Hälfte mit der Kommunikation zwischen Gott und Abraham. Nicht Isaak also ist das große Thema, wie wir heute meinen, sondern der Bund des Vertrauens zwischen Gott und Abraham.

### Stil und Erzählweise

Über den Stil und die Erzählweise der Abraham-Erzählung hat sich der Literaturwissenschaftler Erich Auerbach Gedanken gemacht, und er tat dies unter sehr besonderen Umständen. Während des Zweiten Weltkriegs lebte er als deutscher Jude in Istanbul im Exil. Zwischen 1942 und 1945 hat er dort ein Buch geschrieben, das weltberühmt geworden ist. Es erschien 1946 und heißt *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. Darin untersucht er die Formen realistischen Erzählens von Homer bis Virginia Woolf. Während Europa unterging, versicherte er sich auf diese Weise des europäischen Erbes. Dieses Erbe ruhte für Auerbach auf zwei tragenden Säulen: der griechischen und der biblischen Tradition. Im ersten Kapitel hat er deshalb Episoden aus der Odyssee und der Abraham-Erzählung miteinander verglichen. Er stellte fest, dass in der Odyssee alles hell ausgeleuchtet und sinnlich fassbar ist, die Außen- und Innenwelt der Personen ist klar konturiert, nichts bleibt im Dunklen, es entstehen keine Lücken und Leerstellen. Im Gegensatz dazu bleibt in der biblischen Erzählung vieles unausgesprochen, dunkel und hintergründig. Während die Odyssee grundmenschliche Erfahrungen festhält, die immer wieder neu angeeignet und um-erzählt werden, ist der verdichtete Text der biblischen Erzählung auf eine unendliche Deutung angelegt. Von ihr gehen, wie Auerbach betont, zudem ein ganz anderer Ernst und der Anspruch aus, »unser eigenes Leben in die Welt des Textes ein(zu)fügen«<sup>1</sup>, sie als *unsere* Geschichte anzunehmen und die Auseinandersetzung mit Erwählung und Verheißung als Teil eines »weltgeschichtlichen und weltgeschichtsdeutenden Zusammenhangs« zu verstehen.

Ganz anders ist der literarisch-existenzielle Zugriff Alfred Döblins, der in seinem Roman *Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte von Franz Biberkopf* (1929) auf die Abraham-Erzählung zurückgreift. In seinen Collageroman hat Döblin auch eine zusammenhängende Version der Isaak-Erzählung einmontiert. Sie zeigt, wie ein moderner Autor mit dieser Geschichte umgeht. Er schneidet aus der kurzen Geschichte nur eine einzige Episode heraus, und das ist bezeichnenderweise die fünfte, in der Mitte der Erzählung: die Bindung Isaaks. Damit verlagert Döblin das

<sup>1</sup> Erich Auerbach: *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. Bern – München 1982, S. 18.

Drama von der Prüfung zwischen Gott und Abraham auf die Beziehung zwischen Sohn und Vater. Auf diese Weise bricht er das Schweigen Abrahams und öffnet die Schleusen der Worte, die diese Szene ganz neu orchestrieren. Denn nun geht es nicht mehr nur um das Vertrauen des Vaters, sondern auch um das Vertrauen des Sohnes. Ich zitiere einen Ausschnitt aus Döblins Ausschnitt:

»Hast du Furcht, mein Sohn? Ja, ich fürcht mich, Vater. Ich fürcht mich auch, Sohn, komm näher heran, fürcht dich nicht, wir müssen es tun. Was müssen wir tun? Bergauf, bergab, die langen Täler, ich bin so früh aufgestanden. Fürcht dich nicht, Sohn, tu es gern, komm näher heran zu mir, ich hab den Mantel schon abgelegt, ich kann meine Ärmel nicht mehr blutig machen. Ich fürcht mich doch, weil du das Messer hast. Ja, das Messer hab ich, ich muß dich ja schlachten, ich muß dich opfern, der Herr befiehlt es, tu es gern, mein Sohn. [...]«<sup>2</sup>

Döblin übersetzt die Abraham-Erzählung nicht nur in eine neue Sprache und in ein Psychodrama, er gibt der Geschichte auch eine neue Deutung und Orientierung. Während Auerbach in der Erzählung seine eigene Geschichte wiedererkennt und sich in das *Wir* des dort gegründeten Volks eingliedert, liest Döblin die Erzählung mit Blick auf seine individuelle Lebensführung. Ihm geht es um den Verzicht auf Selbstbewahrung und die Annahme der Selbsthingabe, einschließlich des Leidens, das dazugehört. Diese Spannung zwischen Hochmut und Demut gehört zum Kern von Döblins Weltanschauung. Er hat dabei in der Erzählung ein kulturelles Muster erkannt, das andere vor ihm entdeckt und gelebt haben: die Selbsthingabe im Martyrium.

### Die Erzählung als kulturelles Muster

Die Erzählung von der Bindung Isaaks unterliegt *keinem* kulturellen Muster. Die Protagonisten handeln nicht in einem etablierten Narrativ. Im Gegenteil, sie tappen im Dunkeln, verstehen gar nichts und können nicht ahnen, wie die Geschichte ausgeht. Wann hätte man je von einer solchen Prüfung gehört, wie Gott sie Abraham auferlegt? Das Ende dieser Geschichte ist bis zum letzten Augenblick offen und eben das macht ihre bis heute anhaltende Spannung und Bedrohlichkeit aus.<sup>3</sup>

Diese Erzählung, die keinem kulturellen Muster folgt, ist in der jüdischen Tradition aber bald selbst zu einem kulturellen Muster gewor-

<sup>2</sup> Alfred Döblin: Berlin Alexanderplatz. Baden-Baden 1980, S. 419 ff.

<sup>3</sup> Es gibt weitere Menschenopfer in der hebräischen Bibel, nicht nur die Tötung der Erstgeburt, die im Pessachritual eine wichtige Rolle spielt, sondern auch die Geschichte von Jephtha, der seine Tochter aufgrund eines gemachten Versprechens opfern muss. Das Happy End dieser Geschichte ist also nicht selbstverständlich.



den, unter veränderten historischen Bedingungen. Der neue historische Kontext ist ein Religionskonflikt im Römischen Reich, der durch die Einführung einer neuen Staatsreligion entstand, in der der Kaiser als Gott verehrt werden musste. Dieser absolute Anspruch nicht nur auf die Loyalität der Untertanen, sondern auch auf ihre Gesinnung in Form einer exklusiven religiösen Bindung an den Herrscher, ließ den Juden – wie später auch den Christen – nur noch die ultimative Wahl zwischen Leben durch Abschwören und dem Bekenntnis durch Tode. Monotheismus bedeutet in diesem Zusammenhang nicht Freisetzung religiöser Gewalt, sondern das genaue Gegenteil, nämlich Widerstand durch Selbsthingabe. Im politischen Klima der religiösen Verfolgung verbreitet sich erstmals eine Handlung, die im Judentum ausdrücklich nur als allerallerletzte Form der Erhaltung der eigenen Integrität zugelassen ist, nämlich das Martyrium.<sup>4</sup> Unter den Bedingungen solcher Verfolgung ist es zu einer Mutation des Judentums zu einer Märtyrer-Religion gekommen. Hier geht es nicht mehr nur um Vertrauen und Gefolgschaft, sondern um Widerstand und das öffentliche Bezeugen<sup>5</sup> des eigenen Glaubens unter extremen Bedingungen. Das Wort Glaube steht hier für Identität und Integrität durch Teilhabe an einer Religionsgemeinschaft, die sich als inkompatibel mit einer anderen erweist, und die, um fortzubestehen, im äußersten Notfall das Menschenopfer des Martyriums erfordert.

*Martyr* ist ein griechisches Wort und bedeutet Zeuge. Der Märtyrer ist das Opfer einer politischen Gewalt, der er erliegt; aber er erliegt dieser anderen Macht nicht, ohne selbst ein symbolisches Zeichen zu setzen, nämlich sein Zeugnis für eine höhere religiöse Macht. Aus dem *Sterben an* wird so ein *Sterben für*. Im Akt dieses Bekenntnisses verwandelt sich das wehrlose und passive Opfer (lat. *victima*) in ein überlegenes, aktives und williges Subjekt/Objekt der Opferhandlung (lat. *sacrificium*). Die radikale Umkehrung von politischer Unterlegenheit in religiöse Überlegenheit, von Trauma in Triumph, geschieht durch das kulturelle Muster, in dem dieses Geschehen erlebt, interpretiert, bewertet wird. Die Geschichte wird damit umgemünzt von der Erfahrung der Rettung zur willigen Annahme des Opfertodes. Sie wird sozusagen weitererzählt und ergänzt durch die Überbietung Abrahams durch die Märtyrer.

Weil dieselbe Geschichte unter neuen historischen Bedingungen im-

<sup>4</sup> Verena Lenzen: Jüdisches Leben und Sterben im Namen Gottes. Studien über die Heiligung des göttlichen Namens (Kiddusch HaSchem). Zürich 2002.

<sup>5</sup> In diesem Verhältnis des sekundären Zeugen stehen die Evangelisten zum Märtyrertod Christi, steht die katholische Kirche zu den verfolgten und ermordeten Heiligen, die sie als Märtyrer kanonisiert hat. Diese sekundären Zeugen sind keineswegs nur ein Epiphänomen des Martyriums; sie sind es, die die religiöse Botschaft kodieren und zu einer fundierenden Geschichte ausgestalten, auf die sich Glaubensgemeinschaften gründen.

mer wieder neu ausgelegt werden muss, verändert sie sich im Laufe der Lektüren. So wurde die Abraham-Erzählung, ohne ein Wort des Textes zu verändern, zu einem kulturellen Muster und hat in dieser Lektüre ihre Bedeutung und Orientierung tiefgreifend verändert. Der Text wurde dabei nach und nach mit historischen Erfahrungen und Assoziationen nachfolgender Generationen aufgeladen. Die wiederholte Lektüre hat ihn mit Traditionen angereichert und zu einem Muster der Lebensführung bis hin zum Martyrium gemacht. Biblische und kanonische Texte des kulturellen Gedächtnisses, darauf hat auch Thomas Mann hingewiesen, entfalten diese prägende und formende Kraft, sie werden zur Grundlage von Selbstverständnis und Handlungsorientierung. Er nannte dies »In Spuren gehen«,<sup>6</sup> Martin Buber sprach von der »Führungskraft der Schrift«. Im Lichte dieses Textes beziehen sich auch heute noch in Israel Eltern, die ihre Söhne in den Krieg schicken, auf die Erzählung von der Bindung Isaaks.

### Schluss: Was für ein Vertrauen?

#### Zwischen Glaube und Vernunft, Religion und Ethik

Wenn wir noch einmal auf die Geschichte als Ganze zurückblicken, fällt auf, dass hier etwas Entscheidendes fehlt, und das ist eine weibliche Stimme. Sara ist abwesend, sie hat keinen Part in dieser reinen Männergeschichte. Anfang Kapitel 23 taucht sie plötzlich wieder auf: »Sara wurde 127 Jahre alt und starb in Hebron« (1 Mose 23,1). Was hat man ihr erzählt und wie hat sie darauf reagiert? Die Talmudische Auslegung hat sich darüber Gedanken gemacht und eine plausible Verbindung hergestellt: »Sara hörte, was vorgefallen ist, stieß sieben spitze Schreie aus und fiel tot um!«<sup>7</sup>

Spätere Leser fielen nicht tot um, haben die Geschichte aber zum Teil mit »Furcht und Zittern« gelesen, wie zum Beispiel Kierkegaard. Rembrandt malte Abraham und Isaak mit 29 Jahren, Kierkegaard schrieb darüber 200 Jahre später, ebenfalls mit 29 Jahren. Für ihn war die Geschichte die radikalste Veranschaulichung für das, was Glaube und Vertrauen in der modernen Welt bedeuten. Glaube war für ihn das Gegenteil von Vernunft, aber nicht als irrationale Unvernunft, sondern als das Sich-Einlassen auf den Anderen, als das Annehmen eines Wunders, als Anerkennung der Paradoxien menschlicher Erfahrung. Abraham erlebt diese

<sup>6</sup> Jan Assmann: Zitathaftes Leben. Thomas Mann und die Phänomenologie der kulturellen Erinnerung. In: Eckhard Heftrich und Hans Wysling: Thomas Mann Jahrbuch 6. Frankfurt am Main 1993, S. 133–158.

<sup>7</sup> Paul Billerbeck: Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch. Bd. IV / 1, München 1987, S. 182.

Paradoxien im radikalen Widerspruch zwischen den Forderungen des Glaubens und der Ethik. Während andere Philosophen die Vernunft vom Glauben emanzipieren wollten, emanzipierte Kierkegaard den Glauben von der Vernunft. Für ihn »beginnt der Glaube gerade da, wo das Denken aufhört«.<sup>8</sup>

In den Lektüren der Abraham-Erzählung werden Glaube und Sittengesetz immer wieder gegeneinander ausgespielt. Dürfen wir aber zulassen, dass die religiösen Prinzipien die ethischen Prinzipien einfach außer Kraft setzen? Das könnte ja auch ein gefährlicher, fanatischer Glaube sein, der über Leichen geht. Mit der Wiederkehr der Religion und der Pluralisierung der Religionsgemeinschaften müssen wir gerade wieder neu lernen, die Ansprüche nicht nur von Glaube und Vernunft, sondern auch von Religion und Ethik neu zu bestimmen. Mit dieser Frage möchte ich Sie aus unserer Bibelarbeit entlassen.

## Dialogbibelarbeit am Freitag, 21. Juni 2019, Westfalenhalle

Hans Leyendecker, Kirchentagspräsident, Leichlingen

Anja Reschke, Journalistin, Publizistin und Moderatorin, Hamburg

Anja Reschke: Was für ein Text! Meine erste Bibelarbeit, meine erste Annäherung an das Alte Testament und dann gleich so was. Das muss man erstmal verdauen. Wo ist denn der Gott hin, den ich sonst aus Gottesdiensten kenne? Der Gütige und Gute? Für mich tritt er hier auf wie ein autokratischer Despot. Fast schon sadistisch.

Ich, Gott, sage dir, Abraham, etwas an. Etwas Ungeheuerliches. Und zwar, weil ich es kann. Weil ich oben bin und du unten. Und dann, wenn es mir gefällt, blase ich die ganze Sache wieder ab. Egal, ob ich schon Schaden angerichtet habe. Warum braucht Gott das? Und dann: Warum ist Abraham so devot? Das, was Gott verlangt, ist unmenschlich. Warum hat Abraham kein Rückgrat, lehnt sich nicht auf? Weigert sich nicht? Oder hinterfragt zumindest mal: »Gott, warum muss ich meinen Sohn opfern?« Es sind genau diese Typen wie Abraham, die mich im realen Leben manchmal wirklich aufregen. Die Ja-Sager, die Leisetreter. Die,

<sup>8</sup> Søren Aabye Kierkegaard, dänischer Philosoph, Theologe und Schriftsteller (1813–1855); Klaus Englert: »Der Glaube beginnt gerade da, wo das Denken aufhört«. Beitrag im Deutschlandfunk, 31.10.2018. [https://www.deutschlandfunk.de/soren-kierkegaard-der-glaube-beginnt-gerade-da-wo-das.2540.de.html?dram:article\\_id=431544](https://www.deutschlandfunk.de/soren-kierkegaard-der-glaube-beginnt-gerade-da-wo-das.2540.de.html?dram:article_id=431544) [zuletzt gesehen am 19.12.2019].

die nicht aufmucken, keine Haltung zeigen, immer das machen, was man ihnen aufträgt. Hans, was ist das für ein Text?

Hans Leyendecker: Mit der Bibel ist das manchmal wirklich nicht so einfach. Es gibt Bibelstellen, die einen umhauen. »Du großer Gott!«, denkt man dann. »So was will ich gar nicht hören. Was für ein grauenhafter Text.« Manche trösten sich damit, dass nach dem Alten doch noch das Neue Testament kommt. Mit der Bergpredigt. Die gefällt uns oft besser. Aber »wer zu schnell und zu direkt neutestamentlich sein und empfinden will, ist meines Erachtens kein Christ« hat uns Dietrich Bonhoeffer gemahnt.<sup>1</sup>

Die Abraham/Isaak-Stelle lässt niemanden ruhig schlafen. Ich habe neulich mit Erhard Eppler telefoniert, der unter anderem Präsident des Ruhrgebiets-Kirchentages 1991 war und leider aus gesundheitlichen Gründen nicht nach Dortmund kommen kann, an den wir aber jetzt besonders denken und den wir von hier aus herzlich grüßen! »Was haben Sie für eine Bibelarbeit?«, fragte er. »Genesis 22, Herr Eppler.« Er: »Da redet nicht Gott.« Eppler ist immer noch ein brillanter Denker. Wenn wir uns noch länger über die Bibelstelle unterhalten hätten, hätte er sicherlich Immanuel Kant zitiert. Der hat 1798 im *Streit der Fakultäten* geltend gemacht, dass der Befehl an Abraham nicht von Gott gekommen sein könne. Niemals. Gott fordert angeblich ein Menschenopfer als Glaubensbeweis? Da müsse Abraham irregeleitet gewesen sein, etwas Falsches gehört haben, meinte Kant.

Reschke: Ich weiß nicht, ich habe die Bibel nie so wörtlich genommen. Da wimmelt es doch von furchtbaren Geschichten. Die Plagen, die Strafen, die Geschichte der Arche Noah. Ein ziemlich grausames Buch. Ich habe die Bibel immer als Sammlung von Anekdoten gesehen. Und hier ist es auf den ersten Blick Machtmissbrauch und devote Vasallentreue. Plus Verrat des Vaters am Sohn.

Leyendecker: In den 1970er-Jahren hat Woody Allen dazu mal eine ganz eigene, sehr spezielle Theorie entwickelt: »Da hält der Herr im letzten Augenblick Abrahams Hand auf und spricht: ›Sag mal, wie konntest du solches tun?‹ Meint Abraham: ›Aber du hast doch gesagt ...‹ ›Kümmere dich nicht um das, was ich gesagt habe‹, sprach der Herr. ›Hörst du auf jede verrückte Idee, die dir über den Weg läuft?‹ Und Abraham schämte sich: ›Ähm, nicht wirklich, nein.‹ Darauf der Herr: ›Ich mache aus Spaß den Vorschlag, dass du Isaak opferst, und du rennst sofort los und tust

<sup>1</sup> Dietrich Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. Hrsg. von Eberhard Bethge, 13. Aufl., Gütersloh 1985, S. 86.

es. < Und Abraham fiel auf seine Knie: ›Ja, aber ich weiß doch nie, wann du Spaß machst.< Und der Herr donnerte: ›Keinen Sinn für Humor. Ich kann's nicht glauben!< Da versuchte Abraham, sich zu rechtfertigen: ›Aber beweist das nicht, dass ich dich liebe, wenn ich willens war, meinen einzigen Sohn deiner Laune zum Geschenk zu machen?< Da sprach der Herr: ›Das beweist, dass einige Menschen jedem Befehl folgen, ganz egal, wie kreuzdämlich er ist, solange er von einer wohlklingenden, melodischen Stimme kommt.< Und damit bat er Abraham, sich etwas auszuruhen und ihn morgen wieder anzurufen.<<sup>2</sup>

Ich bin sicher, Gott hat Humor. Aber so einen Humor? Das wäre verdammt schwarzer Humor.

Reschke: Aber es kann doch nicht sein, dass so ein Text in der Bibel steht, um uns zu sagen: »Schaut mal, so grausam kann Gott prüfen.« Eigentlich bietet die Bibel doch immer Symbolik für irgendwas. Oder ist das einfach eben Altes Testament? Alter Text für Leute von früher, die Angst haben sollten. Davor, geprüft zu werden. Denen beigebracht werden sollte, gehorsam zu sein. Wenn das die Botschaft ist, dann hätte er hoffentlich nichts mehr mit uns heute zu tun.

Leyendecker: Die Vorstellung von einem strafenden Gott, einem despotischen Gott, ist auch mit meinem Gottesverständnis nur schwer zu vereinbaren. Aber: »Gott ist nicht leicht, Gott ist nicht schwer, Gott ist schwierig, ist kompliziert und hochdifferenziert«<sup>3</sup>, haben Hanns Dieter Hüsch und Uwe Seidel geschrieben.

Reschke: Was sagen denn die Alttestamentler?

Leyendecker: Nun, der Text stammt vermutlich aus dem sechsten oder fünften vorchristlichen Jahrhundert. Das Volk Israel ist traumatisiert, am Ende. Der Tempel in Jerusalem ist »am Boden zerstört«, und das ist in diesem Fall wörtlich zu nehmen. Der Tempel ist das Heiligtum. Er stand für die Identität des ganzen Volkes Israel. Die babylonischen Eroberer hatten diesen Tempel, das Herzstück des Landes, völlig zerstört und nicht nur die Eliten Israels nach Babylon deportiert. Israel hatte sich den Babyloniern nicht unterwerfen wollen und die antworteten mit all ihrer Macht. Nach der Katastrophe fragten einige: »Wieso war Gott nicht da?« Andere sagten: »Er war doch da und hat uns bestraft, weil wir ihm untreu waren.«

<sup>2</sup> Woody Allen: Ohne Leit kein Freud. München 1979.

<sup>3</sup> Hanns Dieter Hüsch, Uwe Seidel: Ich stehe unter Gottes Schutz. Psalmen für Alletage. Düsseldorf 1999, S. 63.

Die besondere Beziehung zwischen Gott und Israel wird manchmal mit dem Bild von Eheleuten beschrieben. Da ist doch auch klar: Wenn jemand fremdgeht, wird der andere zornig. Aber so eine Strafe? Wie barbarisch! Sollen wir das wirklich glauben? Als das Volk also mit dem Gedanken an seine eigene Untreue, seinen Vertrauensbruch kämpfte, hielt es gleichzeitig Ausschau nach jemandem, der für seine Treue und sein Vertrauen zu Gott bekannt war. Das ist Abraham. Gott hat ihn aus-erwählt – wieso, weiß niemand. Er will ihm beistehen und verheißt dem kinderlosen Greis, ihm ein neues Heimatland zu schenken und ihn zum Stammvater eines großen Volkes zu machen. Im Alter von 75 Jahren zieht er nochmal los und bricht mit seiner Frau Sarah und dem Gefolge in eine ungewisse Zukunft auf. Gott will ihn führen. Abraham, der diesen Gott noch nicht kennt, vertraut ihm. In 1 Mose 18 verspricht Gott Abraham und Sarah, dass sie 90-jährig schwanger werden soll. Sarah kann da nur lachen, aber Abrahams Vertrauen auf diesen Gott wird belohnt. Sarah bringt Isaak zur Welt. Gott hat Wort gehalten. Er hat Abraham nie hinters Licht geführt oder enttäuscht. Und dann kommt Gottes Auftrag an Abraham, den geliebten Sohn eigenhändig als Beweis dafür zu opfern, dass er, Abraham, Gott mehr liebt als alles andere.

Reschke: Ich bleibe dabei. Der Gott, von dem in dieser furchtbaren Geschichte die Rede ist, ist nicht mein Gott. Ich will und kann solche Unterwerfung nicht ertragen. Das ist doch Kadavergehorsam. Und das Wort Kadaver hat bekanntlich etwas mit Aas zu tun. Und diesem Gott soll ich vertrauen? Das fällt mir echt schwer.

Leyendecker: Am stärksten sind doch biblische Texte nicht da, wo sie uns bestätigen darin, wie wir sind oder sein möchten, sondern wo sie uns hinterfragen. Und plötzlich wird dieser Text auf eine ganz andere Art und Weise beklemmend.

In meinem Beruf hatte auch ich manchmal einen Tunnelblick und der war nur auf die gute, die vermeintlich richtige Sache gerichtet. Auch ich habe manchmal nur meinen vorgeblichen Auftrag, meine Mission gesehen. Und ich habe dabei Menschen verletzt. Ich habe bei echten oder angeblichen Affären und wegen der vermeintlich immer gerechten Sache Menschen an den Pranger gestellt. Nicht selten musste jemand wegen meiner Geschichten zurücktreten. Und mindestens einmal habe ich große Fehler gemacht, eigentlich hätte ich auch gefeuert werden müssen. Früher, wenn jemand aufgrund meiner Veröffentlichungen zurücktrat, sagte ich gern, ich hätte »berufsverändernd« gewirkt. Das fand ich originell, das fand ich schlau. Heute weiß ich, dass diese Formulierung auch etwas Verächtliches hat. Der Terminus der Berufsveränderung beschönigt einen dramatischen Eingriff in das Leben eines anderen Menschen.

Was richte ich an? Darf ich das überhaupt? Die Meute, die Beute will, das ist nicht mein Bild von Demokratie und Pressefreiheit. Klar – natürlich habe ich niemals jemandem das Messer an den Hals gehalten. Aber plötzlich hat diese wirklich archaische Geschichte doch auch mit mir etwas zu tun. Und das alles darf einen Journalisten gleichzeitig nicht daran hindern, echte Missstände aufzudecken.

Reschke: Mir ist das so ähnlich auch passiert. Auch nichts wirklich Großes, aber für ein paar Leute sehr wichtig. Ich habe mal einen Beitrag gedreht über die sich auftürmenden Pensionskosten, für die der Staat keine Rücklagen gebildet hat. Dafür brauchten wir Bilder von Pensionären. Ich habe bei Pensionären der Wasserschutzpolizei gedreht. Nette Leute, hatten ihr Leben lang gearbeitet, jetzt genossen sie ihren Ruhestand.

Das haben sie erzählt, dass es ihnen gut geht. Sie haben mir vertraut. Ein bisschen wie Isaak seinem Vater. Später fanden sie sich dann im Film als Bildfutter. Mit einem Text sinngemäß: »Ihnen geht es gut, den Pensionären der Wasserschutzpolizei.« Hatte mein Chef getextet. Ich habe kurz protestiert, aber klein beigegeben. Ich war ganz junge Autorin. Später bekam ich einen Brief vom Vorsitzenden jener Pensionäre. Der war nicht sauer. Sondern voller Enttäuschung. Das war eine furchtbare Erfahrung. Weil ich mich so geschämt habe. Ich erzähle diese Geschichte allen jungen Journalisten. Macht das nie! Verkauft nicht eure inneren Werte! Nie! Ich habe so was nie wieder gemacht. In Bezug auf den Nationalsozialismus habe ich mich immer wieder gefragt: Wie hätte ich mich verhalten? Hätte ich mitgemacht, weil ich daran geglaubt hätte? Oder eine, die zwar zweifelt, aber lieber wegsieht, und hofft, dass alles sich zum Guten wendet? Oder wäre ich im Widerstand gewesen? So mutig wie Sophie Scholl? Oder zumindest wie die anderen Deutschen, die Juden geholfen haben?

Leyendecker: Aber es gibt doch auch Leute, die dich schon als mutig und standhaft bezeichnen würden.

Reschke: Naja, ich habe ja 2015 diesen Kommentar in den Tagesthemen gesprochen, um den es viel Wirbel gab. Ich habe in dem Kommentar – das war jedenfalls meine Absicht – ziemlich deutlich gemacht, was ich von Rassisten halte. Nämlich nichts. Ich habe keine Sekunde darüber nachgedacht, was dieser Kommentar auslösen könnte. Ich bin in dieses Studio gegangen im absoluten Vertrauen auf das Gute, das Richtige. Ich habe mich in diesem Kommentar sehr deutlich dagegen gewehrt, dass Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe oder Religion abgewertet werden. Dass es armselig und rassistisch ist, jemandem Tod und Verderben an den Hals zu wünschen, nur weil er von woanders herkommt. Damals

war ja die Stimmung sehr aufgewühlt in Deutschland. Auf der einen Seite kamen immer mehr Menschen, auf der anderen Seite brannten Asylunterkünfte. Und niemand hat etwas gesagt. Ich dachte immer: Wann spricht denn mal der Bundespräsident, das wäre doch seine Aufgabe, oder die Regierung? Aber da war so eine merkwürdige Stille. Und in diese erwartungsvolle Stille hinein habe ich meinen Kommentar gesprochen. Und ich dachte – nenn' mich naiv – das wäre für die große Mehrheit der Gesellschaft Konsens. Ganz viele würden so denken. Ich würde etwas so Selbstverständliches aussprechen. Niemand – abgesehen von ein paar unverbesserlichen Rechtsradikalen – wolle gerade angesichts der Verbrechen der Nazis andere Menschen abwerten, ihnen ihre Würde nehmen. Ich dachte, die Botschaft, dass Menschen gleich an Würde sind, sei tief in der Gesellschaft verankert. Und ich musste lernen, auf wirklich bittere Art und Weise, dass das nicht stimmt. Dass sich da ein Rassismus unter bürgerlichem Deckmäntelchen breitgemacht hat, den ich nicht für möglich gehalten hätte. Ich habe wirklich meine Unschuld verloren durch diesen Tag. Mein Vertrauen, dass sich alles automatisch zum Guten wendet, ist wirklich tiefgreifend erschüttert worden.

Und dann ist etwas Merkwürdiges passiert. Ich bin auf der einen Seite mit unglaublicher Liebe und Dankbarkeit überschüttet worden. Von Menschen, denen ich anscheinend aus der Seele gesprochen habe. Die in mir plötzlich die ultimativ Gute sahen. Die Fernsehfrau, die was für Flüchtlinge tut. Ich bekam unglaublich nette Briefe: Wir brauchen Sie – bleiben Sie stark. Aber auf der anderen Seite war da unbändiger Hass. Diejenigen, die mit ihrer Situation unzufrieden waren, die den Staat dafür verantwortlich machten, die keine Flüchtlinge wollten, hatten in mir eine Figur gefunden, auf die sie all ihre Wut, ihren Zorn projizieren konnten. Ich wurde also zu einer Art Messias und Hassobjekt gleichermaßen. Das habe ich aber erst später begriffen. Und dann waren da auch die Medien, meine Kollegen. Ich habe damals begriffen, wie sehr auch Journalisten versuchen, Dinge in Schubladen zu stecken. Ich war in der Schublade »Die hat Hass abgekriegt.« Und ich habe gemerkt, man will mich zum Opfer machen. Eine Frau, die Gutes gesagt hat und beschimpft wird und mit Drohungen und Beleidigungen klarkommen muss. Das arme Opfer. Eine tolle Geschichte, die man immer wieder erzählen kann. Seit 2015 bekomme ich in stetiger Regelmäßigkeit Anfragen, wie ich mit Hasskommentaren umgehe. Ich mag das nicht, das ist nicht mein Thema. Ich fühle mich nicht als Opfer. Die Hasser haben mich nicht wirklich verletzt. Aber ich habe ein Stück meines bis dahin ungebrochenen Vertrauens verloren. Ja!

Bin ich also Isaak in der Geschichte? Wie muss das gewesen sein für ihn? Zu erleben, dass sein eigener Vater, dem er vertraut, ihn opfern würde? Wie macht man weiter nach so einem Erlebnis? Isaak verschwin-



det nach dieser Geschichte aus der Erzählung. Er taucht nicht mehr auf. Wird nicht mehr erwähnt. Erst wieder bei der Beerdigung von Abraham. Vielleicht ist er einfach weggegangen. Aber abhauen – das ist für mich keine Option. Es geht ja nicht um mein persönliches Empfinden, es geht um die Gesellschaft, um Werte wie die Anerkennung der Menschenwürde, die so mühsam über Jahrhunderte erkämpft wurden und die so schnell *perdu* sein können. Wenn man daran glaubt, kann man ja nicht einfach gehen.

Die Losung des Kirchentags ist ja: *Was für ein Vertrauen*. Für mich steht fest: Ohne Vertrauen können wir Menschen nicht leben. Ohne Vertrauen empfinden wir keine Nähe, keinen Respekt, keine Liebe. Unsere Eltern wären nicht unsere Eltern. Und unsere Nachbarn nicht unsere Nachbarn. Vertrauen ist an die Freiheit gebunden, an die Vernunft, so wie die Liebe an die Würde gebunden bleibt. Sonst wird alles pervertiert. Das hat ja auch die Kirche schmerzlich erfahren, beispielsweise in der Missbrauchsdebatte. Aber wenn ich noch mal zurück zu dem gehe, was wir vorhin von den Alttestamentlern gehört haben, scheint es mir ja auch so, als wäre das auch irgendwie ein Sehnsuchts-text! Im Text ahne ich die Sehnsucht nach einer Führungsfigur, die vorangeht. Diese Sehnsucht gibt es heute wieder. Auf der einen Seite nach starken Personen, die sagen, was zu tun und zu lassen ist. Denen man vertrauen kann und vor allem will. Auch solchen, die sehr autokratisch auftreten und Werte, die sie predigen, selbst mit Füßen treten. Aber da ist das Vertrauen, dass diese Figuren etwas Größeres, Allumfassendes im Sinn haben. Das ist dann auch bequem, weil man nicht mehr selbst die Verantwortung in einer komplexen Welt übernehmen muss, sondern einfach Ansagen ausführen kann.

Und auf der anderen Seite gibt es das genauso. Eine Sehnsucht nach Identifikationsfiguren. »Mama Merkel«. Die Frau, die sich für Flüchtlinge einsetzt. Oder man denke aktuell an Greta Thunberg. Sie wird zur Ikone des Klimaschutzes gemacht. Die Menschen brauchen immer wieder solche *Role Models*, denen sie folgen wollen, denen sie nur folgen müssen und alles wendet sich zum Guten.

Leyendecker: Vielleicht ist Abraham also doch ein Vorbild. Er hat sein Vertrauen nicht auf Menschen gesetzt, sondern auf Gott. Vielleicht war er sogar mutig. Er kennt diesen Gott ziemlich gut. Was Gott mit ihm macht, ist eine Zumutung. Und da ist das Wort »Mut« mit drin. Manchmal ist Abraham sehr mutig gewesen. Wenn ich daran denke, wie er sich Gott in den Weg stellt, der Sodom vernichten will, und zu ihm sagt: »Halt, stopp! Tu es nicht, dort leben gerechte Menschen!« Und wie der dann verhandelt mit ihm: 50 Gerechte, 40, 20, 10 vielleicht. Der Gott, den er kennengelernt hat, hat es noch nie böse mit ihm und seiner Familie

gemeint. Noch nie hat es sich als falsch erwiesen, seiner Weisung zu vertrauen. Es wird auch jetzt ein gutes Ende nehmen. Vielleicht hat er das gedacht: Prüfung, gut bestanden.

Und wir dürfen nicht vergessen, das Ende des Textes ist völlig klar: Gott will keine Opfer! Und es wird noch stärker: Wenn wir auf Jesus am Kreuz schauen, dann sehen wir den Gott, der sich selbst zum Opfer machen lässt, weil die Menschen die Botschaft seiner bedingungslosen Liebe nicht ertragen haben. Wir stellen zu gerne Bedingungen.

Wenn es immer wieder Opfer in dieser Welt gibt, dann ist das nichts, was Gott nicht selbst kennen würde. Ich glaube, das macht ihn glaubwürdiger. Glaubwürdiger, weil er ein mitleidender Gott ist. Auch in den dunkelsten Stunden unserer Geschichte, wie sie der Schriftsteller und Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel erschütternd in einem Text über eine Mutter und ihre Tochter im Angesicht der Gaskammern erzählt. Die Tochter fragt die Mutter: »Warum möchte ich weinen? Sag warum? Weißt du es?« Die Mutter antwortet: »Ich versuche, es nicht zu wissen.«<sup>4</sup> Eine Ausweglosigkeit wie am Kreuz. Und ein Gott, der sie kennt.

Unser Text, wie auch der von Elie Wiesel, hat die Menschen immer gefordert und überfordert. Dieser Text berührt unser Innerstes. Er fordert uns als Menschen, zwischen Gehorsam und Freiheit. Zwischen Vernunft und Dummheit. Und das müssen wir aushalten! Mit unserem Vertrauen, mit Gottvertrauen.

Liebe Freundinnen und Freunde! Wir haben versucht, uns diesem schwierigen Text zu nähern. Wir suchten nach Antworten. Wir sind Menschen. Die eine Antwort haben wir nicht gefunden, aber wir wollen verstehen. Manchmal sehen wir nur einzelne Teile. Diese Teile gefallen uns bisweilen nicht. Vielleicht machen sie uns Angst. Wir haben ein Rembrandt-Bild von Abraham und von Gott in uns drinnen. Aber darum geht es nicht! Auch, wenn uns vieles an diesem Text fremd blieb, das sollten wir mitnehmen:

Gottes Nein zu Menschenopfern.

Gottes Nein zu Menschenopfern auf Flüchtlingsbooten.

Gottes Nein zu Menschenopfern auf den Müllkippen der Philippinen.

Gottes Nein zu den Menschenopfern in den Kleiderfabriken Südostasiens.

Gottes Nein zur Zerstörung der Erde.

Wenn wir dieses Nein hören, dann macht uns dieser Text keine Angst mehr. Dann macht uns auch dieser Gott keine Angst mehr. Dann hilft uns das, aufzustehen gegen alles, was uns und unsere Kinder tötet auf dieser

<sup>4</sup> Elie Wiesel: Eine Mutter und ihre Tochter. In: Jude heute. Erzählungen, Essays, Dialoge. Wien 1987.

Erde. Dieser Gott ist ein Gott der Freiheit. Ein Gott der Liebe. Ein Gott, dem wir vertrauen dürfen, auch wenn wir ihn nicht immer ganz verstehen, wenn er unbegreiflich wirkt. Was für ein Angebot! Was für ein Vertrauen für uns alle und für dich und dein Leben!

## Jüdisch-christliche Bibelarbeit am Freitag, 21. Juni 2019, St. Bonifatius

Avichai Apel, Rabbiner, Frankfurt/Main  
Prof. Dr. Martin Leutzsch, evangelischer Theologe, Paderborn

Martin Leutzsch: Herr Apel und ich, wir haben uns im Vorgespräch gefragt: Gibt es christlich-jüdische Differenzen bei der Abraham-Isaak-/Avraham-Jitzchak-Geschichte? Gibt es solche Differenzen in der Wahrnehmung und im Umgang mit dieser Geschichte? Und damit wollen wir einsteigen.

Avichai Apel: Bindung oder Opferung? Auf Ivrit: *Akedah* – Bindung. Sehr deutlich: Es geht um die Bindung von Jitzchak. Es gibt eine Vorgeschichte, die in der jüdischen Tradition vorgetragen wird. Es gab einen Wunsch, Avraham zu prüfen, zu untersuchen: Wie stark ist sein Glaube an Gott? Und dieser Versuch braucht niemanden als Opfer. Avraham bekommt die Aufgabe, Jitzchak zu binden. »Binden« betont: Hier geht es um eine Situation, wo der Mensch sich an Gott *bindet*. Der Mensch braucht sich nicht zu *opfern*.

In den Versen der Tora kann man sich vielleicht auch verirren. Man kann auch sagen: Gott sagt ihm doch: »*We-haalehu le-olah!*« – Bring ihn als Opfer, als eine vollkommene Opferung! Nichtsdestotrotz wird hier sofort von den jüdischen Gelehrten gefragt: Hat Gott ihm gesagt: »Schlachte ihn!«? Hat Gott ihn gebeten, ein Messer mitzunehmen? Avraham hat etwas verstanden, was Gott ihn nicht gefragt hat. Und durch die Geschichte werden wir das wahrscheinlich gleich auch sehen. Aber: Bindung und keine Opferung!

Leutzsch: In vielen christlichen Auslegungen wird die Erzählung als »Isaaks Opferung« bezeichnet, während viele jüdische Interpretationen von der »Bindung Jitzchaks«, hebräisch *Akedat Jitzchak*, sprechen. Liegt hierin eine Differenz zwischen den beiden Religionen? Und worin bestünde die Differenz? »Opferung« legt den Akzent auf das, was geschehen soll, und dann – im Sinne einer Vernichtung jedenfalls – doch nicht geschieht. »Bindung« beschränkt sich darauf, dass Jitzchak auf den Altar

gebunden wird; Tötungsabsicht oder Todesgefahr stehen nicht im Mittelpunkt.

Ich zögere, hier einen Religionsunterschied zu sehen. Die unterschiedliche Fokussierung – Bindung oder Opferung – gibt es in jeder der beiden Religionen, jedenfalls heute. Die neue Lektüre der jüdischen Bibel, die das Christentum nach der Schoah zu lernen begonnen hat, führte dazu, dass auch christliche Ausleger\*innen die Rede von der »Bindung Jitzchaks« für angemessener halten als die von der Opferung; ich schließe mich hier ein. Auch gibt es eine ganze Reihe von jüdischen Schriftstellern, Psychologen und anderen, die von der »Opferung Isaaks« sprechen. Es sind also unterschiedliche Bezeichnungen, die es in jeder der beiden Religionen gibt.

Apel: Opferung ist etwas, was in gewisser Weise unmenschlich ist. Wir erkennen in der Geschichte – einer langjährigen Geschichte – auch eine innere jüdische Diskussion, im folgenden Sinn: Jitzchak wurde nur gebunden, andere Kinder wurden geopfert. Das heißt, die erste Geschichte, die wir hier in der Tora hören, ist eine Geschichte von Begegnung. Letztendlich hat sich das aber im Lauf der Geschichte etwas verändert. Wie viele Gemeinden, wie viele Menschen wurden doch geopfert, haben doch ihr Leben verloren für das, was wir *Kiddusch ha-Schem* nennen, die Heiligung des Namens Gottes. Wie viele Menschen waren auch davon betroffen! Viele Mütter fühlen sich sehr mit dieser Geschichte verbunden, wenn sie durch unterschiedliche antisemitische Ereignisse im Laufe der Geschichte ihre Kinder verloren haben – dies gilt umso mehr für die große Opferung der Schoah, sechs Millionen Menschen, die geopfert, nicht nur gebunden wurden, sondern die leider auch ihr Leben verloren haben, nur weil sie Juden gewesen sind, nur weil sie mit Avraham, Jitzchak und den weiteren Generationen verbunden waren.

Leutzsch: Das ist in der Tat ein fundamentaler Unterschied: dass die Beziehungen zwischen Christentum und Judentum über lange Zeit in der Geschichte eine Beziehung zwischen Tätern und Opfern waren. Beim ersten Kreuzzug im Jahr 1096 sind nicht nur Christen ins Heilige Land, ins Land Israel gezogen, um dort Krieg gegen die Muslime zu führen. Sondern es sind auch, vor allem im Rheingebiet, Christen ausgezogen, um jüdische Gemeinden auszulöschen. Es gibt Berichte von Überlebenden, die berichten, dass Christen jüdische Eltern genötigt haben, ihre eigenen Kinder zu töten und dann sich selbst, um nicht von Christen zwangsweise getauft oder hingemetzelt zu werden. *Kiddusch ha-Schem* ist der Ausdruck dafür, die Heiligung des Namens Gottes, ein Synonym für Martyrium.

Als Christ erkenne ich die Gewalt an, die von meiner Religions-

gemeinschaft gegen das Volk Israel ausgegangen ist, und versuche mich darum zu kümmern, dass so etwas nie wieder geschehen kann. Es ist für mich deshalb eine Gnade, dass Herr Apel hier heute mit mir steht, mit uns spricht.

Sie haben auch schon gehört: Es ist nicht nur die Schoah, nicht nur der erste Kreuzzug 1096, sondern es gibt eine viel längere und umfassendere Gewaltgeschichte, in der Christen und christliche Kirchen versucht haben, das jüdische Volk zu dezimieren, zwangsweise in Christen zu transformieren oder auszulöschen. Es gibt keine biblische Geschichte und keine legitime andere Geschichte, die die Christen dazu aufgefordert hätte, hinzugehen und Gottes geliebtes Kind Israel zu vernichten.

Apel: Das, was wir hier gehört haben, was hier passiert, ist eigentlich ein Aufruf für jeden von uns in seinem Leben. Wenn der Engel Gottes kommt und sagt: »Hör auf!«, sagt er das nicht nur zu Avraham. Er sagt es zu allen seinen Kindern, allen seinen Nachkommen, seien es Christ\*innen, Muslim\*innen, Jüd\*innen, er sagt es zu allen Menschen der Welt. Sie sollen diesen Aufruf hören: »Messer herunter! Das Leben eines Menschen ist viel wichtiger als Ideologien, die man durchsetzen möchte auf der falschen Ebene auf Kosten des Lebens anderer Menschen. Das geht nicht.« Das sagt die Tora sehr deutlich. Dann spricht der Engel Gottes zu Avraham und sagt ihm: »Du solltest Gottes Wort vielleicht besser verstehen.« Wir kennen das heute, dass falsche Interpretationen von heiligen Schriften Menschen zu Gewalttätigkeiten bringen können. Und deshalb muss man noch einmal wiederholen und hören: »Hört auf!«, sagt der Engel Gottes. »Das Leben eines Menschen ist viel wichtiger!«

Drei Tage lang geht Avraham mit Jitzchak auf dem Weg bis zur Bindung Jitzchaks. So ist Gott, er gibt ihm Zeit, er lässt ihn überlegen: »Möchtest du diesen Weg gehen? Du kannst auch Nein sagen!« Avraham könnte auch sagen: »Okay, entschuldige, Gott, ich habe jetzt etwas anderes zu tun. Ich möchte meinen Sohn nicht opfern, nicht binden.« Das heißt, die Möglichkeit zu sagen, es ist der Gott der Gewalt und es gibt woanders den Gott der Barmherzigkeit, ist dort nicht angelegt. Es ist der Gott der Barmherzigkeit. Und gerade in dieser Geschichte kommt am Ende Gottes Engel, der sagt: »Gott weint schon. Gott möchte nicht, dass du deinen Sohn opfern wirst.« In dem Moment empfinde ich auf jeden Fall, ich denke, gemeinsam mit Ihnen: Die Barmherzigkeit ist der Mittelpunkt dieser Geschichte. Sie ist damit verbunden, aber man muss sie entdecken.

Leutzsch: Erzählungen laden ja grundsätzlich dazu ein, sich mit den Erzählfiguren zu identifizieren. Die Avraham-Jitzchak-Erzählung ist eine von denen, wo es mir schwerfällt, nicht eindeutig möglich ist, mich mit

einer der Erzählfiguren zu identifizieren oder sie gar als Vorbild auszuwählen. Ich könnte mich eher mit einem Avraham identifizieren, der mit Gott verhandelt, wie er es im Fall von Sodom und Gomorrha getan hat. Oder der Gott gefragt hätte: »Wofür brauchst du das? Wie wichtig ist dir das?« Oder der im äußersten Fall gesagt hätte: »Gott, ich habe einen anderen Vorschlag, ich biete mich selbst dir als Opfer an.« Aber einen solchen Avraham gibt mir die Erzählung nicht.

Apel: Jitzchak ist ein Opfer, Avraham ist der Täter – so könnte man es interpretieren. Und trotzdem sagt die Tora deutlich im Vers 8: *wajehu shnehem jachdaw* – sie sind weiter zusammen. »Zusammen« bedeutet: mit dem gleichen Verständnis, mit dem gleichen Gottvertrauen. Mit dem Vertrauen zueinander, Vater und Sohn. Der Sohn glaubt nicht, dass sein Vater ihm etwas Böses tun möchte. Der Sohn versteht: Wenn der Vater ihn mitnimmt, ist es für einen guten Zweck. Der Vater möchte seinen Sohn nicht opfern. Er weiß, dass er nur durch dieses Opfer noch Nachkommen wird bekommen können. Dennoch – sie gehen zusammen. Jitzchak bittet auch Avraham: »Binde mich so stark wie möglich, damit ich mich nicht bewegen werde, damit ich als *olah temimah*, vollkommenes Opfer, zu Gott kommen werde.« Jitzchak macht mit. Genau wie es eine Versuchung für Avraham ist, ist es auch eine Versuchung Jitzchaks. Und Jitzchak lernt ganz vieles.

Übrigens: Stellen Sie sich nicht vor, dass Jitzchak ein Kind von drei Monaten war. Wie alt war Jitzchak hier in der Geschichte? Jitzchak ist ein 37-jähriger, der mit seinem Vater auf dem Weg zur Bindung/Opferung ist. Und er macht alles mit, genauso, wie es von ihm erwartet wird. Jitzchak wird gebunden. Jeder kann sich das vorstellen: Der Sohn liegt auf dem Altar, und er sieht das Messer. Und er sieht, dass sein Vater das Messer herunternimmt. Dann wird Folgendes erzählt: Jitzchak wurde vom Altar verändert heruntergenommen – nicht als der Jitzchak, der er davor gewesen ist. Nach der Begegnung ist auch er ein anderer Mensch. Er ist ein Mensch, der verstanden hat, dass unser Leben Gott gewidmet ist

Leutzsch: Kann ich mich mit Jitzchak identifizieren? Auch ich stelle ihn mir nicht als Kind oder Jugendlichen vor, wie das auf vielen christlichen Bildern geschieht, sondern – wie die jüdische Tradition betont – als einen Erwachsenen, der kurz vor der Heirat steht. Jitzchak, der als Erwachsener mitgeht, der unterwegs nach dem Opfer fragt. Der aber nicht fragt, als Avraham ihn bindet; der nicht fragt, als sein Vater ihn auf den Altar legt; der nicht fragt und nichts sagt, als Avraham das Messer zückt, um ihn zu schlachten. Der, als der Widder auftaucht, als Erzählfigur verschwindet. Wird er vom Altar heruntergenommen? Werden seine Fes-

seln gelöst? Wie kommt er nach Hause zurück? Ich nehme an, dass er durch das, was er erfahren hat, ein Trauma erlitten hat – wie kann er es bewältigen? Wie lebt er nach der Bindung weiter? Wenn mich mein Vater als Brandopfer nehmen würde oder genommen hätte, das Messer gegen mich zücken würde, würde ich mein Vertrauen zu ihm verlieren. In der Bibel bleibt Jitzchak bis zum Lebensende sparsam mit Worten. – Einen solchen Jitzchak gibt mir die Erzählung; keinen anderen.

Apel: Jitzchak wird in der jüdischen Tradition als »Din« bezeichnet. Jitzchak ist jemand, der die Geschichte so nimmt, wie sie ist. Nur eine Parasha in der Tora, nur ein Abschnitt in der ganzen Tora, erzählt über Jitzchak. Über Avraham haben wir mehrere längere Geschichten, über Jakob wird bis ganz zum Ende des 1. Buches Mose berichtet. Über Jitzchak wird aber nur kurz und sachlich berichtet. Es geht darum, etwas so hinzunehmen, wie es ist. Es gibt keine Diskussionen, keine Auseinandersetzungen.

Leutzsch: In der Bibel, in jüdischer und christlicher Tradition ist Gott *auch* ein Vorbild für menschliches Handeln – nicht nur, aber auch. Israel soll heilig sein, wie Gott heilig ist. Das Publikum der Bergpredigt soll vollkommen sein, wie Gott vollkommen ist, und Feinde lieben. Wir sollen barmherzig und gnädig sein, wie Gott barmherzig und gnädig ist, sagt ein alter Midrasch. Uns wird zugetraut, wir sind dazu aufgefordert, das uns Mögliche zu tun, uns an Gott in unserem ethischen Handeln zu orientieren. Gibt es solche Identifikationsmöglichkeiten in der Avraham-Jitzchak-Erzählung?

Apel: Genauso wie in der Geschichte von Ijob, sagt der Midrasch, war auch das Vorgespräch zwischen Gott und dem Satan über Avraham. Der Satan kommt und sagt: »Avraham ist dein treues Kind, woher weißt du das, Gott? Lass uns sehen: Vielleicht ist er bereit, dir zu dienen, solange er auf seinem Sessel sitzt. Aber was geschieht, wenn er unter Druck gerät? Was wird geschehen, wenn irgendeine radikale Situation in seinem Leben entsteht: Wird er dir immer noch treu bleiben?«

Wir alle werden tagtäglich geprüft. Wir brauchen aber niemanden zu opfern. Wir brauchen uns zu prüfen. Wir werden geprüft, ob wir unseren Werten weiter folgen. Haben wir Ohren für die Gesellschaft und Mut, etwas beizutragen und vorzutragen? Das sind Fragen, die hier in der Geschichte gestellt werden. Gott gibt uns in dieser Geschichte viele Werte, die wir für unser Leben brauchen. Und wir werden hier aufgefordert, auf jeden Fall nach bestimmten Werten zu leben und unser Leben durch diese Werte bewegen zu lassen, und nicht durch etwas anderes. Die gesamte Geschichte zwischen Gott und Avraham, die Prüfungen, die Avra-

ham gestellt werden, sind auch die Prüfungen, die wir in unserem Leben bestehen sollen.

Leutzsch: Sind es Ausnahmepersonen, die von Gott geprüft oder getestet werden? Die Bibel erzählt solche Versuchsanordnungen über Avraham, den Vater vieler Völker, über David, den großen König, über Ijob, die Evangelien über Jesus. Mein Glück, dass ich kein Erzvater wie Avraham bin, kein Staatschef wie David, kein Superreicher wie Ijob, kein Jesus? Oder kann auch ich in meinen politischen, wirtschaftlichen, sozialen, religiösen Rollen so von Gott getestet werden, dass meine Gottesfurcht, mein »Gott über alles lieben, fürchten und vertrauen« (Martin Luther) zum Vorschein gebracht würde? Was wäre ich bereit zu opfern? Woran könnte meine Gottesfurcht am deutlichsten zum Vorschein gebracht werden?

Apel: Am Ende der Geschichte sehen wir etwas, das ganz wichtig ist für unser Dasein heute. Die Geschichte ist ein täglicher Teil unseres Lebens. Man ist damit verbunden. Nicht wegen der Opferung, sondern wegen der Bindung und wegen der Lehre dieser Geschichte. Sie wissen, dass am Ende dieser Geschichte, wenn Avraham das Messer heruntergenommen hat, er doch etwas opfert. Er sieht einen Widder, der seine Hörner im Busch verfangen hat, und er nimmt ihn heraus und opfert ihn Gott. Dieses sehr schöne Bild ist ein Bild, das wir tagtäglich brauchen, weil es uns verbindet mit den schweren Teilen unserer Geschichte.

Die Hörner werden auch von uns alljährlich gebraucht, an *Rosch Hachanah*, am jüdischen Neujahrsfest. Da nehmen wir die Hörner des Widders, und wir blasen in die Hörner, *Schofar*, um eine Stimme zu Gott zu bringen, um Gott zu zeigen, dass wir doch noch treu sind, um uns zu erinnern an die Bindung Jitzchaks und um zu sagen: Mensch, vergiss nicht, wer du bist! Vergiss nicht, was du noch schaffen kannst! Vergiss nicht, dass die Grundlage deiner Geschichte auf der Frage basiert, was du bereit bist zu opfern! Möchte ich alles nur für mich einnehmen, oder bin ich bereit, jemandem zu helfen? Ist die Schöpfung etwas, was ich ausnutzen soll, oder etwas, was ich verbessern möchte? Ich fühle mich mit dieser Geschichte sehr verbunden, und sie bietet eine große Lehre, die wir für unser Leben mitnehmen. Und diese Geschichte ist die Realität vom täglichen Gebet des Judentums.

Leutzsch: Der Widder ist auch etwas, was mir Rätsel bereitet hat. Eigentlich hätte die Geschichte ja auch zu Ende sein können, nachdem der Vertrauenstest bestanden war. Trotzdem kommt dann der Widder noch ins Spiel. Was ist der Sinn von Avrahams Eigeninitiative, den Widder zu opfern, ohne von Gott direkt dazu aufgefordert zu sein? Hätte das Widder-Opfer nicht auch unterbleiben können? Was, wenn der Widder seine



Hörner aus dem Gestrüpp wieder freibekommen hätte? Würde der ganzen Prüfung etwas fehlen, wenn das Tieropfer nicht stattfände? Oder würde Avraham etwas fehlen, wenn er nicht geopfert hätte? Wenn man dieses Opfer mit anderen Opfern in der Bibel vergleicht, gibt es eine Besonderheit: In der Regel wird etwas geopfert, was man als Eigentum hat. Das ist hier nicht der Fall. Der Widder kommt dem Avraham sozusagen kostenlos, umsonst hier über den Weg.

Apel: Wenn Avraham das Opfer vollzieht, bereitet er uns schon vor auf eine Stelle der Verbindung mit Gott. Er möchte uns aufzeigen: Die gesamte Schöpfung hat nur einen Zweck und nur ein Ziel: Indem wir sie zu Gott erheben, verstehen wir, dass alles, was hier in der Welt ist – unsere Pflanzen, unsere Gesundheit, unsere Wissenschaft, alles, womit wir uns beschäftigen – nicht da ist, um das Leben eines Menschen zu bereichern – der Widder ist nicht da, um ihn zu nehmen und mit ihm etwas zu machen oder ihn zu verzehren –, sondern es ist da, damit wir Gottes Wünsche in der Welt erfüllen.

Leutzsch: Dann wären vielleicht doch der Widder und der Engel Sympathieträger, Erzählfiguren, mit denen man sich identifizieren könnte? Es ist spannend, dass eine andere, eine nichtmenschliche Erzählfigur gebraucht wird, die hilfreich dazu beiträgt, dass es zu so etwas wie einem Happy End kommen kann. Nicht nur der Widder, sondern vorher und nachher auch der Engel.

Apel: Ich komme auf eine Frage, die wir bis jetzt noch nicht miteinander besprochen haben: Was wäre passiert, wenn Jitzchak noch nicht bereit gewesen wäre zu gehen? Wenn er gesagt hätte: »Nein, ich komme nicht mit«? Ist die Prüfung nur eine Prüfung für Avraham? Wir haben schon davon gesprochen: Es ist auch eine Prüfung für Jitzchak. Aber wenn Jitzchak abgelehnt hätte, was wäre passiert? Ich denke, es gibt an dieser Stelle etwas ganz Wichtiges in dieser Geschichte. Und das ist die Frage des Respekts zwischen Menschen, untereinander. Avraham zwingt Jitzchak nicht – sie gehen zusammen. Sie gehen gemeinsam zum Ziel. In dieser Geschichte wird nicht davon erzählt, dass, wenn Jitzchak Nein gesagt hätte, Avraham wahrscheinlich auch nicht weiter mit ihm auf den Berg Morija gestiegen wäre, oder Jitzchak wäre heruntergestiegen und Avraham wäre alleine gegangen. Eine ganz wichtige Lehre ist: leben und leben lassen. Einander nicht zu zwingen, an das zu glauben, was ich glaube. Es ist nicht Avraham, der seinen Sohn zwingt, auf dem Altar zu stehen. Sondern Avraham bietet es als Möglichkeit und Jitzchak macht mit. Er sieht die Wichtigkeit hierin. Wie sehen Sie das? Ist es auch das, was Sie hier sehen?

Leutzsch: Ja, ich sehe das genauso: Ohne die Kooperation von Jitzchak würde diese Geschichte gar nicht funktionieren.

Apel: Ich schätze, dass die Botschaft, die wir aus dieser Geschichte auch mitnehmen sollen, die klare Botschaft ist: Verständnis und Respekt zwischen den Völkern sind die Wahrheit dieser Geschichte!

Das Verständnis, dass wir einen Gott haben, das Verständnis, dass wir auch anders leben, dass wir in unterschiedlichen Traditionen, in unterschiedlichen Auslegungen der Tradition leben. Weil ich anders denke als du, heißt das nicht, dass du falsch denkst und ich richtig. Für mich ist diese Geschichte auf jeden Fall eine Basis für Mitverständnis – eine Basis für das, was wir heute hier getan und erlebt haben. Sie haben es als Gnade bezeichnet; ich finde es auf jeden Fall sehr wichtig und deutlich. Und ich denke auch an die Möglichkeit, die wir 2.000 Jahre nicht hatten, miteinander zu diskutieren, in Frieden miteinander zu sprechen. Hier, heute haben wir wieder die Möglichkeit gesehen, dass die Tora – sie gehört uns allen –, dass die Werte, dass die Worte Gottes an uns alle gesprochen werden. Und wir sollen auch die Möglichkeit haben, das unterschiedlich zu betrachten, unterschiedlich zu interpretieren und dennoch miteinander in Frieden zu leben.

## **Bibelarbeit in Leichter Sprache am Freitag, 21. Juni 2019, Westfalenhallen, Zelt 10**

Michael Hofmann, Gesundheitswissenschaftler, Dortmund  
Ulrike Kahle, Diakonin, Diakonisches Werk Bremen

»Lege das Messer weg. Gott ist ein Freund des Lebens.«

Michael Hofmann: Guten Morgen: Es ist schön, dass Sie da sind. Wir freuen uns auf die Bibelarbeit mit Ihnen! Die Bibelarbeit ist in Leichter Sprache. So können viel mehr Menschen den Inhalt verstehen. Mit Leichter Sprache denken wir über einen schweren Text nach.

Wir beide haben zusammen die Bibelarbeit vorbereitet. Erst haben wir den Bibeltext gelesen. Und dann haben wir darüber geredet. Wir haben den Text gelesen. Und immer wieder geredet. Manches im Text verstehen wir gleich. Manches verstehen wir verschieden. Vielleicht, weil wir beide verschieden sind. Weil uns verschiedene Dinge wichtig sind. Wir wissen: Man kann den Text verschieden verstehen.

Der Kirchentag hat für heute eine Geschichte über Vertrauen ausgesucht. Die Geschichte steht im 1. Buch von Mose. In Kapitel 22. Von

Vers 1 bis Vers 19. Es geht um Abraham und seinen Sohn Isaak. Und um eine Prüfung von Gott. Vielleicht kennen Sie die Geschichte. Und vielleicht können Sie selbst die Geschichte erzählen. Wir haben gemerkt: Wenn Menschen die Geschichte selbst erzählen, dann erzählen sie oft wenig über das Ende der Geschichte. Das finden wir schade. Denn am Ende der Geschichte steht das Wichtige: Gott ist ein Freund des Lebens. Gott segnet.

Wir haben einen besonderen Bibeltext. Den lernen wir auch auf besondere Weise kennen. Unsere Bibelarbeit beginnt mit dem Ende der Geschichte von Abraham und Isaak.

Ulrike Kahle: Alles ist gut. Alles ist gut. So endet die Geschichte. Ein Bote von Gott bringt einen Segen: Für Abraham. Abraham ist alt. Er hat eine Frau. Und Isaak ist ein Sohn von Abraham. Der Bote hat den Segen und verspricht: »Abraham! Deine Familie soll viel größer werden. So viele Sterne stehen am Himmel. So viele Menschen werden zu deiner Familie gehören.« Der Bote von Gott segnet Abraham: Weil Abraham Gott vertraut hat. Völlig vertraut hat.

Ein paar Stunden davor: Abraham hat Gott ein Schaf geschenkt. Er hat das Schaf getötet. Das Schaf war ein Geschenk für Gott. Abraham hat damit gezeigt: Du Gott, ich vertraue dir. Der Bote von Gott sieht das Schaf. Ganz ruhig lobt der Bote Abraham: »Das hast du gut gemacht.«

Noch ein paar Stunden davor: Da war der Bote von Gott richtig laut. Laut rief er: »Abraham!« Und Abraham sagt völlig außer Atem: »Hier bin ich!« Und der Bote sagt: »Lege das Messer weg!« Abraham hat ein Messer in der Hand. Vor ihm liegt Isaak.

Hofmann: Ein Bote von Gott. Ein Messer in der Hand. Ein lautes Rufen: »Lege das Messer weg.« In der Geschichte ist Spannung. Ich frage mich: Warum hat Abraham ein Messer in der Hand? Was ist da passiert?

Viele gläubige Menschen kennen die Geschichte: Menschen auf der ganzen Welt. Vielleicht haben Sie die Geschichte auch schon erkannt. Juden lesen die Geschichte im Tanach. Christen lesen die Geschichte in der Bibel. Muslime lesen eine sehr ähnliche Geschichte im Koran. Abraham ist für die Geschichte vom Glauben sehr wichtig. Juden, Christen und Muslime kennen Abraham.

Die Geschichte endet mit einem Segen. Gott beschützt. Gott rettet. Der Bote von Gott ruft es laut zu Abraham: »Lege das Messer weg.« Ich kann mir das gut vorstellen: Der Bote von Gott. Oder auch eine Botin von Gott. Der Bote ruft Abraham. Und Abraham hat ein Messer in der Hand. Das kann ich mir gut vorstellen. Ich sehe diesen Moment wie ein Bild. Wie ein Kunstwerk.

Kahle: Abraham hat Gott vertraut. Und ein Bote von Gott brachte einen Segen. Das haben wir schon gehört. Ein Bote von Gott ruft zu Abraham: »Lege das Messer weg.« Was ist passiert? Wie fängt die ganze Geschichte an? Das erzähle ich jetzt.

Gott sagt: »Abraham, hörst du mich?« Abraham antwortet und sagt: »Ja. Ich bin hier.« Und Gott sagt zu Abraham: »Ich habe dir Isaak geschenkt. Er ist dein einziger Sohn. Darum hast du ihn auch so lieb. Aber ich möchte Isaak zurückhaben. Gehe morgen mit Isaak in die Berge. Da machst du ein großes Feuer. Und dann schenkst du mir Isaak. Töte Isaak. Töte deinen Sohn.«

Am nächsten Tag steht Abraham früh auf. Der Weg in die Berge ist weit. Isaak läuft neben Abraham. Isaak ist ganz aufgeregt. Ein Esel trägt Holz für ein Feuer. Abraham schweigt. Er geht langsam Schritt für Schritt. Er hat Angst. Was wird passieren? Kann er seinen eigenen Sohn töten? Wird er wirklich Isaak töten? Isaak ist aufgeregt. Er stellt Fragen. Aber Abraham schweigt. Isaak merkt: Vater ist so anders. Niemand sagt etwas. Der Weg ist weit.

Ein paar Tage später: Abraham und Isaak gehen alleine auf einen Berg. Sie wollen beten. Und Gott ein Geschenk machen. Isaak fragt: »Was schenken wir Gott nach dem Beten? Ein Schaf? Aber wir haben gar kein Schaf mitgenommen. Wo bekommen wir ein Schaf her?« Abraham antwortet: »Gott sorgt für uns. Es wird ein Schaf da sein.« Abraham und Isaak gehen auf den Berg. Isaak trägt Holz. Abraham trägt Feuer und ein Messer.

Abraham hat Angst. Er bekommt fast keine Luft mehr. Aber er muss es tun. Er nimmt das Holz und bindet Isaak daran fest. Isaak ist stumm. Abraham nimmt das Messer in die Hand. Er will Gott das Kind schenken. Und Isaak töten. Da! Ein Bote von Gott ruft laut vom Himmel: »Abraham!« Abraham sagt: »Hier bin ich.« Und der Bote von Gott sagt: »Lege das Messer weg! Du hast Gott vertraut. Dein Sohn soll leben.«

Hofmann: Jetzt kennen wir die ganze Geschichte. Es geht um das Vertrauen von Abraham. Und um eine Prüfung von Gott. Es geht um die Rettung von Isaak. Und den Segen von Gott. Bei der Vorbereitung der Bibelarbeit haben wir viel über die Geschichte geredet. Immer wieder. Man kann den Bibeltext verschieden verstehen. Und viele Fragen stellen.

Meine Fragen zu Abraham: Die Liebe zum eigenen Kind ist doch das Wichtigste. Wichtiger als Gott. Oder? Wie kann man gehorchen, wenn man das eigene Kind töten soll? Warum vertraut Abraham Gott? Abraham hätte vielleicht sein Kind getötet. Oder hat Abraham auf Rettung vertraut?

Meine Fragen zu Isaak: Warum gehorcht Isaak seinem Vater? Nur weil Isaak ein Kind ist? Isaak muss doch etwas merken. Das wäre ver-

vernünftig: Isaak läuft weg. Isaak merkt: Vater ist anders als sonst. Aber Isaak vertraut seinem Vater. Und bleibt bei ihm.

Meine Fragen zu Gott: Ich möchte einem liebenden Gott vertrauen: Warum verlangt Gott hier ein Töten? Wenn Gott alles weiß: Warum quält er Abraham mit einer Prüfung? Wie groß muss mein Vertrauen zu Gott sein? Soll ich auch Unvernünftiges tun?

Abraham vertraut. Isaak wird gerettet. Gott segnet. Es ist eine spannende Geschichte. Sie ist gut geschrieben. Sie ist wie ein Kunstwerk.

*Einladung zu einer Gemeinschaftsaktion:*

Jeder bekommt jetzt einen Umschlag. Bitte machen Sie den Umschlag auf. Im Umschlag sind sechs Karten. Alle zeigen das gleiche Bild: Die Rettung von Isaak. Die Menschen neben Ihnen haben andere Bilder im Umschlag. Sie können Karten tauschen. Es gibt sechs verschiedene Karten. Die Karten sind ein Geschenk für Sie.

Eine Karte hat einen Text in englischer Sprache. Die englische Karte zeigt unsere Freude: Beim Kirchentag sind Menschen aus der ganzen Welt. Viele können die englische Sprache. Dies sagen wir zu diesen Freundinnen und Freunden in leichter englischer Sprache: »*You're welcome. The messenger of god says: Put the knife away. God is a friend of life.*« Übersetzt heißt das: »Sie sind willkommen. Der Bote von Gott sagt: Lege das Messer weg. Gott ist ein Freund des Lebens.«

Nun schauen Sie: Was haben Ihre Nachbarn für Karten? Wollen Sie tauschen?

Nach dem Kirchentag können Sie die Karten anschauen und sich freuen. Denn Sie sehen: Gott rettet. Gott ist ein Freund des Lebens.

Hofmann: In der Geschichte von Abraham und Isaak ruft der Bote von Gott: »Lege das Messer weg.« Das ist für mich ein ganz wichtiger Satz. Lege das Messer weg. Das kann ich gut verstehen. Da ist gesagt, was zu tun ist. Das ist für mich vernünftig. Lege das Messer weg. Töte nicht! Das kann ich gut verstehen.

Vor sehr, sehr langer Zeit. Früher. Als die Geschichte das erste Mal erzählt wurde. Da gehörte das Töten von Menschen manchmal zur Religion. Das sagen Wissenschaftler. Man wollte Gott ein wertvolles Geschenk geben. Und dann tötete man Menschen. Man tötete im Namen von Gott. Um Gott eine Freude zu machen. Töten als ein Geschenk für Gott: So war das früher. Das ist heute sehr schwer zu verstehen.

Manche Wissenschaftler sagen: Die Geschichte von Abraham und Isaak ist wie ein Kunstwerk. Und vor sehr, sehr langer Zeit. Früher. Als die Geschichte das erste Mal erzählt wurde. Da hatte die Geschichte eine

ganz neue Botschaft. Eine ganz wichtige Botschaft für Gläubige: Töte nicht für Gott! Töte nicht im Namen von Gott! Lege das Messer weg!

Vielleicht wurde die Geschichte von der Rettung von Isaak erzählt, damit alle Menschen hören: Es ist falsch, einen Menschen zu töten und zu sagen: Gott wollte diesen Tod. Die Botin von Gott zeigt es. Oder ein Bote von Gott zeigt es: Gott ist ein Freund des Lebens.

Kahle: Wir hören es in der Geschichte: Abraham vertraut Gott. Total. Ohne Wenn und Aber. Warum? Abraham und seine Frau waren ohne Kinder. Dann hat Gott Abraham einen Sohn versprochen. Abraham und seine Frau haben es nicht geglaubt. Sie haben nicht vertraut. Aber Gott hält sein Versprechen. Gott hat ihnen einen Sohn geschenkt. Isaak kam zur Welt. Vielleicht hat Abraham deswegen Vertrauen. Gott hilft. Gott meint es gut.

Gott ist ein Freund des Lebens. Gott liebt das Leben. Aber warum prüft Gott Abraham? Und warum hat Abraham nicht gesagt: »Nein Gott! Ich kann mein Kind nicht töten.« Was ist das für ein Vertrauen, das Abraham hat? Ein riesengroßes Vertrauen. Gegen jede Vernunft. Das macht die Geschichte schwierig. So grenzenlos auf Gott vertrauen. Das können wir uns kaum vorstellen.

Ich merke bei mir selbst oft: Ich habe wenig Vertrauen. Dann glaube ich nicht, dass etwas gut wird. Ich mache mir Gedanken. Ich habe Angst vor dem, was vielleicht passieren könnte. In meinem Kopf geht es drunter und drüber. Je länger ich nachdenke, umso schlimmer wird es. Umso kleiner wird mein Vertrauen. Dann bin ich weit von Gott weg.

Wenn ich auf Gott vertraue: Dann bin ich mir sicher. Mein Vorhaben wird gelingen. Wenn ich auf Gott vertraue: Dann bin ich stark. Für mich und für andere. Wenn ich auf Gott vertraue: Dann werden meine Zweifel kleiner.

Gott ist ein Freund des Lebens. Das gilt für Abraham. Und für mich. Gerade wenn es schwierig ist. Dann ist Gott an meiner Seite. Ich kann darauf vertrauen. Aber ich muss es mir auch selbst sagen: Ich will vertrauen.

Hofmann: Abraham. Isaak. Gott. Und dann der Bote von Gott. Oder vielleicht auch eine Botin. Ich hätte gerne Boten von Gott in meinem Leben. Und die Boten sagen: »Hab' Vertrauen! Das Leben kann anders werden. Besser werden. Für die Welt. Für dich. Für mich.«

Ich sehe es in den Nachrichten. Jeden Tag neu. Es gibt Gewalt im Alltag. Menschen verletzen Menschen. Menschen töten Menschen. Das macht mich traurig. Ich hoffe auf Boten von Gott. Die werden gesehen und gehört. Und die Boten rufen: »Lege das Messer weg. Verzichte auf Gewalt. Lerne Freundschaft: Gott ist ein Freund des Lebens.«

Ich höre davon. Jede Woche neu. Es gibt Terror und Krieg. Manche Gewalttätige sagen: »Wir töten für Gott.« Das macht mich richtig wütend. Ich hoffe auf Boten von Gott. Die werden gesehen und gehört. Und die Boten rufen: »Tötet nie. Und tötet nie im Namen von Gott. Gott will das nicht! Lernt Frieden: Gott ist ein Freund des Lebens.«

Die Geschichte von Abraham und Isaak zeigt: Keine Gewalt. Kein Töten für Gott. Dann wird das Leben besser. In der Welt. Für dich. Für mich. Dann spüren wir den Segen von Gott. Dann können wir selbst zum Segen werden.

Kahle: Für andere Menschen ein Segen sein. Was für eine große Aufgabe ist das! Man wird zum Segen für einen anderen Menschen: Dann nimmt man den anderen Menschen in den Blick. Dann sieht man den anderen genau an. Dann geht man vorsichtig mit dem anderen um. Man wird zum Segen für einen anderen Menschen. Dann versucht man, ihn zu schützen. Vor Schaden. Vor Schmerzen. Vor Trauer. Dann ist man für den anderen Menschen einfach da. Man wird zum Segen für einen anderen Menschen. Und manchmal weiß man es selbst nicht, dass man ein Segen war.

Es gab Momente in meinem Leben, in denen war ich gesegnet. Es sind bei mir wenige, aber besondere Momente. Diese Momente mit einem Segen sind ein Geschenk. Man weiß nie: Wer wird für mich ein Segen? Aber immer ist ein Segen ein ganz besonderes Geschenk.

*Einladung zu einer Gemeinschaftsaktion:*

Sie haben in der Bibelarbeit Karten bekommen. Die zeigen Abraham und Isaak. Und die Botin von Gott. Oder einen Boten von Gott. Die Hand vom Boten von Gott ist an unterschiedlichen Stellen zu sehen.

Schauen Sie bitte auf Ihre Bildkarten. Sehen Sie sich den Boten von Gott an. Oder sehen Sie auf die Botin von Gott. Wo sind die Hände? Was machen die Hände? Sprechen Sie mit Ihren Nachbarn. Vergleichen Sie die Karten. Was tun die Hände?

Die Hand vom Boten von Gott ist an unterschiedlichen Stellen zu sehen. Manchmal hält sie die Hand von Abraham fest. Manchmal zeigt die Hand nach oben: zu Gott. Manchmal ist die Hand über dem Kopf von Isaak: so wie bei einem Segen. Die Hände der Boten von Gott geben Schutz. Sie zeigen zu Gott und geben Segen.

Kahle: Gott ist ein Freund des Lebens. Gott schenkt uns seinen Segen. Darauf dürfen wir vertrauen. Und wir dürfen den Segen an andere Menschen weitergeben.

Gottes Segen ist wie eine Hand: Die an deinem Rücken liegt. Die dich stark macht.

Gottes Segen ist wie eine Hand: Die auf deiner Schulter liegt. Die dich mutig macht.

Gottes Segen ist wie eine Hand: Die dich festhält.

Gottes Segen macht dich zum Segen für andere.

Der Herr segne dich. Und behüte dich. Und gebe dir Frieden.  
Amen.



# Jesus und die Frau: Dein Vertrauen hat dir geholfen – Lukas 7,36–50

Bibelarbeiten am Samstag, 22. Juni 2019

Bibelarbeit am Samstag, 22. Juni 2019, St. Nicolai

Bischof Dr. Georg Bätzing, Limburg

## I. Vor-Verständnis und Hören

Jeder Text trifft bei uns Menschen auf ein Vor-Verständnis. Wir hören nicht neutral, und viele von uns hören den biblischen Text heute auch längst nicht zum ersten Mal. Die Bibelstelle ist voll von Worten und Wendungen, mit denen wir Bilder und Erfahrungen verbinden. Unser Verstehen gründet in einem Vor-Verstehen. Das kann Hilfe sein, aber auch Klippe und Hindernis, die Botschaft zu erschließen. Aber so sind wir Menschen: begrenzt und gegründet. Und so wollte Gott durch seinen Sohn zu uns sprechen: Gottes Wort in Menschenwort.

Also vergewissern wir uns über unser Vor-Verständnis, um bewusster zu hören. Welche Bilder, Erfahrungen, Gefühle, Reaktionen wecken die folgenden Begriffe in Ihnen? Pharisäer – Sünderin – Gastgeber – Schulden zurückzahlen – meine Füße – ein Kuss – mit Öl gesalbt – viel vergeben – wenig vergeben – Vertrauen – Frieden.

[kurze Stille, danach Textlesung Lukas 7,36–50]

Ich will Ihnen zu Beginn etwas zu meinem persönlichen Vor-Verständnis sagen, denn dieser Abschnitt aus dem Lukasevangelium spricht mich besonders an, weil ich ihn mit zwei Situationen in Verbindung bringe, die für meine persönliche Glaubensentwicklung Bedeutung hatten.

Während der Zeit meiner Ausbildung zum Priester gehörte das Schriftgespräch am Samstagabend im Semester zum festen Programm. Es war ein Ritual in der Vorbereitung des Sonntags, das jeweilige Evangelium in der Gruppe miteinander geistlich auszutauschen. Und ich erinnere mich wie heute an die Szene, in der ein Luxemburger Priesterkandidat eine ganz eigenwillige Deutung vortrug: Umkehr, neu werden im Glauben, heißt nicht, sich ganz neu erfinden. Es heißt vielmehr, die eigenen Kräfte, Gaben und Ressourcen umwenden, umlenken, um sie für Jesus tauglich, für Jesus dienlich zu machen, um sie für Jesus und seinen

Einsatz für die Menschen zu verwenden. Die Frau, die weint, die Jesu Füße mit ihren Haaren trocknet, ihn küsst und salbt, stellt ihre besten Kräfte nicht mehr der Sünde zur Verfügung, vergeudet sie nicht auf Irrwegen und Abwegen, sondern schenkt sie Jesus. Diesen Samstagabend im Priesterseminar mit dieser Deutung der Bibelstelle betrachte ich selbst als großes Geschenk für meinen Glauben.

Jesus berühren: Vor fast zehn Jahren bekam ich einen ganz besonderen Auftrag. Ich sollte mit vielen anderen und vor allem in ökumenischer Verbundenheit eine große Christuswallfahrt vorbereiten, deren Anlass die Zeigung einer Reliquie war, der Tunika Christi, des Leibrocks Jesu, von dem in den Evangelien an mehreren Stellen die Rede ist. Ist es klug, so etwas im 21. Jahrhundert überhaupt zu tun? Kann es gelingen, evangelische Brüder und Schwestern nicht nur zur Teilnahme, sondern zur Mitgestaltung zu gewinnen? Ich nehme es einmal vorweg: Es ist gelungen. Wir haben 2012 etwa 650.000 Christinnen und Christen aus allen Konfessionen zu Gebet, Gespräch und zum Zeugnis für Christus in Trier versammeln können, und die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen und die Rheinische Landeskirche waren Mitveranstalter. Die Oberkirchenrätin Barbara Rudolph und der damalige Präses Nikolaus Schneider waren ganz wichtige Türöffner. Die gemeinsame Bibelarbeit an einem Text wie diesem hier hat uns in unseren differenzierten Glaubensverständnissen zusammengeführt. Der heutige Bibelabschnitt und die Stelle in Lukas 8,43–48 von der kranken Frau, die Jesus am Saum des Gewandes berührt und geheilt wird – und Jesu Ermutigung: »Dein Vertrauen hat dich gerettet« – hat uns katholische und evangelische Christen verbunden. *Sola fide*, allein der Glaube rettet. Ja, das bekennen wir miteinander, denn es entspricht dem Verständnis Jesu. Aber die Menschwerdung Gottes in Jesus nimmt auch ernst, dass wir Menschen Berührung suchen, im Hören Mut, im Folgen Richtung gewinnen, und im Verkosten Jesu innerlich gestärkt werden. Der Glaube führt Herz und Verstand und Leiblichkeit zusammen. Er hilft uns, mit uns selbst identisch zu sein. Keine unserer guten Kräfte ist ausgenommen, wenn es gilt, einen Zugang zum Heil, zur Erlösung, zur Rettung in Christus zu finden. Diese große ökumenische Erfahrung prägt mich, und ich lasse mich von ihr in Verantwortung nehmen. Der geistliche Weg der Ökumene will besritten sein. Und er verbindet uns. Das hat mich dazu gebracht, als Leitwort für meinen bischöflichen Dienst zu wählen: »Herr, führe zusammen!«

## II. Ein-Sichten und Betrachtung

Eine neue Begegnung mit einem Text führt zu neuen Einsichten – Offensichtliches wird hinterfragt, bestimmte Aspekte erscheinen in neuem

Licht. Unsere Sichtweise ändert sich, weil wir uns auch ändern. Betrachten wir unsere Bibelstelle etwas genauer.

### 1. Unlogik? Oder: das Wechselspiel von Glaube, Vergebung und Liebe

Schauen wir zunächst die Struktur des Textes an:

- Auftreten der Frau und Salbung Jesu (Verse 37–38)
- Dialog zwischen Jesus und Simon: Reaktion Simons auf das Geschehene (Vers 39)
- Reaktion Jesu darauf und Erzählen des Gleichnisses (Verse 40–43)
- Anwendung des Gleichnisses auf die Situation (Verse 44–47)
- Jesu Anrede der Frau und Reaktion der Tischgenossen (Verse 48–50)

Das Setting der Erzählung, ein Gastmahl, lässt sich – bei aller Unterschiedlichkeit (wir essen heute dann doch eher im Sitzen<sup>1</sup>) – auch in unsere Zeit übertragen: Essenseinladungen drücken soziale Bindungen aus, sie schaffen einen Raum, innerhalb dessen man Kontakte knüpft, Gespräche führt und – das trifft vor allem auch auf halböffentliche Runden zu – Themen informell und persönlich am Rande des Essens besprechen kann. Sicherlich kann man sagen, dass der Pharisäer Simon eine Nähe zu Jesus durch ein solches Mahl ausdrückt, sich vielleicht sogar mit ihm in seinem Haus schmücken möchte. Umso mehr wird im Verlauf der Erzählung deutlich, dass sein Plan nicht aufgeht. Denn die Frau durchbricht durch ihre Anwesenheit und ihr Tun das Gefüge und gesellschaftliche Muster.<sup>2</sup>

Interessanterweise wird in den ersten beiden Szenen – also der Salbung und dem Gespräch zwischen Simon und Jesus – nicht mit der Frau, sondern nur über sie gesprochen. Nach dem Gleichnis, in Vers 44, wendet Jesus sich der Frau zu, es wird aber immer noch über sie gesprochen. Jesus spricht ganz am Ende mit ihr, im letzten Satz. Zuvor geschieht das Wesentliche ohne Worte, in sinnlichen, leibhaften Gesten. Und: Die Frau selbst spricht nicht ein einziges Mal in der gesamten Erzählung, ganz im Gegensatz zum Beispiel zur blutflüssigen Frau in Lukas 8,47. In unserer Erzählung kommt eine Frau in den Blick, die gesellschaftlich stumm ist, die sich Jesus nähert, was Jesus zulässt und sie dabei in die Mitte stellt.

Ein besonderes Augenmerk verdienen die Verse 42–43 und 47, denn hier erscheint uns – vielleicht eher auf den zweiten Blick – ein offensicht-

<sup>1</sup> Es gab außerdem klare hierarchische Sitzordnungen (vgl. auch Lukas 14,7–13 Jesu Rede zur Rangordnung) und verschiedene Speisen je nach Sitzordnung.

<sup>2</sup> Heute würde man vielleicht von einem »Partycrasher« sprechen, einer Person, die – nicht eingeladen – plötzlich auftaucht und die Feier mit einer besonderen Aktion sprengt und irritiert, allerdings bei unserer Bibelstelle nicht zum Spaß, sondern im vollen Ernst.

licher Widerspruch. Mit Blick auf den Schuldenerlass im Gleichnis wird festgehalten, dass derjenige mehr liebe, dem mehr vergeben wurde. Mit Blick auf die Frau sagt Jesus dann in Vers 47: »Ihre vielen Sünden sind ihr vergeben, denn sie hat viel geliebt.« Ja, was gilt denn nun? Liebt sie, weil ihr vergeben wurde, oder ist ihr vergeben worden, weil sie liebt? Typisch Jesus, fällt mir dazu nur ein. Es klingt erst einmal einleuchtend, was dem Pharisäer und auch uns mit dem Gleichnis erklärt wird: Liebe ist Folge eines Schuldenerlasses. Und die Übertragung auf die Situation der Frau ist für den damaligen Hörer nicht schwer, da in der griechischen Sprache zwischen finanzieller und moralischer Schuld, also zwischen Schulden und Schuld nicht unterschieden wurde.<sup>3</sup> Dann aber kommt diese Aussage: Ihre vielen Sünden sind ihr vergeben, denn sie hat viel geliebt.<sup>4</sup> In der Exegese ist viel über den Widerspruch dieser Stelle geschrieben worden. Drei Ansätzen können wir nachgehen: Erstens, eine andere Übersetzung für »denn«, griechisch *ὅτι* (hoti). Übersetzt man zum Beispiel mit »in Anbetracht davon«, was das Wort auch hergeben würde, so würde sich an ihrer Liebe zeigen, dass ihr vergeben wurde. Allerdings holt uns hier der Text mit dem Folgevers selbst ein, denn erst in Vers 48 wird von Jesus die Vergebung ausgesprochen. Die Spannung bleibt also. Zweite Erklärung mit Bezug auf die Überlieferungsgeschichte: Lukas hat die Verse 41 und 42 übernommen und in Bestehendes eingewoben, ohne sie inhaltlich anzupassen. Solche Textschichten verschiedener Quellen finden wir ja an mehreren Stellen der Bibel. Berücksichtigt man allerdings das sonstige redaktionelle Geschick, stellt sich zurecht die Frage, ob hier nicht bewusst eine Spannung beibehalten werden sollte, was uns drittens zu einer inhaltlichen Deutung führt: Die Spannung gehört dazu. Und dem kann ich viel abgewinnen. Der Kern des Glaubens lässt sich manchmal nur dialektisch erfassen – die Liebe ist sowohl Auswirkung als auch Grund der Vergebung. Im Grunde klingt hier der alte Streit um die Rechtfertigung an, das *sola fide*, also der Rechtfertigung allein aus dem Glauben, beziehungsweise dem *sola gratia*, dem Glauben aus der Gnade Gottes heraus. Vergebung lässt sich demnach nicht verdienen, Gnade nicht rechnerisch erwerben. Mit Blick auf die Frau: In ihrem Tun baut die Frau Nähe zu Jesus auf, gibt ganz viel, und Jesus bestätigt sie, schenkt ihr Wertschätzung. Hier trägt sie selbst bei zur Vergebung. Sie vollzieht, was sie erlebt. Zugleich heißt es passivisch in Vers 48: Dir sind die Sünden vergeben. Es werden dabei keine Forderungen oder Bedingungen

<sup>3</sup> Das ausgefeilte paulinische Sündenverständnis ist hier noch nicht mitzudenken.

<sup>4</sup> Liebe meint hier keine romantische Form, wie es die Szene suggeriert, sondern es steht *Agape* im Sinne von selbstloser, göttlicher Liebe (in der Vulgata: *caritas*). Das Griechische kennt drei Worte für lieben: *Eros* (erotische Liebe), *Philia* (freundschaftlich, geschwisterlich) und *Agape*.

formuliert, sondern die Vergebung ist ihr geschenkt und sie wird schließlich mit der uns aus der Liturgie bekannten Formel gesandt: »Geh (hin) in Frieden.«<sup>5</sup>

Auf die Spitze wird die Spannung der eben benannten Verse dann in diesem letzten Satz, Vers 50, geführt, wenn es abschließend heißt: Dein Vertrauen beziehungsweise dein Glaube hat dich gerettet. Das Zusammenspiel von Vergebung und Liebe geschieht in einem Vertrauensverhältnis, ist Glaubensvollzug und kann weder hinsichtlich zeitlicher Abläufe noch bezüglich der Frage, was einander bedingt, klar getrennt werden. Im Deutschen haben wir von der Wortgenese eine schöne Verknüpfung: Unser Wort *Glaube* kommt vom mittelhochdeutschen *gelouben*, das sich wiederum vom althochdeutschen *gilouben* – »für lieb halten«, »gutheißen« – ableitet. Den Wortstamm *leubh* findet man zum Beispiel auch im Englischen *belief/to believe*. Glaube beinhaltet im Kern Liebe. Und die Vergebung ist das »sichtbarste Zeichen der Liebe des Vaters, die Jesus in seinem ganzen Leben offenbaren wollte«.<sup>6</sup>

## 2. Frauen und Salbungen

Viel Literatur ist über die weiblichen Dimensionen dieser Bibelstelle geschrieben worden, nicht nur von Seiten der feministischen Exegese. Es wird zum Beispiel die Frage gestellt, wer diese Sünderin sei – Maria Magdalena? Eher nicht, auch wenn dies bis heute häufig in literarischen Umsetzungen auftaucht. Der Umgang Jesu mit Frauen wird prototypisch an dieser Stelle gezeigt und ebenso die Form, wie Frauen mit Leib und Seele Jesus nachfolgen.<sup>7</sup> Aber auch die historische Verortung der Stelle im Kontext der Lebenswelt des Evangelisten Lukas wird thematisiert, denn es geht um die Frage der Zugehörigkeit von denjenigen Frauen in der damaligen christlichen Gemeinde um circa 80 nach Christus, die nicht ta-

<sup>5</sup> Ebenso die blutflüssige Frau in Lukas 8,48 und der Blinde bei Jericho in Lukas 18,42/parallel Markus 5,34 und Markus 10,52. In gewisser Weise bleibt die Stelle nach diesem Satz offen, denn es gibt weder eine Reaktion von Simon noch eine Information darüber, wie es mit der Frau weitergeht.

<sup>6</sup> Papst Franziskus: Apostolisches Schreiben »Misericordia et Misera«, 20. 11. 2016, Nr. 2. Worte der Vergebung sind die letzten Jesu: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.« (Lukas 23,34).

<sup>7</sup> Wenn wir die unserer Stelle nachfolgenden Verse lesen, wird eindeutig beschrieben, dass Frauen im Gefolge Jesu waren (Lukas 8,1–3): »Und es geschah in der folgenden Zeit: Er wanderte von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf und verkündete das Evangelium vom Reich Gottes. Die Zwölf begleiteten ihn und auch einige Frauen, die von bösen Geistern und von Krankheiten geheilt worden waren: Maria, genannt Magdalena, aus der sieben Dämonen ausgefahren waren, Johanna, die Frau des Chuzas, eines Beamten des Herodes, Susanna und viele andere. Sie unterstützten Jesus und die Jünger mit ihrem Vermögen.«

dellos und einwandfrei lebten, auch und gerade aus der Not heraus. Wer darf zur christlichen Gemeinde gehören? Das war sicherlich damals eine Streitfrage und dürfte auch uns nicht fremd sein, wenn wir bisweilen genaue Vorstellungen darüber haben, wer sich wie in unseren Kirchen zu verhalten habe.

Im Text bleibt die Frau namenlos. Es heißt über sie, dass sie »in der Stadt als Sünderin galt« (Vers 37). Es wird also nicht gesagt, dass sie eine Sünderin ist, sondern dass sie aufgrund nicht genannter Aspekte als Sünderin gilt. Die Anklänge im Text lassen darauf schließen, dass sie als Prostituierte bekannt war. Darauf deutet auch das Öl hin, das sonst für Freier verwendet wurde. Ihr ganzes Tun hat erotische Züge. Die Frau bringt alles ein, was sie hat, lenkt ihre Ressourcen nun auf Jesus hin.<sup>8</sup> Der Pharisäer erscheint dagegen blass, hartherzig und wenig persönlich – er ist ganz bewusst als Gegenpart konstruiert, fast schon etwas überzogen. Jesus beschreibt in drei konkreten Schritten (Verse 44–47), was dieser im Vergleich nicht getan hat, und setzt den Maßstab sogar noch niedriger an: noch nicht einmal Wasser statt der Tränen der Frau, kein Begrüßungskuss statt permanenten Küssens der Füße, kein Salben des Kopfes statt Salben der Füße durch die Frau.<sup>9</sup> Und es liegt nahe, hier an Jesu Fußwaschung bei den Jüngern zu denken (Johannes 13), als er den üblichen Sklavendienst der Fußwaschung übernimmt wie die Frau in dieser Szene.

Klar ist, auch wenn zunächst nicht mit der Frau gesprochen wird, dass ihre Präsenz die ganze Szene bestimmt. Sie ist in ihrem Tun der Mittelpunkt, alles andere wird darauf bezogen und verglichen. So geht es primär in dieser Stelle nicht um eine Kritik am Pharisäer, am Glauben und Verhalten der jüdischen Gelehrten – denn von einem Gastgeber hätte keiner erwartet, dass er sich so wie die Frau verhält –, sondern der Blick wird auf die Frau gerichtet: »Siehst du diese Frau?« Diese Frage gilt auch uns, gerade in Situationen, in denen Frauen missachtet werden.

Nehmen wir nochmal die Salbung selbst genauer in den Blick. Zwei weitere Stellen lassen sich in Verbindung mit unserer Stelle bringen: die Salbung vor der Passion (Matthäus 26,6–36/Markus 14,3–9/Johannes 12,1–8). Hier verweist Jesus darauf, dass die Frau seinen Leib für das Begräbnis salbt. Bei unserer im Evangelium frühen Stelle erscheint dieser Hinweis noch nicht, doch Lukas kennt die Salbung im Kontext der Passion nicht.

<sup>8</sup> Vgl. Vor-Verständnis, Punkt 1.

<sup>9</sup> Genau genommen sind die einzelnen Handlungen nicht additiv, sondern das ganze Tun der Frau wird von Weinen begleitet. Das ist sprachlich im Griechischen erkennbar, denn nur beim Weinen wird eine präsentische Form gewählt, die eine Dauer ausdrückt und zu der dann das Trocknen der Füße und Salben hinzukommt.

Die zweite Salbungsstelle handelt von den Vorbereitungen der Frauen für die Salbung des Leichnams Jesu nach seinem Begräbnis (Lukas 23,55 f.)<sup>10</sup>, zu der es dann aufgrund der Auferstehung nicht mehr kommt (Lukas 24,1 ff.). Das heißt, Lukas kennt zwei Salbungsszenen, und unsere Stelle nimmt die Salbung des Leibes (Leichnams) Jesu, die so nicht stattfindet, schon vorweg. Diese Hinwendung zu Jesus bleibt nicht bei ihm selbst stehen, sondern führt letztendlich in die Sendung und verändert. Davon berichten die Ostererzählungen.

### 3. Glaube und Vertrauen

Zentraler Satz der Bibelstelle, und das nicht nur wegen der Anknüpfung zur Losung und zum Leitwort des Kirchentages, ist der Satz: »Dein Vertrauen hat dich gerettet. Geh in Frieden.« (Vers 50). Dieser Satz bildet zugleich die Antwort Jesu an die Frau – das einzig an sie gerichtete Wort –, nachdem Jesus zu Simon von Vergebung und Liebe gesprochen hat: *πίστις* (*pistis*), so lautet das griechische Wort an dieser Stelle, das mit »Glaube« (so in der Luther- und der Einheitsübersetzung) und mit »Vertrauen« übersetzt werden kann.

Diesen Satz finden wir auch wiederum bei der kranken Frau in Lukas 8, die durch die Berührung des Saumes sofort geheilt wird und zu der Jesus spricht: »Tochter, dein Glaube hat dich gerettet. Geh in Frieden.« (Lukas 8,48, parallel Matthäus 9,20–22; Markus 5,25–34), ebenso bei der Heilung des aussätzigen Samariters (Lukas 17,11–19) und der Heilung des Blinden bei Jericho (Lukas 18,35–43, parallel Markus 10,46–52; Matthäus 20,29–34). All diese Menschen suchen Hilfe bei Jesus und finden sie. Was glauben sie? Zuerst sind es nicht Glaubenssätze, die ihren Glauben ausmachen oder die sie im Geschehen aussprechen, sondern es geht um einen Glauben im Sinne des »Ich-glaube-dir«, ein Glaube als Vertrauen und persönliche Beziehung. Das Gegenteil davon wären Angst und Misstrauen, die uns von Gott und unseren Mitmenschen trennen und die in der Begegnung mit Jesus überwunden werden.

Martin Buber, der bekannte jüdische Gelehrte des 20. Jahrhunderts, Förderer von Dialog und Verständnis zwischen Judentum und Christentum, unterscheidet zwei Weisen des Glaubens in der Zuordnung von jüdischer *Emuna* (dem hebräischen Wort für »Glaube«) als *Du-Glaube* und christlicher *Pistis*, die er vor allem als Glaube von Inhalten versteht (*Dass-Glaube*).<sup>11</sup> Ein Dass-Glaube meint, »einen Sachverhalt als wahr anerkennen«, also ein Für-wahr-halten von. Du-Glaube ist nicht nur reli-

<sup>10</sup> Parallel Markus 16,1; bei Johannes salben Josef von Arimathäa und Nikodemus den Leichnam Jesu, vgl. Johannes 19,38 ff.

<sup>11</sup> Vgl. Martin Buber: Zwei Glaubensweisen. Zürich 1950.

giös zu verstehen, sondern prägt auch unseren Umgang miteinander. Durch die »Beziehung zum Unbedingten« wird der Du-Glaube ein religiöser. Buber sieht eine Zäsur zwischen dem irdischen Juden Jesus und dem nachösterlichen, christlich geformten Jesusbild.<sup>12</sup> Zum christlichen Selbstverständnis und zur Fortführung des jüdischen Du-Glaubens zählt Buber noch die Synoptiker (Markus, Matthäus, Lukas) in Abgrenzung zum hellenistisch beeinflussten Johannesevangelium und der paulinischen Tradition. Es darf aber kritisch angemerkt werden, ob eine solch deutliche Abgrenzung haltbar ist.<sup>13</sup> Sicherlich hat Buber aber durch seine Analyse auch im Christlichen zu einer vertieften Auseinandersetzung mit dem Glaubensbegriff geführt.

An unserer Stelle zeigt sich deutlich, wie stark der Glaube auf persönlicher Beziehung und Nähe beruht. Glaubenssätze werden hier nicht genannt. Doch der Glaube braucht beides: Vertrauen und Verstehen/Verständnis.<sup>14</sup> In den Evangelien lässt sich das zunächst am Bekenntnis zu Jesus als Messias festmachen. Aus der Offenbarung erwachsen Einsichten und Sehnsucht nach der Entsprechung der Offenbarung im eigenen Leben und in der Gemeinschaft. Glaubenserkenntnis vollzieht sich dann in einem grundlegenden Ich-Du-Verhältnis. Oder wie es im Korintherbrief heißt: »Und keiner kann sagen: Jesus ist der Herr!, wenn er nicht aus dem Heiligen Geist redet.« (1 Korinther 12,3)

Schließlich sind über die Jahrhunderte in einzelnen Fragestellungen verschiedene *confessiones* entstanden, die aber auch in gemeinsamen Erklärungen wieder Annäherung und gegenseitige Bereicherung erfahren haben. Auf der anderen Seite erleben wir aber auch, was geschieht, wenn Glaubenssätze keine existenzielle Relevanz und Verortung im Leben aufweisen. Dogmen werden leer und ohne Bedeutung für das Leben; was einer äußerlichen Formalisierung aber fehlt, ist der persönliche Bezug dazu.

Wenn wir heutzutage davon sprechen, dass sich Kirche verändern müsse, dann stimme ich dem zu, denn Veränderung gehört zum Wesen der Kirche. Ich bin aber ebenso der Überzeugung, dass wir uns neu auf Gott einlassen müssen, ohne Angst, mit allem, was wir im Gepäck haben, und mit viel Vertrauen. Sich dem Einflussbereich göttlicher Gegenwart

<sup>12</sup> Vgl. auch Jörg Disse: Glaube und Glaubenserkenntnis. Frankfurt/M. 2006, Kap. 1.

<sup>13</sup> »In jedem Fall widerspricht der paulinisch-johanneische Glaube dem jesuanischen nicht, sondern verlängert ihn, wenn aufgewiesen werden kann [...], dass auch für das paulinisch-johanneische Glaubensverständnis der Du- und Vertrauensglaube das Fundament abgibt.« Ebd., S. 36.

<sup>14</sup> In der Theologie gibt es die klassische Unterscheidung von Glaubensinhalten (*fides quae*) und Glaubensakt (*fides qua*) im Sinne von Vertrauen, Treue, wie es schon Augustinus in *De Trinitate* beschrieben hat.



auszusetzen verändert radikal, und genauso die Einübung der Liebe, die uns im Anderen Gott erfahren lässt. Dann haben wir auch die Basis, in geistlichen Prozessen, in synodalen Wegen gemeinsam um unseren Glauben, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Inhalten, Formen und Wegen zu ringen und dabei Gott und den Menschen zu dienen.

### III. Nach-Denken und Beten

Impulse zur eigenen Reflexion:

Wo waren heute meine Aha-Erlebnisse, Ein-Sichten?

Was führt mich näher zu Gott und zu den Menschen?

»Siehst du diese Frau?« Wie sehen sie heute aus, der Sünder, die Sünderin?

Wie blicke ich auf Menschen, die ihren Glauben anders ausdrücken als ich? In Riten, persönlicher Frömmigkeit, in anderen Konfessionen?

In welchem Verhältnis sehe ich bei mir die persönliche Gottesbeziehung und die Glaubensinhalte?

Wie wächst Vertrauen?

Auf welche Weisen suche ich Jesus zu begegnen?

Siebenmal am Tag (nach dem Invitatorium des Stundengebetes)

(+ bedeutet: kleines Kreuzzeichen über das entsprechende Organ)

Herr, öffne (+) meine Lippen

Damit mein Mund Dein Lob verkünde  
und gute Werke finde

Herr, öffne (+) meine Augen

Damit ich Deine Herrlichkeit bestaune  
und die Not der Menschen sehe

Herr, öffne (+) meine Ohren

Damit ich Dein Wort vernehme  
und den Schrei der Armen höre

Herr, öffne (+) meine Nase

Damit ich Deinen Wohlgeruch wahrnehme  
und den Duft aller Dinge empfangen

Herr, öffne (+) mein ganzes Gesicht

Damit ich Dir zugewandt lebe  
und allen offen begegne

Herr, öffne (+) mein Herz  
Damit ich Raum habe für Dich  
und gute Gefühle für alle Menschen

Herr, öffne (+) meine Hände  
Damit ich die Fülle des Lebens fasse  
und reich bin im Geben

Anton Rotzetter<sup>15</sup>

## Bibelarbeit am Samstag, 22. Juni 2019, Lutherkirche Hörde

Prof. Dr. Dace Balode, Dekanin der Theologischen Fakultät, Riga/Lettland

»Es bat ihn [Jesus] aber einer der Pharisäer, mit ihm zu essen. Und er ging hinein in das Haus des Pharisäers und setzte sich zu Tisch.« (Lukas 7,36)

So beginnt unsere Geschichte. Es ist also eine Einladung zum Essen, die Jesus, wie wir hier sehen, annimmt. Unsere Geschichte geschieht vor den Augen einer kleineren Gruppe, sie spielt im privaten Rahmen, in einem privaten Haus. Jesus ist zu Gast bei jemandem. Und wir dürfen hier beobachten.

Lukas nennt den Gastgeber zunächst gar nicht beim Namen, das kommt erst später. Hier wird klargemacht: Es geht um einen Pharisäer. Die Leser\*innen des Lukasevangeliums kennen die Pharisäer schon. Sie sind aber leider nicht gerade positiv dargestellt.<sup>1</sup> So zum Beispiel bei Lukas 7,29–30: »Und alles Volk, das ihn hörte, und die Zöllner gaben Gott recht und ließen sich taufen mit der Taufe des Johannes. Aber die Pharisäer und Schriftgelehrten verachteten Gottes Rat wider sich selbst und ließen sich nicht von ihm taufen.« Die Vertreter dieser jüdischen theologischen Schule oder Abzweigung waren in freiwilligen Bruderschaften organisiert, deren Ziel die Gesetzesbefolgung war. Darüber hinaus gab es auch viele, die mit der Lehre und Haltung der Pharisäer sympathisierten. Also müssen wir uns zunächst bewusst sein, dass die Pharisäer ohne Ironie wegen ihrer frommen Haltung weitgehend hoch geschätzt wur-

<sup>15</sup> Anton Rotzetter: Gott, der mich leben lässt. Freiburg i. Br. 2000, S. 43f.

<sup>1</sup> Leider wurden sie zu oft als Negativfolie von den urchristlichen Autoren benutzt, um so das, was diese als wichtig und wahr empfanden, noch stärker ins Licht zu stellen.

den und recht beliebt waren. Im Lukasevangelium sind sie aber meist in der Rolle eines gegnerischen Gegenübers von Jesus.<sup>2</sup>

In Kapitel 7, Vers 36 ist das etwas anders. Jesus wird von einem Pharisäer eingeladen und er nimmt diese Einladung an. Er hat also zunächst eine positive Haltung demgegenüber. Höchstwahrscheinlich ist dieser Pharisäer relativ wohlhabend. Wahrscheinlich gehört er zur städtischen Oberschicht.<sup>3</sup> Wenn auch die deutsche Übersetzung sagt, dass Jesus sich am Tisch hingesetzt hat, steht da im griechischen Text weder *Tisch* noch *sich hinsetzen*, sondern *sich niederlegen* (*kataklinein*). So zu speisen war eher in wohlhabenderen Kreisen üblich. Die Armen hätten sich kaum zu einem Gastmahl niedergelegt. Ein Gastmahl war übrigens sehr wichtig, um gute Beziehungen aufrechtzuerhalten, um Geschäfte zu machen, wichtige Bekanntschaften zu schließen, oder sich selbst zu repräsentieren. Es galt die Regel: »Du bist, mit wem du isst.« Es war wichtig, möglichst ehrenvolle Gäste einzuladen. Jesus als ein herumwandernder Prediger, vielleicht ein Prophet, war eher eine Kuriosität in einer solchen Gesellschaft. Vielleicht will Lukas zeigen, dass es ein gewisses Interesse, eine Sympathie für Jesus gab, es interessant war, ihn einzuladen und mit ihm zu diskutieren. Es war wohl eher ein kleiner Kreis, so zwischen drei bis neun Männern. Die Frauen haben vielleicht bedient, aber sich wohl kaum zum Essen niedergelegt.

»Und siehe, eine Frau war in der Stadt, die war eine Sünderin. Als die vernahm, dass er zu Tisch saß im Haus des Pharisäers, brachte sie ein Alabastergefäß mit Salböl und trat von hinten zu seinen Füßen, weinte und fing an, seine Füße mit Tränen zu netzen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küsste seine Füße und salbte sie mit dem Salböl.« (Lukas 7,37–38)

Bei diesem Mahl geschieht nun ein Inzident. Da kommt eine Frau herein und stürzt zu den Füßen Jesu. Damit tut sie etwas, was sehr ungewöhnlich war für diese Zeit. Erst einmal: Zum Gastmahl wurde eingeladen. Sie war es definitiv nicht. Dann berührt und küsst sie die Füße Jesu. Wahrscheinlich ist das für unsere Zeit eher untypisch, dass jemand die Füße berührt. Es war nicht so unüblich, dass zu Jesu Zeit auch fremde Leute zum Beispiel die Füße eines Gastes berührten. Die Sklaven haben vor dem Mahl die Füße der Gäste gewaschen – ein Zeichen für eine gute Gastfreundschaft. Doch auch für damalige Verhältnisse ist das Verhalten der Frau bei weitem nicht üblich, nicht anständig. Ihr Verhalten erinnert

<sup>2</sup> Vgl. Lutz Doering et al.: *Judaistik und neutestamentliche Wissenschaft*. Göttingen 2008, S. 92–94.

<sup>3</sup> Vgl. Ekkehard Stegemann und Wolfgang W. Stegemann: *Urchristliche Sozialgeschichte. Die Anfänge im Judentum und die Christuskirchen in der mediterranen Welt*. Stuttgart 1997, S. 144–146.

an die Fußwaschung der Gäste, aber es ist total übertrieben – ihre Tränen sind das Wasser, ihr Haar das Tuch. Und dann macht sie noch etwas: Sie küsst und salbt die Füße.<sup>4</sup> Es ist nicht gewöhnlich, die Füße zu salben, das heißt, sie zu parfümieren.<sup>5</sup> Es gehörte zum Gastmahl, dass die Haare mit Öl eingeschmiert, gesalbt wurden, aber nicht die Füße. Noch dazu mit offenem Haar – das wirkt für jüdisches Empfinden erotisch, in dieser Situation mit Küssen begleitet, unanständig.

Es ist möglich, dass man schon sehr früh versucht hat, diese zu anstößige Note »wegzuerzählen«. Es gibt noch drei weitere ähnliche Erzählungen in biblischen Evangelien: Markus 14,3–9, Matthäus 26,6–13 und Johannes 12,1–8. In zweien davon wird Jesus ebenso beim Gastmahl gesalbt. Das Öl wird auf sein Haupt gegossen, dann entsteht ein Vorwurf, dass es eine Verschwendung des teuren parfümierten Öls sei. Der Leser und die Leserin können da auch an eine Königssalbung denken oder eben die Salbung nach dem Tod. Im Johannesevangelium ist es Maria aus Magdala, die ebenfalls die Füße Jesu salbt. Es kann sein, dass diese Geschichten eine gemeinsame Grundlage haben, und aus Fußsalbung wurde eine Salbung des Hauptes, weil Erstere doch zu unanständig erschien.<sup>6</sup>

Lukas verwendet nun diese mit erotischen Elementen erfüllte, anstößigere Szene. Hier verhält sich die Frau auf jeden Fall nicht so, wie eine ehrenvolle Frau es damals tun würde. Sie bricht verschiedene Regeln des guten Tons. Noch dazu ist sie als eine bekannte Sünderin in der Stadt bezeichnet. Wahrscheinlich ist sie eine Prostituierte. Es gibt aber auch Auslegungen, die diese Gleichsetzung nicht ziehen.<sup>7</sup> Lukas wählt das allgemeinere Wort »Sünderin« und nicht »Prostituierte«. Und damit ist sie eine Identifikationsfigur für diejenigen, die sich mit Sündersein oder einer Verfehlung identifizieren können. Und hier ist klar: Sie gehört nicht dazu. Sie kann gar nicht dazugehören als Sünderin, und vielleicht als Frau. Und sie versucht auch nicht einmal dazuzugehören. Sie versucht

<sup>4</sup> Sie tut das mit dem mitgebrachten Salböl. Statt Alkohol war Öl in der Antike das Fixativ des Parfüms, vgl. François Bovon: Das Evangelium nach Lukas. (Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament: Bd. 3,1). Düsseldorf 1989, S. 390.

<sup>5</sup> François Bovon verweist auch auf die eventuellen Ausnahmen, dass die Fußsalbungen im häuslichen Rahmen durch die Tochter oder Gattin für den Mann stattfinden, vgl. ebd. S. 391.

<sup>6</sup> François Bovon vertritt die These, dass alle vier Berichte von Salbung (Markus 14,3–9; Matthäus 26,6–13; Johannes 12,1–8 und Lukas 7,36–50) auf eine gemeinsame Grundlage zurückgehen, vgl. ebd., S. 387.

<sup>7</sup> Vor einer zu schnellen Sexualisierung der Sünde hier warnt Theresa J. Hornsby: *The Woman is a Sinner / The Sinner is a Woman*. In: Amy-Jill Levine (Ed.): *A Feminist Companion to Luke*. London/New York 2002, S. 121–132.

nicht, ehrenvoll zu handeln. Sie ist auch in dieser spontanen Handlung eigentlich anständig. Es ist ihr nicht wichtig, anständig zu wirken.

Was denken Sie, was sie will? Das Evangelium lässt das nicht deutlich erkennen. Wir sehen nur ihre Tränen, ihr Unglück, ihre Demut, ihre Zuneigung. Was will sie damit bewirken? Sie spricht nicht. Sie bittet nicht. Es ist eine Liebestat, fast eine peinliche.

Nun, was würden Sie von einem anständigen Mann hier erwarten? Was wäre die »richtige« Reaktion? Er sollte sie wegschicken. Das wäre natürlich für sie nochmals eine Demütigung. Jesus erlaubt aber, sich berühren zu lassen. Er schickt sie nicht weg. Wir wissen ja schon, am Schluss dieser Geschichte steht die Verkündigung der Vergebung. Aber eigentlich ist hier, indem Jesus sie nicht abweist, die Akzeptanz ihrer Tat, ihrer Liebe, ihrer Selbst schon geschehen. Hier könnte die Geschichte auch zu Ende sein.

Was ist nun weiter?

»Da aber das der Pharisäer sah, der ihn eingeladen hatte, sprach er bei sich selbst und sagte: Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüsste er, wer und was für eine Frau das ist, die ihn anrührt; denn sie ist eine Sünderin.« (Lukas 7,39)

Hier lenkt die Erzählung unsere Aufmerksamkeit wieder auf den Gastgeber, wieder auf den Pharisäer. Der Evangelist zeigt uns ein Selbstgespräch. Als Gastgeber ist der Pharisäer gar nicht so sehr um die Frau besorgt, achtet die Frau nicht wirklich. Es geht ihm um den Gast, den er bei sich eingeladen hat, mit dem er sich eher identifizieren kann und will. Offenbar hat er ihn für einen Propheten, also einen Mann Gottes, gehalten. Und als Prophet sollte er ja unter anderem die Herzen lesen können, die Dinge, wie sie sind, erkennen. Er müsste ja wissen, wer diese Frau ist.

»Jesus antwortete und sprach zu ihm: Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Er aber sprach: Meister, sag es! Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner. Einer war fünfhundert Silbergroschen schuldig, der andere fünfzig. Da sie aber nicht bezahlen konnten, schenkte er's beiden. Wer von ihnen wird ihn mehr lieben? Simon antwortete und sprach: Ich denke, der, dem er mehr geschenkt hat. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geurteilt.« (Lukas 7,40–43)

Und in diesem Moment zeigt sich Jesus eigentlich genau so – dass er das Herz lesen kann: Denn er antwortet auf das Selbstgespräch des Pharisäers. Dieser wird hier zum ersten Mal mit Namen angesprochen. Jetzt geht es um ihn als Menschen. Es geht um den Simon. Es sind auch andere Beziehungen hier ausgedrückt. Jesus wird nun als Lehrer (*didaskale*) angedeutet. Es ist eine Lernsituation, ein Lehrgespräch. Jesus erzählt eine Geschichte, von der Simon selbst lernen, erkennen, eigentlich die Schlussfolgerungen ziehen soll.

Ich habe etwas Schwierigkeiten mit dieser Geschichte, diesem Gleichnis. Funktioniert das so? Ist das psychologisch plausibel? Geht es bei den

Schulden so? Ist das möglich zu lieben, wenn wir jemandem etwas schulden? Ich stelle mir Schulden wie eine Falle vor, von der man nur frei sein will, weg will. Dankbar sein – ja. Aber nicht unbedingt lieben, also eine weiterführende Beziehung eingehen.

Es ist hier auch Dankbarkeit mitgedacht. Manchmal hat diese gar nicht mit der Größe der Schuld zu tun. Und doch ist ja klar, was die Geschichte sagen sollte: Die beiden Schuldner sind in der Falle. Sie können nicht bezahlen und ihnen werden völlig ohne einen pragmatischen Grund, ohne jegliche Bedingung die Schulden erlassen. Und in dieser Geschichte ist die Pointe so: Je mehr erlassen wird, desto größer die Liebe. Hier ist auf jeden Fall die Liebe das Resultat des Erlasses. Eine bedrohte Existenz, denn Schuld konnte in der Antike auch bis zur Sklaverei führen, wird wieder neu hergestellt. Die Freiheit, die Selbstständigkeit der Person wird erneuert.

Das Gleichnis gibt dem Pharisäer Recht – er ist in der Tat nicht so schuldig wie die Frau. Er hat sich ja bemüht, Gott zu folgen. Die Geschichte geht aber gar nicht darauf ein, was die Menschen zu kleineren oder größeren Schuldnern macht. Kein Mädchen träumt davon, Prostituierte zu werden oder in die Sklaverei verkauft zu werden. Kein Obdachloser plant, auf der Straße zu enden. Sehr oft geschieht das Entgleiten einer Laufbahn als Folge einer Erfahrung, die traumatisch gewesen ist. Doch, wenn auch die Hintergründe nicht erklärt werden, will die kleine Geschichte die Güte desjenigen zeigen, der die Schulden erlässt. Beiden Schuldnern ist mit einer bedingungslosen Güte geschenkt worden – den Gerechteren und den weniger Gerechten. Simon scheint durch die vorgesehene Logik in dieser Geschichte überzeugt. Oder eher gesagt, er ist fast gezwungen zu erkennen, dass an der Haltung Jesu etwas dran ist.

Es scheint zunächst, dass die Frau nun im Hintergrund bleibt. Doch in den nächsten Versen heißt es:

»Und er wandte sich zu der Frau und sprach zu Simon: Siehst du diese Frau? Ich bin in dein Haus gekommen; du hast mir kein Wasser für meine Füße gegeben; diese aber hat meine Füße mit Tränen genetzt und mit ihren Haaren getrocknet. Du hast mir keinen Kuss gegeben; diese aber hat, seit ich hereingekommen bin, nicht abgelassen, meine Füße zu küssen. Du hast mein Haupt nicht mit Öl gesalbt; sie aber hat meine Füße mit Salböl gesalbt. Deshalb sage ich dir: Ihre vielen Sünden sind vergeben, denn sie hat viel geliebt; wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig.« (Lukas 7,44–47)

Und nun ist sie doch im Mittelpunkt: »Siehst du diese Frau?« Nicht mehr die Schuldner aus dem Gleichnis, sondern sie ist nun die eigentliche Referenz für Simon. Das Gleichnis erklärt die Situation, aber sie ist nun das Vorbild für Simon. Jetzt werden sie beide verglichen. Da zeigt sich, dass

Simon zunächst die Höflichkeitsgesten gegenüber Jesus ausgelassen hat. Es konnte durchaus manchmal geschehen, dass die Aufmerksamkeit nur den gehobeneren, wichtigeren Gästen vorbehalten blieb.<sup>8</sup> Simon wusste offenbar ganz genau zu unterscheiden. Er weiß, wer würdiger ist und wer weniger. Wer der Liebe wert ist und wer nicht. Auch die Kirche hat das manchmal vielleicht zu gut gewusst. Zum Beispiel Augustin, einer meiner Lieblingsautoren in Fragen der Hermeneutik der Bibel. Sehr schön formuliert er die Grundprinzipien dafür: Der Sinn und die Aufgabe des Bibellesens ist die Liebe, das ist das Ziel, zu dem wir durch die Lektüre gelangen sollten. Doch fast im nächsten Satz formuliert er, dass nicht alle dieser Liebe würdig sind.<sup>9</sup> Es bleiben also welche draußen.

Das, was die Frau getan hat, ist nicht berechnend, ist verschwenderisch (teures Öl wird einfach auf die Füße gegossen) und nur auf das Ziel ausgerichtet, Liebe und Zuneigung zu zeigen. Genauso wie in diesem Gleichnis vorher.

»Deshalb sage ich dir: Ihre vielen Sünden sind vergeben, denn sie hat viel geliebt; wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig.« (Lukas 7,47)

Dieser Satz hat für Diskussion unter den Auslegern gesorgt. Was ist hier das Erste? Ist es zunächst die Vergebung und dann die Liebe oder zuerst die Liebe und dann die Vergebung? Von unserem Gleichnis, das wir ja vorher gehört haben, scheint dann dies doch klar zu sein: zuerst die Vergebung und dann die Liebe. Wenn nur da nicht der kleine Satz wäre: »Ihre vielen Sünden sind vergeben, denn sie hat viel geliebt.« Das klingt zumindest nicht lutherisch, denn die Lutheraner wissen sehr genau, dass eine Vergebung nicht zu verdienen ist, wie etwa Rudolf Bultmann betont, vermutlich der größte lutherische Theologe des 20. Jahrhunderts.<sup>10</sup> Nun kann Lukas aber weder Luther noch Bultmann gelesen haben und ist in dieser theologischen Debatte nicht drin.

Wie soll man eigentlich sagen, wo die Liebe beginnt, die Beziehung zwischen Menschen und Gott, was ist da das Erste?

»Und er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben.« (Lukas 7,48)

Dieser Satz spricht zum Teil das aus, was schon vorher ohne Worte geschah. Die Akzeptanz wurde gezeigt und ist nun als Vergebung zugesprochen. Damit geht unsere Geschichte aber noch weiter, ist eine Interpretation dessen, was vorher am Tisch geschah.

Wie geht es Ihnen damit? Dir werden deine Sünden vergeben. Kommt es Ihnen nicht fast moralisierend vor? Die Worte »Dir sind deine Sünden

<sup>8</sup> François Bovon: Das Evangelium nach Lukas. Düsseldorf 1989, S. 394.

<sup>9</sup> Saint Augustine: On Christian Doctrine I. In: Philip Schaff: Nicene and Post-Nicene Fathers II, 2007, S. 533–534.

<sup>10</sup> Rudolf Bultmann: Heilsgeschichte und Geschichte. In: Ders.: Exegetica. Aufsätze zur Erforschung des Neuen Testaments. Tübingen 1967, S. 360.

vergeben« bringen genau diese zwei Seiten ausdrücklich in die Szene: Gott und den Menschen vor Gott. Sünde ist ja eine primär theologische Kategorie. Es ist nicht Sünde, Süßigkeiten zu lieben, außer es stört Ihr Gottesverhältnis. Sünde ist eine Beziehungskategorie.

Sieht denn Gott die Frau zunächst genau mit den Augen von Simon? Sie ist ja die Sünderin. Ja, Simon würde das genau so sagen: Sie hat ein falsches Gottesverhältnis. Das ist an ihrem Leben sichtbar geworden. Deswegen ist sie zu meiden.

Aber das ist genau, was Simon und Gott in dieser Geschichte unterscheidet. Denn nicht Vermeidung, sondern Vergebung ist die göttliche Botschaft. Nicht Ausgrenzung, sondern Liebe. Auch in der Beziehung zwischen Menschen und Gott ist eine Erneuerung möglich, noch mehr kann diese zu einer Rückendeckung in verschiedenen Krisen (und Kreisen) werden. Allerdings ist wichtig, dass die Vorstellung von der Sünde als einer moralischen Tat korrigiert wird, die Nähe der Sünde zur Sexualität, die seit dem 4. Jahrhundert durch den Begriff der *concupiscentia* (Begierde) als Ansporn der Sünde hergestellt wurde und damit auch zu einer Abwertung der Frau geführt hat.

»Da fingen die an, die mit zu Tisch saßen, und sprachen bei sich selbst: Wer ist dieser, der auch Sünden vergibt?« (Lukas 7,49)

Hier ist unsere Geschichte auch mit der Geschichte Jesu in Verbindung gebracht. Wer ist dieser Jesus? Es ist Jesus schon vorgeworfen worden, dass nur Gott die Sünden vergeben kann (Lukas 5,21). Unsere Geschichte lässt hier auch an die Beziehung zwischen Jesus und Gott denken. Es sind Gottes Taten, sein eschatologisches Wirken, die in Jesu Worten und Taten schon jetzt sichtbar werden.

»Er aber sprach zu der Frau: Dein Glaube (Vertrauen) hat dir geholfen; geh hin in Frieden!« (Lukas 7,50)

Die Frau ist hier nicht mehr eine bemitleidenswerte Gestalt. Sie wird zu einem Vorbild des Glaubens und für alle, die das Vertrauen in Gott setzen wollen. Ich möchte zur jesuanischen Frage zurückkehren: Siehst du diese Frau? Sehen *wir* diese Frau? Was sehen wir in ihr? Das Opfer, die Sünderin, die Frau? Ich biete an, in dieser Gestalt eine archetypische starke Frau zu sehen. In ihrer Tat zeigt sich eine Durchsetzungskraft, die eigentlich keine Grenzen kennt. Die Frau bricht alle Hindernisse, um ihren Wunsch und die tief verspürte Notwendigkeit durchzusetzen. Egal, was die anderen dazu sagen oder meinen. Es gibt nicht viele Überlegungen oder Strategien, sondern ihr Handeln in diesem Kreis, der sie nicht willkommen heißt, zeugt von Kraft, Gefühl und Natürlichkeit, von einer Urkraft des Lebens. Sie wird nicht ihre Tage möglichst unauffällig verbringen, um ja nicht aufzufallen, um ja nicht schwierig zu sein, um ja nicht soziale Regeln zu brechen. Sie zeigt in dieser Szene die Kraft, die im Frühling die Sprossen haben, wenn sie durch den Schnee hindurchbre-



chen. Die Kraft des Lebens, die Kraft einer Urfrau. Können wir vielleicht auch in uns so eine Kraft verspüren, erkennen? Manche sagen: Die Liebe ist eine Urgewalt. Vielleicht ist das für einige von uns auch eine Erfahrung? Sie ist so kraftvoll, dass sie fast Angst macht. Deswegen ist diese Kraft sehr oft verpönt gewesen als heidnisch, als zu niedrig – *Eros* als Begierde im Gegensatz zu *Agape* als der göttlichen Liebe. Aber hier in dieser Geschichte, in dieser Frau, ist auch der *Eros* akzeptiert und gerade nicht abgewertet. Und ehrlich – ist diese theologisierende Einteilung der Liebe in erotische (*eros*), freundliche (*filia*) und göttliche Liebe (*agape*) wirklich so klar möglich?

Zweifellos zeigt diese Geschichte, dass der Glaube und das Vertrauen untrennbar mit der Liebe verbunden sind. Die Liebestat der Frau eröffnet uns, was es heißt, zu glauben, zu vertrauen. Das bedeutet eben auch *lieben*. Die Worte in unserem Credo »ich glaube« könnten mit »ich liebe« ausgetauscht werden. Genau das steht im Zentrum unseres Glaubens: dass wir lieben.

## Bibelarbeit am Samstag, 22. Juni 2019, Westfalenhallen, Zelt 12

Felix Finkbeiner, Gründer der Kinder- und Jugendinitiative Plant-for-the-Planet, Uffing/Staffelsee

Bevor wir gleich zu unserer unglaublich spannenden Bibelstelle kommen, möchte ich mit Ihnen unbedingt über das Motto sprechen: *Was für ein Vertrauen!*

Bischof Bedford-Strohm hat uns wunderschön vom Vertrauen in der Familie erzählt. Das hat mich sehr berührt. Und ich habe bei dem Motto auch an das Vertrauen in unser politisches und gesellschaftliches System gedacht. Ich habe gelernt, unserer Demokratie zu vertrauen. Von meiner Familie, in der Schule und der Uni. Denn 70 Jahre lang wurde sie immer stärker.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war unsere Demokratie in ihren Anfangsjahren ganz schwach. Bei einer Umfrage im Jahr 1948, drei Jahre nach Kriegsende, wurden Bürger gefragt, ob der Nationalsozialismus eine schlechte Idee war. Oder eine gute Idee, die nur schlecht umgesetzt wurde. 60 Prozent der Befragten antworteten, der Nationalsozialismus sei eine gute Idee gewesen, die schlecht umgesetzt wurde. Nur 30 Prozent glaubten, dass er grundsätzlich eine schlechte Idee war.<sup>1</sup> Das sind

<sup>1</sup> Vgl. Martin Rothland: Selektive Erinnerung. Meinungsumfragen zum Nationalsozialismus der Nachkriegszeit. In: Die Politische Meinung 462 (Mai 2008), S. 55 f.

wahrlich schwere Voraussetzungen für eine Demokratie. Aber viele verantwortungsbewusste Politiker\*innen, Journalist\*innen, Student\*innen und Bürger\*innen haben die Demokratie über die Jahre gestärkt.

Ich müsste also vertrauen können. Ich würde gerne gänzlich vertrauen können und unsere Demokratien feiern können. Aber mein Vertrauen hat leider einen Riss. Einen Riss, den ich einfach nicht ignorieren kann. Und das ist unsere Klimakrise.

Mit der Industrialisierung vor 250 Jahren begannen wir, CO<sub>2</sub> in die Atmosphäre zu pusten. Am Anfang irrelevant wenig, aber jedes Jahr wurde es mehr. Bereits 1990 warnten uns Forscher und Experten vor den Folgen unseres CO<sub>2</sub>-Ausstoßes. Damals hätte man das Problem noch ganz einfach lösen können, doch es ist nichts passiert. In den letzten 30 Jahren ist einfach nichts passiert. Jedes Jahr pusten wir mehr CO<sub>2</sub> in die Atmosphäre hinaus als im Jahr zuvor. Deshalb fällt es mir unheimlich schwer, darauf zu vertrauen, dass sich morgen alles ändern wird.

Greta war der *Tipping Point*, dank ihr explodierte etwas: Unsere Generation hat kein Vertrauen mehr. Zumindest kein Vertrauen, was die Klimapolitik angeht. Unter dem Motto »*Fridays for Future*« gehen Kinder und Jugendliche auf die Straßen. Sie sagen: »Ihr könnt nicht so weitermachen, ihr stehlt uns unsere Zukunft, ihr wisst seit Jahrzehnten, dass ihr die Lebensgrundlage von uns Menschen zerstört und dass ihr bereits die Zukunft von uns heute lebenden Kindern zerstört. Ihr macht es dennoch, denn ihr werdet diese zerstörte Zukunft nicht mehr erleben. Aber wir werden in ihr leben müssen.«

Auch jetzt werden diese jungen Menschen zu Reden eingeladen und es werden viele Selfies gemacht: »Toll, was ihr tut! Weiter so!« Wir wollen aber keine Selfies, wir wollen kein Schulterklopfen. Wir wollen Lösungen, wir wollen nicht die Kinder sein, die den Kaiser ohne Kleider als »nackt« benennen. Das weiß doch jeder seit 30 Jahren!

Unsere Generation hat Vertrauen gelernt und verloren. Wir würden so gerne unseren Demokratien vertrauen. Deswegen wünsche ich mir nichts mehr, als die Klimakrise zu lösen. Damit wir endlich alle so vertrauen können. So, wie wir es heute feiern. Jetzt ist aber höchste Zeit, um zu unserer Bibelstelle und damit auch zu den Antworten für unsere Herausforderungen zu kommen.

Die Stelle finden wir bei Lukas, Kapitel 7. Eine Sünderin steht im Mittelpunkt dieser Geschichte. Eine Sünderin und Jesus, der ihr sagt, dass ihr vergeben werde. Während Simon neben ihm steht und entsetzt ist: »Wie kann er sich der Sünderin liebevoll zuwenden? Das ist empörend!«

Seit gut einem Jahrzehnt versuchen wir Kinder und Jugendlichen, uns in die Klimapolitik einzumischen. Diese Bibelstelle hilft mir dabei, unsere Rolle in der Klimapolitik zu verstehen. Sie hilft mir dabei, den drohen-

den Generationenkonflikt zu verstehen. Ich möchte heute mit Ihnen diesen Weg gehen.

Wer sind in unserem Beispiel die Sünder? Das sind die, die all die Jahre die Probleme kannten. Die wussten, dass wir auf eine Klimakrise zusteuern und doch nichts dagegen unternommen haben, sondern das Problem einfach verschlimmerten. Die, die das auch heute noch tun. Dazu gehören sicherlich viele Unternehmer.

Die Frau, die als Sünderin der Stadt bekannt ist, wie Lukas es schreibt, ist sicher nicht eins zu eins vergleichbar mit allen Unternehmern. Es gibt viele herausragende Unternehmerpersönlichkeiten, die respekt- und verantwortungsvoll operieren. Ich bin selbst in Unternehmerfamilien aufgewachsen und kenne viele verantwortungsvolle Unternehmer.

Aber es gibt auch einige schlimme Beispiele. Ganz vorne mit dabei ist das Unternehmen Exxon. Intern hat das Unternehmen vor 40 Jahren viel Klimaforschung betrieben und war so den Forschern an Universitäten weit voraus. Vor ein paar Jahren sind ihre Unterlagen an die Öffentlichkeit geraten, und es ist unglaublich, wie gut sie damals schon die Klimaentwicklungen vorhergesagt haben. Aber was haben sie mit diesem Wissen getan? Statt es öffentlich zu machen und ihr Geschäftsmodell umzubauen, haben sie drei Dinge besprochen:

- Dieses Wissen werden wir unter Verschluss halten.
- Wenn jemand später zur selben Erkenntnis gelangen sollte, werden wir Zweifel streuen und so vermeiden, dass Maßnahmen gegen die Nutzung von fossilen Energien ergriffen werden, und
- wir werden selbst unsere Ölplattformen wegen des Anstiegs des Meeresspiegels fortan um zwei Meter anheben und die Pipelines gegen das zukünftige Schmelzen des Permafrostbodens besser absichern.

Geht es noch zynischer?

Egal ob legal oder illegal, verjährt oder nicht verjährt, all dieses Verhalten ist in jedem Fall in höchstem Maße moralisch verwerflich. Würde Lukas heute die Frage aufwerfen: »Wie soll man mit einer Sünderin umgehen?«, vermutlich würde er heute weniger an Sex-Arbeiter\*innen denken, sondern vielleicht an Menschen, die die größte Herausforderung unserer Zeit jahrzehntelang bewusst schlimmer machten. Dazu gehören zum Beispiel viele verantwortungslose Leiter von Konzernen.

Deswegen wollen wir diesen Vergleich ziehen, denn diese Geschichte von Simon und der Sünderin beschreibt sehr treffend unser Dilemma. Unser Dilemma lautet: All den Unternehmen, die so lange auf Kosten unserer Zukunft Profit gemacht haben, können wir denen jetzt verzeihen? Können wir mit ihnen in Kontakt treten, das zulassen, so eng, wie Jesus hier mit der Frau in Kontakt tritt? Müssen wir nicht empört sein, wie Simon es ist?

Die Wahrheit ist: Die Rettung liegt in der Vergebung, nicht in der Empörung. Und es geht hier nicht um die Rettung eines Einzelnen. Es geht um die Rettung von uns allen, allen Menschen auf der Welt, die heute jung sind, und denen, die noch kommen werden. Als wir im Herbst 2015 in einer außergewöhnlichen humanitären Aktion beschlossen hatten, 500.000 Flüchtlinge weiter nach Deutschland reisen zu lassen, um sie in der Folge in Deutschland und Europa zu integrieren, lösten wir damit für mich persönlich unvorstellbare Reaktionen aus: Ich war stolz, Deutscher zu sein!

Gleichzeitig wurde aber auch der Ruf laut nach einer Mauer um Europa und um einzelne Mitgliedsländer unserer großen friedensstiftenden europäischen Idee. In der Folge der Brexit, die Diskussion, ob wir Ertrinkende im Mittelmeer retten dürfen, weil wir mit ihrer Rettung andere dazu animieren würden, ihnen zu folgen! Wie schnell warfen wir unsere Werte zusammen mit den Ertrinkenden über Bord? Wie unglaublich schnell vollzogen wir den Weg von hohen humanitären Werten Europas in die Barbarei? Wie schnell drang Rassismus an die Oberfläche?

Wie schnell entwickeln sich Demokratien in Richtung von Diktaturen, indem sie die Pressefreiheit einschränkten wie in Ungarn, der Türkei, Polen, und wie sie es gerne würden in Österreich. Wie schnell werden Lügen zu Wahrheiten und Wahrheiten zu Lügen!

Diese Entwicklungen der letzten paar Jahre zeigen, wie wahrlich fragil unsere demokratischen Systeme sind. Trotz großem Wohlstand bringen kleine Herausforderungen unser System ins Wanken. Die Klimakrise bringt keine kleinen, sondern sehr große Herausforderungen. Das macht uns jungen Menschen große Angst!

Selbst wenn wir in Deutschland und anderen reichen Ländern an der Spitze der Pyramide stehen, eines ist sicher: Wir als Menschen, und hier meine ich »zivilisierte Menschen«, wir können uns eine Klimakatastrophe nicht leisten! Auch jenseits der »plus 2 Grad Celsius« wird sich die Erde noch drehen und es werden noch Menschen unsere Erde bewohnen, aber die Zivilisation, das heißt unsere Werte, droht ganz schnell, erschreckend schnell, verloren zu gehen. Wir müssen den Unternehmen, die uns um unsere Zukunft betrogen haben, trotzdem vergeben! Wieso? Nicht nur, weil es moralisch richtig ist, sondern weil das Vergeben unser einziger Ausweg ist.

Vor über zwölf Jahren haben meine Freunde und ich angefangen, Bäume zu pflanzen. Alles begann mit einem Schulreferat. Mit neun Jahren hielt ich vor meiner Klasse einen Vortrag über die Klimakrise. Ich las von Wangari Maathai, die mit Frauen in Afrika in 30 Jahren 30 Millionen Bäume gepflanzt hatte. Bäume, um das Klima zu schützen und Menschen Selbstbewusstsein zu geben – eine starke Idee! Als ich mein Referat hielt, rief ich alle Kinder dazu auf, in jedem Land der Erde eine Million

Bäume als CO<sub>2</sub>-Ausgleich zu pflanzen. Acht Millionen Bäume haben wir damals geschafft.

Aber um die Klimakrise ernsthaft zu dämpfen, brauchen wir viel mehr Wald. Nicht acht Millionen Bäume, sondern circa 1.000 Milliarden. Sie geben uns einen Zeitjoker, um die Klimakrise noch rechtzeitig aufzuhalten. Wir schaffen das aber nicht alleine. Und hier sind wir wieder bei den Sündern, den Unternehmen. Die schmutzigsten unter ihnen, die ihr Geld mit dem Verbrennen fossiler Brennstoffe machen, mit denen können wir doch wirklich nicht kooperieren. Oder?

In der Geschichte bringt Jesus ein Gleichnis. Er wendet sich an Simon: »Zwei Leute hatten Schulden bei einem Geldverleiher. Der eine schuldet 500 Denare, der andere 50. Sie waren nicht in der Lage, das Geld zurückzuzahlen. Da schenkte er es ihnen beiden. Wer von ihnen liebt den Geldverleiher mehr?« Simon antwortet: »Ich vermute der, dem er am meisten geschenkt hat.« Jesus sagt ihm ganz einfach: »Du hast richtig geurteilt.«

Wir können das übertragen, wenn wir gerade denen viel vergeben, die große Schuld tragen. Wir haben zehn Jahre vor uns, um die Klimakrise zu lösen: Bereits in acht Jahren und sechs Monaten, so das PIK, das *Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung*, werden wir die Grundlage für 1,5 Grad plus gelegt haben und in 26 Jahren die Grundlage für einen Anstieg der globalen Durchschnittstemperatur von plus 2 Grad gegenüber der vorindustriellen Zeit. Ab plus 2 Grad wird die Temperatur wegen der Kipp-Punkte im Klimasystem exponentiell ansteigen. Gut fünfzehn Kippelemente, die im übertragenen Sinne einen unkontrollierbaren Lawineneffekt auslösen könnten, haben die Wissenschaftler bis heute identifiziert. Davon stellen das Abschmelzen des sommerlichen arktischen Meereises und das Abschmelzen des grönländischen Eisschildes die größte Bedrohung dar. Dramatische Katastrophenszenarien, die mit tödlicher Sicherheit auf die Menschheit zukommen, die schon auf uns heute lebende junge Menschen zukommen.

Deswegen müssen wir in den nächsten zehn Jahren die Weichen stellen, um die 2-Grad-Grenze zu halten. Wir müssen sie jetzt stellen. Gemeinsam stellen. Besonders die Unternehmer müssen die Weichen stellen; und wie einer Sünderin müssen wir ihnen vergeben und den Unternehmern einen Weg aus der Prostitution zeigen. Das ist auch der Inhalt des letzten Berichts des Weltklimarats von Oktober 2018: Wir können die 1,5 Grad-Grenze noch halten, wenn wir *sofort* handeln. Seit dem Report und seit wir im Dezember anfangen, auf die Straße zu gehen, ist nichts passiert.

Ich habe vom Zeitjoker gesprochen, davon, dass Bäume uns Zeit schenken. Aber das tun sie nicht ab dem Moment, in dem sie gepflanzt sind, sondern erst, wenn sie ein gewisses Wachstum erreicht haben. Wir

müssen also jetzt sofort pflanzen, so bald wie möglich, so viel wie möglich. Viel ist möglich: 1.000 Milliarden Bäume würden ein Viertel des jährlich menschengemachten CO<sub>2</sub> binden und unsere Erde um 1 Grad abkühlen. Wenn die Sünder der Klimakrise uns heute helfen, diese Bäume zu pflanzen, dann können wir ihnen vergeben.

Das In-Kontakt-Treten zwischen Simon und Jesus, zwischen Jesus und der Frau, ist ganz bedeutsam in dieser Geschichte, und es ist auch wichtig für uns und den Kampf gegen die Klimakrise. Wir müssen in Kontakt treten, denn wir werden diese Welt nicht ohne die Reichen und Mächtigen retten können. Nur wenn wir alle miteinbeziehen und alle gemeinsam Bäume pflanzen und die CO<sub>2</sub>-Emissionen senken, können wir uns, die Menschheit, noch retten. Wir müssen mit den Unternehmen zusammenarbeiten.

Jedes Unternehmen strengt sich hoffentlich an, seinen CO<sub>2</sub>-Ausstoß zu reduzieren. Jedes Jahr sollte jedes Unternehmen etwas weniger rauspusten. Eine CO<sub>2</sub>-Steuer von 180 Euro pro Tonne, wie von *Fridays for Future* gefordert, wäre dazu sehr hilfreich. Und wir wollen aber zusätzlich etwas anderes von den Unternehmen: Jedes Unternehmen soll ab sofort freiwillig seinen heutigen CO<sub>2</sub>-Ausstoß kompensieren. Wir versprechen ihnen, nicht »Ablasshandel«, »Greenwashing« und »Freikauf« zu rufen, sondern ihnen zu vergeben und sie zu Helden zu machen. Wir wollen also vertrauen und wir wollen vergeben, wie Jesus es tat. Wie macht man das? Mit Hoffnung. Ich glaube, es gibt nichts Besseres als Hoffnung, um zu vertrauen und zu vergeben.

Wenn wir in Deutschland über die Klimakrise sprechen, dann sprechen wir meist über die Probleme und nicht über die Lösungen. Das macht keine Hoffnung. Deshalb möchte ich meine restliche Zeit heute nutzen, um das Gegenteil zu tun: Lösungen aufzeigen, um Hoffnung zu machen.

Zum Beispiel die Aufforstung: Es gibt im Moment 3.000 Milliarden Bäume auf der Welt, wir haben noch Platz für 1.000 Milliarden weitere Bäume, vor allem in Afrika und Lateinamerika. Besonders effizient ist es, wenn wir die Bäume im Globalen Süden pflanzen, in den Tropen und Subtropen, bei idealem Klima. Dort entfalten sie alle ihre Vorteile: Sie stabilisieren Wasserkreisläufe, schützen vor Bodenerosion, tragen zur Ernährung bei und bringen den Menschen vor Ort sinnvolle Arbeitsplätze in der Aufforstung und Baumpflege. Die globale Wiederaufforstung ist das größte und nachhaltigste Konjunkturprogramm, das die Welt je gesehen hat!

Holznutzung ist eine zweite Maßnahme. Viele denken sich sicherlich: Widerspricht er sich da nicht? Erst will er Bäume pflanzen und dann will er Holz ernten? Aber nein, das passt wunderbar zusammen. In China wurde in den letzten fünf Jahren mehr Zement und Stahl verarbeitet als

in der gesamten Geschichte der USA. Stahl und Beton für Gebäude sind zusammen für elf Prozent der weltweiten CO<sub>2</sub>-Emissionen verantwortlich. Wir müssen also sicherstellen, dass der kommende Bauboom in Afrika, in Lateinamerika und Asien mit Holz stattfindet statt mit Beton und Stahl. Zum einen bleibt der Kohlenstoff im Holz gebunden, solange das Haus steht, und wir können an der Stelle des geernteten Baumes einen neuen Baum pflanzen. Und zum anderen macht der Ersatz von Stahlbeton nochmals ein Vielfaches aus.

Es gibt auch Ansätze, wie Holzfaser Plastik ersetzen kann. Wir haben vielleicht bald eine PET-Flasche aus Holz. Manche von Ihnen tragen auch schon T-Shirts aus Holzfaser, ohne das zu wissen.

Am Ende der Holznutzung – also nachdem es im Gebäude nicht mehr gebraucht wird – steht dann nicht die Verbrennung, sondern das Verkohlen. Die Herstellung von Bio-Holzkohle, also das Verkohlen unter Entzug von Sauerstoff. Die Bio-Holzkohle vergraben wir dann in die Erde und reichern damit den Boden an. Wir wissen, dass dank *Terra Preta*, also der vergrabenen Bio-Holzkohle, die Früchte und Bäume schneller und größer wachsen und damit mehr CO<sub>2</sub> aufnehmen. Irgendwie auch ein schöner Gedanke, dass uns die Natur hilft, die größte Herausforderung der Menschheit lösen zu können.

Bei der nächsten Lösung, die wir in Afrika und Europa gemeinsam verwirklichen können, hilft uns auch wieder die Natur, hier in Form der Sonne in den Wüsten. Wir müssen die Wüsten der Erde, beispielsweise die Sahara in Nordafrika, als Energieressource nutzen. Tatsächlich haben wir auf der Erde keinerlei Energieprobleme, denn die Sonne sendet binnen weniger Stunden die gesamte Energiemenge in die Wüsten der Erde, die alle Menschen in einem ganzen Jahr brauchen. Die am Tag gewonnene Wärme kann in Wärmespeichern, zum Beispiel Flüssigsalztanks, gespeichert werden und treibt damit auch nachts Dampfturbinen an. Bei länger anhaltendem schlechten Wetter kann in Hybridkraftwerken eine Zusatzfeuerung durch Öl, Erdgas oder Biomasse die Versorgungssicherheit gewährleisten, ohne dass teure Ersatzkraftwerke hochgefahren werden müssen. Auch Photovoltaik und Windkraft sind bei der Vision *Desertec* integriert.

*Desertec*, die große Jahrhundert-Vision, ist ein wichtiger Schlüssel für unsere Zukunft! Auf einer Fläche von nur 300 mal 300 Kilometern in den Wüsten der Erde könnte die Energie für die gesamte Menschheit produziert werden. Welch ein gigantisches Entwicklungsprojekt. Wobei natürlich nicht eine große Anlage, sondern viele kleine, auf die Wüsten der Welt verteilte Anlagen diese Energie liefern.

Alternativ zur Stromproduktion, die Leitungen benötigt, kann mit viel Energie aus den Wüsten Afrikas aus CO<sub>2</sub> und Wasser synthetischer Kraftstoff hergestellt werden, selbst Kerosin. Dazu dient das bereits 1925

entwickelte Fischer-Tropsch-Verfahren. In Hafennähe können so zahlreiche Sonnen- und Windparks in Nordafrika entstehen, die Kerosin für den Flugverkehr herstellen. Nach der Einführung einer CO<sub>2</sub>-Steuer wäre es für eine Fluggesellschaft ökonomisch egal, ob sie Kerosin aus einer fossilen Quelle oder synthetisch hergestelltes Kerosin verwendet. In jedem Fall wird so Fliegen teurer, und katastrophale Trends, wie Wochenendflüge zum Shoppen, würden der Vergangenheit angehören. Wüsten werden so für Afrika zum geopolitischen Vorteil. Von dort aus können unsere Nachbarn in Afrika uns Europäer mit sauberer Energie versorgen und sich selbst sofort mit sauberer Energie entwickeln. Europa könnte im Gegenzug mit dem Geld für die Energie die Entwicklung in Afrika fördern, ein fairer Handel und ein Gewinn für beide Seiten. Natürlich bieten sich neben den Wüsten Nordafrikas auch Wüstengegenden Lateinamerikas, Wüsten in Indien und in anderen Teilen der Welt für die Gewinnung von Sonnenenergie an.

Es ist unsere Chance zu vertrauen, dass wir alle gemeinsam die Klimakatastrophe abwenden und die Zukunft retten, für die, die am schwächsten sind und am wenigsten sündigen. Um ihre Rettung wird es gehen. *Was für ein Vertrauen* ist die Losung dieses Kirchentages. Ohne Vertrauen geht nichts. Und deswegen haben wir von *Plant-for-the-Planet* vor ein paar Monaten eine Kampagne gestartet. Sie heißt ganz einfach »Beleaf-it«. Es geht dabei nur darum, Lösungen aufzuzeigen.

Im Herbst laden wir Sie, alle Unternehmer, alle Politiker, alle Bürger ein, an einem Klima-Treck nach Afrika mitzumachen. Wir starten im September in Berlin und wandern nach Marokko, zum Noor Solarpark. Dem größten Solarpark der Erde. Auf diesem Treck wollen wir Lösungen aufzeigen. Lösungen, an denen sich alle beteiligen können. Wir wollen auch allen Unternehmern die Chance geben, ihre Lösungen fürs Klima und für Afrika zu präsentieren.

Unsere Probleme sind lösbar und wir werden sie lösen.

Was für ein Vertrauen!



## Dialogbibelarbeit am Samstag, 22. Juni 2019, Opernhaus

Dr. Ellen Ueberschär, Vorstand Heinrich-Böll-Stiftung Berlin  
Prof. Dr. Tine Stein, Politikwissenschaftlerin, Göttingen

### Vertrauen auf Vergebung und Befreiung: Die namenlose Sünderin

*Die Bibelarbeiterinnen danken Jochen Engel für die musikalische Begleitung und Lydia und Enrico Troebst für die Lesung der Bibelstellen und Zitate.*

Ellen Ueberschär: Konzentrieren wir uns zunächst auf die drei Hauptpersonen in der Geschichte: Drei Menschen, drei Programme: das der Frau – von Sünde und Liebe; das des Pharisäers – vom Lehrer zum Umschüler; das jesuanische – das Programm von Liebe und Vergebung. Die Frau steht im Mittelpunkt, sie ist der Cantus firmus der Geschichte, sie kommt als Zerschlagene, als Elende, als Weinende, von den Quellen der Liebe und des Lebens Abgeschnittene, und sie geht in ihren Frieden als Gesegnete, als Beschenkte. Lukas beschreibt uns eine Frau, die als Sünderin gilt. Ihr Ansehen ist nicht gut in der Stadt, heißt es, vielleicht ist sie eine Prostituierte. Lukas sagt das allerdings nicht, er verrät nicht, warum die Frau als Sünderin in der Stadt gilt. Er ist interessiert an der Heilung von Leiden an Körper und Seele. Und diese Frau bedarf der Heilung. Sie leidet unter ihrer Sünde, sie leidet unter dem Urteil, das über sie gefällt wird.

Tine Stein: Ist es nicht ärgerlich, dass es eine Frau ist, die hier mit Sünde identifiziert wird? Wie bei Eva, die ja auch schuld an dieser Erbsünde sein soll, die wir mit uns herumtragen – weil sie das göttliche Verbot nach den Einflüsterungen der Schlange missachtet und von der Frucht des verbotenen Baumes gekostet und dann auch noch ihren Mann dazu verführt hat – typisch Frau?!

Ueberschär: Ja, mein feministischer Geist rebellierte gegen diese durchaus misogynen Aufstellung der Figuren: Die Männer legen sich zum Essen an den Tisch, die Frauen dienen und bedienen. Mit der Sünde identifiziert wird: die Frau. Und was die Paradies-Geschichte angeht: Wir brauchen sehr viel Kraft, um die Interpretation von Augustinus als das zu sehen, was sie ist: eine Interpretation.

Leider geistert diese Interpretation immer noch in der Kakophonie der unsozialen Medien herum – wenn Mädchen dazu aufgefordert werden, nicht so kurze Röcke und Hosen anzuziehen; sonst seien sie ja schuld, wenn sie von Männern begrapscht und angefasst werden oder Schlimmeres passiert: Es ist diese jahrtausendealte Fehlinterpretation jener Geschichten.

Stein: Dass es diese Lesart als Ausdruck eines Jahrtausende währenden patriarchalen Geschlechterverhältnisses gibt, und dass sich diese Lesart so eng an viele biblische Textstellen geschmiegt hat, dass es der Text selbst zu sein scheint, der hier spricht und nicht die Schicht der patriarchalen Interpretationen in unseren Köpfen – das ist nicht zu leugnen. Aber der Text lässt uns auch etwas anderes sehen: dass eine Frau am Beginn der Geschichte der menschlichen Erkenntnis steht. Eva entdeckt etwas an sich selbst, schon bevor sie die Frucht vom Baum der Erkenntnis überhaupt gekostet hat, eine ganz besondere Fähigkeit: Gut und Böse unterscheiden zu können. Die Geschichte der menschlichen Freiheit beginnt mit der Übertretung eines göttlichen Gebotes – freilich auch mit dem Verständnis dafür, für Fehler einzustehen und die Verantwortung zu tragen. Und in dieser Situation der Erkenntnis der eigenen Fehlbarkeit und Schuld gibt es für uns als Christ\*innen die überwältigende Erkenntnis der Vergebung und Befreiung: durch den neuen Menschen, durch Christus, der uns von der Sünde befreit. Und darum geht es hier bei Lukas in der Geschichte von der Sünderin.

Ueberschär: Wir brauchen ein anderes Sprechen und ein anderes Denken, um die verschütteten Botschaften der Bibel freizulegen und uns freizumachen von Jahrhunderten, in denen Geschlechterverhältnisse unhinterfragt waren und als Norm galten. Denn um diese geht es hier weniger und mehr um die Frage: Wer ist näher zu Gott? Wer vertraut? Wer nicht vertraut, entfernt sich von der Quelle des Lebens, fällt in das Dunkel der Gottesferne, in die Sünde. Und offenbar ist diese Frau in jenem Dunkel der Gottesferne gefangen – kein Name für die Frau, kein Wort aus ihrem Mund, nur das Urteil: Sünderin.

Stein: Dass die Frau hier namenlos ist, hat denselben Grund wie, dass wir über ihre konkrete Sünde im Unklaren gelassen werden: Wir sollen uns gerade mit ihr identifizieren. Wer hat die Größe, sich mit einer stadtbekanntem Dirne zu identifizieren? Wäre es eine Prostituierte gewesen – Lukas hätte das Wort, das ja an anderen Stellen im Evangelium vorkommt, für sie auch eingesetzt. Und auch die anderen Belege, die herangezogen werden, um die Sünderin als Prostituierte vorzustellen, leuchten nicht ein: Es waren nicht nur Hetären, also Prostituierte, zu Gastmählern zugelassen. Das Öl im Alabastergefäß kommt auch an anderen Stellen in den Evangelien vor und wird dort nicht von Prostituierten gebraucht.

Ueberschär: Aber warum sollten wir uns nicht identifizieren mit einer Frau, die höchstwahrscheinlich zur Prostitution gezwungen war? Wirtschaftliche Not zwang in der Spätantike viele Frauen, mit ihrem Körper

Geld zu verdienen. Manche Theologien nennen diesen Zusammenhang »strukturelle Sünde«; falsche Strukturen, falsche Wirtschaft, falsche Geschlechternormen, in denen Menschen nicht anders können, als sich schuldig zu machen. Wenn wir es ablehnen, uns mit einer Prostituierten zu identifizieren, dann gibt es ein Problem mit unserer Empathiefähigkeit. Warum fühlen wir uns nur angesprochen, wenn die Sünde abstrakt bleibt? Hat es vielleicht damit zu tun, dass Sünde als moralische Kategorie gilt? Sünde ist ein theologischer Begriff, kein moralischer. Die tiefste Sünde ist die größtmögliche Entfernung von Gott – das Dunkel schlechthin, der Abgrund, der unser Leben so sinnlos aussehen lässt. Wir müssen uns freimachen von der moralischen Verkürzung des Sündenbegriffs.

Auch die Namen spielen dabei eine große Rolle: Wer keinen Namen hat, hat keine Würde. In der Schöpfungsgeschichte gibt Gott den Tieren Namen, auch dem Menschen – Adam heißt schlicht Mensch, in der Taufe werden wir »auf unsere Namen gerufen«, in Gottes Namen hineingerufen, und im Buch des Lebens sind unsere Namen verzeichnet. Hätte sie doch gesprochen. Hätte sie geredet, hätte sie sich doch verteidigt! Wir wüssten mehr!

Stein: Aber sie spricht ja – mit ihrem Körper, mit ihren Gesten! Sie weint, sie trocknet Jesus seine von ihren Tränen benetzten Füße mit ihren Haaren und salbt sie dann mit dem teuren Öl. Zu jeder guten und nachvollziehbaren Predigt gehört die Sprache der Gesten, die das Gehörte berührbar macht – der Segen mit dem Zeichen des Kreuzes, die Handauflegung, das Wasser bei der Taufe, die Salbung, die für uns Katholik\*innen zu den Sakramenten gehört. Es kann kein Zufall sein, dass Lukas unmittelbar nach unserer Geschichte von der Frau ohne Namen den Hinweis auf die vielen Frauen folgen lässt, die zur Jesusbewegung gehörten. Diejenigen, die in der katholischen Kirche immer noch meinen, Frauen sollten keine Priesterweihe empfangen dürfen, »weil Jesus das so gewollt hat«, sitzen einem patriarchalen Missverständnis auf, das tatsächlich nur der eigenen Weltsicht- und Privilegienverteidigung dient. Wenn das nicht bald der Vergangenheit angehört, kann das die katholische Kirche ihre Existenz kosten.

Uberschär: Sind Frauen die besseren Theologinnen?

Stein: Ja, in den Augen Jesu wohl schon. Deshalb war er für Franz Alt der »Neue Mann«, einer, der Sklaven, Zöllnern und Sünderinnen die gleiche menschliche Würde zusprach.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Franz Alt: Jesus – der erste neue Mann. München 1989.

Ueberschär: Ja, aber der Bestseller von Franz Alt, auf den du anspielst, ist von Antijudaismus durchzogen. Da sind nämlich die Pharisäer immer die Verstockten mit ihrem dogmatischen Verständnis der Gesetze, die es buchstaben genau zu verfolgen gilt.

Stein: Das stimmt und es bringt uns zum Pharisäer. Jesus lässt ja die Männer nicht hängen – er lässt den Pharisäer nicht hängen. Er gibt ihm Zeit und er zeigt ihm, was Liebe bewirken kann. Er spricht ihn an in seiner Welt – der Welt von Schuldner und Gläubigern, wo es um Mein und Dein und um »wie du mir, so ich dir« geht. Diese Welt wird mit dem Gleichnis erschüttert: Der Gläubiger durchbricht die traditionelle griechische Gleichheitsvorstellung, wonach es um Äquivalenz geht, die von Zahlen und auch die von Leistung und Gegenleistung. Hier werden beiden die Schulden erlassen, unabhängig von der Höhe. Jesus will die Maßstäbe der irdischen Gerechtigkeit übersteigen, wo Liebe nur als Folge von Vergebung denkbar ist. Bei der Vergebung der Sünden ist die Liebe nicht die Folge der Vergebung, sondern geht ihr voraus: »Ihre vielen Sünden sind ihr vergeben, denn sie hat viel geliebt. Wem aber wenig vergeben wird, liebt wenig.« Zugleich ist das eine ganz schwierige Stelle. Kann es denn sein, dass hier ganz im Sinne einer Werkgerechtigkeit gesagt wird: Wer viel Gutes tut, wer viel liebt, dem wird sein sündhaftes Verhalten mehr vergeben?

Ueberschär: Diesen schwierigen Brocken gehen wir gleich an, vorher müssen wir aber noch mit Franz Alt und seinem Antijudaismus aufräumen. Gehen wir noch einmal zurück – Jesus antwortet dem Pharisäer auf eine Überlegung, die dieser gar nicht laut angestellt hat. Wie kann das sein, dass Jesus die Zweifel des Pharisäers an seiner prophetischen Kraft hört, obwohl er sie in Gedanken geäußert hat? Jesus kann Gedanken der Herzen lesen. Der Pharisäer weiß, wer allein das kann. Erst widerwillig, dann aber doch, erkennt er Jesus als Lehrer an. Er wird zum Schüler, zum Umschüler: vom Schüler des Gesetzes, von dem kein Jota weggenommen wird, zum Schüler Jesu. Genau in diesem Moment bekommt er seinen Namen: Simon.

Stein: Aber zeichnet Lukas nicht doch ein Zerrbild von Simon, dem Pharisäer?

Ueberschär: Du spielst auf die lange Tradition antijudaistischer Auslegung an. Und in der Tat – die Unbarmherzigkeit Simons gegen die Frau, seine Zweifel an der Autorität und an der prophetischen Kraft Jesu, sein anfänglicher Widerwille, sich auf eine Lehr-Lernsituation einzulassen – all das spricht schon die Sprache der dramatischen Trennungen im

Volk Israel. Einige Verse vorher heißt es im selben Kapitel: »Alles Volk und die Zöllner gaben Gott recht und ließen sich taufen mit der Taufe des Johannes. Aber die Pharisäer und Schriftgelehrten verachteten, was Gott ihnen zudedacht hatte, und ließen sich nicht von ihm taufen.« (Lukas 7 29,30) Die Enttäuschung in der lukanischen Gemeinde ist groß, dass die Pharisäer, die der Jesusbewegung näherstanden als jede andere Gruppe in Israel, sich nicht der Gemeinde anschlossen. Für die Pharisäer war das jüdische Gesetz ein »Zaun um die Tora«. Aber auch dieses Gesetz sollte mit genau so großer Freude erfüllt werden, wie die Gebote der Tora selbst. Ein hoher Anspruch, dem so mancher Pharisäer nicht gerecht wurde – in den Evangelien ist viel zu lesen von Pharisäern, die ihre Gesetzestreue hochmütig zur Schau stellten. Allein, dass wir so viele Nachrichten über Debatten Jesu mit den Pharisäern haben, ist ein Zeichen für die Nähe der Jesusbewegung zu dieser Gruppe von Alltagstheologen. Im Kern dieser steten Debatte steht die Frage nach dem höchsten Gebot und der Wertigkeit all der anderen Gebote und Gesetze. Jesus radikalisiert die Treue zur Tora und den Gesetzen, indem er ein einziges Gebot zum Maßstab des Handelns setzt: das der Liebe. Unsere Geschichte trifft in das Herz dieser schmerzhaften Auseinandersetzung mit dem entstehenden rabbinischen Judentum: Ist die Liebe der alleinige Maßstab der Gottesfurcht oder muss man den Zaun um die Tora pflegen?

Jesu Antwort an Simon ist deutlich und in ihrer körperlichen Haltung bemerkenswert: Jesus wendet sich der Frau zu, aber spricht Simon an. Eine Antwort ohne Blick: »Siehst du diese Frau? Als ich in dein Haus kam, hast du mir kein Wasser für meine Füße gegeben. Sie aber hat meine Füße mit ihren Tränen benetzt und mit ihren Haaren getrocknet. Du hast mich nicht mit einem Kuss begrüßt. Sie aber hat, seit sie hier ist, nicht aufgehört, meine Füße zu küssen. Du hast meinen Kopf nicht mit Öl gesalbt, sie aber hat meine Füße mit Balsamöl gesalbt.«

Die Antwort klingt wie ein Vorwurf und das ist sie auch. Die Frau hat mehr getan als das, was Simon nicht getan hat. Die Sprachlosigkeit zwischen beiden Gruppen – den sich herausbildenden christlichen Gemeinden und dem entstehenden Judentum ist hier mit Händen zu greifen. Simon bleibt stumm. Kein Gruß, kein Abschied. So ist es. Und so wird es bleiben – über viele Jahrhunderte. Erst nach der Shoah hat die christliche Theologie angefangen, ein tieferes Gespräch zu führen mit der jüdischen Theologie.

Und jetzt, wo wir den Kern der Geschichte von Liebe und Gottvertrauen freigelegt haben, können wir uns – recht entspannt – der schwierigen Stelle zuwenden: »Deshalb sage ich dir: Ihre vielen Sünden sind ihr vergeben, denn sie hat viel geliebt. Wem aber wenig vergeben wird, liebt wenig.« Dieser Vers – vielleicht hören Sie das ein wenig – trägt einen jahrhundertelangen Streit in sich, der seit der Reformationszeit zwischen

Katholik\*innen und Protestant\*innen erbittert geführt wurde und vor dem wir als ökumenisches Bibelteam hier nun bewahrt werden:

»Die katholische Exegese sieht in diesem Vers die Bestätigung dafür, dass die Liebe vorausgeht und zur Vergebung führt. Viele Protestanten sind der Ansicht, dass man diesen Vers nicht auslegen kann, ohne den Gesamtsinn des Gleichnisses zu berücksichtigen: Der Vergebung kommt der erste Rang zu.«<sup>2</sup> Um diesen Kausalzusammenhang geht es aber gar nicht in dieser Geschichte. Deshalb lässt Lukas diese scheinbar widersprüchlichen Sätze nebeneinanderstehen – Vergebung und Liebe sind immer unauflöslich miteinander verbunden. Liebe als Grundprinzip göttlicher Zuwendung läuft der Vergebung voraus und liegt ihr zugrunde, und Vergebung braucht Liebe, um wirksam sein zu können.

Stein: *Deus Caritas Est* – die Liebe Gottes ist bedingungslos, und Jesus handelt aus der Vollmacht, Sünden zu vergeben. Das sorgt in unserer Erzählung sogleich für ein Tischgespräch, wer denn diese Person ist: »Da fingen die anderen am Tisch an, untereinander zu reden: ›Wer ist er, dass er auch Sünden vergibt?‹« Allerdings bleibt es sperrig: Der Satzteil »und wer wenig liebt, dem wird wenig vergeben« darf uns nicht dazu verleiten, hier ein quantitatives Verhältnis zu sehen, und auch nicht dazu, Jesus mit dem Geldverleiher gleichzusetzen. Die Vergebung hängt nicht davon ab, wer mehr liebt. Wir sind immer schon aufgehoben in Gottes Liebe. Aber wird uns auch vergeben, wenn wir Gott gar nicht lieben und wenn wir uns auch überhaupt nicht unserem Nächsten zuwenden: keine Liebe, keine Aufmerksamkeit für niemand, nichts an teilnehmender Sorge für die Nächsten? Heißt das also, dass uns auch dann immer schon vergeben ist und sein wird, und wir auch dann immer schon geliebt worden sind und sein werden?

Ueberschär: Wer niemandem Zuwendung schenkt, bekommt auch keine Zuwendung geschenkt. Ein Leben in dieser Art Menschenferne endet in der Gottesferne. Das ist ja das Problem des Simon. Er kann mit den überwältigenden Emotionen und radikalen Handlungen der Frau gar nichts anfangen! Noch nichts! Aber er wird zum Schüler der Liebe Gottes. Und Lernende in der Schule der Liebe – das können wir alle sein.

Dietrich Bonhoeffer hat viel nachgedacht über den Kern dieser Bedingungslosigkeit, dieser Radikalität göttlicher Liebe. Im Gefängnis, kurz vor seinem Tod, hat er nach einem neuen theologischen Sprechen und Denken gesucht: Die Geschichte von der großen Sünderin, so nennt er die Geschichte von Lukas 7, ist ein Hineingerissenwerden in das messia-

<sup>2</sup> François Bovon: Das Evangelium nach Lukas (Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament: Bd. 3,1). Neukirchen-Vluyn 2013, S. 394.

nische Leiden Gottes. Das Alabasteröl ist nicht nur kostbar, sondern es ist ein Zeichen für das Leiden, das Kreuz und den Tod Jesu. Am 21. Juli 1944 schrieb er aus dem Gefängnis in Berlin-Tegel: »(I)ch erfahre es bis zur Stunde, dass man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt. Wenn man völlig verzichtet hat, aus sich selbst etwas zu machen – sei es einen Heiligen oder einen bekehrten Sünder oder einen Kirchenmann (...), – dann wirft man sich Gott ganz in die Arme, dann nimmt man nicht mehr die eigenen Leiden, sondern das Leiden Gottes in der Welt ernst, dann wacht man mit Christus in Gethsemane und ich denke, ... so wird man ein Mensch, ein Christ.«<sup>3</sup>

Stein: Es ist also das radikale Vertrauen darauf, dass unser Leben einen Sinn hat, dass es sich lohnt, zu weinen und zu kämpfen, zu lieben und zu streiten – das macht uns zu freien Menschen. Frei, die Welt zu gestalten, frei, Fehler zu machen und in die Irre zu gehen. Erst in dieser Freiheit wird das Vertrauen sinnvoll.

Ueberschär: Das bringt uns zu den letzten Versen unserer Geschichte. Heinrich Böll kann uns helfen, die vorletzte Zeile besser zu verstehen. In der Kirchentagsübersetzung heißt es in dem Zusage von Jesus an die Frau »Dein Vertrauen hat dich gerettet.« In der (katholischen) Einheitsübersetzung wird das griechische *πίστις* (*pistis*) anders übersetzt, dort heißt es »Dein Glaube hat dich gerettet.« Heinrich Böll hatte in den 1960er-Jahren an der Einheitsübersetzung mitgearbeitet. Es hat ihn beschäftigt, wie *pistis* zu übersetzen ist. In einem seiner berühmtesten Romane, in »Ansichten eines Clowns«, beschreibt er seine Hauptfigur Hans Schnier, den Clown, als vertrauensseligen Menschen, der bis zuletzt vertraut. Vertrauen und Glauben sind nicht nur verwandt, sondern synonym. Das bringt Heinrich Böll zu dem Schluss, dass der Clown im Sinne von Vertrauen ein gläubiger Mensch sei, ein Mensch, der an die Menschen glaubt und an die Verkörperung Christi im Menschen. Hans Schnier wird dann aber doch an der gesellschaftlichen Realität, an der Hartherzigkeit der katholischen Kirche der 1950er- und -60er-Jahre zweifeln. Die katholische Kirche hat sich zum Besseren hin geändert seit den Zeiten, in denen Heinrich Böll an ihr litt. Und doch scheint sie mir derzeit in einer ihrer größten Krisen zu sein – einer tiefgreifenden Vertrauenskrise.

<sup>3</sup> Dietrich Bonhoeffer: Brief an seinen Freund Eberhard Bethge, Gefängnis Berlin-Tegel am 21. 7. 1944. In: Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft (1954), S. 542.

Stein: Es ist unendlich schwer, Vertrauen zu einer Institution zu haben, in der einige, in der viel zu viele sich entsetzlich versündigt haben. Kleriker, die nach dem vorherrschenden katholischen Amtsverständnis durch die Weihe Jesus Christus repräsentieren, haben an Schutzbefohlenen sexuelle Gewalt verübt und ihre Vollmacht zu einem furchtbaren Machtmissbrauch ausgenutzt. Der Kirche war lange Zeit der Schutz ihrer sakralen Identität wichtiger als der Schutz der Opfer. Aus welcher Autorität heraus können die Priester bei der Spendung des Beichtsakraments die Sünden dann noch vergeben? Auch im Sinne der Ökumene der Christenheit sollten wir hoffen, dass die katholische Kirche zu einer tiefgreifenden Reform ihrer institutionellen Verfasstheit kommen wird, in dem nun von der Deutschen Bischofskonferenz und dem Zentralkomitee der Deutschen Katholiken, also der Repräsentation der Laien gemeinsam angekündigten Synodalen Weg.

Noch eine andere Vertrauenskrise dieser Zeit treibt uns um: Viele junge Leute sehen in einem existenziellen Sinn ihre Zukunft, ja die Zukunft der Menschheit schlechthin als gefährdet an, sie sind verunsichert und niedergedrückt wegen der Klimakrise, dem Artensterben, der Vermüllung, sie leiden mit den Entrechteten und Ausgebeuteten dieser Welt mit und sie fühlen sich durch ihr Tun und Unterlassen mitschuldig an diesen Verhältnissen. Und es ist ja auch nicht von der Hand zu weisen, wenn Greta, Luisa und Max und all die anderen der *Fridays for Future*-Bewegung aufzeigen, wie wir mit unserem Verhalten zukünftigen Generationen und Menschen in anderen Teilen der Welt schaden. Was kann angesichts dieser Verstrickung auch in eigene Schuld aufrichten? Was hat die namenlose Sünderin dazu bewogen, sich in ihrer Verzweiflung Jesus zuzuwenden? Sie hat vertraut, sich auf bedingungslose und emotionale und radikale Weise Gott liebend in die Arme geworfen, im Vertrauen auf eine Wendung ihres Schicksals. In diesem Vertrauen liegt die Erlösung: Uns ist schon vergeben! Gott sieht nicht auf unsere Sünden, sondern auf uns, so wie wir sind – als Menschen, als Liebende. Das entlastet uns! Es entlastet uns von der Vorstellung, dass wir perfekt sein müssen. Gewiss müssen wir unser Verhalten ändern, aber niemand kann perfekt sein. Zu glauben, dass wir Heilige sein könnten oder müssten, ist Blasphemie, ist so sein zu wollen wie Gott. Daran werden wir zerbrechen und wir zerbrechen täglich. Und wenn wir so zerbrochen sind, dann rettet uns nur eines: radikales Vertrauen und Zutrauen, dass Gott es gut mit uns meint.

Ueberschär: Mit diesem unglaublichen Vertrauen begnadet, machen wir uns auf den Weg – auf den Weg in Gottes Frieden. Gott verlässt uns nicht, wie er die Sünderin nicht verlässt: Geh in Frieden! Geh unter der Gnade! Das sprechen wir Ihnen zu: Gehen Sie durch Ihre Vertrauenskrisen im Frieden und im Vertrauen auf Gott!



---

# Hauptvorträge – Hauptpodien

## Zukunftsvertrauen in der digitalen Moderne

Vortrag am Donnerstag, 20. Juni 2019, Westfalenhalle

Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, Berlin

Große Messehallen, Tausende unbequeme Hocker aus Karton – vollbesetzt mit herzlichen, engagierten und zukunftsfrohen Menschen. Eine hektische Großstadt im Zeichen bunter Besucherströme, mit singenden Menschen in den Straßenbahnen und hilfsbereiten Pfadfindergruppen an jeder Ecke. Die alten Hasen kennen's gut, die Jüngsten lernen's seit gestern: Es ist wieder Kirchentag! Willkommen in Dortmund, liebe Gäste! [...]

Vielen Dank für den herzlichen Empfang! Was für ein Vertrauen, liebe Schwestern und Brüder! Was für ein Vertrauen – so steht es im 2. Buch der Könige. Es ist unsere Losung für diesen Kirchentag.

Was für ein Vertrauen – da kommen Zehntausende friedlich zusammen, singen, beten, feiern und diskutieren sich die Köpfe heiß über unser Zusammenleben. Was für ein Vertrauen – das prägt aber nicht nur Kirchentage, sondern den Alltag unseres Landes:

Was für ein Vertrauen – das mag auch der junge Syrer empfinden, dem Bürgerkrieg entflohen, wenn er ruhig und sicher durch Deutschlands Straßen geht, wenn er Polizistinnen und Polizisten begegnet, deren Willkür er nicht fürchten muss.

Was für ein Vertrauen – das mag die Notärztin auf dem Weg zum nächsten Einsatz denken. Denn wer auch immer auf sie warten mag, ob reich oder arm, mit Job oder ohne – dieser Mensch in Not kann sicher sein, dass Hilfe kommt.

Was für ein Vertrauen – das haben Millionen Eltern, die ihre Kinder Tag für Tag in die Kita bringen, sie jeden Morgen in die Schule schicken und nachmittags in die Vereine und Kirchengemeinden.

Als Bundespräsident weiß ich: Unser Land ist auf Vertrauen gebaut. Es ist kostbar, dieses Vertrauen ineinander und zu uns selbst. Es erlaubt uns, gemeinsam friedlich zusammenzuleben, Begegnung und Austausch zu suchen, Verantwortung zu übernehmen, anstatt uns zurückzuziehen ins stille Kämmerlein oder Echokämmerlein.

Es ist kostbar, und es ist nicht selbstverständlich. Anderswo sehnen sich Millionen Menschen nach solchem Vertrauen. Sie mühen sich, oft unter größten persönlichen Risiken, es aufzubauen, wo es fehlt – und sie

leiden, wo es zerstört wird, wo Hass, Brutalität und Willkür ganze Gesellschaften vergiften.

Wir in Deutschland aber, wir dürfen vertrauen: in das Recht und den Rechtsstaat, der uns schützt, in die Demokratie und ihre Verfassung, deren Geburtstag wir gerade gefeiert haben und die uns seit 70 Jahren trägt. Seien wir froh um das Vertrauen – und gehen wir sorgsam damit um!

Dieses Vertrauen brauchen wir auch in Zukunft. Und wir brauchen auch das andere: Vertrauen in die Zukunft.

Vor wenigen Wochen habe ich in einer anderen Halle gesprochen, ebenfalls vor Tausenden, überwiegend jungen und sehr engagierten Menschen. Das war bei der re:publica, der großen Digitalkonferenz in Berlin.

Eine große Zeitung schrieb am Tag danach: »Dies ist das Hochamt der digitalen Welt. [...] Es hat fast etwas von Kirchentag!« Nun ja, Papphocker gab es auch, grüne Schals eher nicht.

Auch dort in Berlin habe ich über Vertrauen gesprochen – und über die Rolle der sozialen Medien. Denn Vertrauen erodiert, wenn die Grenze zwischen dem Sagbaren und dem Unsäglichen immer mehr verschwimmt, wenn über Nichtigkeiten der Shitstorm losbricht und sich Häme über das Unglück anderer ergießt, wenn die Hater so laut und die Vernünftigen zu leise sind, wenn das Gebrüll der Wenigen den Anstand der Vielen übertönt. Auf all das darf es nur eine einzige Antwort geben: Ziehen wir uns niemals zurück! Überlassen wir den politischen Diskurs im Netz nicht den wütenden und tobenden Scheinriesen! Sie mögen die Lautesten sein, aber ich bin ganz sicher: Sie stehen nicht für die Mehrheit der Menschen in unserem Land.

Trotzdem: Große Umbrüche sind im Gange. Demokratie verändert sich – auch mit den Möglichkeiten der Kommunikation. Und es ist gut, wenn mehr Menschen teilhaben können. Aber ist es nicht eine völlig verquere Sicht der Dinge, wenn eine technikfixierte Wahrnehmung von Gesellschaft und Demokratie daraus wird? Jahrelang haben uns die digitalen Pioniere verkündet, die Technologie sei der verstaubten Politik weit voraus, und die Digitalisierung müsse der Demokratie auf die Sprünge helfen. Ich fürchte, das ist eine Umkehrung des eigentlichen Problems. Ich glaube: Nicht um die Digitalisierung der Demokratie müssen wir uns zuallererst kümmern, sondern um die Demokratisierung des Digitalen! Die Rückgewinnung des politischen Raumes – gegen die Verrohung und Verkürzung der Sprache, aber auch gegen die ungeheure Machtkonzentration bei den »Big Five«, bei einer Handvoll von Datenriesen aus dem Silicon Valley – das ist die drängendste Aufgabe!

Denn seien wir ehrlich: Das Zukunftsvertrauen ist heute selbst bei chronischen Optimisten – und ich zähle mich dazu – massiv auf die Probe gestellt. Und das meint viel mehr als den Umgangston in sozialen

Medien. Es geht um eine fundamentale Verunsicherung – um die Frage nämlich, ob wir unser liberales und demokratisches Selbstverständnis, ob wir unseren Maßstab aus den Jahrhunderten der Aufklärung in der digitalen Moderne überhaupt noch durchsetzen können.

Ende letzten Jahres war ich erneut in China, zu Besuch in Kanton, einer Megametropole im Süden des Landes, am Perlfluss aufwärts von Hongkong gelegen. Hochhäuser aus Glas und Stahl, soweit das Auge reicht, 70, 80 Stockwerke, und auf jeder Etage hochtechnologisierte Firmen und digitale Start-ups. Eine solche Firma produziert Roboter in einer möglichst fehlerfreien, vom »Störfaktor Mensch« unabhängigen Fabrik. Der junge Chef hat mir, fast nebenbei, einen Satz gesagt, der hängen geblieben ist: »Und wenn das alles funktioniert«, hat er gesagt, »dann brauchen wir hier den Menschen nicht mehr.«

»Dann brauchen wir den Menschen nicht mehr.« Dieser Satz lässt mich auch lange nach der Reise noch nicht los. Er hat mir eines ganz deutlich gezeigt: Wenn wir über Digitalisierung und technischen Fortschritt nachdenken, dann denken wir vor allen Dingen über uns selbst nach. Über unser Selbstverständnis als Menschen: Wer sind wir? Und wohin führt unser Weg?

Seit Tausenden von Jahren stellen wir Menschen uns diese Fragen. Für uns evangelische Christen, aber längst nicht nur für uns, standen sie im Kern allen Menschseins – und unsere Antwort in der Vergangenheit war: die Freiheit. Wir sind weder Götter noch Marionetten, sondern Gottes Geschöpfe, mit allen Fehlern und Unzulänglichkeiten und der Endlichkeit unseres Daseins. Gerade als Christen sind wir frei für ein selbstbestimmtes Leben. Ein Leben, in dem wir Entscheidungen treffen und Verantwortung für uns und andere übernehmen.

Die Freiheit im Kern des Menschseins – diese Überzeugung liegt auch den Verfassungen unserer modernen Demokratien und unserem Völkerrecht zugrunde und reicht weit über das Christentum hinaus. Vor mehr als 70 Jahren, erschüttert und geprägt von der Erfahrung der schrecklichen Verbrechen, die von unserem Land ausgegangen waren, haben sich die Völker der Welt ein gemeinsames Fundament gegeben: die *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte*. Die Menschenrechte schützen die Freiheit und die Würde jedes Menschen, egal welchen Geschlechts, welcher Herkunft und welchen Glaubens. Unser Grundgesetz hat dafür die wunderbare Formulierung der »Unantastbarkeit« gefunden.

Heute fragen wir uns: Was bleibt in der digitalen Moderne von diesem Selbstverständnis übrig? Was bleibt vom Menschen, wenn neue Technologien immer tiefer in unsere Entscheidungen eingreifen, unser Denken lenken, unsere Wünsche formen? Und wie soll Gesellschaft funktionieren, wenn jede Faser von Individualität – längst nicht mehr nur jede Abweichung von der Norm – als Datenpunkt erfasst und in

neuen Zusammenhängen verarbeitet wird – bei den einen vom Staat, bei den anderen von privaten Datenriesen?

Über diese Fragen will ich heute mit euch sprechen. Ja, es wird zwar diskutiert, geforscht und geschrieben über die tiefgreifenden Folgen der Digitalisierung – aber ich finde: Es diskutieren längst noch nicht alle mit, die davon betroffen sind. Natürlich darf man es sich nicht zu einfach machen. Es geht nicht um Euphorie oder Dystopie, Verherrlichung oder Verdammung, um ein schlichtes »Ja« oder »Nein« zur Digitalisierung. Sie findet statt. Neun von zehn Deutschen sind online, und ebenso viele halten den technischen Wandel für unaufhaltsam. Wirtschaft und Wohlstand mag er beflügeln. Aber auf seine gesellschaftlichen Folgen blicken viele – ich bin sicher, auch viele hier im Saal – mit Sorgen.

Und das hat Anlass: Von *Cambridge Analytica* und den immer neuen Enthüllungen bei Facebook über die fast unbegrenzte Überwachung durch staatliche Stellen in anderen Teilen der Welt, ob in Amerika und Europa oder ganz besonders in China, bis hin zur alltäglichen Manipulation durch vermeintlich kostenlose, bunt blinkende und attraktive Dienstleistungen, die uns hinterrücks ausleuchten und unsere Daten absaugen – in der kurzen Geschichte der Digitalisierung wurde viel Hoffnung enttäuscht und manches Vertrauen erschüttert!

Ob neues Vertrauen wachsen kann, ist auch unsere Entscheidung. Ziehen wir uns zurück ins digitale Lummerland, legen die Beine hoch und schalten Netflix an? Oder beginnen wir, darüber zu sprechen, welche Digitalisierung wir eigentlich wollen und wie es uns gelingen kann, unsere Freiheit, unsere Ideen, unsere Regeln, kurz: den Kern des Menschseins in die digitale Zukunft einzuschreiben?

Ich habe in meinem politischen Leben eines immer wieder erfahren: Resignation ist keine, und wenn, dann immer die schlechteste Option. Die Zukunft ist ungeduldig. Sie will gestaltet werden, denn kommen wird sie so oder so. Und wenn wir die Zukunft nicht selbst mitgestalten, dann gefährden wir nicht nur die Grundlage unseres Wohlstands, sondern werden auch weiterhin nach den Regeln anderer spielen. Das kann nicht unser Sinn und Zweck sein!

Vielleicht kann ein Blick zurück uns Mut machen: Unser Land war immer dann am stärksten, wenn wir die Zukunft nicht einfach erduldet haben, wenn wir Krisen nicht nur beklagt, sondern angepackt haben – Strukturwandel und industrielle Revolutionen, den scharfen Wind des globalen Wettbewerbs und natürlich die große Herausforderung der deutschen Wiedervereinigung!

Kurzum: Zukunft hat bei uns Geschichte. Und wo immer uns Zukunft gelungen ist, da hatten viele ihren Anteil: Wissenschaftlerinnen und Ingenieure, Facharbeiter und Unternehmerinnen. Aber es waren nie nur Einzelne, sondern es braucht diese ganze, lebendige und vernetz-

te Gesellschaft. Die Deutschen sind nicht technikfeindlich, im Gegenteil: Diese Gesellschaft glaubt an den Fortschritt, weil sie ihn gestalten kann – weil sie ihm einen ethischen und gesellschaftlichen Rahmen setzt und eben nicht alles blind umsetzt, was technisch möglich wäre. Für diese Art von Fortschritt brauchen wir die Zivilgesellschaft, brauchen wir die Kirchen und Gewerkschaften, Wirtschafts- und Wohlfahrtsverbände, die unzähligen ehrenamtlichen Vereine und, ja, auch die Parteien. Sie alle haben in der Vergangenheit dazu beigetragen, dass wir ein friedliches, ein wohlhabendes und – im internationalen Vergleich – ein Land mit hoher sozialer Sicherung geworden und geblieben sind.

Ich muss dabei an einen Moment denken, der auf den ersten Blick so wenig mit unserem heutigen Thema der Digitalisierung zu tun hat und auf den zweiten Blick doch so viel. Vor genau einem halben Jahr haben die Bergleute auf Prosper-Haniel in Bottrop, gar nicht weit von hier, die letzte Schicht verfahren und mir das letzte Stück deutscher Steinkohle in die Hände gegeben.

An diesem Abend kurz vor Weihnachten ging eine Epoche zu Ende. Da waren Trauer und Wehmut, aber da waren auch Zuversicht und ein riesengroßer Stolz: Wir lassen uns nicht unterkriegen, weil wir beisammen bleiben! Das war für mich der Kern dieses bewegenden Abends: Wir packen diesen Wandel, weil wir es zusammen tun – mit der Solidarität einer ganzen Gesellschaft.

Diese Bergleute, die unter härtesten Bedingungen unter Tage gelernt haben, was Solidarität wirklich bedeutet, die standen mir an diesem Abend mit Tränen in den Augen gegenüber und sagten: »Wir haben hier 200 Jahre lang buchstäblich Berge versetzt. Warum sollte das nicht auch in Zukunft gelingen? Denn wir sind und bleiben Kumpel!«

Jenes letzte Stück Steinkohle liegt heute in täglicher Sichtweite gegenüber meinem Schreibtisch im Schloss Bellevue und erinnert mich an das Motto, das über jenem Abschiedsabend stand und das man nur hier im Ruhrgebiet so sagen kann: »Glückauf Zukunft!« Diesen historischen Moment und die Menschen, die ihn geprägt haben, werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Dieses »Glückauf Zukunft!« im Angesicht scheinbarer Ohnmacht gegenüber dem übermächtigen Wandel ist für mich ein tief beeindruckendes Dokument von Zukunftshoffnung, von Trauen in die Gestaltbarkeit von Zukunft!

Und damit bin ich zurück bei der Digitalisierung. Natürlich gelingt Zukunft nicht ohne Wandel, ohne Wagnis, ohne Risiko. Aber wir dürfen den technologischen Fortschritt niemals als monströses Naturereignis ansehen, dem wir machtlos ausgeliefert sind! Wir müssen verstehen wollen, was unser Menschsein und unseren Zusammenhalt gefährdet. Unsere in Teilen selbstverschuldete digitale Naivität muss Aufklärung und Mündigkeit weichen. Die digitale Welt ist bislang in erster Linie um uns

herum und ohne unser Zutun gestaltet worden. Die digitale Welt von heute dient jetzt noch den Interessen derer, die unsere Geräte voreinstellen, unsere Anwendungen programmieren, unser Verhalten lenken wollen.

Deshalb brauchen wir den Mut, das Spiel zu unterbrechen und die Spielregeln zu überprüfen. Was einmal gestaltet worden ist, kann auch neu gestaltet werden! Was programmiert wurde, kann neu programmiert werden! Also: Trauen wir uns und ändern wir das Programm! Reden wir über die Änderung des Programms: Unser neues Programm kann ein gutes Programm sein.

Sehen Sie: Ein junges Mädchen, das heute zur Schule geht, wird in 20 oder 30 Jahren, 2040 oder 2050, seine eigenen Kinder großziehen. Und diese Kinder, unsere Enkel und Urenkel, könnten in einer Welt groß werden, die uns heute so wenig vorstellbar sein mag wie unser jetziges Leben den Generationen vor uns.

Diese Kinder könnten mit guten Lehrern, aber auch mit Unterstützung durch digitale Werkzeuge selbstständiger und stärker an den eigenen Interessen orientiert lernen, als das bisher im Schulalltag möglich ist. Ihre Mutter könnte sicher sein, bei der Wohnungssuche oder bei der Vergabe von Krediten nicht wegen ihres Aussehens oder ihrer Herkunft schlechter behandelt zu werden. Und die junge Familie könnte fürchterliche Leiden wie Hautkrebs oder seltene Erbkrankheiten bewältigen, weil sie dank Technologie früher und präziser erkannt und behandelt werden.

All das mag utopisch klingen, aber eine solche Welt ist möglich, und wir können schon heute die Weichen dafür stellen, dass sie gelingt. Seien wir doch anspruchsvoller in unseren Erwartungen: Wir können schon heute Algorithmen nachvollziehbarer machen, ihre Arbeitsweise und Ergebnisfindung regelmäßig auf den Prüfstand stellen. Wir können schon heute lernende Computer so programmieren, dass sie ohne Diskriminierung oder Bevormundung funktionieren. Wir können schon heute Unternehmen verpflichten, Voreinstellungen datenschutzfreundlich vorzunehmen. Wir können schon heute Einrichtungen schaffen, die unsere Privatsphäre gegenüber großen Unternehmen durchsetzen, wo wir dies allein nicht leisten können. Wir können Polizei und Staatsanwaltschaften schon heute so ausstatten, dass sie Hass und Hetze im Netz der vermeintlichen Anonymität entreißen und konsequent verfolgen können. Wir können den Arbeitsmarkt und die Sozialsysteme schon heute so gestalten und erneuern, dass das Versprechen der sozialen Sicherheit auch für neue Arbeitsformen und Berufswege, für Menschen in der Klick- und Plattformwirtschaft gilt. Und wir können uns schon heute darauf einigen, dass wichtige Entscheidungen über Leben und Tod, über Familie und Liebe, über Schmerz und Verantwortung, kurzum: Entschei-

dungen über den Kernbereich unseres Menschseins, bei aller technischen Hilfe, am Ende immer von Menschen getroffen werden müssen.

Lasst uns anspruchsvoller sein! All das können, und ich finde: das müssen wir heute schon tun!

Ich habe mich hier zu Wort gemeldet, weil ich finde, wir müssen so etwas etablieren wie eine Ethik der Digitalisierung: Grundregeln für die digitale Zukunft, deren Einhaltung wir auch in einer Zeit gewaltiger Umbrüche einfordern. Ich glaube, wir brauchen dafür keine neuen Philosophien oder Dogmen, sondern wir brauchen eine Übersetzung dessen, was uns bisher schon stark gemacht hat.

Die Ethik der Digitalisierung ist und bleibt für mich zuallererst eine Ethik der Freiheit. Sie beginnt mit der Frage: Wie kann Technologie uns Menschen dienen? Wie führt sie zu mehr Selbstbestimmung – und nicht in neue Fremdbestimmung? Wie nutzen wir technologische Möglichkeiten, um Unterdrückung und Armut zu überwinden, um Bildung und Aufklärung zu verbreiten, um Umwelt und Ressourcen zu schützen?

Frei nach Kant würde ich sagen: Der technologische Fortschritt soll den Ausgang des Menschen aus der Unmündigkeit erleichtern und nicht der freiwillige Einstieg in neue Unmündigkeit werden! Ich finde, eine Ethik der Freiheit passt zum Evangelischen Kirchentag!

Luthers »Freiheit eines Christenmenschen«, sein Zweiklang »Ein Christ ist niemandem untertan – ein Christ ist jedermann untertan« war noch niemals leicht in Politik zu übersetzen. Aber die Doppelbotschaft bleibt hochaktuell: Keine Freiheit ohne Verantwortung. Keine Freiheit ohne Regeln. Dieses Spannungsverhältnis gilt es in der digitalen Moderne neu zu verhandeln.

Jedes Freiheitsversprechen, auch das digitale, blickt voraus auf eine neue Ordnung: Freiheit braucht Regeln, und neue Freiheiten brauchen neue Regeln! In einer Demokratie – wer macht die Regeln? Am Ende wir selbst! Wolfgang Huber nennt das die kommunikative Freiheit, die Freiheit, sich einzubringen, mitzumischen, zu gestalten.

Und deshalb ist eine Ethik der Digitalisierung mehr als ein privater Tugendappell. Kontrolle und Mündigkeit im Netz zurückzugewinnen, das schafft kein Bürger, kein Konsument allein, sondern es gelingt in gemeinsamen Anstrengungen, in zivilgesellschaftlichen Organisationen und solidarischen Bündnissen, mit gesetzlichen Regeln und internationalen Vereinbarungen. Der Impuls aber, die Initialzündung ist eine zutiefst emanzipatorische, und deshalb gehört sie auch auf einen Kirchentag. Unsere Ethik der Digitalisierung beginnt mit einer politischen Unabhängigkeitserklärung – gegen digitale Fremdbestimmung und für Vernunft, Mündigkeit und Demokratie! Darum geht es, und das soll unsere gemeinsame Botschaft sein!

Die Emanzipation hat viele Ebenen. Sie beginnt bei uns selbst – Wie

bewegen wir uns in digitalen Medien? Wieviel geben wir preis? –, sie braucht staatliches Handeln und staatliche Regeln – tastend und auf unsicherem Grund bewegt sich unsere deutsche Gesetzgebung voran –, aber sie führt natürlich über nationale Grenzen hinaus. Ich finde: Unsere Unabhängigkeitserklärung sollte eine europäische sein!

Europa hat etwas zu sagen und Europa hat etwas anzubieten in dieser Welt. Lasst uns den Weg in die digitale Zukunft nicht als Nullsummenspiel verstehen oder als Abwehrkampf gegen die digitalen Riesen aus den USA oder China! Natürlich, auch wir in Deutschland und Europa müssen wettbewerbsfähig bleiben und in vielen digitalen Bereichen sogar erst noch wettbewerbsfähig werden.

Dann, so bin ich überzeugt, kann »Made in Europe« in der digitalen Welt zu einem Standard werden – Beispiele dafür gibt es schon –, einem Standard, der die Würde und die Freiheit des Menschen in den Mittelpunkt rückt. Europa kann ein alternatives Angebot an eine Welt sein, die zunehmend glaubt, nur zwischen unbeschränktem Digitalkapitalismus nach amerikanischem Vorbild einerseits oder orwellianischer Staatsüberwachung in China andererseits entscheiden zu können.

Und trotz aller Unterschiede, die uns von diesen Akteuren in Sachen Freiheit, Privatsphäre oder Sicherheit trennen, sollten wir den Versuch wagen, auch mit den USA, auch mit China so etwas wie ethische Minima zu formulieren und vielleicht sogar zu vereinbaren. Das ist schwer, aber nicht unmöglich. Wir sind erste Schritte in der Medizinethik erfolgreich miteinander gegangen – ethische Standards, die bislang auch noch in China gelten. Deshalb sollten wir in diesen ethischen Fragen auch den Dialog mit schwierigen Partnern suchen. Frau Schavan wird auf dem Podium sicherlich gleich noch davon sprechen.

Und so bin ich am Ende wieder beim Vertrauen. Als Christen wissen wir nur zu gut: Vertrauen ist etwas anderes als Gewissheit. Vertrauen und Glauben gehören zusammen. Weil wir von Gottes Liebe getragen sind, glauben wir an eine gute Zukunft. Unser Glaube ist, in den Worten des Hebräerbriefes, »eine feste Zuversicht dessen, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht«.

Vertrauen wir also in unsere Fähigkeit, Zukunft zu entwerfen! Und fangen wir am besten hier schon an, auf diesem Kirchentag. Bringen Sie sich ein, ganz konkret! Formulieren und diskutieren Sie Ihre Wünsche, Fragen und Ideen für die Zukunft. Ich freue mich auf unsere Diskussion gleich im Anschluss – und ich freue mich auch, dass auf dem Kirchentag an einer Resolution zur Digitalisierung gearbeitet wird. Das ist ein wichtiger Impuls, auch über den Kirchentag hinaus. Ich bitte euch: Tragt die Debatte weiter, in die Gemeinden, Betriebe und Vereine; ins Netz und die sozialen Medien, in Blogbeiträge und Online-Petitionen.

Wir sind frei zu entwerfen, zu gestalten, und wir dürfen vertrauen.



Deshalb sage ich euch, nicht so sehr als Bundespräsident, sondern als Mensch, als Christ, als Frank-Walter Steinmeier: Ich bin 63 Jahre alt. Ich habe weiße Haare. Und ich freue mich unglaublich auf die Zukunft!

## Dazu gehören – aber wozu?

Einwanderung ist, wenn alle sich bewegen müssen

Vorträge am Donnerstag, 20. Juni 2019, Westfalenhalle

Prof. Dr. Aladin El-Mafaalani, Soziologe und Politikwissenschaftler,  
Universität Osnabrück (bis Mitte 2019 Abteilungsleiter im Ministerium für  
Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration, Düsseldorf)  
Dr. h. c. Annette Kurschus, Präses der Evangelischen Kirche von  
Westfalen

### Impuls von Annette Kurschus zur Eröffnung des *Roten Fadens Migration, Integration, Anerkennung*

»Wenn Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland leben, dann gibt es immer dasselbe Problem: Ich bin immer nur so deutsch, wie ich von anderen als deutsch wahrgenommen werde.«<sup>1</sup> So formuliert es der in Castrop-Rauxel geborene und in Dortmund aufgewachsene Daniel Cham Jung, der heute als Pfarrer im Kirchenkreis Schwelm arbeitet, in einem Interview. Und er fügt hinzu: »Immer wieder kriegt man bewusst oder unbewusst von Leuten gespiegelt: ›Nee, eigentlich bist du kein Deutscher.‹ Zum Beispiel, wenn Leute mir sagen – was nett gemeint ist –: ›Sie sprechen aber gut deutsch.‹ Und ich mir so denke: ›Ja, Sie aber auch.‹«

»Sie aber auch!« In diesen drei Worten und in dem verschmitzten Grinsen, mit dem sie der junge Kollege erzählt, bündeln sich für mich wie in einem Brennglas die großen Fragen und Herausforderungen, die sich mit dem Themenfeld Migration, Integration und Anerkennung verbinden. Wer gilt wann und warum als fremd? Wer gehört wann und warum dazu? Was unterscheidet und was verbindet? Und wer bestimmt das eigentlich – und wer bestimmt daran mit?

Da ist die von Menschen mit Migrationshintergrund wohl längst nicht immer mit Humor und Gelassenheit genommene Erfahrung, wie schnell, ja wie reflexartig Zugehörigkeit abgesprochen wird und Fremdheit angedichtet. Da sind die leicht fertigen und damit leichtfertigen

<sup>1</sup> Evangelische Kirche von Westfalen: Ich bin fremd gewesen und ihr habt mich aufgenommen, 2.1 Länderspiel der Herzen, 2019, <https://kircheundmigration.ekvw.de> (zuletzt gesehen am 18.12.2019).

Wahrnehmungen und die im Wortsinne befremdlichen Denkschablonen der Mehrheitsgesellschaft, mit denen Differenz herbeikonstruiert und fortgeschrieben wird. Hier zeigen sich – mal unausgesprochen, mitunter gar gut gemeint – die Grenzziehungen. Und da sind – Gott sei Dank – wie in der von Daniel Cham Jung beschriebenen Szene immer mal wieder auch diese »Sie aber auch-Momente«. Die ebenso verwirrende wie befreiende Erfahrung, dass sich Zuschreibungen verflüssigen und Wahrnehmungsfällen sich öffnen. Und schließlich die eigentlich so naheliegende und doch so schwere Erkenntnis, dass zu Integration und Anerkennung, zur Wahrnehmung von Fremdheit und zur Veränderung dieser Wahrnehmung nie nur die Anderen gehören, nie nur die Ankommenden, nie nur die tatsächlich oder vermeintlich Fremden. Sondern: »Sie aber auch.« »Ich aber auch.« »Wir aber auch.«

Der *Rote Faden Migration, Integration, Anerkennung* auf dem 37. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Dortmund möchte zu möglichst vielen solcher »Sie-aber-auch«, »Ich- und Wir-aber-auch«-Momenten herausfordern. Wir hoffen, dass diese Momente zur heilsamen Irritation gewohnter Wahrnehmungsmuster führen. Es geht darum, hinzuhören und neu hinzuhören, nachzudenken und neu nachzudenken, hinzuschauen und neu hinzuschauen. Mit seinen über 100 Veranstaltungen schlängelt sich der *Rote Faden* quer durch das Kirchentagsprogramm. Sehr bewusst hat der Kirchentag sich entschieden, die Themen Migration, Integration und Anerkennung nicht in einem gesonderten Zentrum oder in Form einer thematischen Podienreihe abzuhandeln. Denn Migration, Integration und Anerkennung sind keine Sonderwelten und Sonderaufgaben für besonders Interessierte oder irgendwie besonders Betroffene. Im Gegenteil. Sie sind immer schon Thema, sie sind unwillkürlich präsent, wo immer Menschen einander begegnen.

Es ist mir eine Freude und Ehre, die Schirmherrschaft für dieses neue Format auf dem Kirchentag übernehmen zu dürfen. Die Evangelische Kirche von Westfalen hat sich unter dem biblischen Motto *Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich aufgenommen* in den vergangenen zwei Jahren auf den Weg gemacht, um solches Hinhören und Nachfragen und Nachdenken bewusst einzuüben. Wir fragen uns sehr konkret, was es für uns heißen kann und heißen wird, Kirche in einer Migrationsgesellschaft zu sein und neu zu werden – und das heißt eben auch: Kirche für und mit Migrantinnen und Migranten.

Dabei haben wir uns von dem Wort Jesu aus dem Matthäusevangelium inspirieren und irritieren lassen, dass in der Aufnahme des Fremden und in den Herausforderungen der Fremdheit niemand Geringeres als Gott selbst begegnet. Was das bedeutet, wie das gelten und sich bewahrheiten kann, ist im Miteinander zu entdecken, zu entwickeln und zu erproben.

Soviel scheint mir von dieser Verheißung, dieser Provokation und dieser Ahnung her sicher zu sein: Es verbietet sich, das Fremde per se als Bedrohung zu konstruieren. Es verbietet sich, Migrantinnen und Migranten einzig als Hilfeempfänger und Problemträger zu definieren. Stattdessen gilt es zu fragen, wer sie sind und was sie brauchen. Neugierig zu sein auf das, was sie mitbringen. Es geht darum, sie »Ich« sagen zu lassen, unser Miteinander zu stärken und die Würde des Anderen zu achten.

In diesem Sinne wünsche ich allen Veranstaltungen im Rahmen des *Roten Fadens* gutes Gelingen und Gottes Segen.

### Impuls von Aladin El-Mafaalani<sup>2</sup>

Übrigens, ich bin Deutscher. Das ist nichts, was jemand anderes entscheiden kann. Aber noch viel wichtiger: Ich bin richtiger Dortmunder. Wie wahrscheinlich die wenigsten hier, aber wahrscheinlich auch niemand, der auf dem Podium ist. Deswegen darf ich Sie willkommen heißen in ›meiner‹ Westfalenhalle.

Aber trotzdem bin ich natürlich zu Gast auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag, und es ist wirklich eine Ehre und ein Privileg zugleich, dieses Thema zu eröffnen mit dem ersten Vortrag, und gleichzeitig ist es eine Verantwortung. Das Thema dieser Veranstaltung lautet: »Dazugehören – aber wozu? Einwanderung ist, wenn alle sich bewegen müssen.« Deswegen beziehe ich das Ganze auf Bewegungen. Einmal physische Bewegungen von Migranten, aber auch innere Bewegung und gesellschaftliche Bewegung.

Ich fange an mit Migration als physischer Bewegung. Wenn Sie mögen, können Sie kurz die Augen zumachen und sich folgende Frage durch den Kopf gehen lassen: Wie viel Prozent der Weltbevölkerung leben nicht in dem Land, in dem sie geboren sind? Dann ist man nämlich ein Migrant, wenn Geburtsort und Aufenthaltsort nicht identisch sind, also dauerhafter Aufenthaltsort. Die wenigsten kommen darauf, dass es im Augenblick vier Prozent sind. Also vier Prozent der im Augenblick lebenden Menschen auf der Welt leben nicht in dem Land, in dem sie geboren sind. Vier Prozent, das spricht nun wirklich nicht für das Zeitalter der Globalisierung. Es ist ein ziemlich niedriger Wert, aber wichtig zu wissen ist, dass Deutschland einen Wert von über zehn hat. Das heißt wir haben tatsächlich – Stichwort Deutschland als Einwanderungsland – einen höheren Wert als im globalen Durchschnitt.

Was sind die Migrationsursachen? Warum migrieren Menschen? Es sind existenzielle Nöte, ernsthafte Probleme, massive Entwicklungs-

<sup>2</sup> Der frei gesprochene Vortrag wurde für den Abdruck transkribiert.

hemmnisse, Perspektivlosigkeit. Es sind ernste Themen. Migration findet nie leichtfertig statt. Das erkennt man zum Beispiel ganz schön an TV-Sendungen: Zuerst gab's die Sendung »Die Auswanderer«, und zwei Jahre später gab's die Sendung »Die Rückkehrer«. Das passiert, wenn man leichtfertig migriert. Dauerhafte Migration – das sind ernste Sachverhalte, ernste und vielschichtige Probleme, die, wenn man sie ursächlich bekämpfen möchte, nicht einfach zu bekämpfen sind. Und ich vertrete sogar die These, dass man Migrationsursachen eigentlich nicht bekämpfen kann. Könnte man sie bekämpfen, müsste man sich mit der wichtigsten Migrationsursache der Zukunft beschäftigen: Und das wird der Klimawandel sein. Das ist heute noch nicht so, aber das wird die Hauptmigrationsursache der Zukunft sein. Und was machen wir, wenn aus vier Prozent heute<sup>3</sup> durch den Klimawandel acht Prozent werden oder zwölf Prozent? Was machen wir also bei einer Verdopplung oder Verdreifachung, wenn wir global schon in Panik geraten bei vier Prozent Migration? Und das ist für mich ein ziemlich wichtiger Punkt. Deswegen freue ich mich, dass das Thema so prominent auf dem Kirchentag platziert wird. Wir haben heute noch die Möglichkeit, uns mit Gestaltungsspielraum und strategisch mit dem Thema zu beschäftigen. Wenn wir es ignorieren und einfach mal ein, zwei Jahrzehnte verstreichen lassen, dann kann man nicht mehr mit Spielraum gestalten. Deshalb toll, dass es hier thematisiert wird.

Welche Eigenschaften haben Migrantinnen und Migranten?

Wir schauen uns jetzt mal Migranten an: Was kennzeichnet eigentlich Migranten, wenn sie in Deutschland, und nicht nur dort, ankommen? Migrantinnen und Migranten haben zwei Eigenschaften, das ist wirklich spannend. Das zeigt die internationale Forschung.<sup>4</sup> Die erste Eigenschaft ist der Grund, warum Einwanderungsländer Erfolgsmodelle sind, und die zweite Eigenschaft ist der Grund, warum Einwanderungsländer anstrengend sind. Das ist leider nicht zu trennen. Erste Eigenschaft: Migranten sind der am höchsten motivierte Typus Mensch von allen Menschen. Sie haben nämlich den Neuanfang gewagt, sind große Risiken eingegangen. Das heißt, die Menschen sind durch die Migration motivierter, als sie vor der Migration waren. Die zweite Eigenschaft ist eine große Herausforderung: Sie werden konservativer, sie konservieren.

<sup>3</sup> 1960 beträgt die Rate 3%, sie ist in einem halben Jahrhundert nur um einen Prozentpunkt gestiegen.

<sup>4</sup> Zusammenfassend: El-Mafaalani, Aladin (2017): Sphärendiskrepanz und Erwartungsdilemma. Migrationsspezifische Ambivalenzen sozialer Mobilität. In: Zeitschrift für Pädagogik 63, 6/2017, S. 708–725.

Und das ist tatsächlich eine Herausforderung. Sie haben eigentlich alles verloren, was in ihrem Leben wichtig war: ihre Heimat, ihr Netzwerk, Freunde, und – das Wichtigste – ihren Status. Sie waren wer, das haben sie alles aufgegeben. Die Menschen klammern sich ganz offensichtlich an das, was sie noch haben. Und das sind immer unterschiedliche Dinge, und das hängt tatsächlich von den einzelnen Menschen ab. Für manche ist es Patriotismus, für andere ist es Religion, für wieder andere sind es irgendwelche Traditionen, aber die werden konserviert. Das ist das Gegenteil von Assimilation oder Anpassung. Wir müssen uns daran gewöhnen, dass wir, wenn wir nur Migranten und Migrantinnen haben wollen, die sich assimilieren wollen, Menschen kriegen, die mit sich selbst nicht klarkommen. Denn Migranten sind rationale Menschen. Etwas im Heimatland, in der Umgebung war nicht in Ordnung, und deswegen wechseln sie die Umgebung. Menschen, die mit sich selbst nicht klarkommen, die migrieren ja nicht, die gehen zur Beratung oder im schlimmsten Fall zu einer psychiatrischen Klinik.

Menschen, die migrieren, die migrieren aus total rationalen Gründen und die basieren nicht darauf, dass sie kommen und sagen: »Ich möchte jetzt alles so machen, wie ihr mir das sagt.« Sondern sie finden sich toll, um das jetzt mal so klar zu sagen, sie finden sich, so wie sie sind, toll und prima. Sind also hochmotiviert und konservieren. Das betrifft übrigens alle Menschen, die migrieren. Ich habe es selbst vor Ort beobachten dürfen, zum Beispiel bei Deutschen in Namibia. Ich weiß ja, dass die Evangelische Kirche da auch sehr viele Bezüge hat. Aber dies gilt auch für Deutsche in Nord- und Südamerika. Je länger es dauert, bis Menschen sich verwurzeln, je länger es dauert, bis Menschen Freundschaften schließen im neuen Land, desto länger dauert auch dieser Prozess des Konservierens. Gerade deshalb ist es so toll, dass durch Ehrenamt und Willkommenskultur diese Kontaktfindung sich im Vergleich zu vergangenen Jahrzehnten deutlich beschleunigt hat.

#### Die zweite Generation als Akrobaten

Jetzt gehen wir einen Schritt weiter: Die zweite Generation – Menschen, die hier geboren sind, aber bei Eltern aufwachsen, die selbst Migranten sind und entsprechend hochmotiviert und konservierend oder konservativ. Diese zweite Generation besteht aus Menschen, die sich nicht mehr physisch bewegt haben. So wie ich zum Beispiel, ich bin hier im Ruhrgebiet geboren. Aber das sind Menschen, die sich seelisch und kognitiv sehr stark bewegt haben. Das sind Akrobaten und Akrobatinnen, wenn nicht Akrobaten-Jongleure. Die leben nämlich bei diesen konservativen, hochmotivierten Migranten. Das ist eine Herausforderung, in so einem Haushalt aufzuwachsen, denn diese Eltern haben zwei Erwartungen, die

abweichen von anderen Erwartungen, zumindest in ihrer Intensität. Erstens: Diese hochmotivierten Menschen erwarten von ihren Kindern ganz besonders viel Erfolg, Erfolg im Bildungssystem und Erfolg im Beruf. Das ist auch logisch. Sie haben sehr viel aufgegeben, und das hat sich alles nur gelohnt, wenn zumindest die nächste Generation erfolgreich ist. Gleichzeitig erwarten sie aber, dass man den Eltern gegenüber loyal bleibt. Man soll also genauso bleiben, wie die Eltern sind, und gleichzeitig in diesem neuen Land erfolgreich sein. Dies wird von den Kindern als Dilemma erlebt und gefühlt, besonders in der Jugendphase. Wir sehen an verschiedenen Menschen, die heute auf dem Podium sind, dass man das Dilemma bewältigen kann. Es ist nicht unlösbar, aber es fühlt sich folgendermaßen an: Bin ich erfolgreich, kann ich nicht loyal meinen Eltern gegenüber bleiben. Bleibe ich meinen Eltern gegenüber loyal, kann ich hier in Deutschland nicht erfolgreich werden. Und damit muss man irgendwie jonglieren. Man wird also richtig durchgeschüttelt und geschubst: Sei erfolgreich, bleib aber genauso, wie wir sind.

Was passiert jetzt in unserer Gesellschaft? Wenn ganz viele dieser Kinder, die diese Akrobatik hinbekommen haben, im Dilemma aufzuwachsen und zugleich in einer Gesellschaft, die sie eine lange Zeit nicht wollte und die permanent auch sagt: »Du bist gar kein richtiger Deutscher«, usw. Was passiert, wenn die ihren Platz in der deutschen Gesellschaft finden? Sie merken, ich rede schon lange nicht mehr über Migration, sondern längst über Integration. Und meine Damen und Herren, da hat sich eine Metapher etabliert, die auch mein Buch durchzieht. Es ist die Metapher vom Tisch. Stellen Sie sich unsere Gesellschaft vor als Raum mit einem Tisch. Es kommen neue Menschen in den Raum und das sind die Migranten. Das ist die erste Generation, und die sitzen meistens auf dem Boden. Sie sind fleißig und genügsam. Sie fordern nicht viel und wenn sie Glück haben, schaffen sie es noch an den Katzentisch. Mittlerweile schaffen wir es sogar, dass die erste Generation sich schon langsam an den Tisch setzt. Aber spätestens die zweite Generation setzt sich an den Tisch. Und sie möchte einen schönen Platz am Tisch und möchte ein Stück vom Kuchen. Und sie sind auch in der Lage dazu, denn sie sprechen deutsch, sie haben keine andere Heimat, sie kennen sich hier aus und sind gut integriert. Und mehr Menschen sind jetzt am Tisch und wollen ein Stück vom Kuchen und wollen einen schönen Platz. Also wer glaubt, dass es ausgerechnet jetzt harmonisch wird, der muss nur mal kurz überlegen, was man unter Integration genau versteht. Dafür haben politische Parteien alle gute Lösungen, zum Beispiel: Wir brauchen einen größeren Kuchen oder einen größeren Tisch oder wir holen mehr Stühle oder wir machen alles gleichzeitig. Das kriegen wir noch in den Griff. Aber das ist noch nicht das Ende vom Lied. Es geht nämlich weiter. Und an dem Punkt sind wir heute.

Wer sitzt alles am Tisch und will ein Stück vom Kuchen?

Spätestens ab der dritten Generation, aber häufig auch schon in der zweiten Generation fangen die Menschen, die neu am Tisch sitzen, an, Fragen zu stellen. Denen reicht dann unter Umständen nicht mehr ein Platz am Tisch und ein Stück vom Kuchen, sondern sie fragen, ob das überhaupt der richtige Kuchen ist. Sind das die richtigen Regeln hier, es sind doch jetzt andere Menschen am Tisch? Eine ganz andere Generation. Viel bunter, ganz anders. Ist das das richtige Rezept des Kuchens? Und dann gibt es andere wiederum, die sagen: »Nee nee, wir brauchen ein Leitrezept.« Und im Übrigen meine ich, dass das eine legitime Frage ist. Wer entscheidet eigentlich über das Leitrezept? Wer entscheidet eigentlich darüber, was deutsch ist und was nicht deutsch ist? Was ist die Identität dieser Tischgesellschaft? Und wer hat die Deutungshoheit? Wer darf das überhaupt alles entscheiden? Dann gibt es wiederum andere, die sagen: »Ojemeine, es ist alles total kompliziert. Wir wollen nicht mehr diese offene Tischgesellschaft. Wir wollen wieder eine geschlossene, das war viel einfacher früher.« Und an dem Punkt sind wir heute. Sie merken, dass wir heute diese Schließungstendenzen haben, also Menschen und Gruppen und Strömungen, die gegen die offene Gesellschaft sind. Das hat nichts damit zu tun, dass die offene Gesellschaft nicht funktionieren würde, sondern damit, dass die offene Gesellschaft sich etabliert hat und dadurch Folgeprobleme entstanden sind. Die Gesellschaft hat sich bewegt. Und das Konfliktpotenzial in der Gesellschaft steigt, *weil* und nicht obwohl Integration gelungen ist. Und auch das ist im Übrigen nur die halbe Wahrheit. In den gleichen zwei bis drei Jahrzehnten, in denen das passiert ist, was ich gerade beschrieben habe, dass sich Migranten, Männer und Frauen und ihre Kinder an den Tisch gesetzt haben, haben sich auch Homosexuelle und anders Sexuelle an den Tisch gesetzt. Homosexuelle saßen vorher schon am Tisch, sie durften nur nicht sagen, dass sie homosexuell sind. Jetzt dürfen sie es sagen. Aber auch anders Sexuelle, LSBTI, Menschen mit Behinderung, sitzen neu am Tisch und eben Migranten und Migrantinnen, ihre Nachkommen. Alle möglichen Menschen sitzen jetzt neu am Tisch und verändern dadurch die Tischgesellschaft. Es ist also noch komplexer, als gerade beschrieben, als es nur um Migranten und ihre Nachkommen ging. Und es wird noch komplexer, denn wir haben immer noch Menschen, die am Boden sitzen, und immer noch Menschen, die neu in den Raum kommen, und immer noch Menschen, die sich neu an den Tisch setzen und zufrieden sind mit diesem Stück vom Kuchen. Aber auch neue Menschen, die fragen, ob das überhaupt noch der richtige Kuchen ist. Die Gesellschaft wird so richtig komplex, weil so vieles gleichzeitig passiert und der Tisch sich eben ändert.



Wo wollen wir in Zukunft hin?

Am Ende komme ich zu drei Punkten. Der erste Punkt: Wenn ich jetzt beschreibe, dass sich das Konfliktpotenzial steigert durch gelungene Integration, dann muss ich natürlich sagen, dass Konflikte aus einer soziologischen Perspektive absolut nicht schlecht sind. Es war ja nicht so, dass Klerus und Adel und die reichen Großgrundbesitzer und Männer gedacht haben: »Weißte was, das ist doch voll Mist, wir haben die ganze Macht, das ganze Geld, wir dominieren die Frauen, ist doch voll blöd. Lass mal mehr teilen und dass alle auch mitmachen können. Lass mal Demokratie und Rechtsstaat machen usw.« Das war nicht so. Die größten Innovationen Europas, ich würde sogar so weit gehen zu sagen, das, was Europa überhaupt zu Europa gemacht hat, hat damit zu tun, dass hier Konflikte ausgetragen wurden und irgendwann sogar auch konstruktiv. Leider auch lange destruktiv. Aber irgendwann auch konstruktiv. Und das hat zu enormem Fortschritt geführt. Es geht also nicht darum, ob wir uns streiten. Wir müssen endlich einsehen, dass der Streit überhaupt nur deshalb stattfindet, weil es gut läuft. Es geht also nicht darum ob, sondern *wie*. Und deswegen würde ich sagen: Streitkultur ist der zentrale Punkt und nicht Leitkultur.

Zweiter Punkt: Wir leben nicht in einer gespaltenen Gesellschaft, sondern im Gegenteil. Es verdichtet sich am Tisch. Das Spannende ist nur: Verdichtung ist mindestens genauso anstrengend wie Spaltung. Aber es ist nun mal eine andere Diagnose und kann nicht mit der gleichen Medizin behandelt werden. Ich würde sagen, wir haben eine verdichtete Gesellschaft, und das ist genauso anstrengend wie eine gesplante Gesellschaft, aber es ist etwas Anderes. Und deshalb haben wir so viele Menschen, die auch sagen, früher war es besser: »Great again, Brexit, Empire: Wir waren mal stark, wir wollen wieder die Kontrolle haben, wir wollen wieder für uns sein.« Und die Grundthese davon ist: Früher war alles besser. Und das ist Quatsch!

Und damit bin ich beim dritten Punkt. Es geht um die Zukunft. Die muss in den Mittelpunkt gerückt werden. Denn ich habe gesagt, die Gesellschaft bewegt sich gerade ohnehin. Aber wir bewegen uns gerade ziemlich diffus. Und das Einfachste mit der Bewegung wäre, was Konstruktives zu machen, sich zu überlegen, wohin wir uns bewegen wollen. Das heißt, die Zukunft muss stärker in den Fokus geraten. Wo wollen wir hin? Wie wollen wir streiten? Am besten über die Zukunft streiten. Und wie sollen eigentlich die offene Gesellschaft, Zusammengehörigkeit und Zusammenhalt organisiert werden? Aber am besten auch über die drei großen Fragen: Globale Migration, Digitalisierung und Klimawandel. Und ich verrate kein Geheimnis, wenn ich es so beschreibe, dass die heute lebenden Menschen die ersten sind, die diese drei großen Herausfor-

derungen erleben und fühlen, und gleichzeitig die letzten Menschen sind, die das Schlimmste noch abwenden können. Und das ist der Grund, warum man alle drei Fragen gemeinsam denken muss. Es geht nicht nur um die Frage, wer dazugehört. Sondern auch darum, wo wir hinwollen. Wie wollen wir in Zukunft leben? Und am besten so, dass der Planet und unsere Werte aufrechterhalten bleiben. Im Augenblick steht die Zukunft für Horror. Und das muss ja eigentlich gerade Christen stören, wenn im Augenblick die Zukunft für alle nur aus einer Horrorvision besteht. Früher war es so, dass Zukunft für Hoffnung stand. Und das ist heute eben nicht so. Wir brauchen Hoffnung, denn mit Hoffnungen, das lernen wir von Flüchtlingen, erträgt man das Schlimmste eigentlich ganz gut. Wenn man die Hoffnung hat, dass das Schlimmste bald aufhört und alles besser wird. Aber ohne Hoffnung erträgt man nicht einmal den Wohlstand. Und ohne Wohlstand erscheint irgendwann die Vergangenheit verheißungsvoll, als wäre früher alles besser gewesen. Das aber regt mich so langsam auf, denn das, was früher Zusammenhalt und Zugehörigkeit organisiert hat, waren Zwänge und Unterdrückung. Zwänge haben darüber entschieden, wer dazugehört. Zwänge und Unterdrückung haben Zusammenhalt und Zugehörigkeit erzeugt. Dann haben über ein paar Jahrzehnte viele dafür gekämpft, Zwänge abzuschaffen und Unterdrückungsverhältnisse zu schwächen. Das ist gelungen, nicht in jedem Fall, aber doch in beträchtlichem Maße. Und jetzt stellen wir uns die Frage, was uns denn jetzt noch zusammenhält. Das ist eine falsch gestellte Frage. Die Frage muss sein: Wie schaffen wir es heute, Zusammenhalt und Zugehörigkeit für alle zu organisieren, ohne auf die überwundenen Zwänge und Unterdrückungen zurückzugreifen? Und dabei muss auf jeden Fall gelten, dass früher nichts besser war als heute – außer einem: die Zukunft. Und an der kann man noch was ändern.

*Zum Weiterlesen: El-Mafaalani, Aladin (2018): Das Integrationsparadox. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt. Köln: Kiepenheuer und Witsch.*

# Hört das nie auf?

## Antisemitismus in Deutschland

Gespräch<sup>1</sup> am Donnerstag, 20. Juni 2019, Opernhaus

Dr. Michael Blume, Referatsleiter für nichtchristliche Religionen und  
Beauftragter gegen Antisemitismus Staatsministerium Baden-Württem-  
berg, Stuttgart

Lamy Kaddor, Religionspädagogin, Islamwissenschaftlerin und  
Publizistin, Duisburg

Ralf Meister, Landesbischof, Hannover

Prof. Dr. Stefanie Schüler-Springorum, Direktorin Zentrum für  
Antisemitismusforschung, Berlin

Dr. Josef Schuster, Präsident Zentralrat der Juden in Deutschland, Berlin

### Moderation:

Dr. Klaus Holz, Generalsekretär der Ev. Akademien in Deutschland, Berlin

Klaus Holz: Wir haben in den Landeskirchen, in der EKD seit Jahrzehnten eine glasklare Haltung gegen Antisemitismus in Resolutionen, in Denkschriften und in dergleichen mehr zum Ausdruck gebracht. Das ist wirklich gut. Ich habe seit Jahrzehnten nichts aus der Riege unserer Bischöfinnen und Bischöfe wahrgenommen, das mich da irgendwie stutzig gemacht hätte. So weit, so gut.

Die Zahlen machen aber auch deutlich, dass wir unter protestantisch-gläubigen Kirchgänger\*innen etwa die gleichen Verhältnisse wie in der säkularen, in der katholischen usw. Bevölkerung haben. Was machen wir falsch oder zu wenig? Haben wir eine Differenz zwischen Kirchenleitung und Gemeinden? Der Stand der Dinge jedenfalls ist unbefriedigend.

Ralf Meister: Ich könnte zugespitzt die Frage stellen: Gäbe es einen Antisemitismus ohne das Christentum? Das ist rein spekulativ, denn ich würde trotzdem sagen: Vermutlich gäbe es ihn nicht. Das heißt: Den Kirchen kommt aufgrund ihrer 2.000-jährigen Geschichte durch Auslegung der Bibel, durch Haltung von Kirchenleitungen sowie vor allen Dingen durch Predigten ein großer Anteil an Narration in unserer Kultur zu,

<sup>1</sup> Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

die die Ausgrenzung des Judentums systematisch formuliert hat. Wenn wir dann trotzdem solche Ergebnisse nach 30, 40 oder 50 Jahren hören – der Kirchentag war Anfang der 1960er-Jahre ein Hotspot, wo solche Gespräche begonnen haben –, muss man sich mindestens zwei Fragen stellen.

Die eine Frage ist: Wie lernfähig sind eigentlich Gesellschaften, dass sie sich von dominierenden und prägenden Narrationen trennen, die ihre religiöse Haltung, ihre kulturelle Identitätsbildung und ihr Gemeinschaftsverständnis bestimmt haben?

Zweitens: Welche möglichen Handlungsszenarien bzw. welche neuen Geschichten, von wem erzählt, brauchen wir eigentlich, um indifferente und ambivalente Menschen zu erreichen?

Stefanie Schüler-Springorum: Man müsste sich gerade mit Blick auf die Bildungs- oder die Präventionsarbeit fragen, was das Ziel sein kann, und zwar angesichts dieser Befunde und angesichts der Geschichte, dass Antisemitismus zu 2.000 Jahren christlicher Kultur intrinsisch dazugehört. Es ist völlig unrealistisch zu glauben, dass wir alles aus den Köpfen bekommen, aber wir brauchen ein Bewusstsein davon. Im Übrigen bin ich inzwischen ein großer Fan der staatlichen Repressionsorgane, wenn es um Straftaten geht. Dafür brauchen wir auch keine neuen Gesetze, die existierenden reichen völlig aus, wenn sie angewendet werden.

Aus diesem Grunde finde ich den Begriff »Ressentiment« und die damit angesprochene Gefühlsebene wichtiger als »Vorurteil«. Denn »Vorurteil« insinuiert: Man muss nur sagen, wie es wirklich ist, und dann ist alles gut. – Anscheinend funktioniert das nicht. Das wissen wir auch aus den 1920er-Jahren, als genau das probiert wurde.

Schuster: Ich denke, dass das A und O beim Alltagsantisemitismus ist – und das betrifft nicht nur Antisemitismus, sondern auch Rassismus, Fremdenfeindlichkeit oder Homophobie –, dass es um Zivilcourage geht. Das heißt, sich in Sachen Zivilcourage am Stammtisch, im Freundeskreis, im Bekanntenkreis, wenn entsprechende Äußerungen fallen, klar zu positionieren und klar zu sagen: Weißt du eigentlich, was du jetzt gesagt hast? Bist du dir im Klaren darüber, wie du dich hier artikuliert und geäußert hast? – Das ist ein ganz entscheidender Schritt, um im Alltag gegen Antisemitismus vorzugehen.

Elisabeth Krause-Vilmar (Anwältin des Publikums): Ein erster Fragekomplex bezog sich gleich auf den Titel »Hört das nie auf?« – Ist es immer dasselbe, das nie aufhört, oder haben wir es im Moment mit neuen Formen des Antisemitismus zu tun?

Der zweite Fragekomplex bezog sich auf Israelkritik und Antisemitismus: Inwieweit kann das voneinander abgegrenzt werden?

Schüler-Springorum: Ich möchte auf zwei Aspekte eingehen.

Erstens beschäftigt sich meine eigene Forschungsarbeit im Moment mit der spanischen Vormoderne, was vielleicht erstaunlich klingt, und zwar mit den sogenannten Blutreinheitsgesetzen, die sich auch auf Europa auswirkten und die im Grunde bedeuteten, dass man diese Trennung – es gab den christlichen Antijudaismus und dann den modernen Antisemitismus, der plötzlich säkular ist – meiner Meinung nach nicht machen kann. Auch der christliche Antijudaismus hat spätestens seit 1440 einen rassistischen Anteil und wird auch offensiv von Kirchen und von Theologen rassistisch begründet. Das haben wir viel zu wenig zur Kenntnis genommen. Das gilt natürlich umgekehrt auch: Die säkulare Moderne ist nicht so unchristlich, wie wir immer tun. Dafür sitzen wir hier.

Der andere Punkt ist – da gehen die Meinungen der Expertinnen und Experten übrigens auseinander –: Sehr viele reden von einem neuen Antisemitismus, der sich vor allen Dingen nach dem Holocaust konstituiert habe, und insinuieren, die Juden würden quasi den Holocaust für ihre Zwecke ausnutzen. Der andere Teil des neuen Antisemitismus ist der Hass auf Israel.

Meister: Dem würde ich voll zustimmen. Wir waren innerhalb der Kirche bzw. in der Geschichte der Kirche etwas in einer theologischen Halbdistanz, wenn wir vom sogenannten Antijudaismus sprachen und damit meinten, wir könnten eine Grenze zum modernen Antisemitismus ziehen. Dass das wissenschaftlich destruiert worden ist, dass man schon bei Martin Luther zeigen kann – Sie sprachen gerade die Blutreinheitsgebote an –, dass wir bei ihm nicht nur die »theologisch-geistliche Verzweiflung« sehen, dass sich Juden nicht missionieren lassen, sondern dass er schon rassistische vormoderne Formen des Antisemitismus anwendet, ist aus meiner Sicht ein ganz wichtiges Zeichen mit Blick auf die Relativierung dieser Halbdistanz.

Wenn man das fortführt, kann man sagen, dass bis hin in den rassistischen Antisemitismus in Zeiten des Nationalsozialismus oder schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter völkischen Gesichtspunkten Theologen »an vorderster Front« waren.

Es gibt eine ganz lange und kulturprägende Geschichte, die vom Christentum ausgegangen ist. Diese Geschichte lebt in den Echokammern unserer Kultur weiter. Wir werden darauf nicht verzichten, aber um diese zu transformieren, braucht es mehr als eine Generation. Da sind die Kirchen die wichtigsten Träger der Transformation dieser Geschichte. Wir merken: Wir schaffen es nicht. – Wenn Sie sich manchmal moderne

Predigten anhören, denken Sie, Sie seien 60 Jahre zurück. Da müssen wir intervenieren; da müssen wir deutlicher sein.

Schuster: Zur Israelkritik: Ich glaube, die Differenzierung ist gar nicht so schwierig, wie man es landläufig vielleicht meint. Für mich ist erst einmal der Begriff der Israelkritik bemerkenswert. Ich kenne das nicht von anderen Ländern. Ich habe noch nie von Koreakritik oder von Syrienkritik gehört.

Aber ich glaube, dass man bei dem Begriff einfach differenzieren muss. Unproblematisch in meinen Augen ist sachliche Kritik an Entscheidungen der israelischen Regierung. Das Parlament in Israel ist – das wird niemand bestreiten – demokratisch gewählt. Daraus bildet sich eine Regierung, und diese Regierung trifft Entscheidungen. Diese Entscheidungen kann man gut finden oder schlecht finden, und man kann sie selbstverständlich ohne Wenn und ohne Aber kritisieren. Nicht jeder ist mit allem, was Herr Netanjahu macht, einverstanden. Ich habe mir sagen lassen, dass auch nicht jeder – einschließlich meiner Person – mit allem, was unsere Bundesregierung entscheidet, einverstanden ist. Sich darüber kritisch zu äußern ist völlig legitim.

Dabei sollte man natürlich ein bisschen im Blick haben: 3.500 km entfernt redet es sich ein bisschen leichter als in der Situation selbst.

Wo Kritik an Israel die Schwelle zum Antisemitismus überschreitet – das hat Nathan Sharansky mit seiner Drei-D-Theorie, wie ich finde, gut dargelegt: An den drei D kann man differenzieren, ob es sich um eine legitime Kritik handelt, oder ob man etwas anderes zum Ausdruck bringen will: wenn es darum geht, Doppelstandards zu stellen, also an Israel andere Maßstäbe als an andere Länder anzulegen, wenn ich in meinen Äußerungen das, was Israel tut, dämonisiere oder wenn ich gar delegitimiere, also das Existenzrecht Israels in Abrede stelle.<sup>2</sup> Hierbei müssen wir feststellen, dass insbesondere im politisch linken Spektrum gern versucht wird, auf diesem Wege »Israel« zu sagen und »Juden« zu meinen.

Holz: Frau Kaddor, Rassismus und Antisemitismus sind ganz unterschiedliche Dinge; sie verbindet jedoch, dass der Rassismus eine bestimmte Gruppe von Menschen – gegenwärtig besonders von Menschen mit Migrationshintergrund, wie das heute heißt, und von Menschen mit anderer Hautfarbe, was faktisch viele Menschen muslimischen Glaubens bzw. muslimischer Herkunft umfasst – zum Opfer von Straf- und Gewalttaten macht. Warum gibt es eigentlich nicht von allein eine viele stärkere Solidarisierung von Menschen, die von Rassismus bedroht werden, mit Menschen, die vom Antisemitismus bedroht werden? Im Grun-

<sup>2</sup> Natan Sharansky: Anti-Semitism in 3D. In: Jerusalem Post, 23.02.2004.

de genommen darf man die Frage selbstverständlich auch umgekehrt stellen: Warum eigentlich gibt es mit Blick auf diese Bedrohung durch die Mehrheitsgesellschaft, die sich zumindest als Mehrheit sieht, so wenig Solidarisierung?

Lama Kaddor: Ich glaube wirklich, dass sich in letzten Jahren doch etwas getan hat, aber nicht genug. Aber ich glaube schon, dass sich die Erkenntnis durchgesetzt hat, dass sich Minderheiten – egal, ob religiöse, ethnische oder sonstige Minderheiten – sich mindestens darin einig sein sollten, dass man gemeinsam gegen Anfeindungen und Diskriminierungen angehen sollte.

Das tun inzwischen auch Muslime. Die Einsicht ist tatsächlich gewachsen zu sagen: Es gibt – bei vielen leider fälschlicherweise – die Annahme, dass man als Muslim der »neue Jude« sei. Ich finde es tragisch, schlimm und falsch, das so zu sagen, auch wenn es natürlich Parallelen oder Ähnlichkeiten bei der Abwertung bzw. beim Abwertungsmechanismus gibt. Andererseits sind wir alle mitten in einem Diskurs, der zum Teil schon versucht, diese beiden Minderheiten gegeneinander auszuspielen. Das möchte ich auch deutlich sagen: Es ist, ehrlich gesagt, sehr schwierig, sich einerseits – ich meine nicht mich persönlich; ich kann mich positionieren – als Muslim oder Muslimin zu positionieren, der oder die selbst Anfeindungen erlebt, die deutlich und auch hässlich sind, und andererseits so stramm und selbstverständlich demokratisch und solidarisch zu sein – und auch empathisch; da sind wir wieder bei der Begrifflichkeit –, um zu sagen: Natürlich mache ich mich stark gegen Antisemitismus, denn das geht selbstverständlich genauso wenig.

Ich glaube aber trotzdem, dass sich inzwischen in ganz vielen Initiativen die Erkenntnis und die Einsicht durchgesetzt haben, dass man da sehr viel mehr machen muss und dass es zwischen Judentum und Islam sowie zwischen Muslimen, Juden und Jüdinnen sehr viel mehr Verbindendes als Unterschiede gibt.

Schuster: Ich greife das gern auf. Es gibt eine Partei – wir können den Namen nennen –, die AfD, die einen völlig falschen Versuch gemacht hat: mit der Überlegung »Der Feind meines Feindes ist mein Freund« und der Vorstellung, dass Muslime und Juden sich von Haus aus erst einmal feindselig gegenüberstehen. Fakt ist – das will ich gar nicht kleinreden –, dass mit dem Kreis der Menschen, die zu uns gekommen sind, insbesondere bei denen mit einem arabischstämmigen Hintergrund, Vorurteile, Ressentiments und mehr gegen Juden und gegen Israel – Israel ist erst einmal das Feindbild per se; Juden sind es auch –, zu uns gekommen sind und dass diese Vorurteile sicherlich nicht an der österreichisch-deutschen Grenze einfach abgelegt wurden.

Auf der anderen Seite will ich auch darauf hinweisen – 25 Jahre sind seit dem Anschlag in Solingen vergangen –, dass als erster nicht-muslimischer Repräsentant einer meiner Amtsvorgänger, Ignatz Bubis seligen Angedenkens, vor Ort war. Es gibt in keiner Weise *das* Vorurteil von Juden gegenüber Muslimen. Ich bin überzeugt – nicht *der* Islam ist gegen Juden –, dass es Teilgruppen der Muslime gibt, die tatsächlich Vorurteile haben. Das wissen wir, und daran muss gearbeitet werden. Aber das, hoffe ich, hat man auch in muslimischen Kreisen verstanden.

Holz: Wir kennen in der Antisemitismusforschung den »Antisemitismus der anderen«. Dafür sind gerade Leute wie ich besonders anfällig: gut gebildete Bürgerliche, die insbesondere gern den Antisemitismus der anderen sehen, also im islamischen Bereich, bei Islamisten oder wo auch immer. Man skandalisiert den Antisemitismus der anderen, verstärkt damit die rassistische Ausgrenzung, übergeht aber den Antisemitismus in den eigenen Bezugsgruppen. Nehmen Sie das in Ihrer Rolle als eine der prominenten Vertreterinnen des deutschen Islams wahr?

Kador: Ja, andauernd. Vielleicht sind es auch Entlastungsvorgänge, wie ich sie nenne, oder Entlastungsargumente, die dann immer wieder kommen, eine Form von Schuld, die man aufgrund antisemitischer Vorurteile oder Einstellungen hat, und die man gern an eine in Wirklichkeit viel kleinere Minderheit weitergeben wollen würde, indem man sagt: Die haben halt ein Problem, denn die sind so und so. Sie können gar nicht anders, weil im Koran dieses oder jenes steht bzw. ihr Glaube dieses oder jenes sagt.

Inzwischen müsste jeder verstehen, dass es eigentlich ein durchschaubarer Versuch ist, vielleicht eine gewisse Verantwortung von sich zu weisen. Noch einmal: Ich bin hier geboren und aufgewachsen. Selbstverständlich fühle ich mich auch dafür verantwortlich, Antisemitismus zu bekämpfen. Ehrlich gesagt, bestärkt mich mein Glaube eher darin, genau das zu tun. Ich tue das nicht, weil ich selbst angefeindet werde. Ich habe mich lang mit dem Antisemitismus beschäftigt, bevor ich selbst Islamfeindlichkeit erfahren habe. Ich bin letztlich – das wissen vielleicht einige von Ihnen – selbst von Antisemitismus betroffen. Unsere beiden Kinder haben einen jüdischen Kindergarten besucht. Während meiner Studienzeit wurde mir dauernd gesagt: Du sprichst zu gut Deutsch und zu gut Arabisch; das ist ja suspekt, du bist bestimmt Jüdin.

Wir erreichen Menschen nicht mit Vernunft, wenn sie solche Einstellungen und solche Emotionen haben. Ich glaube: Das Beste ist tatsächlich, Gegennarrative zu prägen und für möglichst viele Begegnungen zu sorgen. Aber diese Gegennarrative sind, ehrlich gesagt, das Wichtigste.

Ich fühle mich unwohl, dass Herr Schuster hier oben sitzt. Ich finde es



eigentlich nicht gut, dass er die Fragen zu Israel beantworten muss oder soll, auch wenn er das tut und es auch super macht. Aber eigentlich ist das unser Problem und nicht unbedingt sein Problem.

Holz: Sie haben völlig recht, Frau Kaddor. Es gab tatsächlich im Hintergrund eine Debatte dazu. Ich war zunächst der Meinung: Bitte nicht, das ist der Sache nach falsch. Aber Sie sind so souverän, Herr Schuster, dass wir selbst mit solchen Schwierigkeiten gut umgehen. Danke dafür.

Michael Blume: Ich kann das, was Lamya gerade geschildert hat, so bestätigen. Ich habe am Anfang gedacht, als ich das Amt auch auf Vorschlag der jüdischen Gemeinden angetreten habe: Jetzt geht es um die Sache. Aber von wegen. Es hieß vom ersten Tag an: Aha, ein Christ, mit einer Muslimin verheiratet, und die Juden wollen ihn haben? Da gibt es eine Verschwörung.

Sie können im Internet sehen, wie viel Hass es gab. Ich hatte schon vorher einen Eintrag auf der Reichsbürger-Seite »Nürnberg 2.0«. Auf der gleichen schwarzen Liste, auf der Herr Lübcke stand, war ich schon vorher drauf. Mit Blick auf das, was seitdem dazugekommen ist, muss man sagen: Es geht gar nicht um die Sache. Es geht von vornherein um Emotionen und um Hass.

Vielmehr müssen Sie eine schlechte und falsche Erzählung durch eine bessere und wahre Erzählung ersetzen. Ich sage den Leuten inzwischen: Im Wort »Antisemitismus« steckt Shem, also Sem drin. Den kennt man aus der Bibel. Dann sind die Ersten ganz überrascht. Das Judentum hat eine Menge dazu zu sagen, was dieser Sem eigentlich gemacht hat. Sem ist in der jüdischen Überlieferung vom Talmud bis Amos Oz und Jonathan Sacks kein Begründer einer Rasse und kein Begründer von Sprachen, sondern der Erste, der eine Schule bzw. ein Lehrhaus errichtet hat. Er hat allen Menschen Alphabetschrift gelehrt: Abraham, seinen Nachfahren und sogar dessen Sklaven.

Das Zweite: Er hat nicht irgendetwas gelehrt. Das Judentum gab es noch nicht; das alles kam erst später. Die sieben Noachidischen Gebote, den Bund mit dem Regenbogen, dass alle Menschen gleich sind, dass alle Menschen zu Gott kommen können, kann ich aus Zeitgründen nicht herunterrasseln. Eines möchte ich ansprechen: Errichtet einen Rechtsstaat! – Ich war beim Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe und habe gesagt: »Wenn ihr Recht gerecht auslegt, seid ihr in dem Sinne Kolleginnen und Kollegen von Sem.« Das ist übrigens auch die Erklärung dafür, warum Antisemiten immer auch, aber niemals nur Juden angreifen. Antisemiten wenden sich immer gegen den Rechtsstaat, gegen die Wissenschaft, gegen Ärzte.

Es beginnt schon bei der Holocaust-Pädagogik; wenn man darüber

nachdenkt, stellt man fest, dass das ein schreckliches Wort ist. Ich bin oft an Schulen. Wenn ich in eine Klasse komme und sage: »Eure Vorfahren haben die Juden umgebracht«, ist die Klasse sofort gespalten. Ein Teil sagt: »Das geht mich gar nichts an.« »Das ist 70 Jahre her. Wer redet über meine Diskriminierungen?«

Dann muss man sagen: »Was damals geschehen ist, geht euch an – egal, woher ihr kommt. Denn das, was damals passiert ist, geht uns alle als Menschen an.« – Wenn wir dagegen aufstehen und gegen den Antisemitismus ankämpfen, ist das der beste Schutz gegen Rassismus, gegen Unbildung und gegen Hass generell. Herr Lübcke ist umgebracht worden, weil Leute an eine Weltverschwörung glauben. Wenn ich gefragt werde: »Herr Blume, es ist nett, dass Sie das machen, aber warum für diese 9.000 Mitglieder der jüdischen Gemeinden, die wir in Baden-Württemberg haben?«, antworte ich: »Ich mache das auch, aber nicht nur für die 9.000, ich mache das für die elf Millionen Menschen in Baden-Württemberg.« Denn das ist unsere Aufgabe. Wenn wir den Hass und den Antisemitismus nicht wegbekommen – nicht durch Schuldgefühle, sondern durch Aufklärung –, sind wir alle in Gefahr. Das geht jeden an. Man sollte sich mit der Shoah nicht aufgrund eines Schuldgefühls befassen, sondern aufgrund der Verantwortung für unsere gemeinsame Zukunft.

Schuster: Ich gebe Ihnen, Herr Blume, völlig recht. Aber ein Punkt ist mir in diesem Zusammenhang auch sehr wichtig: Das Thema »Shoah, Holocaust, Nationalsozialismus« ist ein wichtiges Thema, aber wir müssen auf der anderen Seite aufpassen, dass Juden durch dieses Thema nicht nur in der Opferrolle dargestellt werden. Mir ist auch wichtig, darauf hinzuweisen – das ist auch ein Thema gegen Antisemitismus –, dass Juden in Deutschland nicht irgendeine Neuerfindung von 1933 bis 1945 sind – vorher gab es keine, und nachher gibt es keine mehr –, sondern dass es sehr wohl schon viele Jahre vorher jüdisches Leben in Deutschland gab. Wir werden in zwei Jahren, 2021, auf 1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland zurückblicken können. Mir ist es genauso wichtig, das auch zu zeigen, um Juden nicht nur in der Opferrolle zu sehen.

Kaddor: In der Vorurteilsforschung und auch in der Pädagogik weiß man, dass man vor allen Dingen versuchen soll, Solidarisierungs- und Empathisierungsprozesse anzustoßen, vor allem wenn man darauf hinweist, dass man diesen *Otherings*-Prozess, dieses »Verändern« des Gegenübers möglichst vermeiden soll. Ich leite gerade eine Studie zur Islamfeindlichkeit und habe vorher zum Antisemitismus unter Muslimen gearbeitet. Dort ist es zum Beispiel ein durchgängiges Bild bei Jugendlichen, dass sie von Muslimen immer als »die anderen« sprechen. Auch daran sieht man: Sprache prägt letztlich unsere Realität. Mit Sprache soll-

te es aus meiner Sicht anfangen. Dass wir gerade genau das Gegenteil erfahren, dass wir nämlich gerade in einem Zeitalter leben, in dem Sprache zunehmend härter wird und in dem Menschen zum Teil Sprache verroht wiedergeben, in dem Menschen glauben, die besonders schrill und laut rufen, entsprechende Aufmerksamkeit zu bekommen – das bekamen sie und das bekommen sie immer noch –, bringt mich dazu zu fordern, da mal aufzuklären: Nicht derjenige, der am lautesten schreit, hat Recht. Das kann er meinetwegen zweitausendmal wiederholen, er kann meinetwegen eine eigene Partei gründen und auch gewählt werden, aber trotzdem behält er nicht Recht.

Man sollte vielmehr versuchen, das Gegenteil zu bestärken: Im Menschsein, in bestimmten Eigenarten und in unserer Verletzlichkeit sind wir sehr ähnlich. Viele denken – gerade wenn das ressentimentbeladen ist –, sie seien ohnmächtig: gegen die bösen Juden, gegen die bösen Muslime, gegen Sinti und Roma, gegen Frauen usw. Sie haben das Gefühl, dass sie gegen niemanden mehr ankommen, weil sie sich ohnmächtig fühlen. Zu versuchen, ihnen diese Ohnmacht zu nehmen, ihnen mehr Sicherheit und – das klingt vielleicht bescheuert, aber wir sind auf dem Kirchentag – mehr Liebe, ein bisschen mehr Achtung und Wertschätzung entgegenzubringen – damit kann man Menschen durchaus erreichen und, ehrlich gesagt, gerade junge Menschen. Ich finde: Auf dem Kirchentag macht es sich gut, für mehr Liebe zu werben, gerade wenn man Muslimin ist.

Diana S. Freyer (Anwältin des Publikums): Für uns ist spürbar, dass folgende Fragen das Publikum beschäftigen: Wie gehen wir weiter? Was können wir nun tun? Was kann jede und jeder von uns selbst tun?

Zweitens wurde nach der Stimmung und nach der Lage in jüdischen Gemeinden gefragt. Sind Menschen schon aufgrund des zunehmenden Antisemitismus gegangen? Sitzen Menschen auf gepackten Koffern?

Meister: Unsere Diskursthematik in Deutschland ist manchmal davon geprägt, dass wir als Pädagogen, Theologen und Historiker so lange diskutieren und sich nichts ändert. Also: Die großen Fragen klein lösen, auch in den kleinen Schritten lösen, auch in den ganz kleinen Schritten lösen. Die fangen persönlich an. Ich habe eben wunderbare Statements gehört, die ich gern mitnehme und als Teil einer guten Geschichte weitererzähle – für mich selbst, aber auch in den Bereichen, in denen wir selbst verantwortlich sind.

Wir werden nicht mit der Offensive aufhören – das sage ich nur für meine Kirche –, in jede Gemeinde zu gehen und für die Überwindung – ich sage es allgemein – gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit und Antisemitismus zu lehren, zu mahnen, aufzuklären, zu bilden und auch

zu sagen: »Es gibt rote Linien. Es gibt auch Widerstand. Es gibt absolute Grenzen, und für die steht ihr auch.«

Mein Eindruck ist, dass das auch wirkt – nicht so, wie wir es uns manchmal wünschen nach dem Motto: Es gibt eine Rundverfügung an alle Kirchengemeinden, und dann sagen sie, dass sie darauf gewartet hätten und endlich wüssten, was sie tun sollten. – In der evangelischen Kirche passiert dann immer das Gegenteil.

Holz: Ich will eine ganz einfache und ganz konkrete Übung nennen. Das weiß man kaum: 1934 haben die Nazis unser Buchstabieralphabet und damit die Art, wie wir buchstabieren, verändert. Aus »D wie David« wurde »D wie Dora«, aus »S wie Samuel« wurde »S wie Siegfried« und aus »N wie Nathan« wurde »N wie Nordpol«. Das verwenden wir heute noch. Auch ich ertappe mich dabei, weil es sich einfach tradiert hat. Die Nazis haben damals die jüdischen Namen aus unserer Buchstabiertabelle herausgenommen. Jeder und jede von uns kann einfach »Nathan« bringen, wenn man bei »N« ist. Das ist ein biblischer guter Prophet und der Namensgeber des Buches »Nathan der Weise« von Lessing. Bringen wir »Nathan« wieder.

Schuster: Bei der Frage nach der Auswanderung gab es den Aufruf des israelischen Ministerpräsidenten nach den Anschlägen in Paris 2015, Juden mögen Frankreich verlassen. Frankreich hat eine jüdische Population von ungefähr 600.000 Menschen. Tatsächlich haben 6.000 – das ist ein Prozent – Frankreich verlassen. In Deutschland merken wir aktuell keine verstärkte Auswanderung aus politischen Gründen. Es gibt Menschen, die aus religiösen oder privaten Gründen nach Israel umziehen wollen; das ist im Wesentlichen unverändert. Aber ich habe mir ein bisschen folgendes Bild ausgemalt: Es gab die gepackten Koffer. Es gab die Phase der ausgepackten Koffer. Man ist angekommen. Ich würde es im Moment so definieren, dass der eine oder andere schon mal wieder schaut, wo er den leeren Koffer denn hingestellt hat, ohne dass er ihn jetzt schon packt.

Holz: Was auch immer uns als Nichtjuden, als Kirchentagsbesucherinnen und -besucher bei diesem Thema beschäftigen mag, ich würde gern festhalten: Die Empathie mit denen, die bedroht sind, die bedroht werden, potenziell weiter bedroht sein werden, sollten wir uns auch als Christinnen und Christen nicht abspenstig machen lassen.

## 30 Jahre Mauerfall

### Wie gerecht geht es zu in der Republik?

Gespräch<sup>1</sup> am Freitag, 21. Juni 2019, Westfalenhallen, Halle 2

Angela Elis, Moderatorin und Buchautorin, Berlin  
Dr. Franziska Giffey, Bundesfamilienministerin, Berlin  
Frank Richter, Theologe und Bürgerrechtler, Meißen  
Ullrich Sierau, Oberbürgermeister, Dortmund  
Torsten Zugehör, Oberbürgermeister, Lutherstadt Wittenberg

#### Moderation:

Andrea Ballschuh, Fernseh- und Radiomoderatorin ZDF, Mainz

Andrea Ballschuh: 30 Jahre Mauerfall, das ist ein Thema, was viele hier sehr stark beschäftigt, denn an der friedlichen Revolution in der DDR hatten evangelische Christen einen großen Anteil. Gibt es 30 Jahre nach dem Mauerfall immer noch Grund zum Feiern?

Franziska Giffey: Natürlich haben wir Grund zum Feiern. Aus meiner Sicht ist der Mauerfall der Glücksfall des letzten Jahrhunderts und nicht hoch genug zu schätzen. Das ist ja auch ein politisches Erbe, das wir haben. Es sind Menschen damals auf die Straße gegangen, die gekämpft haben für freie Meinungsäußerung, für ein demokratisches Land. In den letzten Jahren ist so viel geschafft worden, nachdem das gelungen ist. Und ich finde immer wichtig, bei allem, was vielleicht noch trennt, auch zu betonen, dass Menschen sehr, sehr viel gearbeitet haben, um da zu sein, wo wir heute sind – sowohl in Ost als auch in West –, und darauf auch ein bisschen stolz zu sein. Ich glaube, das tut uns allen auch einmal gut.

Frank Richter: Ja, ich habe ganz glückliche Gefühle und kann das nur bestätigen, was Frau Giffey sagte: Der Mauerfall ist nicht vom Himmel gefallen. Der Mauerfall hatte eine Vorgeschichte und deswegen erinnere ich mich besonders gerne an das, was Sie auch gesagt haben, nämlich an die Friedliche Revolution. Die Friedliche Revolution hat im Osten Deutschlands, in der DDR, stattgefunden, dank vieler begünstigender

<sup>1</sup> Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

außenpolitischer Umstände, die man alle mitdenken muss. Aber vollzogen wurde diese Revolution von den Menschen im Osten selbst. Da ging es nicht gleich um den Mauerfall. Der war ja zu Beginn dieser revolutionären Veränderung gar nicht absehbar. Da ging es tatsächlich um Freiheit, da ging es um Rechte, da ging es um Bürgerschaftliches, um Solidarität. Daran zu erinnern ist mindestens genauso wichtig, wie an den größten Glücksfall der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert. Ich zitiere gerne einen Historiker, Herrn Henke aus Dresden, der gesagt hat, die friedliche Revolution in der DDR hat die moralische Substanz, die Deutschen am Ende des 20. Jahrhunderts mit sich selbst zu versöhnen. Das ist eine steile These. Er meint, am Ende dieses 20. Jahrhunderts, in dem die Deutschen einiges angerichtet haben, um mich vorsichtig auszudrücken, kriegen sie eine friedliche Revolution hin, verändern die Gesellschaft, ohne dass ein Tropfen Blut fließt; unter der Überschrift *Selig, die keine Gewalt anwenden*. Meine Damen und Herren, liebe Christinnen und Christen, das ist der Grund zu feiern.

Ullrich Sierau: Ich glaube, es ist schon klargeworden, dass wir auf diesen Mauerfall lange hingearbeitet haben. Das hat mit der Ostpolitik von Willy Brandt angefangen, der hat sozusagen den Rahmen gesetzt. Aber es ist völlig richtig: Die endgültige Initiative, bis hin zum Schabowski-Augenblick, ist auf den Straßen Ostdeutschland im Prinzip erkämpft worden. Und ich glaube, das ist etwas, auf das wir gemeinsam stolz sein können. Als jemand, der in Halle an der Saale geboren ist, bin ich sehr froh darüber, dass diese Wiedervereinigung zum Tragen gekommen ist. Auf der anderen Seite müssen wir aber auch daran arbeiten, dass das, was uns gemeinsam noch beschäftigt, auch gemeinsam aufgearbeitet wird. Es gibt nicht nur Ungerechtigkeiten im Osten, die gibt es auch im Westen, und wir müssen eine gesamtdeutsche Politik entwickeln, um da endlich rauszukommen. Die Mauer ist physisch weg, aber zum Teil ist die Mauer im Kopf durch unterschiedliche Bewegungen wieder ein Stück aufgebaut worden. Und ich glaube, es ist unsere Aufgabe, gemeinsam daran zu arbeiten, dass das endgültig beseitigt wird. Wir sollten jetzt daran arbeiten, dass wir auch eine gemeinsame Republik aufbauen, die diese ganzen Dinge noch wegarbeitet, die uns im Augenblick teilweise belasten. Aber nicht getrennt nach Ost und West, sondern gemeinsam. Ich glaube, dass das Bewusstsein dafür entstehen muss.

Torsten Zugehör: Ich war zu der Zeit, als die Mauer fiel, 17 Jahre alt. Mit 17 hat man nicht nur Bürgerrechte im Kopf, da denkt man auch über andere Dinge nach. Aber das ist auch ein Teil meiner Biografie. Das hat uns natürlich bewegt und uns ganz viel Freiheit geschenkt. Da schwappte so ein Mut hoch. Man begann, so einfach aufzubegehren. Und wir

orientierten uns auch an denen, die ein bisschen älter und ein bisschen mutiger waren.

Wenn ich auch in die eigene Familie schaue – ich bin so groß geworden, dass ich immer mal von einer Tante ein sogenanntes Westpaket bekommen habe. Sie kennen alle die Geschichten, wenn die Wohnung dann anders riecht. Das sind so Dinge. Das kann aber nicht ersetzen, dass man irgendwann seine Tante mal in den Arm nimmt. Oder dass wir die Schwestern meines Vaters, die ausgereist sind, nicht sehen konnten. Das war dann nach dem Mauerfall, nach der Deutschen Einheit, wieder möglich. Ich glaube, dass diese Dinge in den Familien eine ganz große Rolle spielen und auch Grund zum Feiern sein müssen. Daneben hat sich unsere Stadt unglaublich entwickelt. Wir können dafür dankbar sein. Es gibt selbstverständlich großen Grund zur Dankbarkeit und zum Feiern.

Angela Elis: Für mich ist es immer noch ein ganz großartiges Ereignis. Ich habe die DDR ja als Kind, als Jugendliche erlebt, und für mich war es furchtbar, dass ich bevormundet wurde, dass ich nicht reisen konnte. Und was ich auch als ganz schrecklich in Erinnerung habe, war die Willkür. Man konnte etwas Kritisches sagen und es passierte nichts, aber man konnte auch etwas Kritisches sagen und man landete im Gefängnis, und dann wurde man zum Teil so behandelt, dass man da nicht gesund wieder rauskam. Insofern ist und bleibt der Mauerfall für mich ein ganz großartiges Ereignis, an das wir uns nicht oft genug erinnern können.

Ballschuh: Man hat aber das Gefühl, dass es zum Teil immer noch die Mauer in den Köpfen gibt, selbst 30 Jahre später. Herr Sierau, wie denkt man denn hier in Dortmund über die Ostdeutschen? Gibt es da gewisse Vorurteile, die immer noch in den Köpfen hängen?

Sierau: Es gibt *die* Ostdeutschen genauso wenig wie *die* Westdeutschen. Ich glaube, jetzt können wir schon ganz gut differenzieren. Eine Gruppe ist gar nicht vorgekommen, das sind die »Wossis«, also die, die sozusagen hin und her wechseln. Wir sind viel stärker verwoben untereinander, als das jetzt bei dieser Ost-West-Diskussion deutlich wird. Insofern gibt es hier erstmal eine Freude über die Wiedervereinigung.

Es hat bei uns aber eine Diskussion gegeben, dass im Sinne der Solidarität auch Geld zusammengebracht wurde, um im Osten etwas aufzubauen. Das hat natürlich zu Diskussionen bei uns im Westen geführt, insbesondere wenn Städte wie Oberhausen dafür Kredite aufnehmen mussten und nicht mehr genug Geld hatten, bei sich die Infrastruktur zu ertüchtigen. Das ist eine Diskussion, die natürlich auch das Verhältnis belastet hat. Und das ist aus meiner Sicht auch ein Hinweis darauf, dass es ein gewisses Missmanagement gegeben hat bei der Vereinigung.

Ansonsten gibt es, glaube ich, keine Vorbehalte in dem Sinne »Besserwessi« und »Jammerossi«. Ich glaube, wenn die Besserwessis in den Osten fahren, werden sie auch nicht immer als Besserwessi betrachtet, sondern es hängt eher von der Frage ab, wie man miteinander umgeht. Wir müssen auch gucken, dass wir wieder ein bisschen mehr Respekt entwickeln und ein gemeinsames Vertrauen in die Zukunft. Und ich hoffe, dass das hier am Kirchentag auch passiert. Das ist aus meiner Sicht ein ganz wichtiger Ansatz, eine ganz wichtige Aufgabe.

Ballschuh: Aber »Ossis« und »Wessis« scheinen doch noch unterschiedlich zu ticken, auch wenn wir uns das politisch anschauen. Man könnte das Gefühl bekommen, dass Deutschland politisch ein bisschen auseinanderdriftet. Der Osten wird zunehmend blau, der Westen immer grüner, das zeigen die Wahlergebnisse in Ost- und Westdeutschland bei der Europawahl im letzten Monat. Herr Richter, was ist da los im Osten?

Richter: Ich will gerne noch was zum Feiern sagen. Wenn wir jetzt den Mauerfall als dieses große Glücksereignis des 20. Jahrhunderts für uns Deutsche beschrieben haben, ja, meine Damen und Herren, warum nehmen wir nicht den 9. November als Nationalfeiertag? Der 9. November wäre ein sehr schwieriger Tag, natürlich, aber es ist der Schicksalstag der Deutschen. Was könnten wir an diesem 9. November nicht alles erinnern. Wir würden, um es mal praktisch zu sagen, vormittags zur Synagoge gehen und darüber nachdenken, was in der deutschen Geschichte alles schon geschehen ist. Und am Abend würden wir ausgelassen feiern und uns an das Wort von Walter Momper, dem damaligen SPD-Oberbürgermeister von Berlin, erinnern, der gesagt hat: »Heute Nacht waren die Deutschen das glücklichste Volk der Erde«. Das zusammenzuhalten an diesem 9. November würde mehrere Schulstunden Geschichte ersetzen und wir Deutschen würden uns ein Stückchen mehr unserer eigenen Identität bewusst werden. Also, das ist vielleicht kein politisch opportuner Vorschlag, aber das ist meine Überzeugung: Er wäre besser als der 3. Oktober.

Aber Sie hatten mich nach den Wahlergebnissen gefragt. Ich mache mir riesige Sorgen. Wir haben, in Sachsen speziell, kein Defizit mehr, was die Erkenntnis betrifft, wohin die AfD dieses Land führen wird. Wir müssen verhindern, dass die Neue Rechte in diesem Land regiert, meine Damen und Herren. Die maßgeblichen AfD-Politiker haben sich neulich unter einem Plakat versammelt, da stand drauf: »Pfaffen sollen beten und nicht regieren«. Das Wort »Pfaffe« kenne ich aus der DDR, das war ein Schimpfwort, das findet jetzt ein *reload* bei der AfD. Das wollte ich dem Kirchentag gerne gesagt haben.



Der Osten hat eine Reihe von Problemen, die nichts entschuldigen, aber einiges erklären. Jedes einzelne gesellschaftliche und politische Problem, was wir im Osten haben, gibt es anderswo auch. Ich nenne Entvölkerung in gewaltigen Größenordnungen. Der Osten verliert praktisch seit 1945 kontinuierlich Bevölkerung an den Westen. Das gehört in die Debatte um Gerechtigkeit der Transfers mit hinein. Das Zweite ist die Entindustrialisierung – das erleben Sie hier im Westen auch. Der Osten hat nach 1945 die zweite Entindustrialisierungswelle gehabt. Die Geschichte der Osis mit der Demokratie ist eine ganz andere als die der Wessis. Für die Westdeutschen kam nach 1945 die Demokratie, einhergehend mit Marshallplan, Wirtschaftswunder und Wohlstand. Für die Ostdeutschen kam nach 1990 die Demokratie, einhergehend mit Arbeitsplatzverlust, Treuhand und Entindustrialisierung. Der dritte Verlust ist die Preisgabe der Eigenstaatlichkeit. Die war gewollt. Wir sind froh, wiedervereinigt zu sein. Aber dass die DDR als einziger Staat im Ostblock die Eigenstaatlichkeit aufgibt, während alle anderen Staaten im sowjetischen Imperium ihre nationale Souveränität wiedergewinnen, war natürlich ökonomisch und wohlstandsmäßig erstmal ein großer Vorteil für die Ostdeutschen, aber sozialpsychologisch auf Dauer ein Nachteil. Und das Vierte, das ist der Verlust an Sinn. Ich war nun der Letzte, der dem Marxismus-Leninismus irgendwas abgewonnen hat. Aber der Osten war ein Sinnkonstrukt. Die Geschichte hatte ein Ziel, hatte Ideale, die erreichte man nicht, aber ging auf etwas zu. Und das ist in kürzester Zeit in die Tonne getreten worden, wohl zu Recht, aber es führte zu einer Sinnleere. Der Osten ist die säkularste Region Europas, das kann man mit einiger Sicherheit sagen. Religion steht für viele als Ressource nicht zur Verfügung. Diese Sinnleere kommt als vierter Verlust hinzu. Und hier sind wir bei der gesamtdeutschen Debatte. Diese neoliberal aufgeladene, wirtschaftsökonomistisch denkende Gesellschaft, die macht doch keinen Sinn, meine Damen und Herren. Produzieren, um zu konsumieren, und mehr zu produzieren, um mehr zu konsumieren, um Arbeitsplätze zu sichern: Das ist eine ökonomische Logik, die verstehe ich, aber das geht einher mit Sinnverlust. Diese vier Verluste im Osten müssen erstmal verkraftet werden. Und es ist das Schlimme, dass die AfD und andere Gruppierungen der Neuen Rechten sich das politisch abgeholt haben und jetzt ein Opfernarrativ daraus stricken. Das will ich gar nicht, dieses Opfernarrativ. Ich will positive Geschichten erzählen. Aber da ist einiges von den Etablierten in der Vergangenheit leider versäumt worden. Und jetzt haben wir diese politische Auseinandersetzungssituation und wir müssen uns im Osten ganz hart auseinandersetzen und dafür stehe ich auch.

Ballschuh: Wie kann man das Ruder wieder herumreißen, Frau Giffey?

Giffey: Es geht darum, dass wir benennen, wo noch Schwierigkeiten sind. Wir haben ein massives Wohlstandsgefälle, wir haben eine Situation – es wurde schon gesagt – Thema Industrialisierung, Abbau von Arbeitsplätzen. Viele haben ja in ihrer Ostbiografie einen Schnitt: vor der Wende, nach der Wende. Es gab sehr viele Menschen, die vollkommen neu anfangen mussten. Viele haben das gemeistert und geschafft, aber fühlen sich an einigen Stellen vielleicht immer noch nicht wertgeschätzt in dem, was sie da geschafft haben. Und ich glaube, dass das Thema Anerkennung und Wertschätzung ein ganz wesentliches ist. Und es gibt die Einkommensunterschiede, es gibt aber auch die Vermögensunterschiede. Wir haben eine Armutsquote im Osten, die bei 20 Prozent liegt, und im Westen ist sie halb so groß, bei 10 Prozent. Natürlich ist keine Armutsquote respektabel und akzeptabel. Und der Dortmunder Bürgermeister hat das ja auch gesagt, es gibt sowohl im Osten als auch im Westen strukturschwache Regionen. Es gibt ländliche Regionen, die in schwieriger Lage sind, die sich abgehängt fühlen. Im Osten ist das an einigen Stellen nochmal stärker, aber am Ende geht es darum, wie wir gleichwertige Lebensverhältnisse überall im Land schaffen, damit Zufriedenheit einkehrt. Und das geht nur, wenn wir eben genau an diese schwierigen Regionen auch denken und da hinschauen und da auch was machen. Wir haben ja im Moment die Kommission *Gleichwertige Lebensverhältnisse* der Bundesregierung, die daran arbeitet. Es geht darum, dass wir es schaffen, an den Stellen, wo Menschen sagen: »Mensch, der letzte Tante-Emma-Laden hier im Ort hat auch noch zugemacht, der Bus fährt dreimal am Tag«, Verbesserungen zu erreichen. Ansonsten wandert die junge Generation woandershin ab. Da ist doch klar, dass nicht so viel Zufriedenheit aufkommen kann. Ich erlebe ganz oft, dass Menschen mir sagen: »Ach, wissen Sie, eigentlich geht es mir ja ganz gut. Aber ich weiß ja nicht, ob es so bleibt.« Sinn und Zukunftsperspektive, darum geht es. Wir müssen es schaffen, dass Menschen ein Zutrauen haben, dass es ihnen auch in Zukunft gut gehen wird, dass sie nicht nochmal Dinge verlieren – und das gilt in West und Ost.

Heute ist die Halle ja gefüllt mit einem ausgewogenen Anteil, im Prinzip repräsentativ für die Bevölkerung: 17 Prozent Ostdeutsche. Aber wenn man sich zum Beispiel die Führungspositionen in Behörden, in Politik, in Gerichten usw. anguckt – in den Chefetagen der deutschen DAX-Unternehmen sind zum Beispiel nur zwei Prozent Ostdeutsche. Und da kann man sich schon mal fragen, wie das so ist mit der Repräsentanz. Und ich glaube, wir müssen auch die bestärken, die da sagen: »Ich will gerne«, und auch dabei unterstützen, dass aus Ost und West Menschen Führungsverantwortung im Land übernehmen.

Ballschuh: Brauchen wir eine Ostquote? Wie sehen Sie das, Herr Zugehör?

Zugehör: Die böse Q-Frage. Ich gebe Ihnen da recht: Wenn wir nur alleine bei den Bundesrichtern schauen, ich glaube 2017 hatten wir von fast 400 Bundesrichtern drei mit einer ostdeutschen Biografie. Derzeit in den Bundesministerien, bei den Abteilungsleitern, sind es deutlich unter 20 Prozent. Brandenburg hat jetzt gerade veröffentlicht: Abteilungsleiter unter 20 Prozent. Kein einziger Rektor der Hochschulen in Brandenburg hat eine ostdeutsche Biografie.

Ballschuh: Aber woran liegt denn das?

Zugehör: Das ist eine gute Frage. Es liegt auch daran, dass sich Ostdeutsche oftmals – vielleicht wegen mangelnder Netzwerke – nicht durchsetzen konnten. Diese Netzwerke, alles was Rotarier ist, Lions usw., da kennt man sich, das besteht über viele Jahre. Und das ist gerade bei jungen Menschen mit ostdeutscher Biografie so nicht vorhanden gewesen. Und wenn man einmal die Struktur hat, dann wird sie sich nicht von alleine lösen. Es ist schlichtweg so. Ich bin kein Freund der Quote. Man sollte da zunächst mit einer Selbstverpflichtung was machen, bevor man wirklich wieder so ganz starke Regeln einführt, die eigentlich auch nur zur Trennung führen. Wir wollen eine Trennung mit einer Trennungsregel beheben. Das ist Unsinn, das wird so nicht funktionieren. Das führt ja dann wieder zur Spaltung und dann haben wir wieder das Misstrauen.

Elis: Ich glaube, dass es wichtig ist, bei dem anzuknüpfen, was Herr Richter zum 9. November 1989 gesagt hat, als die Deutschen das glücklichste Volk der Erde waren. Natürlich kann man ganz, ganz viele Fakten dazu auflisten. Aber viel wichtiger sind, glaube ich, die Gefühle. Und das hat tatsächlich was zu tun mit Wertschätzung und mit Anerkennung. Wenn wir immer wieder vergleichen und Unterschiede definieren, macht das unglücklich und unzufrieden. Wichtig ist, die Perspektive auf das zu lenken, was gelungen ist, und das tatsächlich deutlich zu machen und auch emotional auszudrücken. Das ist auch ein Signal an die Politik, dass Politiker nicht so hilflos wirken, so gestaltungsarm, so griesgrämig, so als Lastenträger. Und wenn wir im deutsch-deutschen Verhältnis weiterkommen wollen, ist das für mich eine Frage der Beziehungsgestaltung und nicht allein von Fakten und Zahlen und Blicken in die Vergangenheit.

Ballschuh: Und wie können wir das schaffen?

Zugehör: Wir brauchen natürlich Rahmenbedingungen, auch in den neuen Ländern. Wir brauchen auch die Möglichkeiten, da muss sich etwas entwickeln. Da bin ich ganz bei Franziska Giffey und meinem Kollegen aus Dortmund: Es ist oftmals nicht mehr nur eine Ost-West-Diskussion. Es ist oftmals eine Diskussion zwischen dem ländlichen Raum und den Metropolen. Wir sind als kleine Stadt im Osten der Stadt Dortmund manchmal ziemlich nah in dem, wie mit uns umgegangen wird. Es wohnen fast 70 Prozent der Bevölkerung im ländlichen Raum, aber entschieden wird nur für die 30 Prozent in den großen Metropolen. Man soll dafür sorgen, dass der ländliche Raum über den öffentlichen Nahverkehr auch erreichbar ist. Dass sich dort wieder Leben entwickeln kann. Und das ist im Ruhrgebiet genauso wie bei uns im Osten.

Ballschuh: Brauchen wir einen zweiten Solidarpakt für den Westen, Herr Sierau?

Sierau: Nicht nur für den Westen, für ganz Deutschland. Es ist jetzt irgendwann Zeit, die Probleme nicht mehr nach Himmelsrichtung, sondern nach Sachverhalt anzugehen. Dann sind wir auch nicht in dieser Falle, dass der eine auf den anderen neidisch ist, sondern wir müssen uns unterhaken und gemeinsam Zukunft gestalten und gewinnen. Ich will mal ein Beispiel nennen: Arbeitslosigkeit. Bei uns in Dortmund sind wir im Augenblick stolz darauf, dass wir nach über zehn Jahren die Arbeitslosigkeit von fast 19 Prozent auf unter 10 Prozent gebracht haben. In Städten wie Jena, Potsdam, Leipzig oder Erfurt ist die Arbeitslosigkeit wesentlich niedriger. Wir müssen gucken, dass wir den Widerspruch in den Griff bekommen, zwischen den Städten, die wachsen und teilweise Ballungsprobleme bekommen und dem ländlichen Raum, der zunehmend entvölkert wird. Das passiert – bis auf die Stadtstaaten – in allen Bundesländern in einem Umfang, dass einem schon angst und bange werden kann. Dieser Entvölkerungsprozess ist eine Abstimmung mit den Füßen, weil die Lebensqualität nicht stimmt, weil es ein subjektives Gefühl oder vielleicht auch ein begründetes Gefühl von Ungerechtigkeit gibt. Das wird die Gleichwertigkeit der Lebensbedingungen in diesem Land weiter beeinträchtigen.

Es gibt gesetzliche Grundlagen, die sagen: Gleichwertigkeit der Lebensbedingungen muss hergestellt werden. Es gibt im Augenblick eine Kommission, die genau dieses Thema aufgreift. Da wird aber nach unserer Wahrnehmung kaum mit den Bereichen, mit den Kommunen, mit den Regionen, mit den Akteuren aus der Fläche gesprochen, die es eigentlich angeht. Das ist wieder eine Politik von oben und das kann so nicht sein. Wir müssen das umkehren, so dass es eine Partizipation gibt, wo die Menschen gehört werden, damit endlich mal die richtigen Sachen

gemacht werden und nicht in irgendwelchen Hinterzimmern, in irgendwelchen Ministerien irgendwas entwickelt und entworfen wird, was am Ende des Tages aber in der Praxis nicht funktioniert und damit auch keinen Beitrag dazu leistet, dass die Probleme beseitigt werden. Da muss es einen Politikwandel geben.

Giffey: In der Kommission *Gleichwertige Lebensverhältnisse* habe ich gemeinsam mit Julia Klöckner als Landwirtschaftsministerin den Co-Vorsitz. Und wir werden auch die Kommunen hören; hören, was hier vor Ort gebraucht wird. Wir werden das entsprechend auch mitberücksichtigen. Es geht um ganz konkrete Lebensbedingungen, um den Alltag von Menschen. Es geht um die Frage: Kriegst du einen Kitaplatz oder nicht? Kannst du deinen Beruf und deine Familie, die Pflege und den Beruf miteinander vereinbaren? Wie ist die öffentliche Infrastruktur? Habe ich auf dem Land noch Empfang oder nicht? Das bewegt die Leute. Und ich denke, dass wir genau an diesen Punkten auch ranmüssen.

Es gibt eine positive Mitteilung: Die Lebenszufriedenheit im Westen liegt bei 79 Prozent, im Osten bei 74 Prozent. Es hat sich an dieser Stelle schon sehr gut angeglichen. Trotzdem gibt es Ungerechtigkeiten bei den Löhnen und anderem. Und wir werden, zum Beispiel bei den sozialen Berufen und auch beim Fachkräftemangel, das nur in den Griff bekommen, wenn wir daran etwas ändern. Und deshalb arbeiten wir zum Beispiel gerade an einem Tariflohn für die Pflege, der endlich aufhört mit unterschiedlicher Bezahlung in Ost und West. Und das muss in anderen Bereichen auch passieren, denn dafür gibt es 30 Jahre nach dem Mauerfall keine Rechtfertigung mehr.

Elis: Ich finde alles, was dazu gesagt wird, wirklich wichtig und richtig. Und ich bin auch insbesondere dafür, dass die sozialen Berufe mehr Geld verdienen, und zwar auch im Westen. Aber ich habe dabei trotzdem ein Magenkrummeln, wenn es um dieses Wort »gerecht« geht. Ich bin der Meinung, dieses Hoch- und Runterrechnen, das bringt es am Ende nicht. Ja, man verdient weniger. Und vielleicht ist dann die Miete auch billiger. Aber wo will man da anfangen und wo will man aufhören? Was ich dabei wirklich vermisse, ist erstens, dass wir als Deutsche, und zwar als Ostdeutsche und Westdeutsche, einfach mal total glücklich darüber sind, dass wir in Deutschland geboren sind und da leben dürfen. Denn es geht uns besser als dem Rest der Welt. Wir gehören zu den zehn Prozent der Weltbevölkerung, die sicher leben, die ein Gesundheitssystem haben, wo es eine Fürsorge gibt, usw. Und das kommt mir zu kurz. Und das zweite, was mir zu kurz kommt, ist, dass wir jetzt auch mal über den deutschen Tellerrand hinausgucken in Richtung Europa. Denn ich glaube, wenn es um so was geht wie die AfD oder wenn es darum geht, wie die Politik

sein soll, damit wir uns in Zukunft wohlfühlen, damit wir Lust haben zusammenzuleben, dann brauchen wir auch Europa. Dann reicht es nicht mehr, nach Ost- und Westdeutschland zu gucken.

# Ängstigt euch nicht

## Eine Ermutigung

Vortrag am Freitag, 21. Juni 2019, Westfalenhalle

Prof. Dr. Dr. h. c. Heribert Prantl, Publizist, Kolumnist und Autor der Süddeutschen Zeitung, Chefredakteur a. D., München

Es sind drei so unglaublich schöne Wörter; sie sind kraftvoll, optimistisch, zugewandt, resolut und zugleich zärtlich, sie sind hoffnungsfroh und hoffnungsstark, lebensfreundlich und lebenskräftig. Die drei Wörter reihen sich zu einem der ganz kurzen aber ganz großen Hauptsätze, die die Kirchen zu bieten haben: Ängstigt euch nicht, fürchtet euch nicht!

Das ist Weihnachten, Ostern und Pfingsten gleichzeitig. Das ist das Wort der drei großen Festtage. Ängstigt euch nicht! Das sagt sich schnell, aber es glaubt sich schwer. Vielleicht geht es Ihnen wie mir: Enttäuschung ist schon jahrzehntelang nicht mehr so schmerzhaft wie heute.

Es ist, als habe die Weltgeschichte den Weltstaubsauger eingeschaltet. Es ist, als würden die bisherigen Gewissheiten weggesaugt. Es ist, als säßen an den Reglern der Saugleistung Leute wie Trump und Erdoğan, Kaczynski und Orbán und Le Pen.

Man flieht vor den vielen bedrohlichen Nachrichten in die Natur. Da ist es schön ruhig. Schön ruhig? Da summt und brummt es verhaltener. Da zwitschert es leiser. Irgendetwas stimmt nicht. Im Sommer sind die Autoscheiben jetzt immer sauberer. Kein totes Viehzeug mehr drauf. Klare Sicht. Es gibt kaum noch Insekten. Vor einiger Zeit ist ein tolles Buch herausgekommen. Es heißt einfach nur *Bienen*. Fantastische Bilder. Da kann man sich die Bienen in Ruhe anschauen. Sie sterben gerade massenweise.

Ein anderes schönes Buch heißt *Bäume*. Die Bäume sterben auch. Weil sie kein Wasser haben. Man sieht jetzt so viele braune Fichten, verdurstet in der Sommerdürre des letzten Traumsommers. Anderswo sind Überschwemmungen, Tsunami auf Sulawesi. Fast vergessen, weit weg. Brände in Kalifornien kürzlich. Das ging uns nahe, der Talkmaster Gottschalk hat dort sein Haus verloren.

An den Polen wird das Eis immer dünner; die Polkappen schmelzen. In Polen wird die Demokratie immer dünner, der Rechtsstaat wird abgeschmolzen. In den USA regiert ein Präsident, der das alles leugnet. Einen

Klimawandel gibt es nicht, sagt er; deswegen haben die USA das Klimaschutzabkommen von Paris gekündigt; das Klima interessiert ihn nicht; Recht und Verträge interessieren ihn nicht, nur Deals; ihn juckt es, den Iran zu bombardieren. Ihn juckt es, einen gigantischen Zaun zu bauen, um Flüchtlinge aufzuhalten. Ihn juckt es, einen Wirtschaftskrieg mit China zu führen. Ängstigt euch nicht?

Und was ist dort, in China, los? Dort ist kein Sack Reis umgefallen, es sind Zwillinge zur Welt gekommen. Lulu und Nana – die Namen klingen wie ein Kinderlied, und *CRISPR/Cas* hört sich an wie eine neue Knusperlinie aus dem Knabbershop. Lulu und Nana sind aber die ersten genetisch bearbeiteten Säuglinge der Welt und *CRISPR/Cas* ist keine Knusperlinie, sondern der Name einer Genschere. Man kann damit Gensequenzen wegschnippeln, man kann damit Pflanzen und Menschen resistenter machen. Ist das die goldene Zukunft? Irgendwas stimmt nicht.

Das stille Sterben in der Natur. Es macht sich nicht groß bemerkbar. Es erscheinen keine Zeichen am Himmel. Es ist eine merklich unmerkliche Bedrohung, eine irritierende Veränderung, die sogar verführerisch daherkommt, mit mediterraner Sommerwärme und Spitzenweinernte und sauberer Frontscheibe. Es wird einfach nur stiller in der Natur. Es explodiert nichts, es implodiert etwas. Es implodiert auch der alte Glaube daran, dass Demokratie und Rechtsstaatlichkeit sich, und sei es langsam, weiterentwickeln. Das Sommergefühl 2019 ist nicht wohlig, sondern bang. Es ist das Gefühl diffuser existenzieller Unsicherheit. Selten schnurrte die Wirtschaft wie heuer, nie war die Beschäftigung so hoch. Doch: Irgendetwas stimmt nicht, ganz und gar nicht. Unheil rollt. Und da soll man sich nicht ängstigen dürfen?

In alten Westernfilmen trat ein Indianer mit Mokassins, Fransenhose und lustigem Namen auf. Er warf sich in den Staub und legte sein Ohr an die Schiene der Eisenbahn. Er konnte den noch weit entfernten Zug hören. Irgendwann sah man dann die fauchende Dampflok. Wir liegen im Moment auch mit unserem Ohr an der Schiene und hören das Summen. Irgendetwas stimmt nicht. Der Zug ist noch nicht da, aber er ist auf der Schiene, und er kommt unaufhaltsam auf uns zu. Es ist kein guter Zug: In der Natur stehen so ungeheuer viele Zeichen auf Unheil. Und zwischen den Großmächten stehen die Zeichen auf Konfrontation; manchmal riecht es nach Krieg, manchmal sieht es so aus, als werde er herbeigelogen und herbeiinszeniert.

Und nicht genug, dass der Zug fährt. Es steigen immer noch Heizer zu, die im Kessel noch mehr Dampf machen. Wir nennen sie harmlos Populisten, aber es sind nicht einfach Populisten, es sind populistische Extremisten.



Sie packen die alten Wahnideen und die alten Idiotien wieder aus; sie suchen das Heil wieder dort, wo einst das Unheil begonnen hat; sie preisen nämlich den Nationalismus als Heilslehre; die nationalistische Front zäunt ihre nationalen Parzellen ein, sie rollt Stacheldraht aus, hält das für zukunftsgerichtete Politik. Und da soll man keine Angst haben?

Man schaut nach Brasilien, wo ein ordinärer und faschistoider Politiker Staatspräsident geworden ist – er heißt Jair Bolsonaro – und man kriegt Gänsehaut davor, was das für die Demokratie und den Amazonas bedeutet. Und da soll man keine Angst haben? Und wenn man sich von der Außenpolitik abwendet und sich der europäischen und der deutschen Politik zuwendet – wohlig wird einem dann auch nicht. Der Brexit schafft gewaltiges Unbehagen, der Exitus des alten Parteiensystems macht unruhig. Es herrscht Bangen, wie das alles weitergeht.

Man liest nachdenklich den Satz, den Franz Grillparzer 1849 geschrieben hat: »Von der Humanität durch Nationalität zur Bestialität.« Und man ahnt und weiß, dass die Humanität wieder bedroht ist, massiv wie schon Jahrzehnte nicht mehr. Sie ist bedroht von gemeiner Rede und gemeiner Tat, von der Lust an politischer Grobheit, von Flegelei und Unverschämtheit, von der Verhöhnung von Anstand und Diplomatie; sie ist bedroht von einer rabiaten Missachtung des Respekts und der Achtung, die jedem Menschen zustehen, dem einheimischen Arbeitslosen, dem Flüchtling wie dem politischen Gegner; sie ist bedroht von einer aufreizenden Verachtung von Fakten und Details, wie sie der 45. Präsident der Vereinigten Staaten zeigt. Und da soll man keine Angst haben?

Die Decke der Normalität wird immer dünner. Jemen, Afghanistan, Irak, Syrien, Sudan und Libyen – das alles ist Tausende Kilometer weg, aber die eigene Hilflosigkeit ist nahe. Die Gewissheit schwindet, etwas Sinnvolles tun zu können, die Gewissheit, dass jeder seine kleine oder größere Welt besser machen kann. Selbst manchen von denen, die mit Herzblut Flüchtlingen geholfen haben, kam das Grundvertrauen abhanden, damit Gutes getan zu haben. Die Gewissheit ist einem Ohnmachtsgefühl gewichen, dem Gefühl, einem Sog ausgesetzt zu sein. Es ist ein Sog der Fremdbestimmung; auf den Einzelnen scheint es nicht mehr anzukommen. Und da soll man keine Angst haben?

Beim Evangelisten Lukas heißt es: Es wird ein Bangen sein »unter den Völkern, die weder ein noch aus wissen vor dem Tosen und Wogen des Meeres« (Lukas 21,25). Solche Sätze klangen einem noch vor wenigen Jahren wie Science-Fiction im Ohr. Heute aber erscheinen sie einem als Realitätsbeschreibung. Das Bangen der Völker rollt auch in Europa an. Es

rollt an in Menschen, die über das tosende Meer flüchten und hier ein besseres Leben suchen. Die Menschen werden, so sagt Lukas, vor Angst vergehen in der Erwartung der Dinge, die über die Erde kommen. Die Flüchtlinge kommen aus der Zukunft, die hier noch nicht angekommen ist. Unheilsboten waren noch nie beliebt. Die Abwehr gegen sie rührt nicht nur daher, dass sie nicht sind wie wir, sondern auch daher, dass wir nicht werden wollen wie sie.

Die Münchner Sicherheitskonferenz Mitte Februar hätte in diesem Jahr eigentlich »Unsicherheitskonferenz« heißen müssen: Die Welt ist so unsicher wie schon lange nicht mehr. Die Weltordnung zersplittert. Einige Dutzend Staats- und Regierungschefs und hundert Minister für dies und das haben bei der Münchner Unsicherheitskonferenz Reden gehalten und Gespräche geführt. Vielleicht hätten sie zu Beginn und zur Besinnung Kant lesen sollen. Als der berühmte Philosoph Immanuel Kant schon ein recht alter Herr war, schrieb er eine seiner berühmtesten Schriften; sie heißt: »Zum ewigen Frieden«. Es ist dies keine Wolkenkuckucksheim-Postille. Kant lehrt in dieser Schrift aus dem Jahr 1795 etwas sehr Wichtiges, etwas, das schon in der Bergpredigt steht: Dass der Frieden kein natürlicher Zustand ist, sondern dass er gestiftet werden muss. Frieden stiften – genau das ist, genau das wäre die Aufgabe von heute. Wer stiftet?

Der Evangelist Lukas hat, als er das Bangen und die Schrecknisse beschreibt, den Menschensohn kommen sehen auf einer Wolke mit großer Macht und Herrlichkeit. Ein Menschensohn soll also kommen; interessanterweise steht hier nicht Gottessohn. Die Stelle im Lukasevangelium, die ich zitiere, spricht zu uns aus Zeiten, in denen sich die Herrscher Göttersöhne nennen und selbst in den Himmel aufsteigen wollen. Kommt einem das bekannt vor in unseren Tagen, in denen die Narzissten aufsteigen? Aber hier wird einer erhofft, dessen Markenzeichen Menschlichkeit ist, ein Menschensohn. Die Rettung kommt von einem, der nicht Grandiosität verkörpert, sondern Menschlichkeit – und der vom Himmel in die Tiefe herunterkommt. Es ist jemand, der die Humanität mit großer Macht und Herrlichkeit bringt. Das ist das wahrhaft Göttliche, dass jemand seine Menschlichkeit erweist.

Sieht jemand heute diesen Menschensohn, diesen Ent-Ängstiger kommen? Sind nicht die Anderen gerade im Kommen? Die starken Männer – entweder von der Art grob und klotzig oder von der Art smart und geschmeidig; die Verächter der Menschlichkeit; die Abschaffer der Menschenrechte; die sind doch im Kommen. Aber vielleicht muss man seinen Blick ändern. Vielleicht starrt man zu sehr auf *die* und sieht deswegen die nicht, die die Menschlichkeit verkörpern. Dabei gibt es viele Menschen-söhne und -töchter, die aufstehen und etwas tun gegen die Zerstörung und für die Schonung – gegen Fanatismus, für den Respekt, gegen Un-

freiheit, für die Freiheit des Glaubens. »Ausgehetzt« – dieses Motto brachte letztes Jahr Zehntausende auf die Straßen.

Die Worte über den Menschensohn, über denjenigen, der mit Macht die Menschlichkeit bringt, die kommen aus Zeiten, die nicht mehr Anlass zur Hoffnung gaben als unsere heutige Zeit. Im Gegenteil. Die Zeichen standen auf Katastrophe. Es war eine Zeit der Gewalt, eine große Krisenzeit. In solchen Zeiten hat man die Wahl. Man kann den Glauben aufgeben. Man kann sich einbunkern in der kläglichen Hoffnung, dass man stirbt, bevor der Zug, der schon rollt, ankommt. Man kann sich in Zynismus flüchten, man kann den guten Roten vom Spitzenjahrgang 2018 lagern und sich einen SUV kaufen.

Man kann sich die Ohren zuhalten, damit man nichts mehr hört. Man kann den Kopf hängen lassen und resignieren.

Man kann es aber auch anders machen. So lehrt es Pfingsten.

Da waren einmal elf Männer in Jerusalem, die hatten sich versteckt. Sie hatten die Türen geschlossen, sie hatten die Fenster verriegelt. Der, der ihnen Sinn gegeben hatte, war nicht mehr bei ihnen. Was sollten sie noch tun? Sie hatten kein Vertrauen mehr. Die Zukunft konnte ihnen gestohlen bleiben. Alles aus und vorbei. Alles gelaufen. Keine Hoffnung mehr. Frust machte sich breit. Man erzählte sich von früher. Doch wenn man daran dachte, was kommen würde – dann konnte man nur die Augen zumachen. Einige hatten von Auferstehung erzählt. Ja. Schön wär's. Aber ihnen war nicht danach zumute. Und sie waren ja auch nur ganz kleine Lichter. Leute, auf die man nicht hörte. Fischer. »Fischer, bleibt bei euren Netzen!«, sagte man ihnen. Reden? Sie? Nein, sie waren keine Leute, die reden konnten. Und wer wollte ihnen auch zuhören?

Aber inmitten der Tristesse war ihnen, als würden Feuerzungen aus ihnen lodern; es war ihnen, als würden sie innerlich brennen. Und sie fühlten eine unbändige Kraft in sich. Sie verließen ihr Versteck, sie gingen unter die Leute, sie gingen auf den Platz; sie fingen an zu reden. Sie redeten von Auferstehung; von einer neuen Welt. Und was sie sagten, traf die Leute mitten ins Herz. Gut, einige sagten: »Die sind doch besoffen. Die sind irre. Was ist das für ein Quatsch!« Aber sie wurden immer mehr, sie wurden eine große Bewegung. Und Hoffnung machte sich breit. Sie nannten es den Heiligen Geist.

Es war einmal ein Mädchen. Die war 15. Klein. Blass. Sie traute sich nicht unter Leute, hatte Panikattacken; sie konnte nur schwer Blickkontakt halten. Wenn jemand sie anschaute, schaute sie weg. »Unsere Tochter verschwindet in einer Art Dunkelheit«, schrieb ihre Mutter verzweifelt ins Tagebuch, als sie elf war. Sie wollte nicht essen. Ihre Mutter notierte im Tagebuch: »Frühstück: 1/3 Banane. Zeit: 53 Minuten.« Das Mädchen

nahm zehn Kilo ab. Die Psychologen hatten Namen dafür: Ess-Störung, Angststörung, Autismus. Das Mädchen schaute Filme über Klimazerstörung und dachte: »Ihr klaut uns unsere Zukunft.«

Eines Tages brannte etwas in ihr. Sie ging nicht zur Schule. Sie ging auf den großen Platz vor dem Königspalast in Stockholm. Sie hatte ein selbstgemaltes Schild dabei, auf dem stand: »Schulstreik fürs Klima«. Sie setzte sich einfach nur hin. Und die Menschen wurden neugierig. Sie fragten das Mädchen: »Warum?« Und sie antwortete: »Für unsere Zukunft.« Das Mädchen heißt Greta. Und sie gewann Anhänger. Die Anhänger wurden immer mehr. Gut, einige Kritiker sagten: »Die sollen doch in die Schule gehen. Die sollen das den Experten überlassen. Die sind viel zu jung dafür. Was für ein Quatsch!« Aber die Anhänger wurden immer mehr. Und Hoffnung machte sich breit. Der Geist weht, wo er will.

Nicht die Katastrophen sind die Katastrophe. Die wahre Katastrophe besteht darin, dass es trotz der Katastrophen einfach immer so weitergeht, dass man einfach immer so weitermacht, dass man so tut, als könne man nicht anders, als sei die Zukunft unabwendbares Schicksal. Das Wort Zukunft wird so vom Frohwort zum Drohwort. Und der Fortschritt scheint in fortschreitender Lethargie, in fortschreitendem Stumpfsinn, in fortschreitender Gleichgültigkeit zu bestehen.

Pfingsten sagt uns, Pfingsten sagt der Welt: Die Zukunft ist offen, sie ist nicht verstellt von Katastrophen, auch wenn es so aussieht. In der allerersten Pfingstpredigt, der Rede des Apostels Petrus, kommt das zum Ausdruck. Er erklärt darin den verwirrten Zuhörern die seltsamen Dinge, die da gerade vor ihren Augen geschehen. Er behauptet, dass Gott seinen Geist ausgießt auf die Menschen – und was dann mit ihnen passiert: »Eure Söhne und Eure Töchter werden Propheten sein«, so sagt Petrus. »Eure jungen Männer werden Visionen haben; und eure Alten werden Träume haben.« (Apostelgeschichte 2,17)

Es geht um die Rettung des Visionären. Nicht wer Visionen hat, muss zum Arzt gehen. Derjenige wird den Arzt brauchen, der Visionen nicht zulässt und sie bekämpft.

Dass aus dem herrlichen Wort »Zukunft« so etwas Abscheuliches wie »Zukunftsfähigkeit« gemacht wird, ist zum Heulen. Das Wort »zukunfts-fähig« ist ein verlogenes Wort, weil es so tut, als gäbe es eine feststehende Zukunft, für die man sich fähig machen müsse. Es gibt keine Zukunft, von der man sagen könnte, dass sie einfach auf uns zukommt, dass sie einfach über uns kommt. Die Beschwörung von Alternativlosigkeiten angesichts der Globalisierung hat diesen Fatalismus befördert. Zukunft ist aber nichts Feststehendes, nichts Festgefügtes, Zukunft kommt nicht

einfach – es gibt nur eine Zukunft, die sich jeden Augenblick formt: je nachdem, welchen Weg ein Mensch, welchen Weg eine Gesellschaft wählt, welche Entscheidungen die Menschen treffen, welche Richtung die Gesellschaft einschlägt.

Zukunft entsteht in jedem Moment der Gegenwart, sie ist darum in jedem Moment veränderbar. Die Zukunft ist nicht geformt, sie wird geformt. Die Frage ist also nicht, welche Zukunft man hat oder erduldet; die Frage ist, welche Zukunft man haben will und wie man darauf hinlebt und hinarbeitet. Die Frage ist nicht, was auf die Gesellschaft zukommt, sondern wohin sie gehen will. Zukunftsfähigkeit muss daher neu definiert werden, nämlich so: Wie wird die Zukunft fähig für die Gesellschaft? Wie wird sie fähig für ein Leben, das mehr ist als ein Überleben? Zukunft sollte so sein – und kann so sein –, dass Menschen keine Angst um ihre Existenz haben müssen und heil und friedlich leben können.

Darf man keine Angst haben, um eine solche Zukunft zu gewinnen? Muss man völlig furchtlos sein? Die Angst gehört zum Leben, genauso wie der Durst. Sie pfeift auf eine Einreiseerlaubnis. Sie ist da; und einfach zu fordern, dass man keine Angst haben darf, wäre einigermaßen blöd. Es gibt die Angst, die Anderen zu verlieren; es gibt die Angst, sich selbst zu verlieren; es gibt die Angst, die Kontrolle zu verlieren; es gibt die Angst, die Hoffnung zu verlieren. Es gibt kein angstfreies Leben und keine angstfreien gesellschaftlichen Räume.

Angst ist normal, auch wenn sie nicht schön ist. Angst kann lebenswichtig sein. Angst schützt. Und Angst kann Quelle sein von Kreativität und Befreiung; ihr wohnt inne, dass man sie überwinden will.

Das ist die Angst, die Greta Thunberg im Januar 2019 auf dem Wirtschaftsgipfel in Davos aufgerufen hat. »Ich will, dass ihr Angst habt«, hat sie der Wirtschaftselite dort zugerufen: »Erwachsene«, so sagte sie, »sagen immer wieder: Wir sind es den jungen Leuten schuldig, ihnen Hoffnung zu geben. Aber: Ich will eure Hoffnung nicht. Ich will, dass ihr die Angst spürt, die ich jeden Tag spüre.« Angst, das meint sie, weckt auf.

Wer Angst nicht zulässt, wer sie gar so verachtet, dass er immer den Helden spielen muss, bringt sich und andere in Gefahr. Angst ist ein wichtiges Warnsystem genauso wie der Schmerz. »Wir gehen nicht auf die Straße, damit Sie Selfies mit uns machen und dass Sie es bewundern, was wir tun«, sagte Thunberg im britischen Parlament. »Wir Kinder tun dies, um Sie, die Erwachsenen, aufzuwecken. Wir Kinder tun dies, weil wir unsere Hoffnungen und Träume zurückhaben wollen.«

Angst und Schmerz wecken auf. Es gibt eine seltene Genmutation, die bewirkt, dass der betroffene Mensch keinen Schmerz empfinden kann. Wie beneidenswert, möchte man meinen. Doch das Gegenteil ist der Fall.

In einem Krankenhaus in Be'er Sheva in Israel hat man sich auf die Behandlung dieser Kinder spezialisiert. Sie sind übertrieben wagemutig, scheren sich nicht um Verletzungen, ja, bemerken sie gar nicht. Darum verlieren sie häufig schon im Kindesalter einen Arm oder einen Fuß. Sie sind auch sozial isoliert, weil sie so unempfindlich wirken und darum selten getröstet und umsorgt werden. Das ist bemerkenswert. Schmerz hält uns davon ab, wacker ins Verderben zu rennen. Angst auch. Schmerz verschafft uns lebenswichtige Streicheleinheiten von anderen. Angst auch. Angst und Schmerz sind nahe Verwandte.

Die Weihnachts-Ostern-Pfingstbotschaft will die Angst nicht wegbefehlen, sie verlangt nicht, die Angst zu verstecken oder sie sich abzutrainieren. Es geht darum, fruchtbar, nicht furchtbar mit der Angst umzugehen; es geht darum, die Angst nicht zum Geist, zum Ungeist der Angst wachsen zu lassen; es geht darum, dass die Angst nicht neurotisch wird; wenn das passiert, wird sie populistisch ausbeutbar. In der psychologischen Fachwelt wird zwischen Angst und Furcht unterschieden. Angst kommt von Enge. Angst ist jenes diffuse, gegenstandslose Gefühl, bedroht zu sein. Furcht dagegen kennt einen konkreten Gegenstand.

Der Appell »Ängstigt euch nicht!« heißt: Verwandelt eure lähmende Angst in produktive Furcht. Konkretisiert die Bedrohungen. Das ist ein erster Schritt. Und das ist eine politische Aufgabe, das ist eine aufklärerische Aufgabe.

Ja, man muss sich fürchten, wenn die Mieten unbezahlbar werden. Ja, man muss sich vor Armut im Alter fürchten, wenn die ordentlich bezahlten Stellen zu knapp sind. Ja, man muss sich vor Kriegen fürchten, wenn Teile der Erde unbewohnbar werden.

Ja, ja und ja. Aber man kann etwas dagegen tun, man kann die Ursachen bekämpfen, wenn genug Wille da ist. Und auch dafür kann man etwas tun.

Das Mantra von den »Ängsten besorgter Bürger« tut das Gegenteil davon; es diffundiert und verstärkt die Angst. Die populistischen Extremisten verallgemeinern, statt zu konkretisieren. Sie verschleiern, statt zu analysieren. Sie lenken die Angst auf die falschen Objekte: auf »die Migranten«, auf »den Islam«, auf »die da oben«.

Die populistischen Extremisten haben die Ängste der Bürger, mit denen sie jetzt so virtuos spielen, nicht erzeugt, das muss man zugeben, wenn auch nicht zu ihrer Ehrenrettung. Die Ängste sind erzeugt und genährt worden von einer Politik der sozialen Ungleichheit, Desintegration und Exklusion, deren Folgen der Soziologe Wilhelm Heitmeyer seit 2002 in der Studie »Deutsche Zustände« erforscht hat. Diese Politik, die es für viele sehr eng gemacht hat, wurde als alternativlose Reaktion auf die

Globalisierung verordnet, die wiederum nicht als politischer Wille, sondern wie eine Schicksalsmacht oder ein Naturereignis gehandelt wurde.

Die Extremisten, und darüber möchte man auflachen, wenn es nicht zum Weinen wäre, wollen die Härten nicht rückgängig machen, sondern weitertreiben; daraus machen sie nicht einmal einen Hehl, und das konnte man in Österreich gut besichtigen, wo die FPÖ ganz und gar keine Kleine-Leute-Politik machte. Die Rechtsextremen wollen nicht dafür sorgen, dass die, denen es schlecht geht, hochkommen, sondern dass diese künftig welche unter sich haben, denen es noch schlechter geht, damit sie auf die herabschauen können. Sie richten Sozialabbau mit brauner Soße an. Sie verwandeln die Angst in Hass.

Der Ungeist der Angst ist ein gefährlicher Geist. Er kann aggressiv machen. Er kann anfällig machen, sich manipulieren zu lassen. Wer vom Ungeist der Angst ergriffen ist, glaubt gerne alles: dem Guru, der die Erlösungsformel parat hat; dem Quacksalber, der das Wundermedikament anbietet; dem Politiker, der die einfache Lösung hat. Daher ist die Versuchung so groß, mit dem Geist der Angst zu regieren.

Nicht nur die religiösen Fundamentalisten und die populistischen Extremisten beherrschen das. In den aufgeklärten Staaten des Westens ist viel Angst aufgebaut, ja, systematisch gezüchtet worden – vor den Flüchtlingen, vor dem Islam, vor dem Terror. Die Angst vor dem Terror hat die Politik und das tägliche Leben bis in die kleinsten Verästelungen kontaminiert. Der Mechanismus der Angst funktioniert hier wie eine riesige Orgel: Vor ihr sitzen viele Spieler – nicht nur Terroristen, sondern auch Politiker, Chefkommentatoren und Blogger. Diese Orgel verfügt über eine Klaviatur mit vielen Registern, über ein Windwerk und eine Windlade, welche die verdichtete Luft den Pfeifen zuleitet. Und wenn dann von so vielen kräftig georgelt wird und alle Register gezogen werden, dann erbebt und erschauert alles.

»Sicherheit« wird dann zu einem Wert, bei dem schon das bloße Versprechen das Prädikat »legislativ wertvoll« verdient. Geeignetheit und Verhältnismäßigkeit neuer Maßnahmen oder eines Krieges gegen einen sogenannten Schurkenstaat werden gar nicht mehr lang geprüft; Hauptsache, es geschieht etwas. Später merkt man dann – so war es beim Krieg gegen den Irak –, dass die letzten Dinge schlimmer sind als die ersten.

Im Namen der Sicherheit wird überwacht, was das Zeug hält, werden Rechte ausgeschaltet, Kriege angezettelt. Im Namen der Sicherheit werden Daten gesammelt ohne Ende.

Das ist der Ungeist der Angst. Je mehr die Sicherheit beschworen wird, desto furchtsamer werden die Menschen – furchtsamer auch deswegen, weil der Aufbau der so genannten inneren Sicherheit oft Hand in Hand geht mit dem Abbau der sozialen Sicherheit. Das verdoppelt die

Angst. Zu der Angst vor dem äußeren Feind kommt auch noch die Angst, irgendwann auf die Hartz-Rutsche in die Armut zu gelangen. Und wenn sie nicht mehr auszuhalten ist, diese große Angst, dann entlädt sie sich in der großen Wut auf den Fremden, der hierher kommt und die Sicherheit und den Wohlstand bedroht. Der Ungeist der Angst ist ein wirklich gespenstischer Geist.

Angst gehört zum Menschsein. Aber sie kann sich verselbständigen. Sie kann zum Geist werden, der ein Ungeist ist, der das Leben durchdringt, aus dem alles atmet, der alles durchtränkt, bestimmt und gefangen nimmt. Der Quälgeist der Angst erfasst bereits die Jüngsten. Fünf Prozent der Schülerinnen und Schüler erleben am eigenen Leib und an eigener Seele, wie er sie gefangen nimmt. Sie leiden unter Angststörungen. Warum? Ein Kinderpsychiater erklärt das damit, dass die Leistungsanforderungen für Kinder immer höher werden: Abitur in kürzerer Zeit; nicht nur das Pflichtpensum, sondern möglichst noch etwas draufsetzen, damit man sich früh möglichst viele Qualifikationen erwirbt. Die Zeit für Freundschaften, die Zeit, die man einfach so verbringt, nimmt ab und der drohende soziale Tod durch Mobbing ist häufig nur die Sache eines Klicks.

Die sogenannten sozialen Netzwerke sind nicht nur ein Gesprächs- und Informationsbeschleuniger, sie sind auch ein Angstbeschleuniger. Sie wollen ein Freiheitsbeschleuniger sein, sie werden immer öfter zum Unfreiheitsbeschleuniger. Sie wollen ein Beziehungsverstärker sein, werden aber immer mehr zum Einsamkeitsverstärker. Die neuen digitalen Geister von A bis Z, von Amazon bis Zalando, zwingen uns nicht zum Gehorchen wie die alten Tyrannen mit der Peitsche. Nein, sie schaffen es, dass man freiwillig sein eigener Dompteur wird in dem Käfig, dessen Gitterstäbe man selbst ausgesucht und gekauft hat. Die Menschen sind frei und grenzenlos vernetzt wie nie, aber in diesem Netz auch eingefangen und eingesponnen.

Im World Wide Web entstehen zunehmend Räume, in denen nur das Echo der eigenen Stimme widerhallt und verstärkt wird. Ich und ich vereint zusammen. Da gibt es nichts, was das eigene Urteil, den eigenen Geschmack, die eigene Meinung in Frage stellen könnte, auch nicht die eigenen Vorurteile, Geschmacklosigkeiten, Irrtümer. Das führt zu vernetzter Verblödung. Das Mittel gegen Ängstlichkeit und Angst ist aber nicht Abschottung und Rückzug in sichere Blasen und Räume; das Mittel gegen Angst und Ängstlichkeit ist Begegnung. Das war, das ist und bleibt die Pfingsterfahrung. Wären die Jünger damals hockengeblieben, hätten sie sich die Ohren zugehalten vor dem Brausen, die Feuerflammen ausgepustet und die Türen verriegelt – es gäbe uns heute hier nicht, es gäbe keinen Kirchentag, es gäbe kein Christentum.



»Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.« (2 Timotheus 1,7) Der biblische Satz steht im Brief an einen Menschen namens Timotheus, der eine wichtige Person in der frühen Kirche war. Übersetzt heißt dieser Name »Fürchtegott«, einer, der Ehrfurcht hat vor Gott und darum keine Furcht vor Menschen.

Gehen wir das durch: Der Geist der Kraft: Damit ist nicht Kraftmeierei gemeint. Es ist die Kraft, die das Gegenteil von Feigheit ist, von Anpassung um jeden Preis. Es ist die Kraft, die einen aus dem Liegestuhl treibt. Es ist die Kraft, die in den Beinen steckt und im Hintern, wenn man ihn hochkriegt. Es ist eine Kraft, die manchmal sogar nach Schwäche aussieht: die Kraft, auf den eigenen unmittelbaren Vorteil zu verzichten, die Kraft, nicht zurückzuschlagen, ein verletzendes Wort ungesagt zu lassen, die Kraft, von neuem die Verhandlung zu suchen, wenn gerufen wird, man solle bombardieren. Das ist der Geist der Kraft.

Der Geist der Liebe? Damit ist keine Affenliebe gemeint, die alles nachsieht. Damit ist nicht gemeint, Liebesgefühle zu heucheln, die man nicht hat. Damit ist nicht das allgemeine Prinzip Menschenliebe gemeint. Gemeint ist etwas sehr Konkretes und Tätiges. Gemeint ist zupackende Solidarität. Der Geist der Liebe fragt danach: Was braucht dieser Mensch hier und jetzt? Es ist dieser Geist, der der Flüchtlingspolitik so sehr fehlt.

Und der Geist der Besonnenheit? Glaube hat, das ist gemeint, nichts mit Unvernunft zu tun. Man muss nicht seinen Verstand abstellen, wenn man das Gebiet der Religion betritt. Man muss seine Sinne benutzen. Besonnenheit ist nicht die Besinnlichkeit, die in der Adventszeit von Christen und Nichtchristen gepflegt wird. Die Glühwein-Besinnlichkeit ist allenfalls die rührselige Schwester der Besinnung.

»Gott hat uns den Geist der Besonnenheit gegeben« – das heißt: Hirn einschalten. Denken ist besser als Twittern. Und der kleine Widerstand gegen den alltäglichen Rassismus, gegen den Nationalismus, gegen die Entsolidarisierung, gegen die Ökonomisierungsexzesse und gegen den Datensammelwahnsinn, ist besser als das Surfen mit dem Zeitgeist.

Das Gegenteil von Angst und Furcht ist nicht der Heldenmut, sondern die Hoffnung. Diese Hoffnung entsteht nicht aus dem Nichts, sie ist keine *creatio ex nihilo*, und es gibt sie auch nicht als Vorschuss; sie entsteht beim Tun, sie entsteht in der widerständigen Geste und in der widerständigen Praxis.

Diese Widerständigkeit hat nichts mit Aufruhr, Umsturz und Gewalt zu tun, sie äußert sich nicht in lautstarken Umtrieben und Krawallen. Der Widerstand, von dem ich rede, heißt Widerspruch, Zivilcourage, aufrechter Gang. Er besteht im Misstrauen gegen die Mächtigen, im Mut zu offener Kritik, in der Demaskierung von Übelständen. Dieser Widerstand

kann ganz im Kleinen passieren, er kann aber auch Sitzblockade heißen oder Kirchenasyll. Das alles ist Widerstand, kleiner Widerstand, wie ihn mein Lehrer, der Rechtsphilosoph Arthur Kaufmann, genannt hat.

Arthur Kaufmann hat einmal davon gesprochen, dass dieser kleine Widerstand beständig geleistet werden muss, »damit der große Widerstand entbehrlich bleibt«. Der kleine Widerstand mag in vielen Fällen vor allem auch der Widerstand gegen die eigene Angst sein, gegen die eigene Bequemlichkeit, gegen das eigene Angepasstsein, gegen Sätze wie »nach mir die Sintflut« oder »allein kann man ja ohnehin nichts bewirken«. Dieser kleine Widerstand verlangt Geduld, aber nicht Schafsgeduld, sondern eine geduldige und leidenschaftliche Ungeduld.

Widerständigkeit – sie war und ist aber nicht beliebt, nicht beim Staat, auch nicht bei der Kirche. Zwar sind die Gedenktage für Märtyrer eigentlich Gedenktage für Widerständler. Und der Buß- und Betttag ist eigentlich ein Gedenktag für Umkehr. Und Ostern ist eigentlich ein Widerstandstag gegen den Tod. Das Schicksal dieser Widerstandstage war und ist es aber leider, dass man ihnen den Widerstandscharakter ausgetrieben hat. Aber das widerständige Potenzial, das in ihnen steckt, ist nie ganz berechenbar – so hat das Widerständige, das im Kreuz steckt, die Kirchen vor einem Jahr zum Widerstand gegen den Kreuz-Erlass des bayerischen Ministerpräsidenten veranlasst.

Das Kreuz ist nicht einfach heimatlicher Wandschmuck, nicht einfach Folklore, es ist kein religiöses Hirschgeweih. Es ist das wichtigste christliche Zeichen, Symbol für Erlösung. Es ist für Christen das Zeichen dafür, dass man Gott mehr gehorchen muss als den Menschen. Das Kreuz ist ein Zeichen für die Kraft der Hoffnung.

Ängstigt euch nicht. Fürchtet euch nicht. Machen wir den Kirchentag zu einem Tag der Widerständigkeit und zu einem Tag des Widerstands, also zu einem Tag der Hoffnung. Die Kraft der Hoffnung ist die Kraft gegen die Angst.

# Der Nahe und Mittlere Osten

## Internationale Dynamiken und die Rolle Europas

Vortrag<sup>1</sup> am Freitag, 21. Juni 2019, Kongresszentrum

Prof. Dr. Volker Perthes, Direktor des Deutschen Instituts für Internationale Politik und Sicherheit, Stiftung Wissenschaft und Politik, Berlin

Wenn man über den Nahen und Mittleren Osten spricht und über die regionalen oder über die geopolitischen Dynamiken in dieser Region, dann lässt sich einleitend festhalten, dass die Dynamiken in einer Weltregion wie dem Nahen und Mittleren Osten zwar ihre eigenen, ihre lokalen Ursachen haben, aber dann letztlich nicht isoliert sind von dem, was im Rest der Welt geschieht. In vieler Hinsicht ist, was wir im Nahen und Mittleren Osten erleben, sogar eine Art Spiegelung dessen, was wir in der internationalen Politik sehen. Ein paar Stichworte mögen genügen: der Zerfall von Ordnung, die Betonung von Großmachtrivalitäten, die fehlende internationale Zusammenarbeit, autoritäre und illiberale Tendenzen und, um ein einziges Mal in diesem Vortrag das Motto des Kirchentages zu zitieren, ein eklatanter Mangel an gegenseitigem Vertrauen, das Fehlen jeglicher vertrauensbildender Maßnahmen und ein absolutes Zuviel an Selbstvertrauen einzelner politischer Führer. Im Folgenden möchte ich gerne sechs Aspekte behandeln, die den Zustand des Nahen und Mittleren Ostens und die internationale Politik in der Region skizzieren.

### Zerfall von Ordnungsstrukturen

Der erste Aspekt wäre der Zerfall von Ordnungsstrukturen. Das betrifft die regionale Ordnung mit regionalen Organisationen wie der Arabischen Liga oder dem Golfkooperationsrat, die an Bedeutung verloren haben oder gelähmt sind. Es betrifft die staatliche Ebene, wo wir den Zerfall von staatlicher Ordnung in einer Reihe von Staaten gesehen haben, voran natürlich in Syrien, aber auch im Jemen, in Libyen. Immer noch gefährdete staatliche Ordnungen sehen wir im Irak, in den palästinensischen Gebieten, im Libanon und in anderen Staaten. Und es betrifft, was ich gerne die normative oder die moralische Ordnung nenne: die nie

<sup>1</sup> Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts des Vortrags. Der Vortrag wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit dem Vortragenden gekürzt.

einfache, die nie unbestrittene, aber eben doch Jahrhunderte alte Kultur der Koexistenz zwischen religiösen, konfessionellen, ethnischen und regionalen Gemeinschaften, die heute in Staaten wie Syrien, im Irak, aber auch in Ägypten, in Israel, auch in der Türkei und an vielen anderen Orten bedroht ist und ersetzt wird von Abgrenzung und zum Teil gewaltsamer Polarisierung zwischen unterschiedlichen Gemeinschaften. Und wenn ich das sage, dann soll sich das nicht so anhören, als würde ich die alte oder frühere Ordnung im Nahen und Mittleren Osten idealisieren. Ich denke, eher lässt sich sagen, dass eine in vieler Hinsicht schlechte Ordnung in der Region zerfallen ist, gegen die die Menschen 2010/2011 quer durch die Region auf die Straße gegangen sind, ohne dass eine bessere entstanden oder in Sicht gekommen wäre.

#### Lokale Ursachen von Konflikten

Und das bringt mich zu meinem zweiten Aspekt. Im Nahen und Mittleren Osten, wie eigentlich überall sonst auf der Welt, gilt, dass Politik zunächst lokal ist: *All politics are local*. Oder anders gesagt: Alle politischen Konflikte, alle Revolten, auch alle Bürgerkriege, haben zunächst einmal lokale Ursachen, und zwar unabhängig davon, was externe Akteure anstellen und wie sie unter Umständen Konflikte verschärfen. All diese Konflikte, quer durch die Region, haben mit den Rechten und mit der Würde von Menschen zu tun, mit der Teilhabe, der Inklusion oder Ausgrenzung. Das ist 2010/2011 bei den Aufständen in der arabischen Welt unübersehbar deutlich geworden. Oder auch in den letzten Monaten in Ländern wie Algerien oder dem Sudan. Viele haben damals, 2011, vom *Arabischen Frühling* gesprochen. Ich habe den Ausdruck nie gemocht und ich hoffe, auch nie benutzt, weil er mir zu saisonal ist, als ob nach dem Frühling dann automatisch der Sommer kommt. Das war ein so hoffnungsgeladener Ausdruck, der viele von uns hat ignorieren lassen, dass hier bestenfalls der Beginn eines langen Umbruchs sichtbar geworden ist. Diese Revolten, die Aufstände von 2010/2011, sind überwiegend gescheitert, mit der Ausnahme von Tunesien, ansatzweise vielleicht von Marokko. Aber all die Ursachen, all die Probleme, die die Menschen damals auf die Straßen und auf die Barrikaden gebracht haben, sind weiterhin da. Wie auch die Erfahrung, dass selbst die rigidesten politischen Systeme in sich instabil sind, wenn relevante Teile der Bevölkerung von der Verteilung von Macht und Wohlstand ausgeschlossen werden und ihrer menschlichen Würde und ihrer Rechte beraubt werden.

Aber diese Erfahrungen führen natürlich nicht überall zu den gleichen Konsequenzen: Einige Autokratien in der arabischen Welt haben ihre alten Strukturen wiederhergestellt und lediglich das Maß an Kontrolle und Repression verschärft, zum Beispiel in Ägypten. Einige ande-

ren Staaten, der Jemen und Syrien voran, sind in Bürgerkriege gestürzt. Bürgerkriege, die durch externe Intervention verschärft worden sind. Und einige Staaten, oder die politischen Herrschaftseliten in einigen Staaten, haben sich um eine Form der Modernisierung ihrer Staatswesen bemüht. Sie haben realisiert, dass sie sich in der einen oder anderen Weise der Teilhabeforderung der zwei Mehrheiten in ihren Staaten stellen müssen, nämlich der Menschen unter 25 Jahre, die fast überall in der arabischen Welt eine Mehrheit darstellen, und natürlich des weiblichen Bevölkerungsanteils. Diese beiden Mehrheiten werden gebraucht für wirtschaftlichen Fortschritt. Wir haben Modernisierungsbestrebungen, etwa in den Vereinigten Arabischen Emiraten, einem ziemlich modernen, aber auch ziemlich autoritären Staat, und – das wird Sie vielleicht wundern – auch in einem Land wie Saudi-Arabien, wo ein junger Herrscher mit viel zu großem Ego in aggressiver und brutaler Weise versucht, aus einer religiös legitimierten Stammesherrschaft einen modernen, autoritären Nationalstaat zu machen. Es ist natürlich keine politische Modernisierung, sondern eine technische Modernisierung. Keine Liberalisierung, schon gar keine Demokratisierung, auch keine Hinwendung zur Rechtsstaatlichkeit, sondern eine Form der technischen, wirtschaftlichen Moderne, die mit übelsten Menschenrechtsverletzungen und einer aggressiven Außenpolitik einhergeht.

Lassen Sie mich einschleichen, dass Religion, oder richtiger gesagt, religiöse Identität zwar überall ein Faktor, aber an keiner Stelle der Auslöser der Proteste oder der Revolten oder gar von Krieg oder Bürgerkrieg gewesen ist. Wir haben gerade in den letzten zehn Jahren gesehen, dass, wo immer staatliche Ordnungen bedroht sind und wo das, was man gern die ungeschriebenen Gesellschaftsverträge von Staaten nennt, zusammenbricht, dass da Menschen nicht nur Zuflucht bei älteren Identitäten, also bei Religion oder Konfession nehmen, sondern dass da konfessionelle, ethnische und religiöse Differenzen plötzlich entscheidend werden und oft existenzielle Angst fördern. Die Kriege in Syrien und im Jemen und im Irak und in Libyen haben das ganz deutlich gezeigt. Konfessionelle, ethnische, regionale Differenzen oder Identitäten hat es in diesen Ländern immer gegeben. Der Krieg ist von ihnen nicht ausgelöst worden. Der Krieg in seiner Brutalität hat aber diese Gemeinschaftsidentitäten verfestigt, hat Hass und Angst zwischen den Gemeinschaften geschürt und Menschen dazu gebracht, nur noch dem engsten familiären oder konfessionellen Kreis zu vertrauen.

Mangel an regionalen Vormächten

Ich springe damit zu meinem dritten Punkt, sozusagen wieder eine Ebene hoch, von der lokalen Ebene auf das, was man die regionale, geopoliti-

tische Ebene nennt. Hier ist nichts stabil: Es gibt keine anerkannte Regionalorganisation beziehungsweise etwas wie den Europarat oder die OECD bei uns. Es gibt keine anerkannte regionale Vormacht. Es gibt keine stabilen Allianzen und keine stabilen Machtbalancen. Im Ergebnis sehen wir, dass die regionale Politik ausgesprochen fluide ist. Das gilt auch für die Position von Staaten, die sich als Gewinner oder Verlierer regionaler Entwicklungen sehen. So haben viele Beobachter im Jahre 2011 gedacht, dass nach den arabischen Revolten die eigentliche Gewinnerin der regionalen Dynamiken im Nahen und Mittleren Osten die Türkei sei. Davon würde heute keiner mehr reden. Dann, 2015/2016, nach dem Atomabkommen mit dem Iran, haben viele gedacht, jetzt hätte Iran seine Position in der Region, vielleicht sogar in der Welt, behauptet und sei der eigentliche Gewinner regionaler Entwicklungen. Dies würde heute niemand mehr sagen. Seit 2017/2018 reden wir davon, dass vielleicht die Vereinigten Arabischen Emirate und Saudi-Arabien die Gewinner des regionalen Spiels sind; zumindest solange sie die Unterstützung des Präsidenten der Vereinigten Staaten genießen, was sich schnell ändern kann.

Zu diesen sehr raschen Verschiebungen auf den regionalen Ebenen im Nahen und Mittleren Osten gehört auch, dass bestimmte Konflikte an regionaler Bedeutung gewinnen oder verlieren, und damit dann auch für europäische Politik relevanter oder weniger relevant zu werden scheinen. Dies gilt in erster Linie für den israelisch-palästinensischen Konflikt. Ich bin aufgewachsen mit dem Bewusstsein, dass sich im Nahen Osten nichts tun wird, wenn der israelisch-palästinensische Konflikt nicht gelöst werde. Dann haben wir jahrelang das Wort *Nahost-Friedensprozess* als Mantra für alles, was in der Region passiert, benutzt. Sie hören das Wort heute immer weniger. Aber in jedem Fall hat der Blick auf Israel und Palästina, Israel und seine Nachbarn, unsere Politik gegenüber der Region geprägt. Das ist heute nicht mehr so. Syrien war acht Jahre lang im Zentrum der Aufmerksamkeit, ist es heute aber kaum noch, weil die Konflikte weitergewandert sind an den Persischen Golf und auf die Arabische Halbinsel.

#### Israel und Palästina, Syrien, Arabische Halbinsel

Ich will in einem vierten Punkt in skizzenhafter Kürze zu drei Konfliktlandschaften etwas sagen. Tatsächlich ist der israelisch-palästinensische Konflikt heute nicht mehr der dominante Konflikt der Region, sondern ist mehr oder weniger zu einem lokalen Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern geworden. Das heißt nicht, dass Menschen in Syrien oder im Irak oder in Saudi-Arabien keine Sympathie für die Palästinenser hätten. Es heißt aber, dass durch bestimmte Ereignisse, wie zum Beispiel die Verlegung der amerikanischen Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem,

sich heute niemand mehr im Rest der arabischen Welt mobilisieren lässt. Es ist ein lokaler Konflikt geworden, aber gelöst ist überhaupt nichts. Und der angekündigte Deal des Jahrhunderts von Präsident Trump und seinem Schwiegersohn wird wenig lösen. Wir kennen die Details des Plans nicht, aber nach allem, was bisher durchgedrungen ist, wird es in diesem Plan darum gehen, die wirtschaftliche Entwicklung in den palästinensischen Gebieten zu fördern, gleichzeitig die politischen Forderungen der Palästinenser nach Souveränität und Staatlichkeit außen vor zu lassen, und stattdessen den Sicherheitsbedürfnissen und den politischen Interessen Israels und der israelischen Regierung Priorität zu geben. Und das schließt auch eine Art Vorweg-Zustimmung des amerikanischen Präsidenten zu einer Annexion von Teilen der palästinensischen Gebiete durch Israel mit ein. Ich denke, es ist schon höchst bemerkenswert, dass Mike Pompeo, der amerikanische Außenminister, bereits erklärt hat, dass er keinen Erfolg dieses Planes erwartet. Das heißt, dass zumindest auf mittlere Sicht statt einer Zwei-Staaten-Lösung, wo Israel und ein palästinensischer Staat nebeneinander leben könnten, eine Ein-Staaten-Realität zementiert wird, wo zwei Völker unter der Autorität eines Staates leben werden. Und es wird heißen, dass es weiter Gewalt geben wird und dass Israel sich von seinem zionistischen Staatsziel, welches ja heißt, einen jüdischen und demokratischen Staat zu errichten, weiter entfernen wird.

Kurz zu Syrien: Acht Jahre lang haben sich dort alle politischen, geopolitischen und sozialen Konflikte der Region wie unter einem Brennglas gebündelt. Diplomaten, auch der deutschen Bundesregierung, wiederholen gerne das Mantra, dass es keine militärische Lösung für den Syrienkonflikt gebe. Das ist natürlich richtig, wenn man den Akzent auf Konfliktlösung setzt. Aber Präsident Assad hat militärisch, mit erheblicher Hilfe Russlands und des Iran, den Krieg gewonnen. Und auch der sogenannte *Islamische Staat*, der als Terrororganisation über mehrere Jahre große Teile Syriens und des Iraks kontrolliert hat, ist territorial besiegt. Auch wenn er weiterhin noch eine veritable Terrororganisation ist. Die Zukunft Syriens wird nicht mehr militärisch, sie wird nicht mehr auf dem Schlachtfeld entschieden werden, aber, und das ist eine Niederlage der Diplomatie, sie wird auch nicht mehr am Verhandlungstisch der Vereinten Nationen in Genf entschieden werden. Assad dürfte auf absehbare Zeit an der Macht bleiben, allerdings in einem weitgehend zerstörten Land, das einen großen Teil seiner Bevölkerung, vor allem einen großen Teil seiner jungen, mobilen, besser ausgebildeten Bevölkerung, verloren hat und zudem kein souveräner Staat mehr ist. Gesellschaftliche Aussöhnung in Syrien wird, solange Assad Präsident bleibt, und vielleicht sogar danach, ausbleiben. Von einer Stabilisierung wird man allenfalls militärisch, kaum in politischer, gesellschaftlicher oder wirtschaftlicher Hinsicht sprechen können.

Währenddessen wandert die geopolitische Aufmerksamkeit der Welt weiter von Syrien an den Persischen Golf und auf die Arabische Halbinsel. Dabei bleiben beide Schauplätze, Syrien im Nahen Osten, die Arabische Welt im Osten, eng miteinander verbunden. Syrien bleibt der Ort, wo Israel und Iran sich fast jede Woche durchaus auch direkt militärisch begegnen. Die Führungen in Teheran und in Jerusalem wollen keinen Krieg gegeneinander führen. Beide zeigen sich aber in dem ohnehin schon geschundenen Syrien, dass sie sich gegenseitig Schaden zufügen könnten und gehen dabei hohe Risiken ein. Gleichzeitig sehen wir, dass die Konflikte auf der Arabischen Halbinsel und am Persischen Golf sich zuspitzen. Teheran, die Hauptstadt Irans, auf der einen Seite, Riad in Saudi-Arabien und Abu Dhabi in den Vereinigten Arabischen Emiraten auf der anderen, betrachten sich gegenseitig als Rivalen oder auch als Bedrohung. Und sie pflegen ihre Rivalität und tragen sie in durchaus aggressiver Weise quer durch die Region: im Jemen, zuallererst in Syrien, im Irak, aber daneben auch noch in Bahrain, Katar, im Libanon und in den Palästinensischen Gebieten. Dieser regionale Konflikt zwischen Teheran auf der einen Seite, Abu Dhabi und Riad auf der anderen wird noch dadurch verschärft, dass die USA sich derzeit vor allem auf ihren Konflikt mit Iran fokussieren. Jemen ist in besonders tragischer Weise zum Teil dieses Hegemonialkonflikts geworden. Der lokale Konflikt mit vielen Frontlinien und wechselnden Allianzen ist mittlerweile regionalisiert worden und dadurch schwerer zu bearbeiten; von Lösung will ich gar nicht reden. Saudi-Arabien und die Vereinigten Arabischen Emirate sind nun seit vier Jahren militärisch in diesem Konflikt engagiert. Saudi-Arabien vor allem hat von Anfang an behauptet, dass hinter den sogenannten Huthis, der politisch-konfessionellen Bewegung, die heute in Sanaa im Jemen die Macht ausübt, vor allem Iran stehe und dass man im Jemen deshalb eigentlich Iran bekämpfe. Das war anfangs zumindest übertrieben. Richtiger wäre zu sagen, dass der Krieg es Teheran ermöglicht hat, mit relativ geringem Mittelaufwand größtmöglichen Einfluss auf die sogenannten Huthis in Sanaa zu gewinnen, welche heute, durch Teheran ausgerüstet mit ihren Raketen, saudische Ölanlagen oder saudische Flugplätze beschießen. Es gibt im Jemen eine ganz vage Hoffnung, dass es unter Vermittlung der Vereinten Nationen gelingen könnte, dass die lokalen Konfliktparteien wieder an den Tisch kommen und zumindest die Versorgung (Stichwort Cholera-Epidemie) ihrer eigenen Bevölkerung ermöglichen. Allerdings wird es die Regionalisierung dieses Konflikts auch hier sehr viel schwerer machen, einen lokalen Interessenausgleich herzustellen, und sei es nur über die Wiederherstellung eines Hafens oder Öffnung einer Versorgungsrouten in die Hauptstadt. Und all das, was wir in Syrien, zwischen Israel und Iran und im Jemen erleben, steht



im Schatten der Konfrontation zwischen Iran und den USA, die sich ja gerade in den letzten Tagen zugespitzt hat.

Die Vereinigten Staaten unter ihrem gegenwärtigen Präsidenten setzen auf eine Politik des maximalen Drucks, so heißt es offiziell, gegen Iran. Präsident Trump hat im letzten Jahr das Atomabkommen mit Iran gekündigt und hat weiterreichende Sanktionen gegen Iran verhängt und, ob es uns in Europa gefällt oder nicht, dieser Druck wirkt. Iran ist eigentlich nur von Ölexporten abhängig, die heute auf ein Viertel dessen gesunken sind, was sie vor einem Jahr noch waren. Dies bringt die Wirtschaft des Landes an den Boden. Und gleichwohl ist es der Natur dieses Regimes entsprechend eher unwahrscheinlich, dass Iran dem Druck nachgeben und den Präsidenten der USA um Verhandlungen bitten würde. Stattdessen setzt Teheran der Politik des maximalen Drucks den maximalen Widerstand entgegen. Teheran droht mittlerweile selbst damit, dass Atomabkommen zu verletzen, wenn wir, die Europäer, nicht in der Lage wären, die amerikanischen Sanktionen zu neutralisieren, was wir faktisch nicht können. Wie auch für Israel und Iran gilt für die USA und Iran, dass keine Seite einen Krieg wirklich will, und gleichwohl sieht es aus wie eine geskriptete, eine vorgezeichnete Eskalation Richtung militärischer Auseinandersetzung.

Ich bin selten so besorgt, dass wir hier über sogenannte nicht-intendierte, nicht geplante Zwischenfälle in eine Auseinandersetzung kommen, die dann keiner mehr kontrollieren kann. An vielen Stellen gibt es direkte Berührungspunkte zwischen amerikanischen Soldaten und Verbündeten und iranischen Soldaten oder iranisch geförderten Milizen. Überall an den Orten, die ich genannt habe, Iran, Persischer Golf, Libanon, Syrien, sind sie sozusagen nebeneinander unterwegs. Dann braucht es nur wenige Missverständnisse, damit es tatsächlich zum Austausch von militärischen Feindseligkeiten kommt. Natürlich ist das Misstrauen groß. Es gibt nicht einmal Vorkehrungen zwischen Iran und USA, um im Konfliktfall miteinander zu reden, kein rotes Telefon, wie einst zwischen den USA und der Sowjetunion.

### Die Rolle externer Akteure

Und hier bin ich beim fünften und vorletzten Aspekt, nämlich der Rolle externer Akteure in der Region. Und ich beginne, wo ich gerade geendet habe, nämlich mit der Rolle der Vereinigten Staaten. Bereits unter Präsident Obama haben amerikanische Regierungsvertreter immer wieder gesagt, dass die USA im Nahen Osten überengagiert seien. Trump folgt in gewisser Weise diesem Ansatz. Die Amerikaner haben im Nahen und Mittleren Osten ihren diplomatischen Fußabdruck verringert und haben entschieden, dass es für sie einfacher ist, schlicht Israel und Saudi-Ara-

bien ihre volle Unterstützung zu geben und wenig kritische Fragen zu stellen, und gleichzeitig den Druck auf Iran maximal zu erhöhen. Es ist gut, dass Präsident Trump, über den ich sonst nicht so viel Gutes zu sagen habe, keinen neuen Krieg will. Ich glaube, da ist er konsistent und ehrlich. Und wahrscheinlich ist sogar seine Gesprächseinladung an Iran ehrlich gemeint, so wie er bereit ist, mit dem nordkoreanischen Führer zu sprechen. Aber wir wissen nicht einmal, ob sein eigener nationaler Sicherheitsberater, Herr Bolton, den Kurs teilt und auch keinen Krieg will. Und was gar nicht gut ist, ist, dass die Politik der Trump-Regierung bislang faktisch nur zu einer Verschärfung von Spannungen in der Region geführt hat. Und deshalb denke ich, dass es eben nicht auszuschließen ist, dass die USA in einen Krieg hineinschlittern, den der eigene Präsident nicht will, in einen Krieg, für den es keine Kriegsziele und nicht einmal eine Strategie gibt. Und wenn das die Politik der USA ist, dann ist es bemerkenswert, wenn auch nicht gleich unbedingt beruhigend, dass Russland sich in den letzten Jahren sehr aktiv bemüht, einige diplomatische Lücken zu füllen, die die Amerikaner offengelassen haben. Anders als die USA hat Russland sowohl seinen militärischen als auch seinen diplomatischen Fußabdruck verstärkt. Russland ist heute nicht nur die Macht, die faktisch Syrien kontrolliert, in einer gewissen Arbeitsteilung mit Iran, gleichzeitig aber exzellente Beziehungen zu Israel, zu Iran, zu Saudi-Arabien, zu den anderen Golfmonarchien, zu Ägypten, zur Türkei hat. Dabei wird Russland nicht unbedingt als Freund der regionalen Staaten, der regionalen Gesellschaften wahrgenommen. Aber es wird respektiert. Nicht zuletzt, weil Russland in Syrien gezeigt hat, dass es zu seinen Verbündeten steht, egal wie übel diese sind. Präsident Putin ist für die Herrscher am Golf durchaus ein Modell. Und man schätzt es, dass Russland, anders als die europäischen Staaten, keinerlei Fragen zu Menschenrechten oder zur Natur des jeweiligen Regimes stellt.

Und damit sind wir bei Europa, also der Europäischen Union und ihren Mitgliedstaaten. Wir sollten nicht darüber hinwegsehen, dass europäische Politik gegenüber dem Nahen und Mittleren Osten sich in den letzten acht, neun Jahren angesichts von Bürgerkriegen und Terrorismusgefahren in und aus dem Nahen Osten und nicht zuletzt unter dem Druck der Flüchtlingskrise von 2015/2016 deutlich verändert hat. Ganz anders als vor 2011 orientiert sich die Europäische Union heute sehr viel weniger auf politische und wirtschaftliche Transformationen oder politische und wirtschaftliche Liberalisierung im Nahen und Mittleren Osten, sondern vielmehr auf die Eindämmung von Gefahren im Nahen Osten und die Eindämmung irregulärer Zuwanderung. Und gleichwohl bleiben die EU-Staaten ein wichtiger wirtschaftlicher, humanitärer und diplomatischer Akteur. Gleichwohl bleibt Europa aus eigenem Interesse an einer friedlichen Beilegung, zumindest an einer Deeskalation von

Konflikten im Nahen Osten, in Syrien, am Golf oder im Jemen interessiert. Und weil die Entscheider im Nahen und Mittleren Osten ungerne, auch wenn sie sich als gute Freunde der USA bezeichnen, von nur einer Macht abhängig sind, gäbe es durchaus Abnehmer für eine stärkere diplomatische Rolle der Europäer. Ich bin nicht sicher, ob wir Europäer, angesichts unserer eigenen inneren Schwierigkeiten und Transformationen, die nötige Energie aufbringen, diese Rolle zu spielen. Aber ich denke, wir sollten es tun.

### Richtlinien für europäische Politik

Ich kann Ihnen auch am Ende kein Bild der Hoffnung geben: Der Nahe und Mittlere Osten ist zunehmend militarisiert, Rüstungsimporte in die Region sind in den letzten fünf Jahren fast um das Doppelte gestiegen. Die Bereitschaft, militärische oder paramilitärische Gewalt anzuwenden, bleibt hoch. Von einem politischen Aufbruch ist nichts zu spüren. Und dann gibt es die ganzen langfristigen Probleme: Wassermangel, Demografie. Darum kümmert sich eigentlich niemand im Schatten der geopolitischen Auseinandersetzung, über die ich gesprochen habe. Vieles spricht dafür, dass es in den nächsten Jahren schlechter wird, bevor es dann vielleicht irgendwann besser wird. Und gleichwohl können wir, können wir in Europa uns von der Region ja nicht abschotten. Wir bleiben Nachbarn. Ich will mit drei Faustregeln, vielleicht auch kontroversen Richtlinien, für europäische und deutsche Politik enden.

Erste Faustregel: Wo Konflikte auf absehbare Sicht nicht lösbar sind, da ist Konfliktmanagement die richtige, auch die moralisch richtige Option. Und Konfliktmanagement ist heute weniger als Konfliktlösung, das heißt zumindest auf De-Eskalation zu setzen und gute Dienste anzubieten, also Gesprächskontakte. Format Zwischengängertum, wenn Sie so wollen, derzeit etwa zwischen Saudi-Arabien und Iran oder zwischen den USA und Iran. Das wird oft ohne Erfolg bleiben und gleichwohl ist es richtig, auch für unsere eigene Zukunft, mit und gegenüber den Staaten dieser Region.

Das heißt allerdings auch, zweite Faustregel, dass wir dabei ganz häufig mit Partnern arbeiten müssen, die gleichzeitig Teil des Problems sind, und vielleicht auch Teil der Lösung. Ich werde immer wieder gefragt: »Wie kannst du eigentlich mit Vertretern der Herrschaftseliten aus Saudi-Arabien oder aus Iran sprechen angesichts der Menschenrechtsverletzungen, die dort vorkommen, angesichts der aggressiven Außenpolitik, der Kriegspolitik, die diese Staaten betreiben, wie kannst du mit denen arbeiten oder überhaupt auch nur reden?« Und meine unbefriedigende Antwort ist die, dass es ohne Gesprächspartner eben auch nicht geht und ohne die regionalen Machteliten überhaupt nichts läuft. Und diese Idee,

schlechte Regierungen mal eben von außen von der Macht zu entfernen, das englische Wort dafür heißt *regime change*, das ist eben auch nicht so eine gute Idee, wie die Amerikaner 2003 im Irak und die Franzosen 2011 in Libyen erlebt haben. Und schlicht ignorieren kann man diese Machte-liten vielleicht, aber dadurch gehen sie auch nicht weg und ändern sich schon gar nicht. In vielen Fällen, wo politische Fortschritte nicht in Sicht sind, in Syrien zum Beispiel, da können wir diese Länder trotzdem auch nicht ignorieren. Es geht nicht nur um Sicherheit. Es geht auch nicht nur um humanitäre Hilfe. Auch in Syrien geht es um Soziales und Politisches und da geht es zum Beispiel darum, dass junge Menschen überall in Syrien das Recht haben sollten, zur Schule zu gehen und nicht für das Regime bestraft werden, unter dem sie nun einmal leben. Und deshalb denke ich, dass wir Wege finden müssen, auch politisch, in Deutschland, in Europa, um einen Wiederaufbau sozialer Infrastruktur, Schulen, Krankenhäuser, Kliniken, zu unterstützen, ohne das Regime und seine Klienten zu bereichern, die versuchen, sich bei jedem Wiederaufbauauftrag vor allem selbst zu bereichern.

Drittens und abschließend: Der Blick auf Syrien verweist uns schließlich auf Aufgaben in unserem eigenen Land. Es gilt, deutlich zu machen, dass die große Mehrheit der Flüchtlinge, die 2015/2016 zu uns gekommen sind, eben nicht zurückkehren werden. Wir haben ja mittlerweile Parteien auch im Bundestag, die sagen, Flüchtlinge sollen zurückgehen und wir werden ihnen Beine machen. Ich denke, es ist unser aller Aufgabe, auch wenn wir in Syrien wenig tun können, zu sagen, diese Menschen werden auf absehbare Zeit nicht zurückgehen. Obwohl viele von ihnen, auch meine eigenen syrischen Nachbarn, wohl gerne in ihr Land zurückgingen, wären sie aber dort rechtlos, gefährdet und oft existenziell bedroht. Und deshalb werden sie nicht gehen und deshalb dürfen wir sie auch nicht fortschicken. Deshalb bleibt Integration eine Zukunftsaufgabe, und bevor wir hier in Deutschland, Europa, davon träumen, die Demokratie in den Nahen Osten zu exportieren, glaube ich, dass es unser aller Aufgabe ist, dafür Sorge zu tragen, dass Europa und unsere Gesellschaften demokratisch, liberal und auch offen bleiben.

## Vertrauen verdienen

### Journalismus in Zeiten von Fake, Lüge und großer Gereiztheit

Vortrag am Freitag, 21. Juni 2019, Opernhaus

Georg Mascolo, Leiter Recherche Kooperation NDR, WDR und Süddeutsche Zeitung, Hamburg

Darf ich Sie mit auf eine kleine Reise nehmen? Sie führt nach Berlin, genauer in den Bezirk Prenzlauer Berg, und sie führt zurück in jene Zeit, als unser Land noch geteilt war. Der Tag unserer Zeitreise ist der 9. November 1989, der Ort ist der Grenzübergang Bornholmer Straße. Es ist kurz vor 23 Uhr und vor dem Schlagbaum, einem der vielen, die Europa damals noch in Ost und West, in Diktatur und Demokratie teilten, standen Tausende von Menschen. Ungeduldig, aufgewühlt, mutig. Sie riefen »Tor auf, Tor auf!«, sie wollten nicht mehr länger warten, sie wollten raus, in den Westen. Sie hatten ihre Angst verloren und die Grenzer, die an diesem Ort noch vor kurzem, ohne zu zögern, geschossen hätten, sie waren nun diejenigen, die Angst hatten.

Es ist immer ein großer Moment, wenn die Angst in einer Diktatur die Seiten wechselt. Schließlich öffneten die Grenzer den Schlagbaum, die Menschen hatten gesiegt. Eine von denen, die in dieser Nacht über die Bornholmer Straße in den Westen gingen, kennen sie alle. Sie heißt Angela Merkel. An diesem Abend kam sie aus der Sauna, sah, die Saunatasche noch in der Hand, die Menschen an der Bornholmer Straße. Und schloss sich ihnen an. Diese Nacht ist einer der glücklichsten Momente der deutschen Geschichte. Hier an der Bornholmer Straße endete die deutsche Teilung.

Es ist bis heute der schönste Moment meines journalistischen Lebens. Nicht nur, weil die Bilder, die in dieser Nacht entstanden, inzwischen UNESCO-Weltdokumenten-Erbe sind, so wie es die Gutenberg-Bibel oder Beethovens 9. Sinfonie sind. Sondern weil die Menschen meinem Kamerateam und mir in dieser Nacht etwas schenkten, ohne das ein Journalist nicht sein kann: Vertrauen. Es war ihr Sieg, das Finale einer deutschen Revolution. Aber ich durfte der Chronist sein. Sie gaben mir bereitwillig Interviews. Es verband uns etwas Besonderes. Meine Bewunderung für das, was sie da wagten. Ihr Respekt für das, was ich tue. Ihr Zutrauen, dass ich ihre Geschichte erzählen würde, so akkurat und präzise, wie es mir mein handwerkliches Können erlaubt. Fair und unvoreingenommen.

In diesem Herbst liegt die Nacht 30 Jahre zurück. Es sind 30 Jahre, in denen sich viel verändert hat. Manchmal frage ich mich, wie die Menschen am Schlagbaum heute reagieren würden. Die meisten, davon bin ich überzeugt, gar nicht anders als damals. Aber genauso wahrscheinlich ist, dass da auch welche wären, die anders auf mich und meinesgleichen schauen würden: Als Vertreter der »Lügenpresse«. Der »Lückenpresse«. Als jemanden, dem man doch ohnehin nicht trauen kann, ja nicht trauen darf.

Deshalb bin ich heute hier bei Ihnen. Ich will über Vertrauen reden – und ich will um Ihr Vertrauen werben.

Warum sind Sie heute hier? Ich vermute, weil Sie sich Sorgen machen. Vor 30 Jahren war die Welt ein für viele großartiger Ort, die Aussichten waren sogar noch besser. Sie erinnern sich: Sogar das Ende der Geschichte haben die ganz Mutigen ausgerufen. Ein Ende des Ost-West-Konflikts, eine Zeit der Blüte zwischen Russland und dem Westen, die Erweiterung des Europäischen Projekts nach Osten, ein Wohlstands- und vor allem Freiheitsversprechen für all jene Staaten, die hinter dem Eisernen Vorhang lagen.

Heute scheint es manchmal so, als würde unsere Welt, unsere Ordnung, unsere Demokratie einem regelrechten Stresstest unterzogen. Die Stichworte kennen Sie alle: der Brexit, ein unsäglicher und gefährlicher Präsident in den USA, die weit fortgeschrittenen Abbrucharbeiten an Demokratie und Rechtsstaat. Ein sich zuspitzender Konflikt zwischen den USA und Iran, ein drohendes atomares Wettrüsten zwischen den beiden Supermächten. Und am Rednerpult des deutschen Bundestages werden wieder Sätze gesagt, die unerträglich sind in einem Land, dessen wahres Gründungsversprechen der Satz »Nie wieder« ist. In anderen Teilen Europas ist es nicht besser. Der schönste Satz des Weihnachtsevangeliums, »Fürchtet euch nicht«, wird auf eine ganz schön harte Probe gestellt.

All diese Ereignisse sind so unterschiedlich wie zumeist auch ihre Ursachen. Und doch gibt es eine Verbindung, etwas, was in all diesen uns besorgenden Ereignissen eine Rolle spielt, manchmal gar die entscheidende. Wir suchen noch nach Worten, um die Entwicklung zu beschreiben, manche nennen es schon das »post-faktische« Zeitalter, in dem Fake News und Desinformation den demokratischen Prozess unterminieren. Die Lüge hat jedenfalls neue Macht erhalten. Man weiß nicht mehr, was man glauben kann. Oder darf.

Und dann ist da der Ton vieler Diskussionen, in denen oft Wut und Voreingenommenheit dominieren, Nachdenklichkeit durch Schrällheit ersetzt wird und der relativierende Halbsatz schon gar nicht mehr vorkommt. Wir erleben, dass von der digitalen Disruption, ausgelöst durch das Internet, auch Wahrheit und Klarheit betroffen sind. Dass Cyber-

attacken, von denen wir dachten, dass sie vor allem unsere Strom- und Elektrizitätsversorgung bedrohen und womöglich lahmlegen könnten, tatsächlich unsere kritischste Infrastruktur bedrohen: die Demokratie selbst.

Wie gehen wir damit um? Beginnen müssen wir damit zu beschreiben, wie sich unsere Kommunikation verändert hat.

Kommunikation beschreibt den in der Demokratie entscheidenden Prozess. Meinungsfreiheit und Demokratie sind untrennbare Zwillinge. Meinungsfreiheit heißt zum einen, dass Sie zuverlässig und unzensuriert erfahren, was in der Welt geschieht, in Berlin und natürlich vor ihrer Haustür. Sie gewährleistet, dass Sie von unterschiedlichen Vorstellungen, Vorschlägen, Konzepten aus Politik und Gesellschaft hören, die Sie dann in die Lage versetzen, sich Ihr eigenes Bild zu machen und Ihre eigenen Entscheidungen zu treffen. Und sie ermöglicht, zweitens, dass Sie an jeder Debatte teilhaben können, die Sie bewegt, besorgt, interessiert. Dass Ihre Meinung gehört wird. Denn darum geht es: um Sie.

Im Idealfall organisieren wir alle diesen Prozess stets in einer Art und Weise, dass die Fakten möglichst unbestritten sind. Und dann debattieren wir darüber, welche Schlüsse aus ihnen zu ziehen sind. Denn natürlich kann und darf jeder seine eigene Meinung haben. Aber nicht seine eigenen Fakten. Erst verlässliche Informationen versetzen uns in die Lage, die richtigen Entscheidungen zu treffen. Sie sind ein Grundrecht. Ein Menschenrecht, niedergelegt in der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte*. Verlässliche Informationen erlauben uns nach dem Streit den Kompromiss. Sie bilden den Dreiklang einer jeder guten Diskussion: Wissen, Denken, Meinen. Und immer und nur in dieser Reihenfolge. Nur sie erlauben uns die schönsten Momente einer jeden Diskussion: sich auch einmal vom Gegenteil überzeugen zu lassen, bezwungen von der Kraft des besseren Arguments. Denn das Argument ist die wichtigste Währung in der Demokratie.

Traditionell hatten wir Journalisten ein Beinahe-Monopol bei der Vermittlung dieser Informationen. Professioneller Journalismus hat übrigens eine vergleichsweise kurze Geschichte. Noch vor hundert Jahren gehörten Zeitungen oft Parteien oder Gewerkschaften, sie waren einseitig, sie wollten es auch sein. Sie ergriffen Partei. Sie waren Partei. Es wurde dann sicherer, professioneller. Heute gilt als Aufgabenbeschreibung ein Urteil des Bundesverfassungsgerichtes, die Sätze stammen aus den 1960er-Jahren und lesen sich doch aufreizend frisch. Danach sind Bürgerinnen und Bürger umfassend zu informieren, sie sollen von unterschiedlichen Meinungen und Positionen erfahren, um diese gegeneinander abwägen zu können. Der Journalismus ist dann, laut Verfassungsgericht, ein ständiges Verbindungs- und Kontrollorgan zwischen dem Volk, dem Parlament und der Regierung. *Sie* also erfahren, was *die* vor-

schlagen und vorhaben. Und *die* wiederum erfahren, was *Sie* bewegt, beschäftigt, was Sie denken. Natürlich durften und dürfen auch wir Journalisten eine Meinung dazu haben, dies nennt man Kommentar.

Und heute? Jeder technologische Sprung hat die Kommunikation verändert. Das Internet ist eine technologische Revolution und in der Bedeutung nur mit dem Buchdruck zu vergleichen. Es verändert Kommunikation in jeder nur denkbaren Weise: Es verändert das Verhältnis von Journalisten zu ihrem Publikum, denn das Publikum kann nun in jeder Sekunde und zu jedem Thema sagen, was es denkt. Früher war die Verbreitung von Nachrichten an erhebliche Investitionen gebunden, den Kauf einer Zeitungspresse, den Betrieb einer Radio- oder Fernsehstation. Heute reicht ein Smartphone und Zugang zu YouTube. Diese neuen Möglichkeiten sind, um es gleich zu sagen, ein großartiger Moment für die Meinungsfreiheit. Artikel 5 unseres Grundgesetzes sagt nicht, dass Journalistinnen und Journalisten ein Recht auf eine eigene Meinung haben. Sondern dass eine jede und ein jeder sie hat.

Vor nicht allzu langer Zeit galt das Internet deshalb auch noch als große Verheißung. Erinnern Sie sich an die Tage des sogenannten Arabischen Frühlings, als es hieß, die Diktaturen würden fallen? Das war übertrieben optimistisch. Jetzt geht es gerade andersherum, denn wir erleben, wie missbrauchsanfällig diese Technik nun einmal auch ist. Sie erlaubt etwa Desinformation durch Geheimdienste in einer Art und Weise, wie nie zuvor. Früher mussten Fälschungen mühsam Journalisten untergejubelt werden. Heute sind Fälschungen billig und hier haben wir erst den Beginn gesehen.

Ein besonderes Problem ist das Geschäftsmodell der Internet-Giganten. Facebook hat mehr als 2,3 Milliarden Kunden. Stellen Sie sich einmal eine Zeitung oder einen Fernsehsender mit dieser Reichweite vor. Mehr private Macht gab es nie. Aber Facebook setzt auf Emotionalisierung und registriert, wofür Sie sich interessieren, was Sie lesen, anschauen, teilen und kommentieren. Und wenn Sie sich für Müll interessieren, wird Ihnen verlässlich mehr Müll zugestellt. Es ist ein Geschäftsmodell für die Filterblase. Es schneidet den Menschen von mäßigenden Einflüssen ab. Von anderen Meinungen. Vielleicht auch von der Wahrheit. Es ist paradox: Man weiß immer mehr über die große Welt und zieht sich doch in die eigene, kleine zurück. Im Newsfeed landet, was gefällt – ob es wahr ist, spielt keine Rolle. Was oft geklickt wird, rückt in den Timelines nach oben. Dann sehen es noch mehr Menschen. Unternehmen wie Facebook tun, was man uns Journalisten oft vorwirft: Sie entscheiden, was *Sie* hören, sehen und lesen. Nur sind es jetzt Formeln, die darüber entscheiden.

Ich glaube nicht, dass solche Fragen der Abwägung in den Händen von Maschinen besser aufgehoben sind als in denen von Menschen. Die Internet-Giganten erklärten stets, keine Medien zu sein und deshalb auch



keine Verantwortung dafür zu übernehmen, was da auf ihren Plattformen stattfindet. Aber keine Verantwortung zu übernehmen ist auch eine Haltung. Übrigens immer die falsche. Niemand weiß, ob nun das Herausragende oder das Üble sich durchsetzen wird. Es gibt diejenigen in den USA, die argumentieren, dass Unternehmen wie Facebook eigentlich der amerikanischen Zigarettenindustrie in den 1960er-Jahren gleichen. Man wisse, dass das Produkt gefährlich ist. Aber es würde wider besseren Wissens bestritten. Andere vergleichen es mit der Autoindustrie, die auch erst nach schrecklichen Unfällen gelernt und Gurt und Schulterstützen eingeführt habe. Meine Antwort ist: Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich wird beides wahr sein.

Richtig ist jedenfalls, dass es Menschen in der Mitte einer technologischen Revolution nie gelungen ist, ihren Ausgang richtig vorauszusagen. Die Technik selbst aber will weder Gutes noch Böses. Sie ist stets, was die Menschen aus ihr machen. Und deshalb glaube ich, dass wir hart darum kämpfen müssen, die Regeln, die uns in der analogen Welt so gut gedient haben, auch in der digitalen Sphäre durchzusetzen. Mit aller Konsequenz. Ich bin davon überzeugt, dass eben die von mir beschriebenen Entwicklungen großartige Zeiten für den Journalismus sind. Gäbe es ihn nicht, man müsste ihn für genau diese Zeiten erfinden. Denn je größer die Beunruhigung ist, umso schwankender der Boden, umso wichtiger ist ein Ort, an dem Orientierung zu finden ist. Verlässlichkeit und der professionelle Versuch, Ordnung in die Dinge zu bringen. Jemand, dem Sie vertrauen können.

Vertrauen ist ein großes Wort. Es beschreibt den Verzicht auf die letzte Gewissheit. Verdienen es auch die Medien?

Mit dem Wort »die Medien« tue ich mich schwer. Weil es »die Medien« nicht gibt. An jedem Tag lese, höre und sehe ich Dinge, die mich stolz auf meinen Beruf machen. Und an jedem Tag lese, höre und sehe ich Dinge, für die ich mich schäme. Wir sind auch nicht die vierte Gewalt. Der Satz ist eine Anmaßung. Wir haben die Aufgabe, diejenigen, die Macht haben, zu kontrollieren. In seinen guten Momenten ist Journalismus der Reparaturbetrieb der Demokratie. Er ist in einer freien Gesellschaft unverzichtbar. Deshalb gibt es in keiner Diktatur freie Medien. Und in jedem Staat, in dem wir in diesen Tagen Abbrucharbeiten am Rechtsstaat beobachten, in Ungarn und Polen, geht es stets gegen die Medien. Und die unabhängige Justiz. Denn sie ist immer der treueste Verbündete bei der Verteidigung von großen Freiheitsrechten.

Suchen Sie hier nach Medien, die die »Wahrheit« berichten? Wahrheit ist ein großes Wort. Rudolf Augstein sagte einmal, bei ihm dürften Journalisten schreiben, was sie vernünftig mit Argumenten belegen könnten. »Sie sind frei von jeder ihnen aufgezwungenen Richtung und nur ihren eigenen Vorurteilen und Irrtümern unterworfen.«

Woran erkennen Sie also Medien, die diese Aufgabe ernst nehmen? Denen sie vertrauen können? Denn das Prinzip ist immer nur so gut wie seine Institutionen.

Gute Medien erkennt man zuerst daran, dass diese Sie informieren und nicht missionieren wollen, dass sie Nachricht und Meinung voneinander trennen, was heute bei uns in Deutschland leider viel zu oft nicht mehr geschieht. Guter Journalismus muss die Fehlentwicklungen beschreiben: Zu oft sind wir darin nicht genug. Für die Aufdeckung solcher Missstände bin ich Journalist geworden. Denn wer immer Macht hat, schuldet Rechenschaft. Medien, die etwas auf sich halten, wissen, dass Journalismus ein Ort der Mäßigung sein muss, des zweiten Gedankens, der Schritt hält mit einer immer komplizierter werdenden Welt. Sie räumen nicht den steilsten Voraussagen und Prophezeiungen den meisten Platz ein, nur, weil sie sich gut klicken. Denn sie wissen aus Erfahrung, dass diese meist falsch sind. Und dass die dadurch entstehende Dauererregung eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Erfolg von Populisten und Vereinfachern ist. Schlechter Journalismus hat übrigens viel mit den Methoden zu tun, die auch Populisten benutzen: Sie spitzen zu, lassen weg, unterschlagen notwendige Fakten und setzen auf Emotionalisierung. Komplexität wird radikal reduziert. Qualitätsmedien beschäftigen Journalistinnen und Journalisten, die den Satz »Ich weiß es nicht« als Ermutigung zur Recherche begreifen. Die wissen, dass die Vereinfachung eines Sachverhalts eine Kunst ist, aber nur, solange man die Substanz nicht verfälscht. Sie beschäftigen Journalistinnen und Journalisten, die wissen, dass sie in ihrem Beruf Großes bewirken und Schreckliches anrichten können. Ein Fragezeichen ist meistens besser als zwei Ausrufezeichen. Demut ist noch immer die wichtigste Voraussetzung in meinem Beruf.

Ein letzter Eintrag noch in dieses, unser Pflichtenheft. Ich gehöre zu denjenigen, die sich viel zu lange mit der Bedrohung unserer ökonomischen Grundlagen beschäftigt haben. Und nicht aufmerksam genug waren für eine Bedrohung, die nicht weniger gefährlich ist: die unserer Glaubwürdigkeit. Ich gehöre auch zu denjenigen, die nicht aufrichtig genug mit Ihnen gewesen sind; bin jedenfalls manchmal dem mir entgegengebrachten Vertrauen nicht gerecht geworden. Bereits seit dem Jahr 1973 gibt es den deutschen Pressekodex; in Ziffer 3 enthält er die Verpflichtung, Nachrichten und Behauptungen, die sich als falsch herausstellen, unverzüglich richtigzustellen. Als ich als Journalist zum Spiegel kam, gab es keinen Ort im Heft, wo man dies auch nur hätte tun können. Eine Spalte für die Korrektur von Fehlern. Ich war ganz froh, denn ich war jung, ich hatte Angst. Ich nahm mir ein schlechtes Beispiel an meinen Vorgesetzten. Später war ich einer der Vorgesetzten und wurde selbst zum schlechten Beispiel. Als Chefredakteur habe ich dann im

Heft einen Platz für diese Fehlerkorrektur geschaffen. So etwas gibt es heute bei vielen Medien. Aber richtig ist leider immer noch, dass kaum jemand echte Fehlleistungen einräumt. Das muss anders werden. Denn wir vertrauen denen, die sich Vertrauen verdienen. Wer dem Souverän, wer Ihnen dienen will, der muss selbst souverän sein.

Und damit zu Ihnen. Wie *finden* Sie vertrauenswürdige Medien? Wie behalten Sie in diesen Zeiten den Überblick?

Die Filterblase ist ein selbst gewählter Zustand. 2001, da war das Internet noch jung und wir hier zumindest jünger, fragte der amerikanische Verfassungsrechtler Cass Sunstein: »Was wäre das für eine Welt, in der Tausende, vielleicht einmal Millionen Menschen nur noch dem Echo ihrer eigenen Stimmen lauschen?« Es war die neuzeitliche Interpretation einer Erkenntnis, die der britische Philosoph John Stuart Mill schon im 19. Jahrhundert zur Papier brachte: »Solange die Menschen genötigt sind, beide Seiten anzuhören, ist immer noch Hoffnung vorhanden. Erst dann, wenn nur die eine Seite Beachtung findet, geschieht es, dass der Irrtum zum Vorurteil erstarrt.«

Suchen Sie also nach abweichenden Meinungen! Es war schon immer gut, sich mit den Positionen zu beschäftigen, die man am wenigsten versteht. Nehmen Sie es als Denksport, sich mit gegenteiligen Meinungen auseinanderzusetzen. Wenn Sie die Welt – hier ist die Zeitung gemeint – lieben, dann schauen sie sich auch an, was die Süddeutsche schreibt. Und umgekehrt. Misstrauen Sie Ihren Lieblingsjournalisten doch einfach ein klein wenig. Merken Sie sich künftig, wer Ihnen vorausgesagt hat, dass Trump auf keinen Fall Präsident wird und es nicht zum Brexit kommt, dass Annegret Kramp-Karrenbauer es nicht kann und Robert Habeck ein großartiger Kanzler würde. Gute Medien zeichnen sich nicht nur durch Nachrichten aus. Sondern auch durch Urteilskraft. Seien Sie wählerisch, wem Sie Ihr Vertrauen schenken. Bleiben Sie offen. Es muss nicht immer der oder die andere sein, die uneinsichtig und nicht zu überzeugen sind. Vielleicht sind Sie es selbst. Und immer brauchen wir einen Ton, der Konflikte versucht zu entschärfen. Der kluge Medienprofessor Bernhard Pörksen schrieb dieser Tage, man werde erst in der Rückschau erkennen, ob die digitale Moderne das Zeitalter des Dialogs werde oder eine Epoche des Aufeinanderbrüllens und die Rückkehr der Stammesfehden unter modernen Medienbedingungen.

Und eine Bitte habe ich heute an Sie alle: Geiz ist nicht geil. Ein Journalismus, der sich nur durch Werbung finanziert, dadurch, wie oft etwas geklickt wird, wird die Substanz des Journalismus verändern. Er muss seinen Lesern, den Zuschauerinnen und Zuhörern, etwas wert sein.

Wir leben in schwierigen Zeiten. Aber es sind unsere Zeiten. Man darf nicht blind sein für die Bedrohungen. Und doch muss man sich auch vor übertriebenem Pessimismus schützen. Da weiß ich, wovon ich da rede:

Als Journalist war ich an so vielen Untergangsszenarien beteiligt, dass ich mich heute für einen milden Optimismus entschieden habe. Weil ich nicht glaube, dass uns die wichtigsten Ressourcen ausgegangen sind: Mut, Vernunft und der Glaube daran, dass diese Welt eine bessere werden kann.

Wenn sie denn von liebenden Händen in die richtige Richtung bewegt wird.

Man muss schon immer das Beste geben, um das Schlimmste zu verhindern.

## »Wär' ich nicht arm, wärst du nicht reich« (B. Brecht)

Ist die Vision von sozialer Gerechtigkeit am Ende?

Vortrag und Gespräch<sup>1</sup> am Freitag, 21. Juni 2019, Westfalenhalle

Dr. Carolin Butterwegge, Kinder- und jugendpolitische Sprecherin im Landesvorstand Die Linke Nordrhein-Westfalen, Köln  
Dr. Cornelia Füllkrug-Weitzel, Präsidentin Brot für die Welt, Berlin  
Dr. Zephania Kameeta, Bischof a. D., Befreiungstheologe und Minister für Armutsbekämpfung und soziale Wohlfahrt, Windhoek/Namibia  
Prof. Dr. Oliver Nachtwey, Soziologe, Basel/Schweiz  
Prof. Dr. Dr. h. c. Eckhard Nagel, Arzt und Ethiker, Bayreuth

### Impuls von Oliver Nachtwey

Auf dem Podium ist gerade schon sehr deutlich geworden, warum Gerechtigkeit in vielen Dimensionen – sei es in der Frage der Kinder, der Gesundheit, aber auch der globalen Gerechtigkeit, des Zusammenlebens der Menschen – eine Notwendigkeit ist. Wir brauchen nur die Nachrichten zu schauen, um zu sehen, dass die Zeit drängt. Ich sehe dies aber gar nicht so düster. Ich möchte Ihnen jetzt kurz erklären, warum, und dies mit einer kleinen Vision verbinden.

Die Institutionen, die für Gerechtigkeit sorgen, sind eine Errungenschaft in der Moderne. Viele Menschen haben für sie gekämpft. Eine der frühesten sozialen Bewegungen der Moderne war die Arbeiterbewegung, später gefolgt und ergänzt durch die Frauenbewegung. Der wichtigste Slogan der Arbeiterbewegung enthielt, dass es unmittelbar um soziale Gerechtigkeit ging. Er lautete: Ein gerechter Lohn für ein gerechtes Tagewerk. Man hat durchaus die Ungleichheit akzeptiert, aber dabei ging es eben nicht nur um Einkommen, sondern es ging um Würde, um Selbstbestimmung, aber auch darum, dass man dafür kämpfen will.

Die progressiven Kräfte haben in den letzten Jahren einige Niederlagen erlitten. Aber in diesen Niederlagen ist auch etwas Neues entstan-

<sup>1</sup> Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt. Die Wortbeiträge von Zephania Kameeta wurden aus dem Englischen simultan übersetzt von Elisabeth Frey und Heather Al-Jawad.

den. Es ist deutlich geworden, dass wir uns vielleicht zu sehr auf den Erfolgen der Vergangenheit ausgeruht und vergessen haben, wie stark der Sozialstaat, den wir hatten, wie stark diese soziale Moderne darauf beruht haben, dass Menschen dafür aufgestanden sind.

Doch heute gibt es neue soziale Bewegungen. Es ist vielleicht noch nicht stark erkennbar, aber als Soziologe konnte ich sie sehr gut beobachten. Zum einen sind es Gruppen, über die ich früher als Arbeitssoziologe gesprochen habe, der sich mit den Gewerkschaften beschäftigte. Streiks waren – gerade auch in Dortmund – in den 1960er- und 1970er-Jahren sehr »männlich«. Das waren die Industriearbeiter, das waren die Kohlekumpel. Die haben auch viel erreicht. Heute gibt es deutlich weniger Industriearbeiter und Kohlekumpel. Die wichtigsten Streiks in Deutschland in den letzten Jahren waren die Streiks der Erzieherinnen. Die haben vor 40 Jahren überhaupt nicht gestreikt. Sie sind jetzt auf die Straße gegangen mit dem Slogan »Anerkennung«. Sie sagen, sie sind nicht nur diejenigen, die die Kinder sattmachen, sondern sie sind diejenigen, die diese Gesellschaft aufrechterhalten. Und das waren erfolgreiche Streiks. Ihre Slogans enthielten sehr stark Elemente, die man schon im 19. Jahrhundert sehen konnte: für einen gerechten Lohn für ein gerechtes Tagewerk. Bei dem Slogan »Anerkennung« ging es auch nicht nur um das Einkommen, sondern es ging um die gesellschaftliche Position.

Es waren aber nicht nur die Erzieherinnen in Deutschland, sondern es passieren auch da, wo man gar nicht damit rechnet, ganz interessante Sachen. Wo rechnet man nicht mit einer wirklich erfolgreichen linken Bewegung? In den USA. Dort sind es die Lehrer in Los Angeles und an der Westküste, die Erfolge errungen haben, die in diesen Zeiten für mehr Lehrer, eine bessere Ausstattung und bessere Sozialsysteme in einem militanten Streik gekämpft und auch gewonnen haben. Sie haben gesagt: Wir kämpfen nicht für uns, sondern wir kämpfen für die Zukunft dieser Gesellschaft. Das hatte etwas Universalistisches.

Mich hat es jetzt in die Schweiz verschlagen. Die Schweiz ist in vielerlei Hinsicht ein interessantes und bezauberndes Land. Bei der Frauenemanzipation hinken alle Gesellschaften hinterher – die Schweiz noch ein bisschen mehr. Dort sitzen nur neun Prozent Frauen in den Vorstandsetagen. Das hat aber einen interessanten Effekt. Letzten Freitag hat die halbe Schweiz gestreikt. In Zürich, einer Stadt mit 600.000 Einwohnern, waren 140.000 Frauen auf der Straße. Es war ein Streik der Frauen für die gesamte Gesellschaft.

Mein letztes Beispiel: Wenn man auf die Bundesrepublik schaut, wenn man vor allen Dingen auf die Umfragen in Ostdeutschland schaut, kann einem manchmal angst und bange werden. Auch als hessischer Politiker oder als Kommunalpolitiker in Nordrhein-Westfalen kann einem angst und bange werden. Man muss auch Angst um sein Leben

haben.<sup>2</sup> Gleichzeitig waren in diesem Frühjahr inmitten der Flüchtlingskrise in Deutschland fast 250.000 Menschen allein in Berlin bei der Demonstration »Unteilbar« auf der Straße, und zwar genauso bunt wie dieser Kirchentag, mit genauso viel Leidenschaft für Menschenrechte, für die Rechte von Migranten, aber auch für die Thematisierung einer neuen sozialen Frage. Das war meiner Meinung nach eine ganz wunderbare soziale Bewegung, die auch etwas damit zu tun hat, dass die Partei, deren Farbe wir tragen, gerade einen durchaus großen Aufschwung erfährt.

Es steht gerade nicht besonders gut um die soziale Gerechtigkeit. Aber ich sehe bei Ihnen und auf den jüngeren Demonstrationen, dass das Bedürfnis, dafür zu streiten, dafür auf die Straße zu gehen und dafür zu kämpfen, enorm ist. Wir müssen soziale Gerechtigkeit in einer Hinsicht rekapitulieren: Es geht dabei nicht allein um Eigentumsgleichheit oder um eine Gleichheit im Ergebnis. Wer will denn eine Gesellschaft, in der wir alle die gleichen Sachen anhaben, in der wir alle die gleichen Autos fahren? Vielleicht wollen wir sogar eine Gesellschaft, in der keine Autos fahren. Wir wollen jedenfalls unterschiedlich sein. Denn Unterschiede und Diversität sind etwas Gutes und Schönes, und es soll keine Gleichmacherei sein.

Soziale Gerechtigkeit bedeutet nicht Gleichmacherei, sondern gleiche Bürgerrechte, gleiche Rechte für die demokratische und soziale Teilhabe. Diese müssen wir heute – und das haben wir in der Vergangenheit vielleicht zu wenig gelernt – mit einer horizontalen sozialen Gleichheit verbinden, nämlich mit der Inklusion. Das heißt, dass wir nicht nur die deutschen Staatsbürger\*innen in diese Gleichheit mit einbeziehen, sondern dass wir es als Weltgesellschaft denken. Wir müssen die Migrant\*innen, die vor den globalen Kriegen fliehen müssen, in dieser Gleichheit mitbedenken. Es geht darum, dass wir Frauen nicht länger auf dem Arbeitsmarkt und zu Hause diskriminieren. Gleichheit ist heute etwas sehr Universalistisches.

Das Schöne an unserer Gesellschaft ist ja, dass wir das Potenzial dazu haben. Nie in der Geschichte war unsere Gesellschaft produktiver. Wir haben die Möglichkeiten, gigantische demokratische Abstimmungen über das Internet zu tätigen, die Ressourcen viel besser zu verteilen. Wir tun es nur nicht. Aber die Möglichkeit ist da.

Ich hätte einen Vorschlag dafür, der vielleicht kontrovers ist. Sehen Sie, ich komme ganz aus der Nähe. Ich komme aus Holzwickede, einem

<sup>2</sup> Der Sprecher spielt hier auf den Mord an dem hessischen CDU-Politiker Walter Lübcke an, der am 2. Juni 2019 vor seinem Wohnhaus in Wolfhagen getötet wurde. Zum Zeitpunkt des Vortrags gilt ein Mitglied der rechtsextremen Szene als dringend tatverdächtig.

Ort hier ganz in der Nähe, aus einer katholischen Diaspora. Ich habe mich von dem schwarzen Katholiken eher zu einem roten entwickelt. Mein Vorschlag wäre die Ökumene. Bei Ihnen ist die Reformation jetzt 500 Jahre her. Wogegen war die Reformation? Es ging natürlich auch um die Auslegung des Glaubens. Aber es ging auch um Korruption, um Ablasshandel, darum, dass der Glaube missbraucht wurde, dass die Kirche missbraucht wurde für eine ungerechte Gesellschaft, dass unethisch gelebt wurde.

Meine Idee ist die des demokratischen Sozialismus. Wir können uns ja von zwei Seiten annähern. Sie fangen an mit der Reformation – dieses Mal vielleicht nicht mit der eigenen Kirche, sondern mit der Gesellschaft und der Wirtschaft. Und ich werbe von der anderen Seite für den demokratischen Sozialismus. Und ich hätte noch eine Idee, wo wir uns gut treffen könnten. Die Bahn hat seit 1990, seitdem Hartmut Mehdorn da dran war, ein Fünftel ihrer Streckenkilometer abgebaut, und das ist eine demokratische Frage: Wie sollen wir denn anders reisen? Wer kann sich das denn noch leisten? Wie wollen wir mit den kleinen Städten in Verbindung bleiben?

Ich wäre zum Beispiel dafür, die Bahn zu demokratisieren und wieder auszubauen. Das wäre für die Umwelt gut, aber auch für die Gesellschaft. Ich wäre dafür, dass wir die Schwimmbäder, die in den letzten 20 Jahren aufgrund der staatlichen Sparprogramme geschlossen wurden, wieder öffnen. Denn nichts ist demokratischer als der Ort des Schwimmbads, und zwar nicht wegen der Körper, die wir zeigen, sondern weil jeder dorthin kann. Wir alle können an der Freiluft, am Gemeinwesen teilhaben. Wir brauchen mehr und besser ausgebaute Schulen, offene Universitäten. Ich glaube, das sind Dinge, die uns allen einen Grund geben, an dieser Gesellschaft demokratisch teilzuhaben und damit auch die rechte Gefahr einzudämmen.

### Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Carolin Butterwegge: Ich denke, dass die Vision sozialer Gerechtigkeit erstens weiterhin nötig und zweitens auch realistisch ist, wenn man Menschen findet, die sich dafür einsetzen. Sie sagten gerade selbst, Kinder könnten es häufig selbst nicht tun. Um Kinderarmut zu bekämpfen, muss man natürlich auch die Armut der Eltern bekämpfen. Da gibt es verschiedene Ebenen, auf denen man ansetzen muss.

Wir haben eben über Bedarfsgerechtigkeit gesprochen. Bedarfsgerechtigkeit ist eine Form sozialer Gerechtigkeit, die darauf achtet, dass allen Mitgliedern der Gesellschaft ein auskömmliches Einkommen zur Verfügung gestellt wird, und das gilt gerade für diejenigen, die wenig haben. Das heißt, wir sind hier bei der Ausgestaltung unseres Sozial-



staatsgebots und der Frage, wie die soziale Sicherung für Kinder und Familien gestaltet wird.

Im Moment haben wir das soziale Sicherungssystem Hartz IV beziehungsweise SGB II. Es basiert auf Kinderregelsätzen, die allerdings nicht für eine gesunde Ernährung reichen. Die reichen auch nicht für Bildung und Teilhabe. Deswegen gibt es übrigens das Bildungs- und Teilhabepaket, und diesbezüglich wäre einer meiner konkreten Vorschläge, dass man dafür sorgen sollte, dass zum Beispiel das Kindergeld nicht auf Hartz-IV-Regelsätze angerechnet wird, damit es auch wirklich den Kindern zugutekommt. Wohlfahrtsverbände oder der Kinderschutzbund machen sich dafür stark, dass es eine Kindergrundsicherung gibt, die allen Kindern zugutekommt. Auch das wäre ein wichtiger Schritt.

Uns stehen also auf der Ebene der Sozialpolitik des Bundes viele Wege zur Verfügung. Wir müssen lediglich eine politische Mehrheit finden, die diese Wege auch mutig geht, um sich für eine Verbesserung der Lage der Betroffenen einzusetzen.

Auch das Bildungssystem hat viele Schnittstellen, etwa beim Übergang auf weiterführende Schulen, an denen Kinder selektiert und aussortiert werden, an denen ihnen die Chance auf einen höheren Bildungsabschluss geraubt wird. Hier wäre es wichtig, dass Selektionsstufen abgeschafft werden, damit sich Ungleichheit in der Bildung nicht weiterhin so dramatisch vererbt. Darüber hinaus ist es wichtig, dass man Schulen, an denen sich 70 bis 80 Prozent der Kinder aus Hartz-IV-Familien konzentrieren, sehr viel besser ausstattet. Wir brauchen kleine Klassen. Wir brauchen eine doppelte Lehrbesetzung im Team. Wir brauchen mehr Personal, und wir brauchen bessere Ressourcen als an anderen Schulen, um die Chancengleichheit dieser Kinder, die sonst keine Chancen haben, zu forcieren. Dafür ist natürlich die Bildungspolitik auf Ebene des Landes zuständig.

Wir haben jetzt viel über die Ursachen und den Sozialstaat gesprochen. Lassen Sie uns einmal auf die Ebene der Kommune schauen. Was kann man denn da tun? Dort kann man sicher nicht die Ursachen von Kinderarmut bekämpfen – dafür sind schließlich übergeordnete Ebenen zuständig –, aber man kann zumindest Sorge dafür tragen, dass sich die Lebenswelten von Kindern in Armut und in Reichtum nicht noch weiter auseinanderdividieren. Dafür ist zum Beispiel Stadtentwicklungspolitik notwendig. Dafür ist eine Aufwertung von benachteiligten Vierteln notwendig. Dafür sind besonders dort gute Spielplätze notwendig, damit die Kinder, deren Familien kein Geld für kostenträchtige Freizeitaktivitäten haben, auch Angebote bekommen, die sie kostenfrei nutzen können. In diesem Zusammenhang muss man natürlich auch schauen, wie viel Geld Kommunen überhaupt zur Verfügung steht, um die Lebenswelt von Kindern, die benachteiligt sind, konkret aufzuwerten.

Eckhard Nagel: Mitte der 2000er-Jahre hatten wir zum ersten Mal Daten vom Robert Koch-Institut, die gezeigt haben, dass Ungleichheit krank macht.<sup>3</sup> Damals hatten wir die Ihnen allen noch gut bekannte Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt, die die Frage aufgeworfen hat, was man dagegen tun könne. Damals war der Trend noch nicht so eindeutig wie heute. Auf diese Frage habe ich damals gesagt: Ich weiß es nicht.

Wenn es so einfach wäre, wenn es eine einfache Lösung gäbe, dann hätten wir sie längst, weil ich auch davon überzeugt bin, dass wir in unserem demokratischen Gemeinwesen mehrheitlich für den Ausgleich sind und auch Mehrheiten dafür haben, soziale Gerechtigkeit anzustreben und zu realisieren.

Die Fragen sind allerdings nicht einfach zu beantworten. Nehmen wir den Aspekt, dass jemand, der ein niedriges Einkommen hat, häufiger an Krebs erkrankt. Es gibt viele Studien dazu, woran das liegen kann. Liegt es an der Ernährung? Liegt es an der Bildungsfrage, die wir gerade diskutiert haben? Liegt es vielleicht an den Wohn- und sozialen Verhältnissen, die in der Medizin immer eine große Rolle gespielt haben und die für viele Erkrankungen, insbesondere für Depressionen etc., verantwortlich sind? Liegt es an den Arbeitsbedingungen dieser Gruppe, die man ändern müsste? Herr Nachtwey hat davon gesprochen, das gerechte Tagewerk werde unter höheren Risiken erbracht.

Daran merken Sie schon, dass es nicht reicht, nur an einem einzelnen Rad zu drehen. Ich persönlich war immer davon überzeugt, dass gleicher Zugang – wir haben gerade über Zugangsmöglichkeiten zu Bildung gesprochen – auch tatsächlich Ausgleich schafft. Medizin ist der Bereich, in dem wir tatsächlich realisiert haben, einen gleichen Zugang zu haben. Jetzt werden gleich einige aufstehen und sagen: Ja, da gibt es aber Privatpatienten. Liebe Schwestern und Brüder, es gibt zehn Prozent Privatpatienten, die ein bisschen weniger warten, aber in Deutschland ist es unverändert so, dass 90 bis 95 Prozent der Menschen in einem adäquaten Zeitraum eine medizinische Behandlung bekommen, insbesondere dann, wenn sie schwer krank sind.

Doch die Zugangsfrage allein ist noch keine Lösung, wenn sie eine rechtliche ist und nicht bedeutet, dass ich befähigt bin, diesen Zugang auch tatsächlich zu wählen. Das heißt, ich brauche Kompetenz, und das ist meiner Meinung nach die schwierigste Frage. Wir nennen das in der Diskussion Gesundheitskompetenz. Also, Kompetenzen in meiner Aus-

<sup>3</sup> Robert-Koch-Institut: Gesundheitsberichterstattung des Bundes. Gesundheit in Deutschland. Berlin 2006. [https://www.rki.de/DE/Content/Gesundheitsmonitoring/Gesundheitsberichterstattung/GesInDtld/GiD\\_2006/gesundheitsbericht.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.rki.de/DE/Content/Gesundheitsmonitoring/Gesundheitsberichterstattung/GesInDtld/GiD_2006/gesundheitsbericht.pdf?__blob=publicationFile) [zuletzt geöffnet am 23.10.2019]

bildung – Frau Butterwegge hat gerade davon gesprochen – zu realisieren, ist, glaube ich, die entscheidende Grundvoraussetzung dafür, dass ich mein Leben auch im Hinblick auf Gesundheit anders realisieren kann.

Wenn dem so ist, kann man fragen: Wie komme ich dazu? Warten wir darauf, dass die soziale Gerechtigkeit in den Schulen beginnt? Dann schauen wir auf die Realität und müssen sagen: Das ist aber weit entfernt. Es geht eher in die andere Richtung.

Wir sind hier auf dem Kirchentag. Wir haben in Deutschland dankenswerterweise Diakonie und Caritas als Gruppen, die in unserer Gesellschaft ganz wesentlich Verantwortung dafür tragen, auch Kompetenz und Begleitung in den verschiedensten sozialen Kontexten, gerade auch in der Medizin, zu realisieren.

Es muss uns nachdenklich stimmen, dass die sehr verehrten Leiterinnen und Leiter dieser Institutionen aus welchen Gründen auch immer einer ökonomischen Realität unterworfen sind, die das verhindert, was wir eigentlich brauchen, sich nämlich auf diejenigen, der weniger Chancen hat, stärker zu konzentrieren; am Ende des Tages muss schließlich die Bilanz stimmen.

Ich glaube, es ist leicht – und das völlig zu Recht –, auf den einen oder anderen dem Kapitalismus frörenden Anbieter im Gesundheitswesen zu schimpfen. Aber wir müssen doch anfangen, Dinge bei uns und in unseren Institutionen zu ändern.

Deswegen müssen die Kirche, Caritas, Diakonie gerade in der Gesundheitsversorgung präsent bleiben, sie dürfen sich nicht herausstellen. Denn das können wir uns nicht leisten. Vielmehr müssen sie Prioritäten setzen. Wir haben vorhin darüber gesprochen, welche die Prioritäten sind. Aus meiner Sicht hat die Gesundheitsversorgung absolute Priorität, genauso wie die Kinderbetreuung und die Erziehung. Also, sie dürfen sich nicht herausstellen aus diesem Bereich, und dann müssen sie etwas realisieren, was mir die Studierenden neulich so deutlich ins Stammbuch geschrieben haben, dass ich immer noch darüber nachdenke, was ich und meine Generation falsch gemacht haben. Es ist schließlich leicht zu sagen, alles sei falsch, aber viele von uns sind in verantwortlichen Positionen. Insofern müssen wir uns auch selbst fragen, warum es denn so gekommen ist. Was haben wir falsch gemacht?

Mir und einigen meiner Kolleginnen und Kollegen obliegt gerade die Verantwortung, das Medizinstudium zu reformieren. Dazu gibt es einen Masterplan. Wir haben mit den Studierenden, die sich momentan wirklich gut organisieren – 10.000 Medizinstudenten sind in einer großen Gruppe –, zusammengesessen und versucht, Wege und Positionen zu beschreiben. Wir haben skizziert, welche Fächer man in Zukunft anders werten sollte, damit die Bedürfnisse der Patientinnen und Patienten in

Zukunft besser abgebildet werden. Dann haben sich die studentischen Vertreter hingestellt und gesagt: Das ist ja alles schön und gut, was ihr da erzählt, und das mag auch die Stellschraube sein, die jetzt und zukünftig wichtig ist für eine bessere Kommunikation zwischen Ärzten und Patienten, aber das reicht nicht. Was wir brauchen, ist ein Mentalitätswechsel, und erst, wenn ihr wieder lernt, die wesentlichen Fragen ethischer Verantwortung in den Mittelpunkt zu stellen und euch von den Klein-Klein-Diskussionen über dieses oder jenes Fach zu verabschieden, wird unsere Generation in die Lage versetzt worden sein, den ärztlichen Beruf wieder so auszuüben, wie wir das wollen und wie das die Menschen eigentlich von uns erwarten.

Zephania Kameeta: Ich bin sehr dankbar für das Motto »Was für ein Vertrauen«, unter dem dieser Kirchentag stattfindet. Vertrauen möchte ich mit Glauben<sup>4</sup> übersetzen. Wir haben den Glauben, dass wir die Denkweise, die Einstellungen, das Leben der Menschen verändern, indem wir die Armut bekämpfen.

Als unser Präsident 2015 das Ministerium für Armutsbekämpfung eingerichtet hat, wurde er dafür kritisiert. Es gab Kommentare wie: »Das ist doch gegen die Bibel. Schließlich sagte schon Jesus, dass man immer Arme um sich haben würde. Wie können Sie denn die Armut bekämpfen?«

Ich glaube allerdings, dass Jesus etwas anderes als nur die materielle Armut meinte. Insofern freue ich mich, dass auch Sie dieses Umdenken erwähnt haben. Ich glaube, dass diejenigen wirklich arm sind, die nur über sich selbst nachdenken, die nur an sich, an ihr eigenes Wohlergehen denken, aber nicht an andere. Das ist die wahre Armut, und das hat, glaube ich, Jesus gemeint, als er sagte: Die Armen wird es immer unter euch geben. Deshalb haben wir Hoffnung, dass wir die Welt verändern können.

Auch ein kleines Land wie Namibia wird mit dieser Idee des Grundeinkommens Einfluss auf unser Haus, den Planeten Erde, haben. Jetzt diskutiert man überall in der Welt darüber, dass man mit diesem Grundeinkommen nicht nur finanzielle Hilfe leistet, sondern dass wir den Menschen auch helfen, ihr Leben in die Hand zu nehmen. Die Menschen müssen sich nämlich selbst entwickeln, und sie können sich auch selbst entwickeln. Wir können sie nicht entwickeln. Sie werden befähigt, ihr Leben in die Hand zu nehmen.

Man hat uns von Seiten der Regierung die Aufgabe gegeben, eine koordinierte Sozialpolitik zu entwickeln. Es soll nicht so sein wie jetzt,

<sup>4</sup> Zephania Kameeta nutzt hier das Wort *faith*, das sowohl mit »Vertrauen« als auch mit »Glauben« übersetzt werden kann.

wo das eine in dem einen Ministerium und das andere in dem anderen Ministerium gemacht wird. Vielmehr muss es endlich koordiniert werden, damit diejenigen, die Hilfe brauchen, auch Zugang zu dieser Hilfe haben.

Der erste Punkt ist ein Mutterschaftsgeld für alle und bessere Gesundheitsversorgung. Der zweite Punkt ist Kindergeld für alle, der dritte Punkt sieht bessere Arbeitsmöglichkeiten für Frauen und Kinder vor. Diejenigen, die am meisten arbeiten, das sind die Frauen. Aber Frauen sind auch diejenigen, die in den ärmsten Verhältnissen leben. Denn sie werden im 21. Jahrhundert immer noch diskriminiert. Für dieselbe Arbeit wird Frauen immer noch weniger gezahlt als Männern. Viertens geht es um Einkommenssicherheit für Alte, Kriegsversehrte und Behinderte. Ferner geht es um eine bessere Nahrungsmittelsicherheit. Hier stellt sich die Frage der Ernährung der Kinder und Jugendlichen. Darüber hinaus möchten wir marginalisierte Menschen eingliedern. Manche dieser Menschen leben ganz weit draußen in den Bergen, und man kümmert sich nicht um sie. Sie haben nicht einmal Identitätsdokumente, also keinen Pass, keinen Personalausweis. Und deswegen möchten wir ihnen mit den sozialen Sicherheiten helfen. Wir möchten, dass jeder gut wohnen und sich das auch leisten kann. Wir möchten eine bessere Betreuung und Überwachung dieser Sicherheiten.

Wir haben das alles schon gemacht, aber es wurde nicht überwacht. Wir haben nicht geschaut, ob das erfolgreich ist oder nicht. Deshalb gibt es immer noch so viele, die auf Verbesserungen warten. Es gibt Menschen, die durch alle sozialen Netze fallen und nicht versorgt werden. Deshalb möchten wir in der Sozialpolitik das Grundeinkommen einplanen, damit wir sichergehen, dass jeder versorgt ist, damit jeder seine eigene Kraft und Integrität findet. Ich glaube, dass wir das im nächsten Jahr initiieren können. Es wird nicht alles an einem Tag geschehen, aber ich glaube, dass wir mit unserem Vertrauen, mit unserem Glauben die Armut beenden können. Und damit meine ich nicht nur die Regierung, sondern jeder Einzelne in unserem Land kann mit dieser Vision von einer besseren Welt dazu beitragen.

Cornelia Füllkrug-Weitzel: Herr Bischof Kameeta hat schon gesagt, Entwicklung sei nur durch Empowerment von Menschen möglich, also indem sie ihre eigenen Pläne entwickeln und durchsetzen. Sie dabei zu unterstützen, sei zentral.

Das, was Sie mit der Notwendigkeit von Streiks angesprochen haben – Sie sprachen davon, dass sich Leute organisieren –, haben lateinamerikanische Befreiungstheologen einmal so formuliert: »Die Glut kommt von unten«. Und das ist auch so. Es sind unglaubliche Anstrengungen und Bemühungen von Menschen weltweit sichtbar, die ihre eigene Situa-

tion in die Hand nehmen wollen, Beteiligungen einfordern, Rechte einfordern und ihre Potenziale unter den schwierigsten Umständen entfalten wollen. Wir als *Brot für die Welt* bemühen uns, genau das zu unterstützen, und wir sind extrem dankbar für die große finanzielle Unterstützung, die wir von Ihnen bekommen.

Die Menschen in Afrika, Asien und Lateinamerika haben keine Möglichkeit, uns zu bestreiken. Daher versuchen wir, ihnen dabei zu helfen, ihre Regierungen in die Verantwortung zu nehmen. Wir versuchen, sie in die internationale Lobbyarbeit für Klimagerechtigkeit, für geänderte wirtschaftliche Rahmenbedingungen, für Steuergerechtigkeit einzugliedern. Wir sind mit 150 kirchlichen Hilfswerken international vernetzt; wir nennen uns *ACT Alliance*. Wir sind bei der UNO, wir sind bei der EU, wir sind bei unseren jeweiligen Regierungen zusammen. Bei den Klimakonferenzen helfen wir unseren Partnern, dort zu Gehör zu kommen. Wir schicken Delegationen, damit diese weltweit neue Allianzen knüpfen, um den Weg in Richtung internationaler Finanzierung zu gehen und den Menschen, die unter den Folgen des Klimawandels leiden, zu helfen.

Nun ist diese Form von Streik aus dem Ruder der Politik, aus dem Ruder der politischen Verantwortlichen weltweit gelaufen. Die Menschen in Afrika, Asien und Lateinamerika sagen: Okay, wenn ihr uns hier das Zimmer leerräumt, dann kommen wir mal eben bei euch vorbei.

Das haben sie schon getan, das tun sie momentan, das werden sie auch weiterhin tun, und darauf haben sie auch ein Recht. Wenn uns das nicht gefällt, wenn wir sagen, dass wir in unserem Zimmer bleiben wollen, dann hilft es gar nichts, die Tür abzuschließen und den Schlüssel wegzuworfen oder durch die Tür zu schießen. Das Einzige, was dann wirklich hilft, ist, an den Ursachen zu arbeiten, hinzugucken und eine kohärente Politik zu machen, die dazu beiträgt, internationale soziale Gerechtigkeit herzustellen. Das ist nicht nur die Aufgabe eines Ministeriums, des Entwicklungsministeriums, sondern dazu bedarf es politischer Kohärenz in unserer Handelspolitik, in unserer Agrarpolitik, in unserer Klimapolitik, in unserer Waffenexportpolitik. Ich könnte noch viel mehr aufzählen.

Eines möchte ich zum Abschluss noch sagen: Um zwei sehr radikale und fundamentale Dinge werden wir nicht herumkommen. Wir werden nicht darum herumkommen, einen Paradigmenwechsel zu vollziehen, ein neues Leitbild für eine zukunftsfähige Entwicklung zu schaffen. Man nennt das in Fachkreisen sozialökologische Transformation. Wir brauchen ein Bild von Entwicklung, das einerseits die planetarischen Grenzen bewahrt und andererseits Menschen hilft, ihre Rechte durchzusetzen. Es gibt viele Versionen, viele Möglichkeiten, andere Lebensweisen, andere Wirtschaftsweisen schon im Kleinen auszuprobieren.

Und der zweite Punkt: Wir müssen aufhören, auf Kosten anderer zu leben. Wir können nicht im Ernst der größte Nahrungsmittel- und Agrarprodukteimporteur sein, um unsere Tiere füttern zu können, die wir hinterher wieder nach Afrika exportieren. Wir dürfen nicht in einer Form virtuellen Landraubes eine Agrarfläche so groß wie die gesamte Bundesrepublik Deutschland in Anspruch nehmen, um gleichzeitig Exportweltmeister zu sein und möglichst viel Fleisch nach Afrika exportieren zu können, was dort wiederum die lokale Tierproduktion und Milchproduktion zerstört. Uns geht es bei alledem aber gut. Damit müssen wir aufhören. Das müssen wir begreifen. Wir dürfen nicht die Kosten unseres Lebens externalisieren.

# Vertrauen als Grundlage internationaler Politik?

## Voraussetzungen, Anforderungen und Hindernisse einer multilateralen Weltordnung

Vorträge<sup>1</sup> am Samstag, 22. Juni 2019, Westfalenhalle

Ellen Johnson-Sirleaf, ehemalige Präsidentin von Liberia, Monrovia/  
Liberia  
Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel, Berlin

### Impuls von Ellen Johnson-Sirleaf

Sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin,  
Sehr geehrte Frau Vorsitzende des Bundesgerichtshofs,  
Meine Damen und Herren,  
ich bin dankbar für die Möglichkeit, zu Ihnen zu sprechen [...]. Kanzlerin Merkel traf ich zum ersten Mal im Juli 2007, als sie zu einem Staatsbesuch nach Liberia kam und ich erst einige Monate in meinem Amt als Präsidentin war. Kein deutscher Bundeskanzler hatte je zuvor unser Land besucht. Darauf folgte eine lange und intensive Freundschaft zwischen unseren beiden Staaten und für mich persönlich. Wir nehmen am langen Kampf für Gleichberechtigung teil – auf unterschiedlichen Kontinenten, dominiert von Regierungen, die von Männern beherrscht werden. Und wir fördern die Bemühungen und das Ringen der Frauen überall auf der Welt um wirtschaftliche Rechte, Gleichstellung und um Sitze in den Führungsgremien.

Als Kanzlerin Merkel im Juli 2007 Liberia besuchte, sah sie das Land, wie es meine Regierung übernehmen musste: ein von Bürgerkrieg und Regionalkonflikten verwüsteter Staat, eine zerstörte Infrastruktur und eine Wirtschaft, die am Boden lag. Eine Generation von Liberianerinnen und Liberianern ohne Zugang zu normaler Schulbildung, zu sozialen Dienstleistungen und den grundlegendsten Gesundheitsmaßnahmen. Die vor uns stehenden Aufgaben schienen unüberwindbar, aber wir Liberianer und Liberianerinnen sind widerstandsfähig.

<sup>1</sup> Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt. Der Beitrag von Ellen-Johnson-Sirleaf wurde aus dem Englischen übersetzt von Elisabeth Frey.



## Liberia: Zusammenwirken von nationaler und internationaler Politik

Eine große Herausforderung war unsere Auslandsverschuldung von schwindelerregenden 4,7 Milliarden Dollar – beinahe 30-mal mehr als Liberias Exporterlöse. Diese Last gefährdete die zukünftige Entwicklung Liberias und den Wiederaufbau nach den Konflikten. Ich schreibe es Kanzlerin Merkels Führung und ihrer Mithilfe zu, internationale Unterstützung für Liberias Schuldenerlass mobilisiert und einen Konsens unter den G8-Staaten herbeigeführt zu haben. In den darauffolgenden drei Jahren wurden Liberia fast 90 Prozent seiner Schulden erlassen. Somit konnte Liberia Geld für Schulen, Krankenhäuser und Infrastruktur ausgeben, was für eine längerfristige Entwicklungsperspektive und Wachstum erforderlich war. Das liberianische Volk ist Ihnen, Kanzlerin Merkel, der deutschen Regierung und Ihnen allen, den Deutschen, zu großem Dank verpflichtet. Ohne diese multilaterale Zusammenarbeit in Übereinstimmung mit den Liberianern hätte unser Staat nicht das erreicht, wo er heute steht.

Bevor wir jedoch Wirtschaftsreformen anpacken konnten, mussten wir erst Liberias Sicherheit stabilisieren. Wiederum war es ein internationales Übereinkommen, das die *Mission der Vereinten Nationen in Liberia* (UNMIL) von 2003 bis zu ihrem Abzug 2018 unterstützte und den Wiederaufbau unseres Landes ermöglichte. Die UNMIL beendete ihr Mandat im März 2018 nach der demokratischen Machtübergabe von einem Staatsführer an einen anderen. Noch wichtiger: Mit dieser Hilfe können die leidgeprüften Menschen von Liberia im August dieses Jahres den 16 Jahre währenden Frieden feiern – nach 14 aufeinanderfolgenden Kriegsjahren.

Ich schreibe diesen Erfolg des Wiederaufbaus unseres Landes in erster Linie den Liberianerinnen und Liberianern zu – den Müttern, Vätern und der Jugend, erkenne aber ebenso die unerlässlichen Beiträge der internationalen Gemeinschaft an. Sie alle halfen mit finanziellen, technischen und monetären Maßnahmen, liehen uns ihr Know-how und unterstützten Liberia. Unglücklicherweise wurde unser Fortschritt durch Ebola aufgehalten. Aber dies war ein weiteres Ereignis, in dem sich multilaterale Zusammenarbeit nicht nur als erfolgreich, sondern als absolut überlebenswichtig erwies. Eine nie dagewesene globale Mobilisierung von Ressourcen für die betroffenen Länder wurde unter der *UN-Mission für Ebola Notfallmaßnahmen* (UNMEER) organisiert. Die Vereinigten Staaten, das Vereinigte Königreich und Deutschland befanden sich unter den größten Geldgebern. Dazu eine Reihe von afrikanischen Staaten, die ihre Ärzte und Pflegekräfte in die Notfallgebiete entsandten. Obwohl wir fast 4.000 Staatsbürgerinnen und Staatsbürger verloren, deren wir in Trauer gedenken, wurde der Ausbruch eingedämmt und Liberia im Januar 2016

zur Ebola-freien Zone erklärt. Tatsächlich waren es die liberianischen Ärzte und die Pflegekräfte vor Ort, die die meiste Arbeit auf sich nahmen und sich selbst größten Risiken aussetzten. Aber ohne die Zusammenarbeit mit der internationalen Gemeinschaft hätte die Krankheit zweifelsohne noch viele weitere Leben hinweggerafft.

Regionale Kriege, innere Unruhen, der Zusammenbruch der Wirtschaft und ein globaler Gesundheitsnotstand lehrten Liberia, dass gute politische Führung zwar zu Hause beginnen muss und Bürgerinnen und Bürger zu Lösungen ermächtigt werden müssen, die vor Ort organisiert und lokal verantwortet werden, dass dies aber kein Land alleine schafft. Heute erleben wir ein solches Beispiel angesichts des Ausbruchs von Ebola in der Demokratischen Republik Kongo (DRC). Dieser neue Ausbruch stellt uns vor ernsthafte Herausforderungen, die bislang von der internationalen Gemeinschaft nicht angegangen werden. Dieser erneute Ausbruch wird wieder zum Prüfstein internationaler Zusammenarbeit. Darüber hinaus müssen wir zu schnelleren Maßnahmen aufrufen, um die AIDS-, Tuberkulose- und Malaria-Epidemien bis 2030 gemäß den Zielen für nachhaltige Entwicklung (SDG) zu beenden.

Eine andere Krise heißt Migration. Die Gründe, weshalb Menschen ihre Heimat verlassen, sind vielfältig. Viele gehen, um der Gewalt und extremen Armut zu entkommen oder um das Leben ihrer Familien zu verbessern. Die afrikanische Realität zeigt jedoch, dass Migration vor allem innerhalb Afrikas stattfindet und einen wesentlichen Beitrag zu Wirtschaftswachstum und menschlicher Entwicklung leistet. Wir müssen zusammenarbeiten, um die Gründe anzugehen, derentwegen Menschen ihre Heimat verlassen. Solide nationale politische Strategien werden die Armutsrate verringern, Kriege verhindern und die Regierungsführung verbessern. Fortschritte auf diesen Gebieten werden weniger Menschen veranlassen, ihre Heimatländer zu verlassen.

Die Zielländer von Migration sind gefordert, den Rechtsstatus und den Schutz der Menschenrechte zu gewährleisten. An die Ursprungsländer ergeht die Forderung, Visa-Schranken abzubauen und die Freizügigkeit von Personen zu ermöglichen. Der globale Pakt für eine sichere, geordnete und legale Migration, der vom 10. bis 11. Dezember 2018 von der internationalen Gemeinschaft in Marrakesch verabschiedet wurde, dient als Basis für diese Zusammenarbeit und sollte verwirklicht werden.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Vgl. Global Compact for Safe, Orderly and Regular Migration. Resolution adopted by the General Assembly on 19 December 2018; [www.un.org/en/ga/search/view\\_doc.asp?symbol=A/RES/73/195](http://www.un.org/en/ga/search/view_doc.asp?symbol=A/RES/73/195) [zuletzt gesehen am 22. 11. 2019].

## Gefahren für multilaterale Politik

Heute befürchten wir, dass die multilateralen Bemühungen zur Zusammenarbeit gefährdet sind. Auf der Weltbühne beobachten wir zunehmend extremen Nationalismus und Tendenzen zu Isolation, Ausgrenzung und Populismus. Staaten kehren sich nach innen und ziehen sich aus der weltweiten Gemeinschaft und deren multilateralen Institutionen zurück. So zum Beispiel aus den wichtigsten Sonderorganisationen der Vereinten Nationen, die so viel bewirkt haben, um Leben zu schützen. Heute drohen sogar manche Staaten damit, die NATO und andere multilateralen Institutionen zu verlassen, die für die ganze Welt Vorreiterinnen des Friedens darstellen.

Menschen aller Länder, Menschen in Deutschland, jede und jeder hier und heute in dieser Zuhörerschaft sollte die Auflösung dieser Werte bekämpfen. Dies ist ein deutlicher Aufruf für die Menschheit weltweit, jene Werte zu bewahren, die die Welt zu dem gemacht haben, was sie heute ist, eine Welt, in der Menschen nach Freiheit und Gleichheit streben. In unserer heutigen gebeutelten Welt mag diese Aufgabe unmöglich erscheinen. Neue Lösungsansätze müssen versucht werden. Wie Nelson Mandela sagte: »Es scheint immer unmöglich, bis es getan wird.« In diesem Sinne komme ich auf das Beispiel der deutschen Kanzlerin zurück: Am Rande des G20-Gipfels 2017 hat sie die Initiative *Partnerschaft mit Afrika – Compact with Africa* (CwA) initiiert, um Privatinvestitionen durch wesentliche Verbesserungen der makroökonomischen, unternehmerischen und Finanzierungs-Rahmenbedingungen attraktiver zu machen. Dadurch wurden reformwillige afrikanische Staaten, internationale Organisationen und bilaterale Partner zusammengebracht, um landesspezifische Reformbemühungen zu koordinieren, um entsprechende politische Maßnahmen zu unterstützen und um bei Privatinvestoren für Investitionsmöglichkeiten zu werben. Die Initiative ist nachfrageorientiert und steht allen afrikanischen Ländern offen. Die Folge dieser Initiative ist ein Aufbruch und eine Ermächtigung Afrikas. Das ist ein Beispiel für deutsche Führungsverantwortung.

Am Ende meines Vortrags möchte ich Kanzlerin Merkel danken. Sie stehen auf der richtigen Seite der Geschichte, in der Sie als eine der größten Führungspersönlichkeiten des 21. Jahrhunderts eingehen werden, als eine Meisterin multilateraler Zusammenarbeit und als eine, die willens ist, zu wichtigen Fragen Stellung zu beziehen, auch wenn dies ihre politische Karriere in Frage stellen könnte. Sie stehen aufrecht und zeigen, wie effizient weibliche Führerschaft sein kann, eine Inspiration für viele – auch für mich. Liebe Kanzlerin, wir bitten nur, dass Sie nun, da Sie so weit gekommen sind, nicht aufgeben. Sie müssen weiterhin als motivie-

rende Kraft für weibliche Führerschaft in der ganzen Welt dienen. Kanzlerin Merkel, Sie haben unsere Anerkennung!

### Impuls von Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel

Liebe Frau Präsidentin, liebe Ellen Johnson-Sirleaf, sehr geehrte Frau Limperg, sehr geehrte Frau Professorin Helmke, vor allem: liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Kirchentags, natürlich bin ich heute sehr gerne hierhergekommen, ganz besonders, weil Ellen Johnson-Sirleaf hier ist. Wir können uns, glaube ich, als politische Freundinnen bezeichnen. Eine meiner bewegendsten Reisen nach Afrika war in der Tat die nach Liberia. Sie hat ja darüber gesprochen, was sie geleistet hat. [...]

Liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer, der Evangelische Kirchentag wird in diesem Jahr 70 Jahre alt, so alt wie unser Grundgesetz. Es wird gebetet, musiziert und debattiert über das, was unsere Gesellschaft zusammenhält. Dieser Zusammenhalt einer Gesellschaft kann ohne Vertrauen, ohne ein Mindestmaß an Vertrauen nicht gelingen. Überhaupt können keine Beziehungen ohne Vertrauen gelingen – nicht im Kleinen, nicht im Großen, nicht in der Familie, nicht in der Nachbarschaft; und so ist es eben auch zwischen den Völkern und Nationen.

Deshalb könnten das Motto des Kirchentags »Was für ein Vertrauen« und das Thema dieses Panels »Vertrauen als Grundlage internationaler Politik?« kaum besser gewählt sein. Ich möchte aber gleich zu Beginn das Fragezeichen, das Sie beim Panelmotto gemacht haben, durch ein Ausrufezeichen ersetzen. Denn ohne Vertrauen als Grundlage kann internationale Politik nicht gelingen – jedenfalls nicht, wenn sie auf das Wohl der Menschen ausgerichtet sein soll. Ich glaube, die Rede von Ellen Johnson-Sirleaf hat das gezeigt.

Gerade auch unser Land, Deutschland, sollte das wirklich nie vergessen. Unserem Land wird heute viel Vertrauen in der Welt geschenkt. Das grenzt eigentlich an ein Wunder, nachdem Deutschland während der Zeit des Nationalsozialismus mit dem von ihm entfesselten Zweiten Weltkrieg und dem Zivilisationsbruch der Shoa unendlich viel Leid über Europa und die Welt gebracht hatte. [...]

Wir Deutschen können gar nicht dankbar genug sein, dass es damals starke Fürsprecher gab, die Deutschland den Weg zurück in die Weltgemeinschaft, den Weg in die Ordnung des Friedens geebnet haben. [...]

Meine Damen und Herren, nach innen ist es der demokratische Rechtsstaat, der einer Vertrauensbeziehung zwischen den Bürgerinnen und Bürgern und ihrem Staat Ausdruck verleiht. Das ist im Grunde ein Versprechen: Der Rechtsstaat gibt Bürgerinnen und Bürgern eine Grund-

lage für Vertrauen in diesen Staat. Der DDR, die wie die Bundesrepublik vor 70 Jahren gegründet wurde, fehlte es an dieser Vertrauensbeziehung. Der Staat misstraute den eigenen Bürgerinnen und Bürgern so sehr, dass Persönlichkeits- und Freiheitsrechte immer wieder beschnitten wurden, dass ausspioniert wurde und dass eine Mauer errichtet wurde, weil man Angst hatte, dass sonst zu viele weggehen. Wer diese Mauer überwinden wollte, wurde verhaftet oder erschossen. Aber dann, als die Mauer vor 30 Jahren fiel, habe auch ich persönlich erlebt, dass nichts so bleiben muss, wie es ist. Das, liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer, ist eine großartige Erfahrung, auch wenn damit nicht alle Probleme weg sind.

Der Westen, die alte Bundesrepublik und ihre Partner, konnten schon in den ersten 40 Jahren nach dem Krieg an der anderen großartigen Erfahrung des 20. Jahrhunderts teilhaben: an der Erfahrung des europäischen Einigungsprozesses. Die europäische Einigung und mit ihr auch die transatlantische Partnerschaft wurden nur möglich, weil sie auf gemeinsamen Werten gründeten, weil aus Verständigung über gemeinsame Werte Vertrauen entstanden ist – und zwar nicht nur auf politischer Ebene, sondern auch inmitten unserer Gesellschaft. Es kam zu Städtepartnerschaften, Schüleraustausch, Christinnen und Christen engagierten sich für die Aussöhnung der Völker. Denken wir nur an das Nagelkreuz von Coventry als Zeichen der Vergebung und des Friedens.

Vertrauen war es auch, das aus Deutschen und Franzosen, den einstigen sogenannten Erbfeinden – ein schreckliches Wort –, Partner und Freunde machte. Einen wirklich echten Vertrauensvorschuss erhielten wir Deutschen von Israel, als 1952, nur sieben Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg und der Shoa, das sogenannte Luxemburger Abkommen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Staat Israel unterzeichnet wurde, und 1965 auch diplomatische Beziehungen aufgenommen wurden. Auch in Polen wurde neues Vertrauen gefasst. Dort besaßen zum Beispiel die katholischen Bischöfe die Kraft, 1965, mitten im Kalten Krieg, ihren deutschen Amtsbrüdern zu schreiben: »Wir gewähren Vergebung und bitten um Vergebung.« Und schließlich wissen wir alle, dass die Wiedervereinigung Deutschlands in Frieden und Freiheit niemals möglich gewesen wäre, wenn die einstigen vier Alliierten in den Zwei-plus-vier-Verhandlungen 1990 uns Deutschen kein Vertrauen hätten schenken können.

Natürlich fällt Vertrauen nicht vom Himmel. Es hängt entscheidend von der Glaubwürdigkeit von Persönlichkeiten ab – zum Beispiel von Staatsmännern wie Willy Brandt, Helmut Kohl, Hans-Dietrich Genscher und so vielen anderen, die dazu beitrugen, das notwendige Vertrauen in Ost und West über viele, viele Jahre aufzubauen.

In der Politik wie im ganz alltäglichen Leben beruhen Glaubwürdigkeit und Vertrauen vorneweg immer auf der unmittelbaren Begegnung.

Ich weiß aus eigener Erfahrung, dass es einen Riesenunterschied macht, ob ich mit meinen Amtskolleginnen und -kollegen telefoniere oder ob wir uns persönlich treffen [...]. Am kommenden Donnerstag werde ich nach Osaka in Japan fahren, zum nächsten G20-Gipfel. Das alles ist sicher nicht einfach; und trotzdem ist es wichtig, dass wir uns begegnen und um Vertrauen kämpfen. Ohne die Begegnungen mit Ellen Johnson-Sirleaf, auch in ihrem eigenen Land, hätte ich überhaupt keine Vorstellung davon, wie es dort ist. Vertrauen beruht eben auch auf der Kenntnis der Lebenswelt des anderen.

Zugleich weiß ich aber auch, dass der, der Vertrauen genießt, natürlich auch Verantwortung hat. Dieser Verantwortung müssen wir jeden Tag gerecht werden. Wir tun das in der Überzeugung, dass kein Land allein die globalen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts bewältigen kann.

Aber wir erleben im Augenblick – 70 Jahre nach Gründung all dieser Institutionen, die ja auch geschaffen wurden, um Vertrauen auszudrücken –, dass das Vertrauen in die internationalen Beziehungen an vielen Stellen abnimmt. [...] Es wird erklärt, dass man sich nur auf sich und die eigenen Interessen konzentrieren soll. [...] Mitverantwortung in globalen Fragen der Wirtschaft, des Klimaschutzes, der Migration wird vernachlässigt. Kompromisse, Regeln, Verträge, internationale Organisationen werden infrage gestellt.

Wir wissen nur zu gut, dass Protektionismus und Handelskonflikte den freien Welthandel und damit die Grundlagen unseres Wohlstands gefährden. Zugleich sehen wir, wie sehr die Digitalisierung alle Lebensbereiche erfasst, wie Kriege und Terrorismus zu Flucht und Vertreibung führen, wie der Klimawandel die natürlichen Lebensgrundlagen bedroht. Nichts davon kann ein Land allein – und sei es noch so stark, wirtschaftlich wie militärisch – bewältigen, jedenfalls nicht dauerhaft. Davon bin ich überzeugt.

Allein die multilaterale Ordnung ist es, die die nötigen Handlungsmöglichkeiten zum Wohle aller schafft, die Verlässlichkeit und damit Vertrauen herstellen kann. Es sind die UN-Charta, die Menschenrechtspakete, das Klimaschutzabkommen von Paris, die Agenda 2030, Ab-rüstungsverträge, Handelsregeln der WTO und viele mehr, die unserer Staatengemeinschaft insgesamt dienen und damit zum globalen Gemeinwohl beitragen und in der Folge auch den nationalen Interessen dienen. Das eine gibt es nicht ohne das andere.

Deshalb werde ich wieder und wieder dafür werben, dass wir multilateral statt unilateral, global statt national, weltoffen statt isolationistisch, gemeinsam statt allein denken und handeln. Genau diesem Ziel dienen auch zwei Gipfeltreffen, die noch in diesem Jahr stattfinden werden: der Klimagipfel und der Nachhaltigkeitsgipfel im September, ver-

anstaltet vom Generalsekretär der Vereinten Nationen. Es wird dabei nicht reichen, vornehmlich über die bisherige Entwicklung Bilanz zu ziehen. Vielmehr müssen die Staats- und Regierungschefs von diesem Gipfel das Signal aussenden, dass sie ihre Anstrengungen verstärken, und deutlich machen, dass wir besser werden müssen. Ich werde mich dafür einsetzen.

Für uns – UN-Generalsekretär Guterres nimmt uns dafür auch in die Pflicht – heißt das mit Blick auf das Klimathema, dass wir in Deutschland bis 2050 Klimaneutralität erreichen können und erreichen werden. Das ist unsere Verpflichtung. Die Agenda 2030 und ihre 17 Nachhaltigkeitsziele – Hunger und Armut zu bekämpfen, Zugang zu sauberem Wasser, zu Gesundheit und Bildung zu schaffen und vieles andere mehr – müssen uns Verpflichtung sein, dass wir sie wirklich bis 2030 erreichen. Da liegt viel Arbeit vor uns.

Ich freue mich sehr, dass Ellen Johnson-Sirleaf den »Compact with Africa« erwähnt hat. Das ist etwas, das wir auch als »Ownership« beschreiben, wenn nämlich die afrikanischen Länder ihre eigenen Pläne haben. Sie haben ihre Agenda 2063; und an dieser müssen wir uns orientieren. Wir dürfen nicht nur das machen, was wir richtig finden, sondern wir müssen das machen, was Afrika mit seinen Regierungen und mit seiner Zivilgesellschaft zu brauchen glaubt.

Die Präsidentin hat uns eben erzählt, mit welchem Mut sie in Liberia an die Dinge herangegangen ist und welche Schritte gegangen werden konnten. Auch unsere eigene Geschichte wie auch die Geschichte anderer Länder zeigen: Veränderungen zum Guten sind möglich. In welchem Land auch immer und in welcher Situation auch immer – wir haben die Kraft, Veränderungen zum Guten zu bewirken. Wir können die Erderwärmung stoppen, wir können den Hunger besiegen, wir können Krankheiten ausrotten, wir können den Menschen, besonders den Mädchen, Zugang zu Bildung verschaffen, wir können die Ursachen von Flucht und Vertreibung bekämpfen. Das alles können wir schaffen.

Wir haben die Kraft zu gestalten. Es ist eine Kraft, die wir Christinnen und Christen auch aus Gottvertrauen schöpfen können. Den Religionen insgesamt kommt für die Gestaltung des Miteinanders der Völker eine große Bedeutung zu. Deshalb bin ich dankbar dafür, dass auch dieser Evangelische Kirchentag Vertrauen stiftet.

Jetzt hoffe ich auf eine spannende Diskussion. Herzlichen Dank.

# Vertrauen und Vertrauensmissbrauch

## Sexuelle Gewalt: genau hinhören – was bedeutet das?

Vortrag und Gespräch<sup>1</sup> am Samstag, 22. Juni 2019, Opernhaus

Kerstin Claus, Journalistin, Betroffenenrat UBSKM, Berlin

Kirsten Fehrs, Bischöfin, Hamburg

P. Dr. Anselm Grün, Abtei Münsterschwarzach

Prof. Dr. Sabine Maschke, Erziehungswissenschaftlerin, Marburg

Dr. h. c. Nikolaus Schneider, Ratsvorsitzender a. D. Ev. Kirche in  
Deutschland (EKD), Berlin

Detlev Zander, Netzwerk Betroffenen Forum e. V., Plattling

### Moderation:

Claudia Keller, Journalistin, Frankfurt/Main

### Impuls von Sabine Maschke

Sexualisierte Gewalt und die Erfahrungen Jugendlicher. Ergebnisse der  
SPEAK!-Studien

Von 2016 bis 2018 wurden in Hessen (Projektleitung Prof. Dr. Sabine Maschke und Prof. Dr. Ludwig Stecher) zwei repräsentative Studien – Speak! genannt – durchgeführt, gefördert durch das Hessische Kultusministerium.<sup>2</sup> In den Blick genommen wurden darin Erfahrungen Jugendlicher mit sexualisierter Gewalt. Schriftlich befragt wurden insgesamt knapp 3.000 Jugendliche von 14 bis 16 Jahren, der Großteil an Haupt- und Realschulen, Gymnasien und Gesamtschulen, und ergänzend an Förderschulen (mit eigens entwickelten, barrierefreien Fragebögen), an insgesamt 80 Schulen. In aller Kürze zentrale Befunde daraus. Diese sind übertragbar auch auf andere westdeutsche Flächenländer.

<sup>1</sup> Für den Abdruck bearbeitete Transkription der Tonmitschnitte der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt. Der abgedruckte Impulstext beruht auf einem Manuskript der Autorin.

<sup>2</sup> Sabine Maschke, Ludwig Stecher: Sexuelle Gewalt. Die Erfahrungen Jugendlicher heute. Weinheim, Basel 2018.



### Wie weit ist sexualisierte Gewalt verbreitet?

Fast die Hälfte (48 Prozent) der befragten 14- bis 16-Jährigen hat Erfahrungen mit Formen nicht-körperlicher sexualisierter Gewalt. Diese reichen von sexuellen Beleidigungen bis dahin, gezwungen zu werden, sich die Geschlechtsteile einer anderen Person anzuschauen (Exhibitionismus). Fast ein Viertel (23 Prozent) der befragten Jugendlichen hat Formen körperlicher sexualisierter Gewalt erlebt. Diese reichen von gegen den Willen am Geschlechtsteil berührt oder »angetatscht« zu werden bis hin zu erzwungener Penetration. Der größte Teil der Betroffenen macht solche Erfahrungen wiederholt und erlebt oft mehr als eine Form. Mädchen sind einem besonders hohen Risiko ausgesetzt, sexualisierte Gewalt – vor allem körperliche – zu erleben. Hoch ist auch das Risiko für Jugendliche aus Förderschulen, die durchweg noch stärker betroffen sind. Wir haben unter anderem auch gefragt, wie alt die Jugendlichen waren, als sie dies zum ersten Mal erlebt haben. Ab dem 11./12. Lebensjahr kommt es zu einem sprunghaften Anstieg von Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt.

Jugendliche sind nicht nur direkt von sexualisierter Gewalt betroffen: 70 Prozent aller befragten Jugendlichen haben sexualisierte Gewalt beobachtet, die meisten mehrfach und viele im schulischen Raum. Außerdem hat ein gutes Drittel (38 Prozent) von sexualisierter Gewalt im persönlichen Umfeld gehört. Da es sich oft um Bekannte/Freunde handelt, die davon berichten, fühlen sich viele Jugendliche durch das, was ihnen berichtet wird, belastet.

### Wo findet sexualisierte Gewalt statt?

Es gibt viele Orte, an denen sexualisierte Gewalt stattfindet. Nachfolgend die fünf häufigsten Risikoorte: Schule, Internet, der öffentliche Raum, die Party/eine andere Wohnung, das eigene Zuhause. Je nachdem, ob es sich um körperliche oder nicht-körperliche Formen handelt, variieren die Orte in der Rangfolge; nicht-körperliche Formen vor allem an Schulen (50 Prozent) und im Internet (44 Prozent), im öffentlichen Raum (Straße, Haltestelle, Platz, Schwimmbad usw. mit 41 Prozent), in einer anderen Wohnung/Party (22 Prozent) und zu Hause (15 Prozent); körperliche vor allem im öffentlichen Raum (49 Prozent) und in anderen Wohnungen beziehungsweise auf Partys (44 Prozent) sowie in der Schule (24 Prozent), zu Hause (18 Prozent) und im Internet (10 Prozent); die Einstufung als körperliche Form ergibt sich daraus, dass eine nicht unerhebliche Zahl Betroffener berichtet, dass sie aufgefordert wurden, sich ausziehen bzw. sexuelle Handlungen vorzunehmen.

### Wer übt sexualisierte Gewalt aus?

Ab dem 11./12. Lebensjahr geht sexualisierte Gewalt häufig von in etwa gleichaltrigen Jugendlichen aus. Knapp drei Viertel (74 Prozent) der Betroffenen geben an, dass die Täter/innen zwischen 12 und 18 Jahre alt waren.

Die Analyse zeigt aber auch, dass vor dem 11./12. Lebensjahr – und zwar nur bezogen auf körperliche Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt – diese überwiegend von Erwachsenen ausgehen. Fassen wir Familienangehörige und sonstige erwachsene Personen als Täter/innen zusammen, machen diese vor dem 11./12. Lebensjahr in der Hauptstudie (Regelschulen) etwa 5 Prozent aller Befragten aus; dies entspricht in etwa einer Zahl von ein bis zwei Kindern je Klasse, die sexualisierte Gewalt durch Erwachsene erleben. Für die Förderschulen sind die Zahlen doppelt so hoch. Nehmen wir die Kirche als Institution bzw. die Person des Pfarrers/des Pastors als Täter in den Blick (auch hier: nur bezogen auf körperliche sexualisierte Gewalt) können wir in Hessen von aktuell 130 betroffenen 14- bis 16-Jährigen ausgehen. (Religionslehrkräfte und weitere Erwachsene aus kirchlichen Kontexten sind hier als Täter/innen noch nicht einbezogen).

Wir können festhalten: Sexualisierte Gewalt ist weitverbreitet und durchdringt die jugendliche Lebenswelt.

### Wem vertrauen Jugendliche sich an?

Der Anteil der Betroffenen, der langanhaltende physische wie auch psychische Folgen berichtet, steigt mit dem Umfang und der Schwere der Gewalterfahrungen. Allerdings: Der Anteil derer, der dann auch darüber spricht, sinkt: Scham, Verdrängung, nicht zu wissen, an wen man sich wenden kann, spielen hier eine große Rolle.

Aufgeschrieben haben Jugendliche in der Befragung Speak! zum Beispiel: »Ich hätte gerne mit meinen Eltern darüber geredet, oder jemandem, der mir einfach nur zuhört.« »Ich hätte mir gewünscht, dass es ans Licht kommt und er gestoppt wird.« »Jemanden, der einen beschützt.« »Dass eventuell jemand bemerkt, wie schlecht es mir ging.« Oder »Hilfe vom Lehrer, der das gesehen hat.«

Die meisten Betroffenen, die über ihre Erfahrungen sprechen (Mädchen sprechen deutlich häufiger als Jungen über das Erlebte), reden vor allem mit gleichaltrigen Jugendlichen darüber (über 80 Prozent), auch die Mutter (30 Prozent) spielt eine Rolle. Aber Lehrkräfte, Schulsozialarbeiter, professionelle Beratungsstellen und andere Erwachsene kommen nur ganz vereinzelt als Vertrauenspersonen vor.

Wir haben die Jugendlichen auch gefragt, warum sie nicht sprechen. Häufig wird geantwortet, dass sie sich schämen für das, was ihnen zugefügt wurde, dass sie keine Person haben, der sie sich anvertrauen können, dass sie Angst haben, durch das Reden alles noch schlimmer zu machen. Sexualisierte Gewalt offen zu thematisieren – das ist längst noch nicht gängige Praxis in den Schulen, Gemeinden usw. Ein Beispiel: Knapp die Hälfte (47 Prozent) der Jugendlichen hat – obwohl dies Teil des Lehrplans ist – noch nie im Unterricht darüber gesprochen. Das Thema zu meiden verstärkt Scham, Unsicherheit und vor allem Sprachlosigkeit – bei Heranwachsenden wie Erwachsenen. Es gilt, eindeutige Worte zu finden für das, was Menschen an sexualisierter Gewalt angetan wird.

Zu oft gelingt es Institutionen (Schulen, Gemeinden etc.), Fälle sexualisierter Gewalt zu vertuschen – sie werden bagatellisiert und durch Sprache »neutralisiert« (zum Beispiel heißt es dann, er habe sich »vergriffen«, vom Einzelfall ist die Rede, etc.). Die Folge ist ein Schweigepanzer, der die Institution und die Täter schützt – und die Betroffenen ein weiteres Mal ausliefert.

Ein Projekt zur Prävention, das wir gerade an Schulen durchführen, zielt darauf, eine achtsame, präventive Haltung und eine schützende Umgebung zu fördern. Das kann nicht einfach verordnet werden. Eine einzelne »Hochglanz«-Maßnahme reicht auch nicht; vielmehr müssen alle Akteure auf Augenhöhe in die Entwicklung einbezogen werden (sozusagen »bottom up«) – damit ein gut gemeinter Vorsatz zu einer Haltung wird. Als Erwachsene müssen wir sehr viel stärkere Verantwortung übernehmen. »Sowas gibt es bei uns nicht«, heißt es immer wieder – die bittere Realität zu verleugnen, bringt uns in der Präventionsarbeit und Aufarbeitung nicht weiter. Es gilt vielmehr: Hinschauen und Handeln statt Wegdrücken.

Der Appell einer Schülerin zum Abschluss:

Sexuelle Gewalt [macht] Menschen kaputt [...], seelisch, körperlich, das Selbstvertrauen sowie Selbstbewusstsein geht weg. Man hat Schuldgefühle, weil man kann mit nichts abschließen. [...] Hey, ihr da draußen, ich hoffe euch geht es nicht wie mir. Müsst nicht qualvolle Stunden damit verbringen. Gebt euch nicht auf, egal wie steinig, schwer das alles ist. [...] Du bist nicht alleine! [...].

### Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Detlev Zander: Wem konnte ich mich anvertrauen? Tatsächlich ist es so gewesen, dass ich als Kind mich nirgends anvertrauen konnte. Zum Teil aus Angst und aus Scham und dann, weil ich immer das Gefühl hatte, man glaubt mir ja sowieso nicht. In einem evangelischen Kinderheim

passiert ja sowas überhaupt nicht, das kann gar nicht sein. Und dieses ewige Stumm-Sein, Nicht-Sprechen-Können macht eigentlich diese ganze Situation noch viel unerträglicher, als wenn man dann Luft bekommt und eine eigene Sprache findet. Ich habe oft für mich eine Sprache gefunden, indem ich meinem Teddybären sehr viel erzählt habe.

Auch später haben wir Betroffenen niemanden gehabt, dem wir uns anvertrauen konnten, weil doch wieder eine Riesen-Angst entsteht und weil die Machtposition der Institution zum Tragen kommt, so dass bei dieser sogenannten Aufarbeitung auch sehr, sehr viel Gewalt entsteht. Das ist eine riesige Gefahr, dass Betroffene re-traumatisiert werden, und deswegen ist für mich, aus heutiger Sicht, ganz, ganz wichtig, dass Betroffene sich jemandem anvertrauen können und dass sie reden können – und dass die dringend auch Begleitung brauchen. Da bitte ich auch die EKD, dies zu berücksichtigen, dass Betroffene, die sich anvertrauen, da wirklich eine professionelle Begleitung bekommen, auch nachdem sie ihre Geschichte erzählt haben.

Kerstin Claus: Ich habe damals versucht, mit einer Lehrerin zu sprechen, und sie hat später gesagt, sie hat sich das damals nicht vorstellen können und sie hat sich nicht getraut nachzufragen. Heute weiß ich, und das sagen ja auch viele Studien, dass Kinder und Jugendliche sieben- bis achtmal versuchen, sich Erwachsenen anzuvertrauen, und es tatsächlich nicht gehört wird. Natürlich sind die Formulierungen manchmal schräg, weil man eben keine Sprache hat. Wie drücke ich aus, was ich selber nicht begreifen kann. Ja, »Küssen« ist klar, aber was ist, wenn ich geküsst werde, das aber nicht will? Was ist, wenn ich angefasst werde, das nicht will, und was für Worte benutze ich dann? Diese Worte, da müsste man ein eigenes Wörterbuch für schreiben, nach meinem Verständnis. Und das hört ja nicht auf, das Sprechen-Wollen und Nicht-Sprechen-Können. Denn ich bin ja in einem Kontext. Damals hatte ich Freunde, mit denen ich nicht sprechen konnte, weil der Täter mich in ein Geheimniskonstrukt eingebunden hat. Und das heißt, ich wurde auch Mittäterin, weil ich ja aktiv verschwiegen habe. Ich habe nicht gesprochen. Dann ist irgendwann die Schule zu Ende. Man fängt irgendwo neu an. Ja, erzähle ich jetzt neuen Freundschaften als Erstes, was ich irgendwann erlebt habe, und habe ich dann die Sprache? Nein, ich habe sie noch immer nicht. Und wenn heute viele Menschen fragen: »Warum dauert das so lange, warum sprechen Betroffene erst mit 30, 40, 50 oder später?«, dann ist das, weil aus einem Geheimniskonstrukt ein aktives Verschweigen wurde. Damit bleibe ich an einen Täter gekettet. Ich halte dieses Geheimniskonstrukt aufrecht, und wenn ich dann, Mitte 30, 40, denke: »Ja, ich würde gerne sprechen«, dann weiß ich doch gar nicht, ob meine Umgebung das aushält. Ob meine Freundschaften, meine Beziehungen das aushalten.

Dann birgt das plötzlich hier, in meinem realen heutigen Leben, eine potenziell zerstörerische Kraft für alles, was ich mir aufgebaut habe. Und ich will doch nicht heute an etwas zerbrechen, was ich damals überlebt habe.

Deswegen ist es so verwerflich, wenn Institutionen mit Betroffenen, die anfangen zu sprechen, in einer bürokratischen Art und Weise umgehen. Wenn sie verwiesen werden auf Kirchenjuristen, wenn sie Täter-schützende Strukturen erleben.

Deshalb finde ich so eine Veranstaltung wie heute wahnsinnig wichtig; deshalb finde ich Frau Maschkes Daten und Zahlen so wahnsinnig wichtig, weil es mir ein großes Anliegen ist, dass wir alle zusammen lernen, über dieses Thema zu sprechen. Denn dann passiert eine Umkehrung. Wenn es so viele Betroffene gibt, dann müssen sie vielleicht nicht nur lernen, uns Betroffene auszuhalten, sondern dann muss man sich auch klarmachen, wie viele Täter – und manchmal auch Täterinnen – es gibt. Und erst, wenn ich über diese Dynamiken sprechen kann, über Täterstrategien, über Geheimniskonstrukte, über all diese Dinge, dann durchbreche ich diese Strategien und dann komme ich zu dem Schutzraum, von dem Sie, Frau Fehrs, sprechen.

Kirsten Fehrs: Ich verstehe diese Angst zutiefst, dass in dem Moment, wo ich mich an Kirche wende, mir nicht geglaubt wird, ich nicht gesehen werde – aus dem Institutionsschutz heraus, der quasi reflexartig einsetzt. Es hat mich bewegt, wie oft die Betroffenen erzählt haben, wie schlimm nicht nur der Übergriff selber war, sondern wie dann in unserer Kirche damit umgegangen wurde: bürokratisierend, nicht empathisch, nochmal traumatisierend. Es ist wirklich eine Haltungsfrage, die man auch ein Stück innerlich durchdringen muss und erlernen muss. Ich glaube, dass dieses »Hinschauen, Helfen, Handeln« als Konzept für uns als evangelische Kirche wichtig ist. Aber viel entscheidender ist, dass wir von der Leitungsebene an die Tabuisierung aufbrechen. Dass wir von der Leitungsebene an bis in die Kirchengemeinde, bis in die Einrichtung, begriffen haben, was es bedeutet für Menschen, wenn Grenzen verletzt werden, wenn Selbstbestimmung verletzt wird.

Und wenn wir den Satz von Frau Maschke hören: »Sexualisierte Gewalt durchdringt jugendliche Lebensfelder« – mit diesen Zahlen, die Sie genannt haben –, dann haben wir nicht nur die Vergangenheit aufzuarbeiten, sondern wir haben an die Gegenwart zu denken und die Zukunft. Wir dürfen nicht nur Präventionskonzepte hinsetzen, sondern brauchen Menschen, die verstanden haben, was Schutzkonzepte wirklich bedeuten – man muss sich nämlich innerlich damit auseinandersetzen.

Wenn wir einen Schutzraum bilden wollen als Kirche, dann müssen wir uns auch konfrontieren lassen mit all dem, was schlecht gelaufen ist,

wo wir schuldhaft geworden sind und wo wir definitiv nichts zu beschönigen haben. Das betrifft sowohl die Art der Aufarbeitung, aber auch die Art, wie wir jetzt umgehen mit den Betroffenen, die sich melden. Wir sind ein Schutzraum und wir müssen das bleiben und müssen alles dafür tun, dass Menschen, die bei uns im Kontext von evangelischer Kirche angegriffen und verletzt wurden, aus dem Verstummen herauskommen. Wenn wir irgendwas tun können, um das zu machen, machen wir es. Das ist mehr als ein Elf-Punkte-Plan, es ist eine Haltungsfrage: raus aus der Tabuisierung.

Zander: Was ich noch mal ganz, ganz deutlich sagen muss: Wenn wir Betroffene euch nicht auf die Füße getreten wären, ja, dann würdet ihr heute gar nichts lernen, und deswegen ist es mir wichtig, dass wir gemeinsam aufarbeiten.

Sabine Maschke: Wir denken und sehen – auch auf Grundlage unserer Studien –, dass sexualisierte Gewalt stattfindet in einer Struktur, in einer Institution. Das sind Ermöglichungsstrukturen, sozusagen offene Flanken. Und ohne eine solche ermöglichende Struktur in den unterschiedlichsten Institutionen, ob das die Kirche, ob das die Schule ist, ob das das Heim ist, kann sich sexualisierte Gewalt gar nicht umsetzen – in den allermeisten Fällen. Und nach wie vor reagiert natürlich die Institution vor allem dann, wenn etwas geschehen ist und man tatsächlich nicht mehr wegschauen kann. Aber proaktiv zu handeln und zu sagen, wir müssen einen neuen Maßstab ansetzen und wirklich einen Schritt nach vorne wagen, das ist etwas, das mir noch fehlt.

Fehrs: Einer der positiven Effekte auch dieses Podiums ist, dass wir hier alle genau dieses Ziel haben, dass Menschen begreifen und begriffen haben, worum es geht. Es geht um nichts weniger als um den Schutz von Kindern und Jugendlichen, aber auch von Erwachsenen.

Wir haben in der EKD jetzt mit dem Elf-Punkte-Plan 2018 ganz deutlich gemacht: Es braucht Aufarbeitung, damit Prävention funktioniert. Wir setzen Studien in Gang, es wird ab 1. Juli eine zentrale Anlaufstelle geben. Es wird eine wissenschaftliche Aufarbeitung geben. Derzeit weiß keiner so richtig, was es genau braucht, um die spezifischen Risikofaktoren innerhalb der evangelischen Kirche herauszufinden. Das Netze, Vereinsstrukturelle, das ist ein Thema. Kontrollfunktionen greifen deshalb nicht, weil die Leute sich zu nah sind und in ihren Verantwortlichkeiten nicht klar sind. Wenn ich als Jugendliche nicht einordnen kann, wo ich mich beschweren kann und das auch vernünftig aufgenommen wird und kontrolliert bearbeitet wird, dann ist das ein großes Problem.

Deshalb heißt »Schutzkonzept entwickeln«, dass Präventionsfach-

leute sich gemeinsam mit dem Kirchengemeinderat hinsetzen und sagen: »So, was haben wir hier für Räume, was ist hier an Angeboten, Kindergottesdienst, Chöre, wie gehen wir miteinander um? Wo haben wir bestimmte Risikofaktoren? Sind wir mit Teamern unterwegs, was ist mit Jugendfreizeiten?« Das ist jetzt erst einmal das Programm: Wachsam erfassen, was sich gut und richtig anfühlt und was nicht, auch strukturell.

Claus: Ich bin ein absoluter Fan von Schutzkonzepten. Aber für mich müssen sie in Schutzprozesse münden, weil es sonst bloße Ordner sind, die in Regalen stehen. Und es braucht externe fachliche Begleitung. Und es braucht erwachsene Menschen, Eltern, Gemeindemitglieder, die sich trauen zu fragen: »Haben wir eigentlich ein Schutzkonzept, ich weiß das gar nicht. Wer ist dafür zuständig, wer ist Ansprechstelle, wann machen wir mal eine Veranstaltung darüber?« Und das geht dann die Eltern an, das geht die Großeltern an. Ich möchte alle ermutigen, in jeder Einrichtung genau das Schutzkonzept nachzufragen. Dazu braucht es auch Betroffene, denn Betroffene kennen Täterstrategien. Das heißt, es braucht einen Konsens, es braucht eine Zusammenarbeit und es müssen sich alle miteinander dafür verantwortlich fühlen, dass Schutzräume im gemeindlichen Bereich, im Kita-Bereich, im schulischen Bereich, in allen diesen Bereichen entstehen. Und wenn wir diese offene Gesprächskultur haben, dann greifen Täterstrategien nicht mehr. Und dafür braucht es Expertise, Fachlichkeit, Geld, Betroffene, uns alle.

Ich möchte mal ein Bild bemühen: den Brandschutz. Da gibt es klare Regeln und die muss man einhalten. Wenn ich Schutzkonzepte, Schutzprozesse im Sinne von Brandschutzkonzepten sehe, dann muss es einfach klare Regeln geben, da müssen Verbindlichkeiten eingehalten werden und dann ist man darüber tatsächlich auch als Gemeinde rechenschaftspflichtig – und ohne Rechenschaftspflicht geht es nicht.

Maschke: Da, wo wir versuchen, in der Institution Schule Präventionsprojekte umzusetzen, scheint es uns nur über das Stichwort Partizipation erfolgversprechend – also über Beteiligung, und zwar über alle Akteursgruppen hinweg. So etwas darf eben nicht von außen, von oben verordnet sein, sondern muss gemeinsam überlegt werden.

Zander: Also, ich persönlich habe in den ganzen Jahren sehr, sehr viel durchgemacht. Ich habe aber, das muss ich deutlich sagen, in dieser Zeit auch sehr, sehr viel gelernt, so dass ich tatsächlich hingehen kann und kann sagen, Frau Bischöfin Fehrs, wir müssen das und das machen. Und das macht etwas mit der Institution Kirche. Denn diese Institution braucht uns. Sie ist ja selbst auch traumatisiert und sie braucht Betroffene, damit das, was in ihrem Punkteplan niedergeschrieben ist, auch um-

gesetzt werden kann. Und deswegen ist es wichtig, dass die Kirche mit den Betroffenen so eine Art Koalitionsvertrag schließt. Ich muss die Kirche ja nicht lieben, aber ich kann mit ihr in einen sachlichen Dialog gehen, um meine Ziele, die ich für die Betroffenen erreichen möchte, auch durchzusetzen. Da muss ich nicht jeden Tag dann auf die Kirche schlagen, ich muss nicht jeden Tag die Kirche verdonnern, wie auch immer, weil dann sperren wir uns gegenseitig wieder und dann, glaube ich, ist so ein Dialog wie heute nicht mehr möglich.



# Was ist noch konservativ? Was ist schon rechtspopulistisch?

Vortrag und Gespräch<sup>1</sup> am Samstag, 22. Juni 2019, Westfalenhallen,  
Halle 2

Prof. Dr. Andreas Rödder, Historiker, Mainz  
Winfried Kretschmann MdL, Ministerpräsident, Stuttgart  
Judith Magdalena Piotrowski, Politikwissenschaftlerin und freie Autorin,  
Berlin  
Dr. Markus Söder MdL, Ministerpräsident, München  
Dr. Elisabeth von Thadden, Journalistin, Hamburg

## Moderation:

Jörg Thadeusz, Journalist und Schriftsteller, Köln

## Impuls von Andreas Rödder

»Was ist noch konservativ? Was ist schon rechtspopulistisch?« Genau genommen ist das Thema unseres Panels eine Zumutung. »Überall auf der Welt«, so schrieb Eric Gujer kürzlich in der Neuen Zürcher Zeitung (NZZ), »kann man konservativ sein, ohne als rechts zu gelten. Nur nicht in Deutschland, wo Konservatismus stets im Verdacht einer braunen Traditionslinie steht.«<sup>2</sup> Dieser Verdacht wird im Titel unseres Podiums ebenso manifest wie die ausgrenzende Zweiteilung, die in den Begriffen »noch« und »schon« zum Ausdruck kommt: wir gegen die, gut gegen rechts. Und damit sind wir bei einem Grundproblem der politischen Kultur im Deutschland dieser Tage: einer moralisierenden Ausgrenzung, die zugleich das Eigene verabsolutiert.

Da ist auf der einen Seite der Populismus von rechts mit seinem Ressentiment gegen das Fremde. Wir haben uns angewöhnt, Populismus durch zwei Kriterien zu definieren: den Alleinvertretungsanspruch, das »wahre Volk« zu repräsentieren, und einen daraus resultierenden Antipluralismus. Aber wie sagte schon Gustav Heinemann: Wer mit dem Finger auf andere zeigt, »sollte daran denken, dass in der Hand mit

<sup>1</sup> Das Gespräch beruht auf dem transkribierten Tonmitschnitt der Veranstaltung. Es wurde in Absprache mit den Teilnehmenden bearbeitet und gekürzt. Der abgedruckte Impulstext beruht auf einem Manuskript des Autors.

<sup>2</sup> Eric Gujer: Der andere Blick. Über den Erfolg Kramp-Karrenbauers entscheidet nicht die Migrationspolitik. In: NZZ, 22.02.2019, <https://www.nzz.ch/international/deutschland/ueber-den-erfolg-kramp-karrenbauers-entscheidet-nicht-die-migrationspolitik-ld.1461931> [zuletzt gesehen am 23.10.2019].

dem ausgestreckten Zeigefinger zugleich drei andere Finger auf ihn selbst zurückweisen.«<sup>3</sup>

Nehmen nicht auch die *Fridays for Future* für sich in Anspruch, für »die Jugend« zu sprechen? Zugleich sind die Klimabewegung wie auch Rezos Video von einem moralischen Absolutheitsanspruch getragen, der für kontroverse Positionen und demokratische Deliberation wenig Raum lässt. Auch das ist Populismus, ein Ressentiment nach »rechts«. Nämlich alles, was der eigenen Meinung entgegensteht, als »rechts« zu stigmatisieren, und alles, was als »rechts« gilt (nicht als rechtsextrem), aus dem Kreis des Zulässigen auszuschließen.

Diese ausgrenzende Polarisierung ist schädlich für die Demokratie. Aber sie kann vor allem deshalb schädlich wirken, weil die demokratische Mitte viel zu wenig entgegensetzen hat. Wir stehen vor der realen Gefahr, dass die klassischen Volksparteien implodieren, weil sie keine Antwort auf die Frage finden, wofür die großen politischen Strömungen des 19. und 20. Jahrhunderts im 21. Jahrhundert stehen: Sozialdemokratie, Liberalismus, Konservatismus.

Damit sind wir wieder beim Konservatismus und noch einmal beim Titel unseres Podiums. Denn tatsächlich, trotz meiner Kritik, benennt er zugleich zwei Probleme: zum einen – Stichwort »noch« und »schon« – die Frage nach den Grenzen des legitimerweise Sagbaren. Diese Grenze muss es in der Tat geben, und es gibt sie auch. Sie wird bestimmt durch den Artikel 1 des Grundgesetzes, die Würde des Menschen, durch die Grenze zur Verharmlosung des NS und zum völkischen Denken. Jenseits dieser Grenze gibt es nichts zu diskutieren, dort greift übrigens auch das Strafrecht. Diesseits dieser Grenze aber bedarf es »robuster Zivilität«<sup>4</sup> und demokratischer Auseinandersetzung statt moralisierender Empörung und Ausgrenzung.

Und das Zweite: Der Titel unseres Panels spricht Traditionen des deutschen Konservatismus an, der – Stichwort »Konservative Revolution« – immer wieder illiberalen Versuchungen erlegen ist, bis hin zum Pakt mit den Nazis. Was ich Ihnen stattdessen vorstellen möchte, ist ein liberaler Konservatismus in der Tradition von Edmund Burke und Hermann Lübke, der den Wandel nicht verhindern oder gar rückgängig machen will, sondern der ihn verträglich gestalten möchte.

<sup>3</sup> Fernsehansprache am 14. April 1968, <https://www.swr.de/swr2/wissen/archivradio/1968-Gustav-Heinemann-ruft-zur-Maessigung-auf,aexavarticle-swr-51166.html> [zuletzt gesehen am 23.10.2019].

<sup>4</sup> Timothy Garton Ash: *Free Speech. Ten Principles for a Connected World*. New Haven, 2016.

## Das konservative Paradox

Das unterscheidet einen modernen liberalen Konservatismus davon, traditionalistisch oder reaktionär zu sein. Aber ist die Devise, »den Wandel verträglich zu gestalten«, nicht arg unbestimmt? Ist das nicht zu wenig? Gibt es nicht grundlegende Inhalte und überzeitliche Werte, über die sich Konservatismus bestimmt, »ein Leben aus dem, was immer gilt«?

Ja, es gibt überzeitliche Werte wie Anstand und Nächstenliebe, die Zehn Gebote oder die Goldene Regel. Aber sie sind nicht spezifisch konservativ. Und es gibt konservative Inhalte – aber die sind nicht überzeitlich: Demokratie, Nationalstaat und Marktwirtschaft – gegen all dies haben Konservative im 19. Jahrhundert zunächst opponiert.

Damit sind wir bei einem Grundproblem des Konservatismus: dem konservativen Paradox, das der britische Konservative Quintin Hogg schon in den fünfziger Jahren mit unnachahmlicher britischer Nonchalance benannt hat: Konservatismus ist die Kanonisierung der Häresie im Namen der Tradition. Anders gesagt: Konservative verteidigen heute, was sie gestern bekämpft haben.<sup>5</sup> Das klingt nach einer kognitiven Dissonanz, und daher höre ich immer wieder zwei Einwände, einen von rechts und einen von links.

Von links: Wenn Konservative irgendwann akzeptieren, was Fortschrittliche schon viel früher gesagt haben – wäre es dann nicht einfacher, die linken Positionen gleich zu übernehmen? Dem liegt allerdings ein Kurzschluss zugrunde. Denn nicht alles, was neu ist und von links kommt, ist auch gut, und die Liste linker Irrtümer ist lang. Herr Kretschmann wird heute froh sein, dass nicht alles, was der Kommunistische Bund Westdeutschland in den 1970er-Jahren gefordert hat, auch umgesetzt worden ist. Und was der damals gefeierte Maoismus umgesetzt hat, war in millionenfachem Maße tödlich.

Konservative verteidigen heute nur das Neue von gestern, das sich auch bewährt hat. Ich will nicht zu harmonieselig werden. Aber Konservative helfen, den Fortschritt vernünftig zu machen, wobei sie wissen, dass es den Fortschritt ohne die Progressiven auch nicht gäbe.

Aber ist das, so der Einwand von rechts, nicht bloßer »Relativismus«? Ich antworte darauf gern: Ja, das kann man so sehen – aber was ist die Alternative? Absolutismus? Oder Fundamentalismus? Nein, höre ich dann von vielen, die sich als konservativ verstehen, die Alternative ist Essentialismus. Und hier würde ich entgegenhalten, dass im 21. Jahrhundert auch für Konservative kein Weg an der postmodernen Einsicht vorbeiführt, dass es keine naturgegebene, essentialistische Ordnung gibt; das gilt für die Geschlechterordnung ebenso wie für die Nation oder das

<sup>5</sup> Quintin Hogg: *The Case for Conservatism*. London 1957 (zuerst 1947), S. 14.

christliche Abendland. Ordnungen sind eine Sache der Aushandlung. Dazu aber bedarf es der Begründung, guter Gründe, wie Julian Nida-Rümelin jetzt sagen würde.<sup>6</sup> Und daher würde ich auch kess behaupten, dass ein liberaler Konservatismus, der begründet, statt moralisierend zu verabsolutieren, heute der eigentliche Sachwalter der Aufklärung ist.

Und noch eines: Das konservative Paradox, heute zu verteidigen, was man gestern bekämpft hat, bewahrt Konservative vor rigoristischem Dogmatismus und dogmatischer Unbedingtheit. Und genau das macht den menschenfreundlichen Kern eines modernen Konservatismus aus, der sich im Wesentlichen durch drei Merkmale bestimmt, die ich Ihnen jetzt gern vorstellen möchte.

### Konservatismus als Denkform

Das erste Merkmal folgt aus dem christlichen ebenso wie dem humanistischen Menschenbild, dass Menschen fehlbar sind und irren. Diese Einsicht führt zu einer Haltung der Skepsis gegenüber vermeintlichen Gewissheiten und Eindeutigkeiten. Stattdessen haben Konservative ein waches Bewusstsein für die Wandelbarkeiten und die Widersprüchlichkeiten der Dinge. Was der Mensch auch tut, es hat unvorhergesehene Konsequenzen: Marktliberalisierung führt zu Staatshaftung, Gleichstellung führt zu neuer Ungleichheit, Vielfalt weckt neuen Hunger nach Ganzheit. Und: Was wir heute für unverrückbar richtig halten, kann uns morgen als völlig falsch erscheinen. In den 1960er-Jahren warnten Klimaforscher vor einer globalen Abkühlung, und als Gegenmaßnahme wurde erwogen, die Pole mit dunklem Plastik abzudecken oder vermehrt CO<sub>2</sub> zu erzeugen, um den Treibhauseffekt zu verstärken.

Vor diesem Hintergrund setzt konservatives Denken, zweitens, auf reversible Lösungen statt den großen Sprung, auf behutsame Verbesserungen statt auf Utopien einer neuen Welt, auf erfahrungsgestützte Alltagsvernunft statt theoretische Modelle. Deshalb sind Konservative auch skeptisch gegenüber einem Denken, das ständig mit Zahlen und Statistiken argumentiert. Denn sie kennen das *Goodhartsche Gesetz*, dass ein statistisches Hilfsmittel seinen Wert verliert, wenn es zum Ziel gemacht wird.<sup>7</sup> Mengenvorgaben erzeugen die berüchtigte Tonnenideologie, wie sich beobachten lässt, wenn Studierendquoten, Drittmittelsummen oder Zitationshäufigkeiten zu wissenschaftspolitischen Zielmarken er-

<sup>6</sup> Julian Nida-Rümelin, Die Vielfalt guter Gründe und die Theorie praktischer Rationalität. In: Protozoologie 6 (1994), S. 95–103.

<sup>7</sup> Charles A. E. Goodhart, Problems of Monetary Management. The U.K. Experience. In: Anthony S. Courakis (Hrsg.): Inflation, Depression and Economic Policy in the West. London 1981, S. 116.

hoben werden. Ralf Dahrendorf hat diese Einsicht so formuliert, »dass ein richtiger Gedanke, bis zum Extremen getrieben, gerade diejenigen Möglichkeiten zerstört, die er eigentlich eröffnen sollte.«<sup>8</sup> Und um solche Extreme zu vermeiden, setzen Konservative auf das Prinzip von Maß und Mitte.

Das dritte Merkmal schließlich lautet: Gesellschaft vor Staat. Der Staat setzt nach konservativer Vorstellung den Ordnungsrahmen, innerhalb dessen sich die Gesellschaft möglichst frei entfalten soll. In diesem Sinne sorgt der Staat für *law and order*, für Recht und Ordnung, als Freiheitsbedingung. Daher soll er gerade keine alles regulierende Agentur sein, die der Gesellschaft eine *volonté générale*, einen *allgemeinen Willen* vorgibt und sie nach einem Bilde formt, bei dem sich übrigens immer fragen lässt, wessen Bild das eigentlich ist. Das zentrale Prinzip konservativer Gesellschaftspolitik ist stattdessen das der Subsidiarität: Es verbindet die Freiheit und die Eigenverantwortung des Individuums und der kleinen Einheit, insbesondere der Familien, mit dem hilfswisen Eingreifen der Gemeinschaft und des Staates, das freilich erst dann zur Anwendung kommt, wenn die kleinere Einheit sich nicht selbst helfen kann.

Das klingt sehr theoretisch, ist aber eminent praktisch. Und das möchte ich abschließend, wenn auch nur skizzenhaft, am Beispiel der Geschlechterpolitik erläutern. Der Wandel im Verhältnis der Geschlechter ist einer der grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungsprozesse der letzten Jahrzehnte. Zugleich sind signifikante Ungleichheiten geblieben, und im 2017 gewählten Bundestag ist der Anteil der weiblichen Abgeordneten von 36,5 auf 30,7 Prozent zurückgegangen. Braucht es daher eine Quote, um Gleichheit herzustellen?

Das Prinzip der Subsidiarität besagt: Die Antwort hängt von den Gründen ab. Wenn Frauen systematisch benachteiligt werden und die gesellschaftlichen Teilsysteme es nicht schaffen, solche Benachteiligung abzustellen, dann ist dies regulierungsbedürftig. Nun zeigt aber eine Studie von Suzanne Schüttemeyer, dass Frauen bei der Kandidatenaufstellung keineswegs benachteiligt werden, sondern das betreiben, was Frau Schüttemeyer »Selbstselektion« nennt, weil Frauen unterdurchschnittlich in Parteien eintreten und unterdurchschnittlich für Ämter kandidieren.<sup>9</sup> Freie Entscheidungen aber sind Teil einer freiheitlichen Gesell-

<sup>8</sup> Ralf Dahrendorf, *Zukunft der Freiheit*. In: Clemens Graf Podewils (Hrsg.): *Tendenzwende? Zur geistigen Situation der Bundesrepublik*. Stuttgart 1975, S. 101.

<sup>9</sup> *Kandidatenaufstellung für den Bundestag. Wie suchen die Parteien ihre Mandatsbewerberinnen und -bewerber aus?* Vorträge von Suzanne S. Schüttemeyer, Benjamin Höhne und Daniel Hellmann im Rahmen des DVParl-Forums der Deutschen Vereinigung für Parlamentsfragen e. V., Deutscher Bundestag, 28. Juni 2018; vgl. dazu <https://www.iparl.de/de/projekt-kandidatenaufstellung-.html> [zuletzt gesehen am 25. 11. 2019].

schaft, die ihre Offenheit verliert, wenn sie in eine quotierte Ständegesellschaft verwandelt wird – bei der sich abermals die Frage stellt: Wer bestimmt die *volonté générale*? Die Frauenquote für Aufsichtsräte börsennotierter Unternehmen bedeutet jedenfalls, dass eine kinderlose Unternehmertochter aus München-Bogenhausen den Vorzug vor einem vierfachen Familienvater mit Migrationshintergrund aus Berlin-Neukölln erhält.

Das aber ist unfair. Daher sucht subsidiarische liberal-konservative Geschlechterpolitik, die vermeintlichen Eindeutigkeiten und einfachen Wahrheiten gegenüber skeptisch ist, nach Maß und Mitte jenseits von feministischer Unbedingtheit und paternalistischer Ignoranz. Sie ist offen dafür, geschlechterspezifische Benachteiligungen sensibel zu identifizieren und proaktiv zu beseitigen. Gleichberechtigung auf der Grundlage fairer Bedingungen bedeutet für eine liberale Wettbewerbsgesellschaft aber zugleich, Ungleichheiten als Ergebnis freier Entscheidungen und individueller Leistungen zu akzeptieren.

Ich vermute, das ist in diesem Raum durchaus strittig. Und so scheint mir ein Konservatismus, wie ich ihn skizziert habe, dann doch mehr zu sein als bloßer Relativismus. Jedenfalls kommt konservatives Denken zu Ergebnissen, die sich unterscheiden: von Sozialdemokraten, was den Staat betrifft; von Liberalen, was den Preis des Fortschritts angeht; von Grünen, was die Akzeptanz von Ungleichheit und den Anspruch einer neuen Welt betrifft; und von der AfD im Hinblick auf die offene Gesellschaft und die Akzeptanz des Wandels.

Solche Unterschiede und die Debatte darüber sind aber die Grundlage einer lebendigen Demokratie. Und dazu, meine ich, kann ein moderner liberaler Konservatismus etwas Substanzielles beitragen.

### Auszug aus dem folgenden Gespräch

Judith Magdalena Piotrowski: Ich selbst gehöre hier zu der jüngeren Generation der unter 30-Jährigen und möchte zunächst einen Schritt zurückgehen von diesem Denken in rechts oder links, weil ich der Meinung bin, dass junge Menschen heutzutage viel themenorientierter denken, statt sich in Spektren zu verorten, die einen zeitunabhängigen Wertekanon pflegen. Man muss dazu sagen, wir sind in der größten Freiheit aufgewachsen, die es jemals gab, und wir können unsere Lebensmodelle so wählen, wie wir sie möchten, wie keine Generation zuvor.

Trotzdem meine ich, dass es auch Werte gibt, die für uns immer bestehen. Das sieht man heutzutage auch daran, dass ein sehr großes Bedürfnis nach Sicherheit und Stabilität da ist, insbesondere, wenn wir das jetzt zum Beispiel auf ökologische Fragen anwenden, was auch viel mit Bewahrung zu tun hat. Viele Menschen wollen trotzdem eine Familie

gründen und viel Zeit mit Familie und Freunden verbringen, und der Job steht nicht an erster Stelle. Man kann sich jetzt natürlich darüber streiten, ob das zutiefst konservative Werte sind oder nicht. Aber definitiv kann man sie auch dort verorten.

Was den Menschen jedoch fehlt, vor allem den jüngeren Menschen, ist ein Narrativ, eine Identität mit dem Konservatismus. Ich kann dazu nur sagen, dass ein überlebensfähiger Konservatismus für jüngere Generationen definitiv nur ein liberaler sein kann. Auch wenn wir von den jüngeren Wählern nicht die Anfälligen für Parteien wie die AfD sind, schaffen die Rechtspopulisten ein Narrativ beziehungsweise diese Identität, nach der sich viele Menschen momentan einfach sehnen.

Hier beginnt aber auch der Unterschied zum Konservatismus; denn diese Identität baut allein auf Angst. Und diese Angst wird genährt, bis sie zu Wut führt, bis sie zu Hass führt. Ich bin der Meinung, solange Rassismus salonfähig wird, solange Menschen ausgegrenzt werden und solange auch Menschen im westlichen Teil der Welt in meinen Augen einen Menschen zweiter Klasse schaffen, in Bezug auf den Muslim, so lange sind auch unsere demokratischen Werte und unsere menschenrechtlichen Werte bedroht.

[...]

Markus Söder: »Konservativ« heißt für mich, das Gute, das Traditionelle zu bewahren. Das, was man als bewahrenswert einschätzt, zu erhalten, aber gleichzeitig offen zu sein und neugierig auf die Zukunft. Zu schauen: »Was verändert sich auf der Welt?«

Mich stören die Menschen, die immer von vornherein schon wissen, wie alles ausgeht. Die von vornherein festlegen, wie die Zukunft ist, wie alles werden wird. Das ist im Privaten wie im Politischen furchtbar anstrengend, wenn es Menschen gibt, die sagen: »Ich weiß genau, wie sich alle zu verhalten haben.« Und immer vorschreiben wollen, wie man sich dann auch entsprechend darzustellen hat.

»Konservativ« heißt aus meiner Sicht, auf dem, was sich bewährt hat, aufzubauen. Es auch als Maßstab für die Beurteilung der Zukunft zu nehmen. Das Bewährte ist ein bisschen die Orientierung, was das Neue an Chancen, aber auch an Risiken bringt: vielleicht nicht jede neue Idee sofort mit Begeisterung umsetzen und dann nach wenigen Minuten sehen, dass sie vielleicht doch nicht so optimal war, sondern ein Stück weit überlegen, was funktioniert.

»Konservativ« bedeutet für mich auch einen lernenden Prozess. Es gibt viele Politiker, die nicht zugestehen, dass sich die Welt verändert. Ich sage Ihnen das auch ganz persönlich, weil ich da meine Erfahrungen gemacht habe. Wenn man jünger ist – ich bin vielleicht nicht mehr so jung

wie Sie, aber im Vergleich schon noch –, startet man mit einer anderen Erwartungshaltung. Man glaubt, man muss bestimmte Dinge durchsetzen und stellt fest, dass die Realität manchmal anders ist. Man stellt fest, dass Dinge, die einem auf den ersten Blick klar sind, vielleicht nicht funktionieren oder auch andere verletzen. Aus dem Ganzen wird dann eine Art, ich nenne es jetzt nicht konservativ, vernünftige Politik von Maß und Mitte voranzubringen. Deswegen ist es wichtig, dass Politik in der Lage ist, sich zu verändern.

Der Hauptunterschied zum Rechtspopulismus oder zum Rechtsradikalen, wenn wir einen Schritt weitergehen, ist für mich, dass im Konservativen ein positiver Gedanke steckt. Also Optimismus, Respekt. Patriotismus zum Beispiel heißt, die Seinen zu mögen, aber nicht die anderen abzulehnen. Nationalismus bedeutet, andere nicht wertzuschätzen, sie gering zu schätzen. Das ist der Hauptunterschied zu bestimmten Gruppen, wie wir sie in Tendenzen bei der AfD und anderen finden.

Ob Sprache oder Inhalt und Denken: Da geht es nicht darum, einmal etwas für die eigenen Leute zu formulieren, sondern darum, andere abzugrenzen, abzuwehren, als ein innerer Grimm, eine innere Unzufriedenheit, eine innere Verspannung, die man übrigens bei den Leuten bemerkt.

Ich sage Ihnen das ganz offen: Wir haben uns in den letzten eineinhalb Jahren lang überlegt und auch diskutiert: Wie ist der richtige Umgang beispielsweise mit einer Gruppierung wie der AfD? – Auch der Kirchentag hat es gemacht. Ich persönlich halte die Entscheidung, die hier getroffen wurde, ausdrücklich für richtig.

Elisabeth von Thadden: Damit nicht zu viel Freundlichkeit, Friede und Eierkuchen im Raum sind und da ich glücklicherweise direkt neben Herrn Rödder sitze, würde ich, an ihn gewandt, gern zunächst sagen: Ich habe verstanden, dass konservative Vernunft also hieße, dass man möglichst so lange bremst, bis es gar nicht mehr anders geht, und dann gibt man nach und behauptet, das habe man immer schon gewollt.

Ich würde gern mit diesem Beispiel noch eins draufsetzen, wenn Sie erlauben: Man schafft es im Jahr 1997, was erst gut 20 Jahre zurückliegt, die Vergewaltigung in der Ehe endlich als Straftatbestand anzuerkennen – gegen die Stimmen der CSU –, um dann 20 Jahre später zu finden, dass man sich die Verhaltensweisen von muslimischen Männern aber genau anschauen sollte.

Ich finde, dass es sich lohnt, andere Konservative in den Blick zu nehmen, die meines Erachtens eine zukunfts offene Vorstellung von Verantwortung in den Raum gestellt haben. Ich denke etwa an Wilhelm Hennis, an Robert Spaemann, die mit großer Klarheit und Entschiedenheit sehr früh gemeint haben, dass die Atomenergie kein verantwortlicher Weg in



die Zukunft ist, und zwar mit Blick auf die kommenden Generationen, keineswegs so gegenwartsorientiert und bremsend, wie das in Ihrer Darstellung anklingen konnte, Herr Rödder, sondern mit Blick auf die Verantwortung für die Zukunft.

Wenn Sie Edmund Burke ins Feld führen als Aufklärer, Staatsphilosophen, dann sollte man auch sagen, und das steht in Ihrem Buch glücklicherweise gut zu lesen, dass Edmund Burke für eine Partnerschaft mit den noch nicht Geborenen geworben hat. Ich finde, ehrlich gesagt, ein Konservatismus, der Verantwortung für den Schlamassel übernehmen möchte, den wir mit unserem Wohlstandsgebaren angerichtet haben, würde sehr viel stärker fragen, wie die Partnerschaft mit denen geht, die noch nicht geboren sind.

Winfried Kretschmann: Wir leben in Zeiten eines dramatischen Wandels: Klimakrise, Digitalisierung, künstliche Intelligenz, Migration. Das verunsichert viele Leute. Wir sehen auch, was für mich eigentlich undenkbar war, dass die offene Gesellschaft wirklich zur Disposition gestellt wird. In solchen Zeiten fragt man sich natürlich: Was bleibt? Was gibt uns in diesem dramatischen Wandel Halt? Das ist das, was ich mit »konservativ« meine. Was ist das, was wir für die Zukunft brauchen, von dem, was die Menschheit schon immer für richtig gehalten hat? Das ist das Entscheidende: dieses Konservative von der Zukunft her zu denken, nicht einfach nur irgendeinen Schatz zu bewahren, sondern das für die Zukunft zu verflüssigen.

Ich nehme einmal ein sehr klassisches Beispiel. Wir als Christen glauben ja, dass Gott die Welt erschaffen hat. Was heißt das? Wenn wir die Schöpfungsgeschichte lesen, steht da immer: »Und er sah, dass es gut war.« Wir dürfen über diese Welt herrschen und sie uns untertan machen. Aber es steht natürlich nirgendwo, dass wir sie zerstören dürfen. Das sehen wir am Bild der Arche Noah: Vor der Sintflut wurden alle Geschöpfe eingesammelt, damit sie diese Katastrophe überleben. Das ist ein Hinweis darauf, dass es das zu bewahren gilt.

Was meine ich damit? Es gibt Dinge, die der Menschheit eingepflanz worden sind durch große religiöse, philosophische Führer, durch Künstler, auch durch große sonstige politische Gestalten: dass wir an dem festhalten, was die Grundlage für unser Leben ist, dass wir das nicht zerstören. Das ist natürlich ein moralischer Impuls. Was soll es denn sonst sein? Darum wundere ich mich, wenn Sie jetzt irgendwie diesen *Fridays for Future* vorwerfen, dass sie herummoralisieren. Ja, was sollen sie denn sonst machen? Was soll denn eine Bewegung von Jugendlichen erst einmal anderes machen? Die Frage beantwortet sich doch ganz anders. Schon Aristoteles hat gesagt, eine politische Ordnung muss so sein, dass ein guter Mensch auch ein guter Bürger sein kann. Kant ging noch erheb-

lich weiter und hat gesagt, die Verfasstheit einer Gesellschaft muss so sein, dass auch ein Bösewicht ein guter Bürger sein kann. Das ist sozusagen eine Verpflichtung einer politischen Ordnung, zu gewährleisten, dass die Menschen, egal wie sie gestrickt sind, gute Bürger sein können.

Das ist die zweite Frage, die sich von diesen Jugendlichen an die Politik ergibt: Wie muss die Verfasstheit einer Ordnung, zumal bezüglich des Klimawandels, aussehen, damit der Kampf dagegen gelingt? Jetzt bin ich, wahrscheinlich mit Ihnen, der Meinung, dass sich die Deutschen die Fliegerei nicht abgewöhnen werden. Also müssen wir das Problem anders lösen. Nämlich so, dass auch der, der fliegt und damit nicht aufhören will, trotzdem das Klima nicht schädigt, zum Beispiel indem wir die Flugzeuge mit Treibstoffen betanken, die aus regenerativen Energien gewonnen sind. Dann haben wir das Problem wenigstens zum großen Teil gelöst, und auch der, der rücksichtslos fliegt, ist trotzdem ein ordentlicher Bürger.

Das ist die Aufgabe der Politik, die sich aus so einem moralischen Impuls ergibt. Aber es ist kein Grund, den moralischen Impuls selbst infrage zu stellen.

Rödter: Ich fände es gut, wenn wir einander richtig zuhören und einander nicht falsch auslegen. Ich habe nicht gegen moralische Argumente gesprochen. Natürlich ist die letzte Begründung von allem, was das Gemeinwesen betrifft, moralisch. Ich habe von moralischen Absolutheitsansprüchen gesprochen. Ich möchte sehr deutlich sagen – darin unterscheiden wir uns wahrscheinlich alle nicht –, ich bin sehr für eine deutlich aktivere Klimapolitik. Aber ich bin gegen Klimapopulismus.

Populismus heißt – und damit haben wir ein Problem mit der Demokratie –, dass wir unterschiedliche Meinungen nicht akzeptieren. In der Zielbestimmung sind wir völlig beieinander. Aber es gibt unterschiedliche Probleme, es gibt Zielkonflikte, was die gesamte Umweltpolitik angeht. Natürlich erlebe ich, wenn ich mir Rezo anschau und mich 55 Minuten von dem bedonnern lasse, was alles richtig wäre und was alle anderen falsch machen: Da gibt es kein Für und Wider und kein Diskutieren.

Auch in der Klimapolitik gibt es unterschiedliche Positionen. Um ein Beispiel zu nennen: Wenn ich zu Recht über CO<sub>2</sub> spreche, dann habe ich das Problem, dass die CO<sub>2</sub>-neutralste Energie, abgesehen von den regenerativen Energien, die Atomenergie war. Die hatte andere Probleme. Aber immer so zu tun, als könne es nur die eine einzige Wahrheit geben in all diesen Fragen, in denen es Zielkonflikte gibt, das kann ja nicht sein.

So sehr ich bereit bin, Jugendlichen, insbesondere von den *Fridays for Future*, den moralischen Überschuss zuzubilligen – damit ist es nicht getan, sondern es geht darüber hinaus. Wenn alles das, was diese Klima-

absolutisten im Moment fordern, tatsächlich umgesetzt wird, möchte ich einmal sehen, was in diesem Land los ist. Im Nachbarland Frankreich haben wir es erlebt, bei der harmlosen Senkung der Höchstgeschwindigkeit auf 80 Stundenkilometer auf den *routes nationales* und bei der Erhöhung der Treibstoffpreise. Ich möchte sehen, was in diesem Land los ist, wenn wir Ernst machen mit diesen Forderungen, die gar nicht mehr diskutiert werden, und wir in Deutschland die Gelbwesten auf den Straßen haben. Deshalb will ich sagen: Meine Vorstellung von einer demokratischen Politik ist, dass wir Ziele bestimmen, aber eben auch die Zielkonflikte im Blick haben. So habe ich auch Ihr Buch gelesen, Herr Kretschmann.

Was die Sache mit der Bremse angeht: Ja, liebe Frau von Thadden, ich könnte mich auch fragen, ob ich Ihre Einlassung, so witzig sie ist, auch populistisch finde. Aber, um das noch einmal zu sagen: Das Thema Atomenergie, Sie haben es vorhin angesprochen, ist auch eine Frage, die man differenziert behandeln kann. Ich habe großes Verständnis für diejenigen, die sagen, dass die Produktion von atomarem Müll ethisch nicht verantwortlich ist. So kann man argumentieren. Aber die ganze Diskussion läuft schon ein bisschen differenzierter ab.

Im Übrigen ist es nicht so gewesen, als wenn nur der böse Franz Josef Strauß diese Idee aufgebracht hätte. Die Ideologisierung der Energiefrage ist in den 1970er-Jahren in hohem Maße durch die neuen sozialen Bewegungen gekommen. Das hat unserem Land nachhaltig geschadet, weil diese Polarisierung über einer Frage, die eigentlich keine Grundsatze Frage von Politik ist, aber die Unionsparteien und Leute wie Herrn Kretschmann auseinandergetrieben hat

Den einen Satz sage ich nur noch: Frau von Thadden, was heißt das mit dem Bremsen, bis es nicht mehr geht? Lassen Sie es mich doch andersherum sagen: Je schneller ein Auto fährt, desto stärkere Bremsen braucht es. Das ist überlebenswichtig, damit eine Gesellschaft nicht unkontrolliert vor die Wand fährt.

von Thadden: Dies ist der Moment, wo ich deutlich machen muss, dass ich es nicht nur couragiert finde, sondern in der Substanz absolut selten, dass ein Historiker in der Lage ist, in dem Moment, wenn eine Gesellschaft dringend eine Diskussionsgrundlage braucht, auf die Paradoxa der Konservativen zu sprechen zu kommen. Das haben Sie eben ausgeführt. Das, was ich polemisierend das »Bremsen, bis es nicht mehr geht« genannt habe, haben Sie selbst zuvor eingeführt als das konservative Paradox. [...] Ich will damit sagen: Dass überhaupt ein Buch erscheint, das deutlich macht, dass der Konservatismus dazu beigetragen hat, Hitler zur Macht zu bringen, und dennoch einer Neuformulierung für das 21. Jahrhundert dringend bedarf, das muss hier kurz gepriesen werden.

Ich will aber nicht verhehlen, dass mich dieser Konservatismus dennoch enttäuscht, gemessen an der Radikalität, mit der die Klimafrage gegenwärtig die Verfasstheit unserer demokratischen Marktwirtschaften vor Herausforderungen stellt. Wo sind kühne parlamentarische Entschlossenheiten wie diejenige, die zum Erneuerbare-Energien-Gesetz geführt hat?

Jörg Thadeusz: Frau Piotrowski, wir haben gerade darüber gesprochen: Was sollen die jungen Leute anderes machen als moralisieren? – Sie könnten zum Beispiel viel aufsässiger sein, sie könnten viel wütender sein, der Protest könnte viel forscher sein. Er ist noch wahnsinnig höflich. Beobachten Sie diese jungen Leute letztlich auch als konservativ in der Attitüde?

Piotrowski: Jungen Menschen wird immer vorgeworfen, dass sie nicht politisch genug sind. Dabei ist das, was sie tun, das höchst Politische, was sie momentan überhaupt tun können. Ich finde, es ist ein Skandal, dass Wissenschaftler und Schüler erst auf die Straße gehen müssen, damit etwas getan wird.

Es gibt viele Formate, wie sich junge Menschen engagieren. Ich weiß nicht, ob man das so schnell vergisst, aber es werden zum Beispiel Apps für Flüchtlinge erstellt. Klar, es wird auf die Straße gegangen, und man sagt, es ist viel zu wenig, ein Plakat hochzuhalten. Es stimmt auch, dass wir daran denken müssen, dass das einzige System, das momentan funktioniert, die parlamentarische Demokratie ist. Junge Menschen dürfen auch nicht vergessen, dass mehr dazugehört. Aber man sieht, dass der Wille da ist. Was momentan fehlt, ist ein Dialog auf Augenhöhe. Den müssen wir zwischen der Politik und der jungen Generation definitiv herstellen.

# Schafft der Mensch sich ab?

## Genomforschung und Künstliche Intelligenz

Vortrag am Samstag, 22. Juni 2019, Opernhaus

Prof. Dr. Peter Dabrock, Theologe, Vorsitzender des Deutschen Ethikrats,  
Erlangen

I.

Schön, dass Sie da sind!

Überlassen wir die ersten Worte einem, der hier aus der Gegend stammt, die auch für mich für Heimat und Vertrauen steht. Der, den ich meine, lebt zwar nicht in Dortmund, aber in *4630 Bochum*<sup>1</sup>. Er dichtet und singt:

»Und der Mensch heißt Mensch, weil er ...«<sup>2</sup>

Insgesamt viermal singt Herbert Grönemeyer diesen Refrain in seinem bewegenden Lied *Mensch*, das wohl alle kennen, und um dessen Hintergrund wohl ebenso viele wissen, den Tod seiner Frau. Viermal verändert er den Text auf derselben Melodie. Er gibt – jedenfalls mir – damit zu verstehen: Was der Mensch ist: Ich kann es nicht festmachen. Ich kann es nur immer wieder neu umschreiben und immer wieder neu für Weiteres, für Überraschendes aufmerksam werden. Die eine Antwort, so Grönemeyer, so auch viele Theologen und Philosophen, bekomme ich nicht. Anders formuliert: Der Mensch ist vieles, geht aber nicht, geht nie in der einen, einzigartigen Bestimmung auf. Vielfalt offenzuhalten entspricht dem Menschen. Der Mensch ist – wenn man eine Definition suchen und genau dabei des Menschen Definition, wortwörtlich: Festlegung, verhindern will – ein Geheimnis. Darin gleicht der Mensch Gott, in dessen Ebenbild er sich sehen darf: im Wesentlichen Geheimnis zu sein. *Deus definiri nequit. Homo definiri nequit.* (lateinisch für: Gott kann nicht festgelegt werden. Der Mensch kann nicht festgelegt werden.) Das Geheimnis zu wahren macht den Menschen zum Menschen.

Wenn wir in den folgenden Minuten die Frage debattieren: »Schafft der Mensch sich ab?«, dann umfasst diese Frage zunächst, wo und wie die typische menschliche Lebensführung angegriffen wird. Das kann auf unterschiedliche Weise passieren: Zum einen, indem wir die Grundlagen

<sup>1</sup> Titel eines 1984 erschienenen Albums des Musikers Herbert Grönemeyer.

<sup>2</sup> Herbert Grönemeyer, *Mensch*. Grönland Records (EMI) 2002.

unseres Lebens zerstören – und dies, nein, konkreter: diese Ursachen des menschengemachten Klimawandels so schnell wie möglich, so effektiv und so nachhaltig wie möglich zu beheben, ist die dringlichste Menschheitsaufgabe unserer Tage. Aber die menschliche Lebensform, die Geheimnishaftigkeit des Menschen kann zum anderen auch durch zwei weitere Großtendenzen gefährdet werden. Die eine setzt an der körperlichen Verfassung des Menschen an: Gentechnik. Die andere greift die individuelle Selbstbestimmung und die gesellschaftliche Gestaltung menschlichen Lebens an: Künstliche Intelligenz (KI). Yuval Noah Harari, der derzeit vielleicht bekannteste Sachbuchautor der Welt, geht in seinem Weltbestseller *Homo Deus* und seinem daran anknüpfenden Buch *21 Lektionen für das 21. Jahrhundert* davon aus, dass das Verschmelzen von Gentechnik und KI oder, wie er sagt: von Biotech und Infotech, die größte Herausforderung des 21. Jahrhunderts ist. Anlass genug für mich, tiefer zu bohren und weiterzufragen: Stimmt das? Steht damit das Menschsein, präziser: der Mensch in seiner Geheimnishaftigkeit, auf dem Spiel? Und wenn es so wäre, muss dann nicht die ketzerische Frage gestellt werden: Wäre das schlimm? Wird nicht immer wieder gesagt, es sei die Natur des Menschen, sich kulturell zu übersteigern? Wie weit darf diese Selbstübersteigerung, diese Selbsttranszendenz gehen?

Wenn Gentechnik und KI als Wege der Selbsttranszendenz oder der Selbstabschaffung des Menschen gesehen werden, dann unterscheiden sie sich jedoch wesentlich von anderen Wegen, die in der Geschichte der Menschheit mit dem Gedanken der Überwindung des Menschen verbunden wurden. Ja, es war ja in der Geschichte der Menschheit durchaus üblich und gewollt, den begrenzten Menschen zu überwinden. Meistens aber war nicht der Mensch selbst der Autor oder das Subjekt dieser radikalen Veränderung. Meistens war es Gott oder waren es die Götter, die die Menschen aus ihrer zeitlichen Endlichkeit, aber auch aus ihrer angenommenen Sündhaftigkeit oder radikalen Verfehlung befreien beziehungsweise erlösen sollten. Der Buddhismus mit seinem Weg ins Nirwana gibt davon ebenso Kunde wie das Christentum, das in Christus – wie Paulus mehrfach betont – den alten Adam überwunden hat.

Zudem: Nicht nur der geglaubte Gott oder angenommene Götter haben in der Kulturgeschichte die Selbstaufhebung des Menschen bewirken sollen, sondern von alters her tatsächlich immer auch der Mensch selbst. Wo – wie in der idealistischen Philosophie von Platon über Descartes zu Lessing bis hin zu Kant und Nietzsche – der alte Mensch überwunden werden soll, da geschieht dies durch ein Streben nach Ideen, nach Wahrheit, nach Bildung, nach Vernunft oder Selbstdisziplinierung.

Wenn aber auf Gentechnik und KI gesetzt wird, dann kommt gegenüber diesen altbekannten Pfaden etwas radikal Neues ins Spiel: Es ist die Technik, auf die Menschen setzen, um den Menschen zu überwinden.

Man muss sich das auf der Zunge zergehen lassen: Nicht mehr durch Gott, nicht mehr durch das Einüben einer für gut und richtig erachteten Lebensform, sondern durch Technokratie, oder – wenn man so will – nicht durch eigene Anstrengung, sondern auf schnellem Wege durch technische Instrumentarien soll der Mensch radikal verändert werden, vielleicht sich selbst aufheben. Das ist eine typische Traditionslinie der Moderne: oft gottlos auf sich selbst zu setzen, um sich selbst zu überwinden.

Über die Möglichkeit technokratischer Aufhebung der menschlichen Lebensform haben Dichter, Literaten und dann Filmemacher mit Blick auf Biotechnologie und Informationstechnologie seit 200 Jahren nachgedacht. Wenige haben euphorische oder utopische Bilder gezeichnet. Die meisten waren Technikkritiker und haben schauerliche, apokalyptische oder dystopische Bilder gemalt: Mit Blick auf Biotechnologie und -technik reicht die Ahnengalerie von Mary Shelley's *Frankenstein* über Aldous Huxley's *Schöne Neue Welt*, in der die eine Menschheit sich in unterschiedliche biotechnologisch gezüchtete Kasten aufteilt, bis hin zu Margaret Atwoods *Oryx und Crake*, ein Roman, in dem ein Forscher nicht nur die uns bekannte Menschheit, bis auf einige Wenige, die überleben, durch einen Virus vernichtet, sondern eine Ersatzmenschheit in die Welt setzt, die dämlich, aber lieb und nett ist – eine Vision, die im Übrigen in unseren Tagen von einigen Oxford-Philosophen als Chance zur Überwindung der großen Gefahren der Menschheit angesehen wird.

Mit Blick auf Informationstechnologie und -technik reicht die Ahnenreihe der technikkritisch-apokalyptischen Zeugnisse von Orwells *1984*, der Blaupause des Überwachungsstaates, über allerlei Hollywood-Blockbuster und Serien bis hin zu David Eggers *The Circle*, einem beängstigenden Gesellschaftsbild, das ausmalt, wie es wäre, wenn die großen Internetkonzerne Google, Amazon, Facebook und Apple in einer Firma verschmelzen würden und diese eine Firma über die Steuerung unseres Wissens-, Konsum-, Emotions- und Attraktivitätsverhaltens hinaus auch Staat, Recht und Politik bestimmte und das Ende von Kreativität und Abweichung bedeuten würde.

Ich sehe also die wenigen Euphoriker und die vielen Apokalyptiker bei der Beantwortung der Frage: »Schaffen wir uns mit Bio- und Infotech ab?«, und frage mich als Theologe: Wo kommt beim Umgang mit der Technik unsere menschliche Berufung als Ebenbild Gottes ins Spiel und wo unsere Sünde? Aber was ist unsere Sünde? Karl Barth, der große Theologe, dessen 50. Todesjahr dieses Jahr begangen wird, hat uns darauf hingewiesen, dass nicht nur der Hochmut, wie Gott sein zu wollen, sondern auch Trägheit, also Chancen nicht nutzen zu wollen, Sünde ist – und erst recht ist es Sünde, Hochmut mit Trägheit zu verwechseln und Trägheit mit Hochmut, sprich: sich ständig und notorisch ob des eigenen

Tuns und Unterlassens zu belügen. All das kann und soll im Blick behalten werden, wenn wir fragen: Wo und wie wahren wir mit Technik unsere menschliche Geheimnishaftigkeit, schützen und achten unsere Würde, und wo verfehlen wir mit Bio- und Infotech radikal unsere Bestimmung?

II.

Diese Warnungen und Mahnungen für die Beantwortung der Frage: »Schafft der Mensch sich ab?« im Ohr möchte ich nun den ersten der beiden von Harari identifizierten risikoreichen Großtrends des 21. Jahrhunderts anschauen, die Gentechnik. Dabei beginne ich mit einem Datum, und zwar dem 26. November 2018. Es gibt Datumsangaben, deren Erwähnung sofort historische Tragweite signalisiert: Es könnte sein, dass in einigen Jahren der 26. November ein ähnliches Symboldatum geworden ist wie der 14. Juli (Beginn der Französischen Revolution), der 8. Mai (Kriegsende) oder 9/11 (Attentat auf das World Trade Center). Wir wissen alle: Solche Tage gewinnen ihre Bedeutung nicht, weil sie ein besonders hervorstechendes Einzelereignis in Erinnerung rufen, sondern weil sich an diesen Daten ein starker geschichtlicher Trend symbolisch verdichtet und an diesem Tag für alle sichtbar durchbricht. In die Liste der großen Daten könnte in nicht allzu ferner Zukunft (denn oft werden solche Daten ja erst später quasi kanonisiert) der 26. November aufgenommen werden. An diesem Tag des letzten Jahres wurde bekannt: Es gibt den Menschen nun als GVO, also als gentechnisch veränderten Organismus. Der chinesische Forscher He Jiankui hatte an diesem Tag via Youtube die Geburt der ersten, mittels Eingriffs in die Keimbahn genetisch veränderten Babys bekannt gegeben. Weil die Risiken extrem hoch waren, weil dieser Eingriff zudem nicht nur die manipulierten Babys, sondern alle deren möglichen Nachfahren betrifft, und weil man das Ziel des »Babybastelns« von Herrn He, nämlich die Verhinderung einer HIV-Infektion der Kinder – der Vater war HIV positiv – auch anders hätte behandeln können, gab es eine Welle der Betroffenheit, Empörung, ja des Entsetzens. Der »Super-Gau« der Gentechnik, ja der Lebenswissenschaften wurde angesichts der nahezu einhellig als unverantwortlich eingestuften Menschenversuche ausgerufen.

Dass Herr He und – wie wir letzte Woche aus der führenden Wissenschaftszeitung *Nature* erfahren haben – nun ein russischer Forscher überhaupt auf den derzeit irrwitzigen, ja verbrecherischen Gedanken kommen konnten, solche Versuche durchzuführen, liegt an einem verhältnismäßig jungen Verfahren: *CRISPR/Cas9*. Das *CRISPR/Cas9* oder Genschere oder auf Englisch *Genome Editing* genannte biotechnologische Verfahren, das tatsächlich eher nebenbei in der Grundlagenforschung als Immun-



abwehrverfahren von Bakterien gegen Virenangriffe entdeckt wurde, erlaubt den Forscherinnen und Forschern Genveränderungen an allen Lebewesen in einem bisher nicht gekanntem Maße. Das Verfahren ist trotz einiger Rückschläge, die in letzter Zeit bekannt geworden sind, im Vergleich zu den bereits bekannten gentechnischen Verfahren präziser und effektiver in den Ergebnissen, leichter zu erlernen und zu handhaben – man sagt, Studienanfänger könnten es anwenden – und zudem kostengünstiger.

Um einen Vergleich zu wählen: Wenn Sie vorher eine biotechnologische Schrotflinte für die Jagd hatten (lassen wir mal den Sinn der Jagd beiseite), dann haben Sie nun das biotechnologische Hochpräzisionsgewehr eines Scharfschützen, mit dem Sie Gene nun ganz revolutionär manipulieren können. In den Lebenswissenschaften herrscht seit der Entdeckung dieser Genschere Goldgräberstimmung. Versuchsanordnungen, die bisher als technisch und/oder finanziell undurchführbar erachtet wurden, werden plötzlich aus der Schublade gezogen oder neu ausgedacht. Es gibt tolle Visionen wie große Hoffnungen in der Krebsmedizin, oder auch – wenn man mit den tierethischen Herausforderungen seinen Frieden schließt – die Idee, Organe speziell von Schweinen für die Transplantationsmedizin zu nutzen, indem man mittels *CRISPR/Cas* die heftigen, wohl als tödlich anzusehenden Immunreaktionen überwinden könnte. Hunderttausende Malaria-Tote könnten verhindert werden, wenn man die Malaria übertragenden Mücken mittels *CRISPR/Cas* daran hindern würde, sich fortzupflanzen. Ja, Sie haben richtig gehört: Mittels des sogenannten *Gene Drives* könnten die Ihnen wohl noch aus der Schule bekannten Mendel'schen Erbgelien außer Kraft gesetzt werden, und eine gewollte Eigenschaft könnte sich damit zu hundert Prozent durchsetzen. In circa elf Generationen könnte die Mückenart zum Aussterben gebracht werden. Soweit zumindest die Theorie, die derzeit von Mutter Evolution noch Lügen gestraft wird. Aber: Es wird daran geforscht, und wenn es gelingt, wäre das für die Anopheles-Mücken eine Art gentechnische Pille.

All das ist mit gravierenden Fragen an Sicherheit im Labor, an Missbrauchsmöglichkeiten, an Biodiversität und Nachhaltigkeitsfragestellungen behaftet, die wir hier nicht weiter debattieren können, aber Ihnen wohl ein Gefühl vermitteln, welch unfassbar wirksames Instrumentarium da biotechnologisch vorhanden ist – und das Verrückte dabei ist: Kaum einer kennt es! Es kann die Welt verändern, unsere Kinder können in einer CRISPR-Welt leben, und wir diskutieren, welches Hochzeitskleid Heidi Klum für Tokio-Hotel trägt. Riesige Chance, riesige Gewinnmargen, aber auch riesige Verantwortungen und riesige Missbrauchspotenziale.

Und nun geht die Genschere dem Menschen ans Schlafittchen. Herr He hat es vorgemacht, der russische Molekularbiologe Denis Rebrikov

will es nachmachen: Genveränderungen, die an alle Nachkommen weitervererbt werden können. Schafft der Mensch sich damit ab? Der Deutsche Ethikrat hat Anfang Mai eine umfassende Stellungnahme vorgelegt – wie auch schon andere Organisationen im Vorhinein. Darin – das ist beim gegenwärtigen Stand der Forschungen völlig überraschungsfrei – hat er das Vorpreschen einzelner Forscher als völlig unverantwortlich – theologisch gesprochen, aber so spricht der Ethikrat nicht, als hochmütige Sünde – kritisiert und wie so manch andere Gruppen ein Anwendungsmoratorium gefordert: Auf absehbare Zeit keine Schwangerschaft und erst recht kein Zur-Geburt-Bringen eines genmanipulierten Menschen! Wir, die Mitglieder des Deutschen Ethikrates, sagen aber auch: »Die menschliche Keimbahn ist nicht unantastbar.« Unantastbar ist die Würde des einzelnen Menschen. Der Mensch geht aber in seinem Genom, also der Gesamtheit seiner genetischen Daten nicht auf. Wir sind nicht durch unsere Gene determiniert, sondern die Gene gewinnen ihre Bedeutung nur in einem komplexen Geflecht von Beziehungen innerhalb des menschlichen Organismus, der wiederum eingebunden ist in eine komplexe Umwelt. Auch das gilt!

Aber der Ethikrat sieht unterschiedliche Anwendungsfelder, die irgendwann Realität werden könnten – und die Methode des *Genome Editing* muss uns nötigen, mit Sprunginnovationen zu rechnen. Wenn überhaupt, erscheint den Mitgliedern des Deutschen Ethikrates als Erstes wahrscheinlich und dann auch verantwortbar die Möglichkeit, monogenetische, also durch eine Genvariante verursachte Krankheiten mittels *Genome Editing* zu bekämpfen. Schwerer tun sich die Mitglieder des Ethikrates bei Krankheiten, die von vielen Genen verursacht werden. Für unsere Frage, ob der Mensch sich abschafft, ist der immer wieder debattierte Einsatz von *Genome Editing* zum Zwecke der über Krankheitsbekämpfung hinausreichenden Verbesserung des Menschen wichtig. Dafür hat sich – auch im Deutschen – der englische Fachterminus *Enhancement* durchgesetzt.

Viele dieser Szenarien sind sehr unwahrscheinlich, aber – anders als der Ethik im Allgemeinen und dem Ethikrat im Speziellen vorgeworfen wird, nämlich dass die ethischen Reflexionen immer zu spät kommen – hat der Ethikrat diese derzeit noch utopisch erscheinenden Szenarien schon alle durchdebattiert. Und so gibt es eben einige, die es gut und richtig finden, wenn der Mensch pharmazeutisch oder am besten genetisch zu langlebigeren, vor allem aber intelligenteren, moralisch höherstehenden und friedlicheren Wesen verändert würde. Schaut man sich hierzu die Entwicklung der Lebenswissenschaften in China an – dort trugen die beiden ersten Affen, die mittels der Schaf-Dolly-Methode geklont wurden, die Namen Zhong Zhong und Hua Hua, was wohl von den zwei chinesischen Schriftzeichen für China und Nation hergeleitet

ist –, dann kann man sich des Eindrucks nicht erwehren: Es ist nicht nur wissenschaftlicher Forscherdrang mit der dabei natürlich vorhandenen Eitelkeit, sondern es spielen erkennbar auch politische Vormachtstellungen eine große Rolle. Wie weit die beteiligten Nationen gehen werden, ob man also nur China als Reich der Mitte politisch oder gar biopolitisch etablieren will, lässt sich derzeit nicht abschätzen.

Klar ist jedenfalls: Auch die biologische Grundlage der menschlichen Lebensform, die bei aller Unterschiedlichkeit die Geheimnishaftigkeit prägt, wird – vielleicht nicht in den nächsten zwei Jahrzehnten, aber sicher noch in diesem Jahrhundert – zum Objekt der Forschung und der biopolitischen Vereinnahmung werden. Dass die Menschheit systematisch abgeschafft und durch sanftere, aber debile Wesen ersetzt wird – wie im Roman *Oryx und Crake* von Margaret Atwood –, oder dass sich Übermenschen wie die diversen US-amerikanischen Comic-Helden à la Super-, Spider- oder Batman züchten ließen, ist mehr als unwahrscheinlich. Sinnvoll, was aber noch mit den Risiken abzuwägen wäre, erscheint mir bestenfalls neben der Bekämpfung monogenetischer Krankheiten noch eine genetische Impfung gegen bestimmte Erbkrankheiten. Aber all das bliebe konservativ im Rahmen der Krankheitsbekämpfung. Yuval Noah Harari hat deshalb zu Recht die Gentechnik als den konservativen Weg, den Menschen zu verändern, bezeichnet.

Zwei Befürchtungen, die auch Auswirkungen auf die Pluralität der menschlichen Lebensform und die Geheimnishaftigkeit des Menschen haben könnten, bleiben: Wenn die biologischen Grundlagen unseres Lebens manipulierbar und damit in Grenzen zur Disposition gestellt werden, dann besteht immer die Gefahr, dass die, die es sich leisten können, den Abstand zu den anderen verstetigen und vergrößern, oder dass bestimmte Gruppen aufgrund genetischer Merkmale in ihren Fähigkeiten oder Möglichkeiten eingeschränkt oder gar diskriminiert werden. Sorgfältig ist im Auge zu behalten: Soziale Ungleichheit könnte unter die Haut gehen und sich in die Gene setzen. Hier muss eine Gesellschaft wachsam bleiben, dass es nie so weit kommt. Und neben dem ungeheuren biologischen Risiko: Was bringt es, wenn alle genetisch aufrüsten würden? Damit es nicht so weit kommt, müssen die Debatten hier und jetzt geführt werden. Deshalb hat der Ethikrat in seiner umfangreichen Stellungnahme nicht nur Chancen und Risiken des Einsatzes der Genschere thematisiert, sondern daran erinnert: Es geht um grundlegende ethische Orientierungsmuster: Können und wollen wir Menschenwürde, Freiheit und Selbstbestimmung, Gerechtigkeit und Solidarität, Wohltun und Schadensvermeidung sowie Verantwortung im Umgang mit dieser so wirkungsvollen Biotechnik verteidigen? Auch wenn wir durch Gentechnik wohl nicht abgeschafft werden, die Möglichkeiten werden unser Selbstverständnis verändern. Die Genschere verantwortlich einzusetzen,

ihre Chancen und ihre Gefahren zu regulieren, ist eine Menschheitsfrage. Das dürfen wir nicht den Wissenschaftlern, selbst wenn sie es gut meinen, alleine überlassen. Selbst wenn wir die Anwendung von *Genome Editing* in Grenzen für gut erachten, müssen wir als Zivilgesellschaft auf dem Recht zur Gestaltung beharren und von unserem Mitspracherecht Gebrauch machen: Wenn wir sehen, wie einzelne Wissenschaftler und erkennbar ganze Nationen vorpreschen, muss man sagen: Ja, es wird schwer. Aber war das je ein Grund zu sagen: Jetzt machen wir nichts mehr? Der Deutsche Ethikrat hat deshalb Bundesregierung und Bundestag aufgefordert, sich an die Spitze derjenigen zu stellen, die sagen: Auf globaler Ebene müssen wir zivilgesellschaftlich und politisch debattieren, ob und wieweit die Menschheit ihre eigenen biologischen Grundlagen manipulieren darf. Setzt euch dafür ein, dass – ähnlich wie bei den Klimakonferenzen – diese Menschheitsfrage überhaupt erst einmal bekannt und öffentlich diskutiert wird. Setzt euch dafür ein, dass eine internationale Institution geschaffen wird, die dafür sorgt, dass alle Versuche, die auf Keimbahnveränderungen beim Menschen zielen, schon im Grundlagenversuch registriert werden und hohe allgemein verbindliche Standards erfüllen – sonst sollen sie keine Förderung bekommen und keine Zeitschrift zur Publikation finden. Das würde Scharlatanen wie den Herren He und Rebrikov das Handwerk vielleicht nicht legen, aber es ihnen deutlich schwerer machen.

Regulierung alleine reicht nicht, gerade wenn wir verhindern wollen, dass die Genschere zu terroristischen Zwecken – ich sagte ja, dass sie recht einfach zu handhaben ist – benutzt wird, wie bei Margaret Atwoods *Oryx und Crake*, wo ein Wissenschaftler einen Supervirus schafft und die Menschheit fast gänzlich auslöscht. Solche Verbrecher werden wohl am ehesten entdeckt, wenn in den Laboren eine Kultur des Miteinanders und der wechselseitigen Achtsamkeit herrscht, und wenn jeder, der in diesem hochsensiblen Bereich arbeitet, und alle wissenschaftlichen Organisationen dafür Sorge tragen. Die größte Gefahr, dass diese Biotechnologie unverantwortlich genutzt wird, besteht nämlich dann, wenn sich Dinge unmerklich entwickeln, man weder im Einzelfall noch in der Gesellschaft merkt, ob unbeobachtet und undiskutiert ein *point of no return* erreicht wird. Die Gefahr der mangelnden Thematisierung dieser Technik ist vielleicht ihr größtes zivilgesellschaftliches Risiko.

III.

Damit wären wir nach Harari bei einer noch größeren Herausforderung des 21. Jahrhunderts, bei der der Mensch in seiner bisherigen Lebensform auf dem Spiel steht: der sogenannten Künstlichen Intelligenz. Sie steckt nicht nur in immer mehr Techniken, beginnt, Autos vollautomati-

siert fahren zu lassen, Texte zu übersetzen, medizinische Diagnosen zu erstellen, nein, sie könnte nach Harari einen »Homo Deus« entstehen lassen: ein Mensch, der sich als Gott – wie auch immer – in einer Datenreligion anbetet, und somit den alten Menschen ablösen könne. Harari befürchtet gehackte Hirne, andere – wie der Oxforder Zukunftsforscher Nick Bostrom oder der Google-Guru Ray Kurzweil – träumen davon, den Inhalt eines Gehirns, sprich: ein menschliches Leben, auf Festplatte zu kopieren. Beide malen die Vision einer Superintelligenz an die Wand, die die Weltherrschaft erobern, die Menschen versklaven und so ein posthumanistisches Menschenbild einleiten soll.

Ich habe manchmal den Eindruck, dass die Verbreitung solcher Science Fantasy von auf Festplatten gezogenen Mentalzuständen des Hirns oder von einer Superintelligenz (das ist ja nicht mal ernsthafte Science Fiction) von den eigentlichen massiven gesellschaftlichen Gefahren ablenken soll, die ein nicht hinreichend ethisch eingebetteter und rechtlich regulierter Gebrauch von KI und Big Data in der Gegenwart, hier und heute darstellt. Umgekehrt gibt es die Beschwichtiger, sie sagen: »Das ist alles nicht so schlimm, vor gutem Schach- oder GO-Spielen muss man sich nicht fürchten. Kooperationsspiele oder gar ein IKEA-Regal aufbauen – so etwas kann KI nicht.« Vor Jahren wurde das noch behauptet, aber mittlerweile ist man klüger, denn: KI kann das inzwischen. Wie bei der Gentechnik sollte man auf Sprunginnovationen gefasst sein.

Die größte Gefahr sehe ich darin, dass wir durch so viel KI umklammert werden, dass wir gar nicht merken, dass uns die Luft für die menschliche Lebensform abgedrückt wird. Diese These möchte ich Ihnen näherbringen. Um diese Gefahr zu identifizieren, müssen wir uns natürlich erst einmal verständigen, was wir hier und heute unter KI verstehen. Für heute verstehe ich unter KI die oft erst durch Vernetzung mögliche, umfassende, sensorbasierte, allgegenwärtige und alles durchdringende Datenverarbeitung (= Datenerfassung, -sammlung, -speicherung, -weiterverwendung, -weitergabe). Sie geschieht mittels sich selbst verbessernder Maschinenprozesse, die Muster in riesigen Datenmengen oder Trainingsdaten identifizieren und auf der Grundlage dieser Mustererkennung zunehmend eigenständig und für Menschen oft unerklärlich Prognosen für zukünftige Zustände erstellen und entsprechende Handlungs- bzw. Entscheidungsempfehlungen geben oder sogar »Entscheidungen« fällen.

Bei KI wächst oft zusammen, was bisher nicht zusammengehörte. Das kann in manchen Fällen ungeheuer hilfreich sein, beispielsweise wenn automatisierte medizinische Diagnosesysteme so präzise trainiert werden können, dass sie bessere Krebsdiagnosen als Radiologen aus Computertomographiebildern oder als selbst geübte Dermatologen aus der Hautinspektion erstellen. Dann gibt es die Entwicklungen, bei denen

nicht ausgemacht ist, ob sie sich vor- oder nachteilhaft auf die menschliche Lebensform auswirken: Das gilt sicher für den Bereich der Arbeit unter KI-Bedingungen. Verlust und Gewinn an Arbeitsplätzen werden sich vermutlich die Waage halten, aber das Ganze könnte mit erheblichen sozialen Spannungen und einer intensiven Veränderung unserer Lebensgewohnheiten und -rhythmen einhergehen.

Trotz dieser unbezweifelbaren Vorteile und mancher Unabwägbarkeiten wächst auch zusammen, was wirklich nicht zusammengehören sollte. Aus den – naiv oder unschuldig – preisgegebenen Daten in sozialen Netzwerken werden, nicht als ärztliche Diagnose, sondern weil Muster darauf hinweisen, Prognosen über Gesundheits- oder Krankheitszustände erstellt, beispielsweise über die Neigung zu Depression oder gar Suizid. Das entsprechende »Suizid-Frühwarn«-Tool, das außerhalb von Europa bei Facebook alle Posts und Likes einer Person analysiert, muss allerdings kritisch hinterfragt werden: Wie sinnvoll ist es? Jeder Suizid ist einer zu viel, aber werden Menschen durch dieses Tool möglicherweise nicht erst auf den Gedanken an Suizid gebracht, wenn sie einen entsprechenden Warnhinweis lesen? Oder wollen wir überhaupt, dass solche existenziellen Verletzlichkeiten per Maschine aufgespürt und ansatzweise behandelt werden? Was, wenn solche KI-gesteuerten Werkzeuge von Arbeitgebern oder Versicherungen oder Banken benutzt werden? Was macht das mit unserer menschlichen Gesellschaft, mit unserer menschlichen Lebensform, mit dem Individuum? Bleibt der Mensch, wie Grönemeyer dichtet, ein Geheimnis, oder bekommt sein »Du fehlst« einen neuen, beängstigenden Beigeschmack, weil das Geheimnis fehlt?

Bei allem Hype um KI – neben der Medizin auch im Bereich der Mobilität – sehe ich durch die ungeheure Datensammelwut auf privatwirtschaftlicher und staatlicher Seite die größte Gefahr, die von KI für die Lebensform Mensch ausgeht. Sie führt die riesige Gefahr des Verlustes von Geheimnishaftigkeit der menschlichen Person mit sich, weil alles berechenbar sein soll; von Privatheit, weil man aus unterschiedlichen Datensätzen einen intimsten Einblick in Persönlichkeitsstrukturen gewinnt; von Außerordentlichem, weil so vieles effektiv wie untergründig nach ökonomischer oder gesellschaftlicher Norm getrimmt werden kann.

So werden wir berechenbar und werden, wie der Informatiker Alex Pentland einmal gesagt hat, am Ende vor allem, aber nicht nur in den von KI getriebenen Social Media auf zwei Variablen reduziert: unsere vorherigen Handlungen und unsere sozialen Kontakte. Ob es dabei Filterblasen und Echokammern gibt, wir uns also kommunikativ einkapseln, mit Barths Sündenlehre gesprochen: uns der Trägheit anheimgeben, ist inzwischen umstritten. Richtig ist aber: Die Logik der sogenannten sozialen Medien (besser: der digitalen Plattformen) kommt den Vereinfachern

und Radikalisierern entgegen. Ihre Rationalität, insbesondere von Facebook, Twitter und Co. besteht nicht nur – wie in den alten Medien – darin, zwischen Aufmerksamkeit und Nicht-Aufmerksamkeit zu unterscheiden. Vielmehr lautet die Währung der sozialen Medien deutlich stärker und vor allem eingriffstiefer als bei den alten Medien: Emotionalisierung. Sinn und Zweck namentlich von Facebook und vergleichbaren sozialen Medien mit ihren noch immer undurchschaubaren Algorithmen ist es, die Nutzer möglichst lange auf ihren Seiten zu halten, um mittels *Mikrotargeting* personalisierte Werbung zu ermöglichen – ein im Übrigen diesseits des Punktes, an dem Manipulationen zur Regel werden, legitimes Geschäftsmodell.

Das Gefährliche: Der wegen der Emotionalisierungslogik den sozialen Medien innewohnende Trend zu Privatisierung, Vereinfachung und Polarisierung unterläuft Grundvoraussetzungen und unterminiert entscheidende Grundlagen, mit denen wir versuchen müssen, demokratisch und zivilgesellschaftlich Pluralität verantwortlich zu gestalten: die regulative Idee von Öffentlichkeit und die sie aufarbeitenden professionellen Qualitätsmedien sowie die Idee von Standards der Wahrheitssuche, die jenseits von Individuen und geschlossenen Gruppen respektiert werden.

All das, diese Radikalisierungstendenz, die Emotionalisierungstendenz, der Verlust an Kontrolle und Schamgefühl in den Diskursen, die abnehmende Bereitschaft bei zu vielen, zwischen privater Meinung und Standards der selbstkritischen Wissenschaft zu unterscheiden, ist der politischen Gestaltung, die wir demokratischer Rechts- und Sozialstaat auf der Grundlage der Anerkennung von Menschenwürde und Menschenrechten nennen, die Zeit und Kompromissbereitschaft benötigt, nicht förderlich.

Auch wenn ich die rechtsstaatliche Demokratie – in Anlehnung an Churchill – für die mit Abstand beste unter den schlechten Staatsformen erachte, wäre ihr Untergang nicht der Untergang der menschlichen Lebensform, die es rechtfertigte, die Frage »Schafft der Mensch sich ab?« mit Ja zu beantworten.

Aber es kommt ein Weiteres hinzu: Ich mache es fest am Credo der Firma »The Circle«, die Dave Eggers in seinem zweifelsohne literarisch nicht gerade vollendeten, aber von der Idee doch schrecklich genialen gleichnamigen Roman *The Circle* beschreibt. Diese Firma umfasst also sämtliche Geschäftsfelder, die wir heute noch brav auf die so genannten »GAFA« aufteilen: Google, Apple, Facebook, Amazon. Firmen, die unser Streben nach Wahrheit, nach Emotion, nach Konsumbefriedigung und Attraktivitätsbestätigung bedienen. All das unter einem Dach. Das Credo der Firma lautet: Geheimnisse sind Lügen, Teilen ist Heilen, Privatheit ist Diebstahl. Hier wird unumwunden zugegeben: Wir durchschauen euch, wir lenken euch, wir haben euch im Griff. Wer dagegen rebelliert, wer auf

Nichtzugänglichkeit ins Intimste setzt, wird als *outlaw*, als Parasit, als Revolutionär aus der Gemeinschaft der Menschen ausgeschlossen oder – wie es im *Circle* dem ehemaligen Freund der Protagonistin passiert – in den Tod getrieben.

Manch einer sieht dieses Schreckensszenario nur im für die meisten westlichen Augen, Ohren, Hirne und Herzen als »Hölle« zu bezeichnenden *Social Scoring*-System Chinas verwirklicht, das die von Orwell in 1984 beschriebenen Möglichkeiten als Lachnummer erscheinen lässt. Denn jetzt kann in China mittels digitaler Überwachungsarchitektur und in Echtzeit erfolgreicher KI-Analytik individuelles Verhalten massiv bestimmt werden. Uns so elementar erscheinende Rechte wie die freie Berufswahl oder die Bewegungsfreiheit sollen durch standardisiert festgelegtes Wohlverhalten gegenüber Partei, Betrieb, Familienangehörigen oder der Gesellschaft geregelt, genauer: gemaßregelt werden. Entsprechend führt Fehlverhalten zu Malus, Stigmatisierung und Exklusion. Wer jedoch legt fest, was gut und böse, richtig und falsch, gesellschaftlich gewünscht und nicht gewünscht ist? Sind diese Kategorien deckungsgleich – oder ergibt sich Leben und Fortschritt in der Gesellschaft nicht daraus, dass gut, richtig und gesellschaftlich erwünscht nicht deckungsgleich sind? Und wie kann überprüft, wie hinterfragt, wie eingeklagt werden, dass bestimmte, rein statistisch ermittelte, realiter nicht überprüfte Subsumtionen recht und gerecht sind? An diesem Beispiel sehen wir, dass ein gewisses Maß an Pluralität Ausdruck und Bedingung des kreativen Entwicklungspotenzials des Menschen als Geheimnis ist.

Manch einer ertappt sich nun vielleicht beim Gedanken: Okay, wenn man 1,4 Mrd. Menschen in China geordnet leben lassen will, ist das noch nachvollziehbar, aber bei uns ist es doch nicht so weit. Entschieden gilt es aber dagegen einzuwenden: Überwachung ist auch, wie Shoshana Zuboff in ihrem großen Buch *Der Überwachungskapitalismus* messerscharf analysiert hat, ein Kennzeichen des Silicon-Valley-Modells. Wenn der Google-Magier Eric Schmidt droht, dass er alles über uns wisse, und wir annehmen müssen, dass er mehr weiß, als uns lieb ist, und wir uns entsprechend überlegen sollten, alles zu unterlassen, was wir glauben, dass andere es nicht über uns wissen sollten, dann sind eben auch bei uns nicht einmal mehr die Gedanken frei, dann ist nicht mehr wahr: »Kein Mensch kann sie wissen, kein Jäger erschießen.«

Zu dem, ich will nicht sagen: Verlust, aber doch Immer-weniger-selbstverständlich-Werden von Wahrheit, Öffentlichkeit, Kompromissbereitschaft im Politischen, das ich zunächst angesprochen habe, kommt in der KI-getriebenen Selbst- und Fremdwahrnehmung also eine gesteigerte Normalisierungstendenz hinzu, sich aus den von der Datenindustrie vorgelegten und kaum hinterfragbaren Berechnungen selbst definieren und die eigene Bestimmung und die der anderen in diesen



fremdgesteuerten Definitionsangeboten aufgehen zu lassen. All das geschieht auf der Grundlage privat- oder staatskapitalistischer Überwachung, die das Potenzial besitzt, bei Nicht-Beachtung mit gravierenden Sanktionen drohen zu können, wie dem Verlust an gesellschaftlicher Teilhabe. Ja, all das zusammen gefährdet für mich sehr wohl die Lebensform Mensch. Für mich hängt sie an der Geheimnishaftigkeit des Einzelnen und der Bereitschaft von Staat(en) und Wirtschaft, diese anzuerkennen.

Sie sehen: Auch ohne Superintelligenzfantasien halte ich KI für die größere Gefahr als die Gentechnik. Aber Gentechnik könnte – vielleicht nicht mehr zu meinen Lebzeiten – die durch KI verstärkten Unterschiede zwischen Menschen zementieren oder gar vergrößern. Das wäre das »i-Tüpfelchen« auf einer unheilvollen Entwicklung.

#### IV.

Was können wir tun? Ich gestehe, der umfassende Trend zu einer KI-getriebenen Dauerüberwachung, Standardisierung von Lebensplanmodellen, von Emotionalisierung, Radikalisierung und Polarisierung öffentlicher Debatten und politischer Diskussion mit dem Verlust von Kompromissbereitschaft und der Gefährdung von Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Richtigkeitsstandards beunruhigen mich, beunruhigen mich sehr. All das zusammengenommen lässt mich nicht optimistisch auf die Beantwortung der Frage: »Schafft sich der Mensch, der Mensch in seiner Geheimnishaftigkeit ab?« blicken.

Aber ich wäre nicht Theologe, wenn damit meine Einschätzung der Entwicklungen im Bereich von KI und auch einer durch Gentechnik in den Leib eingeschriebenen Überwachung und Steuerung enden würde. Einen Buchtitel des englischen Literaturwissenschaftlers Terry Eagleton *Hope without Optimism* aufgreifend, halte ich dagegen: Ich bin zwar nicht optimistisch, aber dennoch hoffnungsfroh. Hoffnungsfroh bin ich aus mehrfachem Grund: Ich bin als gläubiger Mensch und Theologe überzeugt, dass der Mensch in der Spur Gottes und in seiner Zusage ein Geheimnis ist und bleiben muss. In der Sprache dieser Welt formuliert, ist das der Glaube, dass jeder Mensch Träger einer zwar angegriffenen, aber unverlierbaren Würde ist. Ein Glaube, der sich erfolgreich gegen die Angriffe auf den Menschen in seiner Geheimnishaftigkeit stellen wird. Die junge Generation, die derzeit gegen ein »Immer-Weiter-So« in der Umwelt- und Wirtschaftspolitik kämpft, gibt mir Hoffnung, dass noch immer und plötzlich wieder mehr Menschen da sind, die rufen: »Empört Euch! Engagiert Euch! Erobert Euer Leben zurück!« Aber wie können wir diesen hoffnungsfrohen Glauben an die Würde des Menschen verteidigen?

Drei Wege, die im Zeitalter von KI Hoffnung jenseits von Optimismus und Pessimismus sowie die Geheimnishaftigkeit des Menschen verteidigen können, möchte ich andeuten:

Erstens, immer wieder wird gesagt: Wir müssen den Datenschutz stärken, um die informationelle Selbstbestimmung des Einzelnen zu schützen. Natürlich ist der Grundgedanke, der hinter dem Datenschutz steht, richtig: nämlich die informationelle Selbstbestimmung zu schützen und zu stärken. Aber leider setzen die Methoden des Datenschutzes fast ausschließlich am Beginn der Datenverarbeitung an: Datensparsamkeit, Zweckbindung und informierte Einwilligung. Hat man einmal zugestimmt, und in der Regel lautet da die Alternative »Alles oder nichts«, dann ist der weiteren Datennutzung Tor und Tür geöffnet, und das Datensubjekt hat fast alle Handlungsmacht verloren. Das ist aber mit dem Verständnis des Menschen als Geheimnis, als Träger von Würde, mit informationeller Selbstbestimmung nicht vereinbar – so sah es jedenfalls der Deutsche Ethikrat und hat in seiner Big Data-Stellungnahme den Vorschlag unterbreitet, vom Input-orientierten Datenschutz hin zu einer Output-orientierten Datensouveränität zu wechseln. Soll heißen: Im gesamten Datenverarbeitungsprozess, über alle Datenweitergaben hinweg muss das Datensubjekt die Möglichkeit behalten, Herr über seine Daten zu bleiben. Das kann nicht in jeder Sekunde gelten – das funktioniert nicht –, aber dann, wenn das Datensubjekt, sie oder er, es will oder benötigt. Dabei haben wir, die Mitglieder des Ethikrates, mit Hilfe des langjährigen Chefentwicklers von Google, der jetzt als unabhängiger Wissenschaftler an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich arbeitet, Thomas Hofmann, sogar ein Verfahren vorgestellt, wie das technisch gehen könnte. Darauf können wir gerne in der Diskussion näher eingehen. Die Botschaft lautet jedenfalls: Es gibt technische Möglichkeiten, wie wir unsere Souveränität nicht am Tor der Datenverarbeitung abgeben müssen.

Zweitens: Immer wieder ist die Forderung nach Regeln und Kodizes für Künstliche Intelligenz erhoben worden. Und in der Tat: Im letzten Jahr sind solche Vorschläge wie Pilze aus dem Boden geschossen. Ironisch formuliert: Vielleicht sollte man mal eine KI daransetzen, aus den Hunderten von Vorschlägen die prägenden Muster zu identifizieren. Vieles dessen, was die *Hochrangige Expertengruppe für Künstliche Intelligenz* zu einer KI-Ethik auf EU-Ebene im April publiziert hat, würde sich unter anderem darin finden: Neben der grundsätzlichen Beachtung von Recht und Gesetz sowie allgemeinen ethischen Prinzipien wie Autonomierespekt, Schadensvermeidung und Gerechtigkeit, soll eine KI-Maschine und ihre »Entscheidungen« verstehbar und korrigierbar sein. Und ganz wichtig: Hinter KI sollen immer menschliche oder juristische Personen als Verantwortungs- und Haftungssubjekte identifizierbar sein. Es

kann nicht sein, dass jemand irgendwann die Auskunft erhält: Pech gehabt, das hat eine Maschine gemacht – es gibt niemanden, der für den Schaden haftet. Das darf nie passieren.

Solche von vielen Organisationen erhobenen Forderungen wollen den Weg für eine »vertrauenswürdige« KI ebnen – so das hehre Ziel der Autorengruppe. Wobei es Co-Autoren in der *EU High-Level Expert Group* gab, die nicht nur kritisiert haben, dass Vertrauenswürdigkeit nur für Menschen, nicht für Maschinen gelte, sondern auch, dass solche Kodizes sowieso nur durch die Industrie getriebenes Beschönigen (*»white-washing«*) seien. Demgegenüber sage ich: Richtig ist, dass es solche Kodizes und Regeln geben muss, und über sie muss auch herzlich gestritten werden. Wichtig aber ist mir: Wenn Unternehmen wie der Google-Mutterkonzern Alphabet oder Facebook entscheidende Elemente von Öffentlichkeit übernommen, um nicht zu sagen: okkupiert haben, dann müssen sie auch akzeptieren, dass sie sich an konstitutive Elemente von Öffentlichkeit binden müssen – auch als an Gewinn orientierte Unternehmen. Dabei denke ich vor allem an Transparenz und Partizipation. Ob sie bereit sind, dies wirklich umzusetzen, daran gibt es berechtigte Zweifel. Wenn sich diese nicht beheben lassen, muss die politisch gestaltete Öffentlichkeit ihre Rechte auf Transparenz und Beteiligung rechtlich einfordern. Umgekehrt sage ich aber auch: Mit einer reinen Verteufelung der Unternehmen, die man gleichzeitig von morgens bis abends nutzt, kommen wir allein nicht weiter. Eine wirklich effektive Regulierung der großen Internetkonzerne wird es wohl nur geben, wenn alle G20-Staaten zusammenarbeiten würden. Ob das passiert – immerhin sind die USA und China darunter –, da bin ich nicht optimistisch gestimmt. Genau deshalb müssen wir – ob es uns passt oder nicht – auch mit den großen Datenkonzernen reden. Deren Zerschlagung mag sich der ein oder andere wünschen, aber ich möchte zuerst nach näherliegenden und auf globaler Ebene umsetzbareren Möglichkeiten suchen. Auch wenn die eigentlichen Herausforderungen im Umgang mit unserer Frage auf politischer und wirtschaftlicher Ebene liegen, habe ich noch einen mir wichtigen dritten und letzten Punkt:

Es wird immer wieder gesagt: Der Einzelne solle Kompetenzen ausbilden, ja, man bräuchte dafür – wie der bekannte Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen fordert – ein eigenes Unterrichtsfach, das Informatik, Medienkunde, Ethik und Sozialpsychologie verbinde – so sollen sich die Menschen in den sozialen Medien selbstbewusster und sicherer bewegen können und auch anderen KI-Anwendungen souveräner gegenüber treten können. Die Forderung ist richtig, aber nicht ausreichend. Ich meine: In Zeiten der Digitalisierung schrumpft die Halbwertszeit der Kompetenzen schneller, als man sie erlernt hat. Daher ist es wichtig, über diese Kompetenzen hinaus Bildung, und zwar nicht nur in Sonntags-

reden, entschieden zu fördern. Es geht nämlich um die Zukunft des Einzelnen, und damit auch um die Zukunft der Gesellschaft. Den durch KI getriebenen Tendenzen, wie sich beispielsweise immer häufiger rein konform zu verhalten, sowie den Polarisierungstendenzen, die KI-getriebene soziale Medien bewirken, ist am besten zu begegnen, wenn wir sensibel bleiben oder werden für Differenzen und Zweideutigkeiten im Leben – »denn das Leben zeichnet grau in grau«. Ebenso wichtig ist es, Resilienz im Umgang mit eigenen und fremden Begrenzungen einzuüben und Kommunikations- wie Empathiefähigkeit zu stärken. Wie geht das? Ich empfehle – und bitte das als beispielhaft zu begreifen – jedem, der kann: Bibel, Faust, Mathe, mindestens eine Fremdsprache, Musik und Sport: mit Hirn, Herz und Hand. Denn Freiheit, Gleichheit und die Geheimnishaftigkeit des Menschen werden unter den Bedingungen von KI nicht nur vor dem Bildschirm des Smartphones verteidigt.

Aus dem Schatz der christlichen Religionskultur erinnere ich ebenfalls nur beispielhaft an drei gewichtige Prägungen, die auch im KI-Zeitalter Widerstands- und Unterbrechungspotenzial gegen Berechenbarkeit des Menschen in sich tragen und helfen können, dass der Mensch sich und andere als Geheimnis würdigt: Aus der nüchternen christlichen Anthropologie, dass der Mensch aus sich heraus sein Leben nicht endgültig vollenden kann – was theologisch Sünde genannt wird –, erwächst eine hohe Sensibilität für die Begrenztheit, Verletzlichkeit, Schwachheit und Fehlerhaftigkeit eines jeden Menschen, selbst oder gerade wenn der Mensch sich als Held oder Macher zelebriert, oder wenn KI-getriebene Perfektionismen behauptet werden wie durch die Instagramisierung vieler Biografien.

Aus der Zusage, dass genau diesem »krummen Holz« von außen Veröhnung und Heil zugesagt ist, motiviert sich die Einsicht, dass sich Freiheit immer in Beziehung realisiert und so verteidigt werden muss. Aus der geglaubten größeren Treue Gottes gegenüber dem immer wieder untreuen Menschen stärkt sich das Engagement für Inklusion, die Pluralität nicht ausschließt, sondern in den Grenzen von sich erweiternder Solidarität und Gerechtigkeit zulässt, und die sich so inspirieren lässt von Jeremias Wort, das dieser an die Exilgemeinde in der fremden, pluralistischen Metropole Babylon gerichtet hat: »Suchet der Stadt Bestes!« (Jeremia 29,7)

Noch viele andere biblische Worte und Geschichten können uns stärken, dass wir rufen dürfen: »Welch ein Vertrauen!«, dass wir uns nicht abschaffen lassen in unserer Geheimnishaftigkeit und mit der Weisheit dieser Region singen können:

»Und der Mensch heißt Mensch, weil er ...«<sup>3</sup>

<sup>3</sup> A. a. O.

# Wie übernimmt Deutschland Verantwortung?

## Schutz von Frauen und Kindern

Vortrag und Gespräch<sup>1</sup> am Samstag, dem 22. Juni 2019,  
Westfalenhalle

Heiko Maas MdB, Bundesaußenminister, Berlin  
Sr. Dr. Dr. Teresa Forcades i Vila, Benediktinerin, Ärztin und Feministische  
Theologin, Montserrat/Spanien  
Dr. Denis Mukwege, Arzt und Friedensnobelpreisträger, Bukavu/  
Demokratische Republik Kongo

### Moderation:

Dr. Elisabeth von Thadden, Journalistin, Hamburg

### Impuls von Denis Mukwege

Ich möchte die Gelegenheit ergreifen, mich bei der deutschen Diplomatie und bei Ihnen, Herrn Außenminister Maas, ganz herzlich zu bedanken. Sie haben die Bekämpfung sexualisierter Gewalt wirklich zu einer Priorität ihrer Regierungszeit gemacht. Zu einem Schwerpunkt, dem Sie durch Ihr Mandat als nichtständiges Mitglied im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen Gewicht verleihen.

Meine Damen und Herren, der Protestantismus, der in Ihrem Land vor über 500 Jahren geboren wurde, hat die Welt tiefgreifend verändert. Wichtige Philosophen haben den unschätzbaren Beitrag des Protestantismus zum Entstehen der modernen Welt im 16. Jahrhundert anerkannt. Sowohl Martin Luther als auch Johannes Calvin waren beide beeinflusst vom Humanismus, und zwar vom edelsten Kern des Humanismus, der darin besteht, dass man den Menschen ins Zentrum allen Bestrebens setzt und dass man sich für eine Rückkehr zu den Quellen ausspricht. Und der Protestantismus in seinen ganz unterschiedlichen Formen sollte nie diese doppelte Herkunft und dieses ureigene Bestreben aus den Augen verlieren. Heute gibt es weltweit Millionen von Menschen, die ihre protestantischen Wurzeln, ihre protestantische Kultur wieder bekräftigen. Und ich freue mich, dazuzugehören. Ich arbeite als Arzt in einem

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Die Wortbeiträge von Denis Mukwege wurden simultan übersetzt von Kathrin Knorr und Nina Uhrig.

evangelischen Krankenhaus im Kongo, das eine besondere Partnerschaft sowohl mit deutschen als auch mit schwedischen Kirchen unterhält.

Seit über 20 Jahren erleben wir nun die Folgen eines ausschließlich wirtschaftlichen Konfliktes, dessen Ziel darin besteht, sich der Bodenschätze zu bemächtigen, die notwendig sind für den technologischen Fortschritt hier im Westen. Und leider wird nur ein außerordentlich geringer Preis für diese Bodenschätze bezahlt. Dieser Konflikt hat bis jetzt sechs Millionen Todesopfer gefordert, vier Millionen Binnenvertriebene. Noch letzte Woche mussten im Department Ituri 300.000 Menschen fliehen. Hunderttausende von Frauen wurden erneut vergewaltigt und kommen bis heute in großen Scharen in das Krankenhaus von Panzi. Alle Berichte der Vereinten Nationen über die Plünderungen von Bodenschätzen der Demokratischen Republik Kongo, die schwerwiegenden Verletzungen der Menschenrechte und des humanitären Rechts haben insgesamt 617 Kriegsverbrechen aufgezeichnet, Verbrechen gegen die Menschlichkeit, zum Teil Verbrechen, die dem Völkermord zuzuordnen sind.<sup>2</sup> Und all die verschiedenen Berichte sind ohne jegliche Folge geblieben. Angesichts dieser Gleichgültigkeit gegenüber dem Drama, das sich in der Demokratischen Republik Kongo abspielt, brauchen und suchen wir einen Pastor wie Dietrich Bonhoeffer, der in der Lage wäre, Einfluss zu nehmen und etwas zu verändern. Und es ist kein Geheimnis mehr, für niemanden, dass dieses organisierte Chaos Unternehmen nützt, die mafïöse und kriminelle Politiken der illegalen Ausbeutung von Menschen praktizieren. Eine Ausbeutung, die entmenschlicht und die nicht ökologisch ist. Eine Ausbeutung der Bodenschätze der Demokratischen Republik Kongo.

Einige meiner Patientinnen, die Opfer dieser Barbarei geworden sind, einer Barbarei, bei der der Körper der Frau als Kampffeld missbraucht wird, kommen in unser Krankenhaus in einem absolut entsetzlichen Zustand der Zerstörung, für den es zunächst keinerlei Hoffnung gibt. Und bei dem es wirklich schwer vorstellbar ist, dass ein Mensch einem anderen Menschen so etwas antun kann.

Wir haben in unserem Krankenhaus eine ganzheitliche Betreuung unserer Patientinnen eingeführt. Dieses Programm besteht darin, dass natürlich zum einen medizinische Pflege geleistet wird, dass chirurgische Arbeit geleistet wird, aber auch, dass die Frauen psychologisch betreut

<sup>2</sup> Zu diesen Berichten gehört der *Mapping Report*: UN Office of the High Commissioner for Human Rights (OHCHR): Report of the Mapping Exercise documenting the most serious violations of human rights and international humanitarian law committed within the territory of the Democratic Republic of the Congo between March 1993 and June 2003, August 2010, <https://www.refworld.org/docid/4ca99bc22.html> [zuletzt gesehen am 22. 11. 2019].

werden und dass man ihnen rechtliche Hilfe an die Hand gibt und sie bei einem beruflichen Wiedereinstieg oder sozialer Wiedereingliederung unterstützt, um sie zu ermächtigen, wieder autonom zu handeln. Nachdem die Frauen bei uns im Krankenhaus einige Wochen oder auch Monate behandelt und betreut werden, legen sie, wie Schwester Teresa es gesagt hat, dank ihrer inneren Kraft eine so außergewöhnliche Resilienz an den Tag, dass ich wirklich nur staunen kann und absolut beeindruckt bin von der Kraft des Lebens gegen den Tod, die diese Frauen an den Tag legen und die uns ermutigt, unsere Mission fortzusetzen. Leider ist es so, dass einige von diesen Frauen, wenn sie in ihre Dörfer zurückkehren, erneut vergewaltigt werden. Und wir müssen manchmal Frauen behandeln, die ein zweites, zum Teil ein drittes Mal vergewaltigt worden sind, und darüber hinaus müssen wir ihre Kinder behandeln, die aus einer Vergewaltigung hervorgegangen sind und dann selbst Opfer einer Vergewaltigung werden. Und, das muss ich leider hinzufügen, zum Teil in einem sehr jungen Alter, zum Teil handelt es sich um Babys, die vergewaltigt werden.

Diese entsetzliche Situation hängt mit der vollständigen Straffreiheit zusammen, von der die Verbrecher profitieren, sowohl im Rahmen der nationalen als auch der internationalen Justiz. Man kann sagen, dass die nationale Justiz korrupt ist. Die internationale Justiz ist gleichgültig. Aber es kann keinen dauerhaften Frieden ohne Gerechtigkeit und ohne Wahrheit geben. Der Kampf gegen die Straflosigkeit ist der Weg, den wir gehen müssen, um gegen Gewalt an Frauen, sowohl im Frieden als auch im Krieg, zu kämpfen.

Die Kirche als Salz und Licht der Erde kann dem Ausbreiten dieser dunklen Mächte in der Gegend der Großen Seen Einhalt gebieten. Die Welt braucht eine Kirche, die sich an der Seite der Frauen und auch der Männer engagiert, um die Finsternis zu vertreiben. Inmitten dieser existenziellen Finsternis gibt es einen Raum, in dem die humanistischen Werte, die den Protestanten seit aller Zeiten so wichtig waren, bekräftigt werden.

Meine Damen und Herren, lassen Sie mich als Schlussfolgerung Folgendes sagen: Wir müssen uns einsetzen für eine Solidarität im Geiste der Brüderlichkeit und wir müssen unseren Glauben an die Würde des Menschen bekräftigen. Das sind die Werte des Evangeliums. Die Gläubigen, die Kirche und die Bundesregierung gemeinsam mit europäischen Partnern können diese Gleichgültigkeit, die das Volk der Demokratischen Republik Kongo im Augenblick erlebt, überwinden. Und das Volk der Demokratischen Republik Kongo erwartet viel von Ihnen.

Ich möchte drei Anträge stellen. Eine erste Bitte an die Bundesregierung und über die Bundesregierung an die EU: Wir bitten Sie, sich für eine Welt einzusetzen, in der der ökologische Wandel, der so wichtig ist,

unter Achtung der Menschenrechte und der Umweltrechte sich vollzieht. Und das bedeutet, dass die Sorgfaltspflicht für die Lieferketten für Mineralien aus Konfliktzonen gefördert werden muss. Ich sage das immer gerne folgendermaßen: Ein sauberes elektrisches Auto muss mit sauberen Mineralien gebaut werden. In diesem Fall handelt es sich um Kobalt für die Batterien. Die Bundesregierung kann fordern, dass die Empfehlungen des *Mapping Reports* vom Sicherheitsrat der Vereinten Nationen eingehalten werden. Und da vertraue ich Außenminister Heiko Maas in vollem Umfang. Ich habe gesehen, dass er in der Lage ist, auch unter ganz schwierigen Situationen schwierige Projekte zu befördern.

Meine zweite Bitte wendet sich an die Kirche: Sowohl die katholische als auch die evangelische Kirche müssen ihren prophetischen Auftrag wiederfinden. Es handelt sich darum, Mut an den Tag zu legen, der Wahrheit zur Freiheit zu verhelfen, einer Wahrheit, die in manchen Staaten oder auch in manchen internationalen Organisationen quasi gefangen genommen wird. Bitte unterstützen Sie den Kampf gegen die Straflosigkeit in der Demokratischen Republik Kongo. Ohne Wahrheit gibt es kein Verzeihen, keine Versöhnung, keine Gerechtigkeit und auch keinen dauerhaften Frieden.

Meine dritte Bitte wendet sich an die Christen: Christen, die Sie alle sind, aber auch Christen als Verbraucher. Wir müssen unseren Regierungsführern und auch unseren Unternehmen immer wieder vor Augen führen, dass eine verantwortungsvolle Nutzung von Bodenschätzen auch bedeutet, dass wir die Ökologie und die Menschenrechte achten. Ökologie bedeutet ein gemeinsames Haus und das bedeutet, dass jede Frau, jeder Mann und jedes Kind weltweit von der Solidarität aller profitieren können muss, damit Ökologie und gemeinsame Menschlichkeit einander nicht ausschließen. Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.

### Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Elisabeth von Thadden: Denis Mukwege hat seinen Vortrag beendet mit einer direkten Adressierung der Bundesregierung, die Sorgfaltspflicht für die Lieferketten von Produkten zu übernehmen, die wir in unseren Smartphones mit uns herumtragen, die aber unter menschenrechtswidrigen Umständen entstanden sind. Wie kann eine Bundesregierung eine solche Sorgfaltspflicht übernehmen? Welche Verantwortung kann sie tragen?

Heiko Maas: Sie kann sie zum Beispiel gesetzlich festschreiben. Wir machen zurzeit zwei Dinge. Das Erste ist: Es gibt einen sogenannten *Nationalen Aktionsplan Wirtschaft und Menschenrechte*, bei dem über die Selbstverpflichtung der Wirtschaft Unternehmen sich verpflichten, dort, wo sie



produzieren, oder dort, wo sie Güter abkaufen, auf die Einhaltung von Menschenrechten zu achten. Das ist freiwillig; das wird zurzeit gerade ausgewertet.

Wir sind uns nicht sicher, ob die Freiwilligkeit, die dahintersteht, zu dem Ziel führt, das wir uns vorstellen, und wir werden es von dem Ergebnis dessen, was wir dort jetzt bekommen werden – es läuft gerade eine Evaluierung –, abhängig machen, ob wir das letztlich gesetzlich regeln und damit auch Unternehmen gesetzlich verpflichten.

Das Ganze wird auch in der Europäischen Union eine Rolle spielen. Die Bundesregierung hat sich im Übrigen auch mit anderen Ländern verabredet, das dort noch einmal aufzusetzen. Wichtig ist, dass es auch eine europäische Linie dazu gibt.

von Thadden: Schwester Teresa, ich würde gerne an dieser Stelle Sie direkt fragen, wie man es hinkommen kann, Frauenrechte, Menschenrechte mit hineinzunehmen in unsere Art, zu wirtschaften und ökonomisch auf Rendite zu achten.

Teresa Forcades i Vila: Zum einen: Soweit mir bekannt ist, ist heute unsere Europäische Union so konstruiert, dass diese Stärkung der Menschenrechte schwierig ist. Zum Beispiel haben wir jetzt in Barcelona eine Bürgermeisterin, die sich für die Menschenrechte engagieren möchte. Es gibt aber heute den Lissabon-Vertrag der Europäischen Union, der letztendlich über der Verfassung eines Landes steht. Er richtet sich an eine ökonomische Einheit. Das bedeutet, dass nicht der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg zuständig ist, sondern der Europäische Gerichtshof der Europäischen Union. Natürlich gilt für die Menschenrechte das Grundsätzliche, aber dies steht in Konkurrenz zu der ökonomischen Vereinbarung im Lissabon-Vertrag. Ohne dass es eine richtige demokratische Diskussion gegeben hat, stehen diese Verträge über den jeweiligen Verfassungen.

Der zweite Punkt, den ich ansprechen möchte, hat mit den Vereinten Nationen zu tun. Sie haben gesagt, Sie versuchen, mehrere Länder für eine Unterstützung zu gewinnen, weil ein Land allein nicht viel erreichen kann. Aber soweit ich weiß, gibt es im Sicherheitsrat ein Vetorecht. Von den fünf Nationen mit Vetorecht reicht eine, um etwas zu verhindern.

Damit will ich sagen: Es ist nicht eine böse Welt, in der sich eine Mehrheit nicht für Gerechtigkeit entscheidet, sondern es gibt heute in der Welt eine Struktur, die aktiv dagegenarbeitet. Wir müssen bereit sein, diese Struktur zur Verantwortung zu ziehen; Worte allein verwandeln sich nicht in Wirklichkeit.

von Thadden: Wollen Sie, Herr Maas, noch ein Wort über die Bewertung der Freiwilligkeit und die Spielräume der Gesetzlichkeit sagen, damit man das einschätzen kann? Sind Sie der Auffassung, dass die Freiwilligkeit an ein Ende gekommen ist und wir stärker über gesetzlich bindende Maßnahmen nachdenken müssen?

Maas: Ich finde es gut, wenn Unternehmen sich verantwortlich verhalten. Es gibt ganz viele, die das auch tun; das muss man auch mal sagen. Aber letztlich geht es dort immer um Gewinnerwartung und auch um Profitinteressen. Wenn es einmal eng wird, dann ist es mit der Freiwilligkeit nicht mehr so weit her. Deshalb: Ja, das ist ein Thema, bei dem man am Schluss wahrscheinlich mit gesetzlichen Regelungen mehr erreichen kann als mit lediglich freiwilligen Vereinbarungen.

Ich glaube im Übrigen, dass die Europäische Union nicht so ganz machtlos ist. Denn die einzelnen Mitgliedstaaten haben zum Beispiel die Zuständigkeit für die Handelspolitik komplett an die Europäische Union abgegeben; dort werden Freihandelsverträge verabredet. Das ist ja heftig diskutiert worden, nicht nur bei uns, sondern auch in vielen anderen Ländern. In solchen Verträgen besteht im Übrigen auch die Möglichkeit, das zu einem festen Bestandteil zu machen, etwa die Einhaltung der ILO<sup>3</sup>-Kernarbeitsnormen und damit auch der Menschenrechte bei den Arbeitsvorgängen.

Die Europäische Union hat also Möglichkeiten, sich auch rechtsverbindlich mit Drittländern dazu zu verständigen. Davon ist noch nicht in dem Umfang Gebrauch gemacht worden, wie man sich das vorstellen könnte; das ist richtig. Aber die Möglichkeit dazu besteht auf jeden Fall.

von Thadden: Ich würde gerne ein anderes Stichwort noch aufgreifen, das Denis Mukwege gerade angesprochen hat; das ist das Stichwort der Gleichgültigkeit der internationalen Strafgerichtsbarkeit. [...] Wie muss das Verhältnis zwischen den nationalen Gerichten, die etwa Täter im Kongo verurteilen müssten, und der internationalen Strafgerichtsbarkeit aufgesetzt werden? Wie sollte deren Arbeitsteilung aussehen? Denn es gibt im Kongo ja nun schließlich auch eine Strafgerichtsbarkeit.

Mukwege: Wir befinden uns heute in einer wirklich dringenden Situation. Der Außenminister hat dieses Thema auch sehr gut beleuchtet. Ich persönlich glaube an den Multilateralismus. Denn Multilateralismus ermöglicht es, dass Nationen nicht miteinander in Konflikt treten, sondern dass sie gemeinsam Lösungen erarbeiten.

[...] In den Vereinten Nationen gibt es sogenannte demokratische

<sup>3</sup> Internationale Arbeitsorganisation (ILO) [Anm. d. Red.]

Staaten, die keinen internationalen Strafgerichtshof haben wollen, die glauben, dass wir das gar nicht brauchen, die aber ihrerseits auch keinen Gegenvorschlag machen. Das halte ich für eine ausgesprochen gefährliche Situation.

Wie kann man von wirtschaftlicher Globalisierung sprechen, wenn man nicht gleichzeitig von der Allgemeingültigkeit der Menschenrechte spricht? Ich bin der Meinung, dass beide miteinander Hand in Hand gehen müssen. Auch die Ökologie kommt dazu, die ökologischen Bedingungen, die ebenfalls eingehalten werden müssen.

Wir haben es in Europa ja mit verschiedenen Phänomenen zu tun, wie Populismus, Brexit und vielem anderen. Das ist, glaube ich, die Folge davon, dass der Multilateralismus einfach keine effiziente Antwort auf die Probleme unserer Tage gibt, zum Beispiel keine Antwort auf Phänomene wie Migration, internationalen Handel usw. Das ist eine echte Gefahr heutzutage, und wir müssen deshalb im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen wirklich Druck ausüben.

Mir ist sehr wohl bewusst, dass dies leichter gesagt ist als getan. Aber ein Land wie Deutschland, das Einfluss hat, muss diesen Einfluss geltend machen und darf nicht akzeptieren, dass der Multilateralismus plötzlich an Einfluss verliert. Ich glaube, das ist für uns die einzige Lösung.

Maas: Ich stimme dem voll und ganz zu. Ich will noch etwas zu dem Begriff des Multilateralismus sagen. Das hört sich ja ein bisschen nach Arzneimittel an. Wir haben vor Kurzem eine Umfrage gemacht, in der Bürgerinnen und Bürger gefragt worden sind, was sie sich unter Multilateralismus vorstellen. 67 Prozent konnten sich darunter gar nichts vorstellen, und unter den übrigen 33 Prozent war ein Haufen Angeber.

Deshalb will ich kurz noch mal sagen: Darunter verstehen wir internationale Zusammenarbeit, dass wir uns in internationalen Organisationen zusammenschließen, in der Europäischen Union, aber vor allen Dingen bei den Themen, über die wir hier reden, auch in den Vereinten Nationen.

Da bläst uns im Moment tatsächlich ein anderer Wind ins Gesicht. Es ist oft mühselig, sich in Europa mit 28 Staaten zu verständigen, in New York bei den Vereinten Nationen mit fast 200. Aber es geht gar nicht anders.

Bei all den Herausforderungen, mit denen wir es zu tun haben, spielen die Menschenrechte natürlich eine Rolle, aber die Globalisierung der Wirtschaft hat auch etwas mit den Menschenrechten zu tun, ebenso der Klimawandel, die Migration, die Digitalisierung. Alles ist ziemlich unterschiedlich, aber es gibt eine Gemeinsamkeit: Alles ist grenzenlos. Die Welt ist grenzenlos und viel mobiler geworden, auch die Menschen. Deshalb gibt es im Übrigen auch immer mehr Flüchtlinge. Deshalb müssen

wir uns mit diesen Themen international, grenzüberschreitend auseinandersetzen. Das geht nur in solchen Organisationen.

Der Wind, der uns da jetzt entgegenbläst, hat auch etwas damit zu tun, dass in den letzten Jahren Regierungen ins Amt gekommen sind, die dazu eine völlig andere Haltung haben. Die jetzige amerikanische Regierung hat eine ganz andere Haltung zu den Vereinten Nationen als etwa die Obama-Regierung. Sie treten ja aus internationalen Abkommen wie dem Klima-Abkommen aus; sie verlassen den Menschenrechtsrat. [...]

Es ist eine schwierige Aufgabe, auf der einen Seite dafür zu sorgen, dass nicht noch mehr auseinanderbricht als ohnehin schon, und andererseits auch die, die schwieriger geworden sind, irgendwie am Schluss zu gewinnen, um in dem, was man gemeinsam für richtig hält, in diesen internationalen Organisationen wie im Sicherheitsrat eine gemeinsame Haltung zu entwickeln, eine Resolution, ein Programm oder ein Projekt zu verabschieden. Das ist wichtig.

Ich finde es wirklich so aberwitzig, dass in einer Zeit, in der alle Herausforderungen einer internationalen Antwort bedürfen, Populisten und Nationalisten wieder Zulauf bekommen, die uns erzählen wollen, wir müssten wieder mehr selbst entscheiden, wir dürften nicht mehr so viele Befugnisse abgeben, wir seien nicht mehr souverän.

Das Gegenteil ist richtig: Wir gewinnen mehr Souveränität, indem wir Europäer sind. Ansonsten werden wir sie verlieren.

Forcades i Vila: Zu dem letzten Punkt: Das ist vielleicht für Deutschland der Fall. In Spanien oder in Griechenland sind die Leute ungemütlich geworden, auch wenn sie im Grunde genommen nicht gegen diese Art von Zusammenarbeit sind. Ich persönlich bin ganz dafür und sehe eine Mehrheit, die dafür ist.

Aber in der Realität hat das bisher so funktioniert, dass in Spanien, Griechenland, Portugal oder Irland, den sogenannten PIGS-Ländern, von der Europäischen Union die Vorgabe kam, dass sie bestimmte wirtschaftliche Kennzahlen einhalten sollen, egal, ob das bedeutete, dass die medizinische Versorgung der Bevölkerung oder die Ausbildung von Kindern und Jugendlichen schlechter wurde. Alle wichtigen Sozialleistungen wurden stark zurückgefahren.

Zum Beispiel hatte Spanien im Jahr 2000 laut der Weltgesundheitsorganisation das siebtbeste Gesundheitssystem auf der Welt. Deutschland war damals auf Rang 25 und die Vereinigten Staaten von Amerika auf Rang 37. Wir waren richtig stolz und ich als Ärztin auch.

Jetzt ist das ganz anders. Es ist nicht so, dass wir nicht wüssten, was passiert. Unsere Politiker sagen: Wir können nichts anderes machen. Wir können nicht anders, weil das die Europäische Union von uns fordert.

Ich will nicht raus aus der Europäischen Union. Aber ich will, dass sehr ernst genommen wird, dass die aktuelle Funktionsweise der Europäischen Union für viele Länder hochproblematisch ist.

Ich möchte auch kurz sagen: Ich bin völlig damit einverstanden, dass eine Globalisierung im wirtschaftlichen Sinne ohne gemeinsame Werte nicht geht. Das ist das, was wir heute haben, nicht nur in Europa. In Europa kommen die Länder nicht zu einem gemeinsamen Verständnis, welche Menschenrechte und welche Art von Demokratie zu schützen sind. Aber wir sind gemeinsam immer stärker und immer schneller in Richtung einer Handelsvereinigung gegangen; Sie haben es selbst gesagt. Wenn das nicht zusammengeht, kommen wir in große Schwierigkeiten.

Ein letzter Punkt. Die fünf großen Konzerne Amazon, Microsoft, Facebook, Apple und Google haben heute – Sie wissen das wahrscheinlich viel besser als ich – diplomatisch einen Status wie ein Staat. Natürlich nennt man sie nicht so, weil sie keine Länder sind. Aber alle großen Länder müssen zu diesen Konzernen einfach Diplomaten schicken, Leute, die, bevor eine Entscheidung getroffen wird, sicherstellen, dass das nicht in Konflikt mit diesen Unternehmen steht, weil sie in der Welt so mächtig geworden sind.

Zum Schluss möchte ich noch sagen: In den 1970er-Jahren, vor etwa 50 Jahren, haben in einem Unternehmen diejenigen mit dem höchsten Gehalt 27-mal so viel verdient wie diejenigen mit dem niedrigsten Gehalt. Und heute? Heute ist es 270-mal so viel. In den letzten 50 Jahren, nach dieser Wende in der Welt ist es also zehnmal so viel geworden.

Mit der Globalisierung hat sich dieser Unterschied, diese Ungerechtigkeit mitten in einem Land so stark entwickelt, dass man hier sehr genau hinschauen und es radikal ändern sollte.

## Gemeinsam für offene Häfen in Europa

Leoluca Orlando im Gespräch über humane Flüchtlingspolitik

Gespräch und Impulse<sup>1</sup> am Donnerstag, 20. Juni 2019, Westfalenhalle

Prof. Dr. Leoluca Orlando, Bürgermeister, Palermo/Italien  
Dr. Heinrich Bedford-Strohm, Landesbischof, Ratsvorsitzender der  
Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), München  
Mattea Weihe, Crew-Mitglied der Sea-Watch 3

**Moderation:**

Hans Leyendecker, Kirchentagspräsident, Leichlingen

**Gespräch zwischen Leoluca Orlando und Hans Leyendecker**

Hans Leyendecker: Leoluca, Palermo war in den 1980er-Jahren so etwas wie die Hauptstadt der Mafia. Sie haben gegen die Mafia gekämpft. Sie standen schon auf deren Todesliste. Haben Sie Angst gehabt?

Leoluca Orlando: Ich hatte Sorge, keine Angst. Ich hatte Sorge um mich. Ich bin hier, um zu sagen, dass ich mich damit rette, nicht die anderen. Ich rette mich. Ich schütze mich. Ich bin ein Mensch, ich bin keine Einzelperson. Als ich merkte, dass ich mich rette, musste ich auch die Menschlichkeit retten. Ich musste die anderen retten. Ich kann nicht mich retten, ohne die anderen zu retten. Denn das wäre Willkür, und Willkür gegenüber anderen ist auch Willkür gegenüber uns. Ich möchte keine Willkür für mich und auch nicht für die anderen.

Palermo ist heute nicht nur eine Stadt des Rechts, sondern eine Stadt der Menschenrechte. Viele fragen sich, was in Italien passiert. Viele denken, das Recht ist gegen die Rechte, das Recht ist gegen die Menschenrechte. Ich denke, dass der heutige Innenminister von Italien ein Subversiver ist. Ich bin nicht subversiv. Ich respektiere die Menschenrechte und die Verfassung. Salvinis Gesetze jedoch sind subversiv, weil sie gegen die Verfassung, gegen internationale Konventionen und somit gegen die Menschlichkeit sind. Wenn mich jemand fragt, ob ich subversiv bin, sage ich: Nein, ich bin nicht subversiv. Salvini ist subversiv.

<sup>1</sup> Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Die Beiträge aus redaktionellen Gründen bearbeitet und leicht gekürzt.

Leyendecker: In unserem Land werden oft Zahlen über Migranten veröffentlicht. »So viele Migranten.« Wenn ich das richtig verstehe, sprechen Sie nicht von »Migranten«. Sie sagen nicht, »es gibt 80.000 oder 100.000 Migranten in Palermo«, weil Sie den Begriff nicht verwenden. Welchen Begriff verwenden Sie?

Orlando: Ich weiß nicht, woher Sie das wissen, aber wir haben keine Migranten in Palermo. Als ich als Bürgermeister von Palermo gefragt wurde, wie viele Migranten es in Palermo gebe, antwortete ich nicht 100.000 oder 120.000, sondern ich sagte, es gebe keine. Wer in Palermo ist, ist Palermitaner. Ich mache keinen Unterschied zwischen denen, die in Palermo geboren sind, und denen, die in Palermo wohnen und leben.

Für mich sind Migranten Menschen. Wir wollen, dass die Menschen in Palermo wieder eine Gemeinschaft und keine Gruppe sind. Die Geschichte von Palermo ist geprägt vom Kapitel der Mafia. Heute haben wir verstanden, dass wir nicht mit der Mafia leben können. Wir wollen gegen die Mafia vorgehen. Wir haben zu viel in Schande gelebt. Wegen dieser Schande sind wir andere geworden. Wir haben Nein gesagt, wir haben reagiert, und heute sehen, sprechen und hören die Palermitaner die Menschenrechte von anderen. Es tut mir leid, aber sobald Sie nach Palermo fahren, werden Sie alle Palermitaner und Palermitanerinnen sein. Sie können es auch lassen, wenn Sie wollen. Aber sobald Sie in Palermo sind, sind Sie Palermitaner.

Leyendecker: Was bedeutet Seenotrettung im Mittelmeer, wenn man Bürgermeister einer Großstadt ist, die direkt an der zentralen Mittelmeerroute liegt?

Orlando: Ich möchte zunächst sagen, dass Palermo heute die sicherste Stadt Italiens ist. Das besagt ein offizieller Bericht des Innenministeriums. Ich weiß, dass Salvini nicht zufrieden ist. Das tut mir leid. Jedenfalls ist Palermo die sicherste Stadt Italiens.

Wenn ein Muslim nach Palermo kommt, der ein Krimineller sein könnte, rufen mich die Muslime, die in Palermo wohnen, an, und ich rufe die Polizei. Sie schützen ihre Stadt, ihre Religion und ihr Heimatland. Vielleicht passiert das nicht in Paris. Vielleicht passiert das nicht in anderen Städten in Europa. Wenn dort ein Krimineller ankommt, schließen die Migranten die Augen und die Türen. Sie sehen nichts, sie sprechen nicht, sie hören nichts.

Wir sind die sicherste Stadt Italiens und die drittgrößte touristische Stadt nach Rom und Florenz. Wir haben mehr Touristen als Venedig. Verstehen Sie, was passiert? Bei uns sind alle willkommen, natürlich auch

die Touristen. Was zurzeit im Mittelmeer passiert, ist eine Schande für Europa. Es ist eine Schande.

Ich bin stolz, Europäer zu sein. Aber ich kann nicht stolz sein, Europäer zu sein, wenn die italienische Regierung und andere europäische Regierungen nicht die Menschen unterstützen, die Menschen retten. Wir in Palermo sind auf der Seite der Menschen, die Menschen im Mittelmeer retten. In dem Zusammenhang möchte ich mich bei *Sea-Watch* bedanken. Danke, danke, danke!

Ein anderes Schiff mit Namen *Mare Ionio* fährt unter italienischer Flagge und natürlich auch unter der offiziellen Flagge von Palermo. Die *Mare Ionio* versucht, im Namen von Italien und insbesondere im Namen von Palermo Menschen zu retten. Was unsere Regierung getan hat, hat sie nicht gegen die Migranten getan. Sie hat es gegen die Italiener getan, gegen unsere Kultur, gegen unsere Tradition. Sie hat es gegen unsere eigene Geschichte der Migranten und der Migration getan und somit gegen uns.

Ich möchte ebenfalls Bischof Heinrich Bedford-Strohm danken, der nach Palermo gekommen ist und zusammen mit mir einen Appell formuliert hat. Wir hoffen, dass die Bürgermeister von ganz Europa diesen Appell unterschreiben werden. Damit wollen wir sagen, dass eine Stadt ein sicherer Hafen sein kann. Ein geschlossener Hafen aber ist kein Hafen, und eine geschlossene Stadt ist auch keine Stadt. Wir wollen wie ein Hafen sein. – Danke.

### Impuls von Heinrich Bedford-Strohm

Vielen Dank, Hans Leyendecker. Vielen Dank an alle im Kirchentag, die das möglich gemacht haben.

Ich hoffe – und die Tatsache, dass jetzt so viele in dieser riesengroßen Halle sind, gibt mir Mut, dass es so sein wird –, dass von diesem Kirchentag ein konkretes Signal ausgehen kann, und dass, erstens, die 43 Flüchtlinge, die sich seit einer Woche auf dem Boot der *Sea-Watch* vor Lampedusa befinden und nicht an Land dürfen, endlich an Land dürfen und sicher sind. Zweitens hoffe ich, dass so schnell wie möglich, nicht erst im Herbst, sondern sofort ein Verteilmechanismus in Europa organisiert wird, der sicherstellt, dass nicht bei jedem Schiff, das Flüchtlingen, die zu ertrinken drohen, das Leben rettet, neu verhandelt werden muss, wo und ob sie überhaupt an Land dürfen. Ich hoffe drittens, dass Europa an dieser Stelle endlich klar wird: Nicht die Menschen müssen sich rechtfertigen, die im Moment als Einzige im Mittelmeer überhaupt noch Menschen auf Schlauchbooten das Leben retten und damit vor dem Tod bewahren, sondern diejenigen, die das verhindern. Jede Kriminalisierung dieser Menschen muss aufhören. Viertens: Es gibt überall in Europa



Städte, die sich bereit erklärt haben, gerettete Flüchtlinge aus dem Mittelmeer aufzunehmen. Allein in Deutschland sind es 60. Sie formieren sich gerade. Das macht mich glücklich. Der Oberbürgermeister von Dortmund hat es gestern beim Eröffnungsgottesdienst des Kirchentages in seiner Ansprache in aller Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht. Andere Oberbürgermeister haben ihre Städte zu sicheren Häfen für diese Flüchtlinge erklärt. Die Bereitschaft ist da. Niemand kann mehr sagen: »Wir können diese Flüchtlinge nicht aufnehmen.« Es gibt Orte, die sie aufnehmen wollen. Die Regierungen müssen es endlich möglich machen.

Als ich vor einigen Wochen in Palermo war, bin ich nach Licata im Süden Siziliens an die Küste gefahren, um dort die *Sea-Watch 3* zu besuchen. Aber ich durfte nicht auf das Boot. Da war ein Zaun, ein gesicherter Bereich. Ich habe vielleicht zehn Meter davorgestanden, aber ich konnte nicht auf das Boot. Die Behörden haben das nicht zugelassen. Also bin ich auf einem Schlauchboot darum herumgefahren und habe mir direkt aus der Nähe erklären lassen, was da passiert, wenn Flüchtlinge aus diesen Schlauchbooten gerettet werden. Ich habe die Geschichten gehört.

Vor zwei Jahren habe ich einmal ein Marineboot besucht, das damals noch im Rahmen der Operation *Sophia* geholfen hat, Zigtausende Flüchtlinge zu retten. Die Geschichten muss man sich wirklich einmal konkret vorstellen. Da sind Menschen, dicht zusammengepfert auf diesen Schlauchbooten, in hohem Wellengang. Diese Menschen sehen ein Boot, schöpfen Hoffnung, und im besten Falle werden sie aufgenommen und gerettet. Ich zögere, aber ich möchte es auch einmal aussprechen. Stellen Sie sich vor, wie es sein muss, drei Tage auf einem solchen Boot auf engstem Raum zusammengepfert zu sein. Stellen Sie sich einmal den Geruch vor, der da herrscht. Stellen Sie sich vor, was die Menschen tun, die diese Menschen dann auf ihr Schiff holen und sie versorgen, darunter Kinder, Babys, Frauen, Menschen, die in einem schlechten gesundheitlichen Zustand sind. Stellen Sie sich dann vor – und das passiert in diesen Tagen –, die Menschen werden gut versorgt, und sie treffen auf diese wunderbaren Menschen auf der *Sea-Watch* und auf den anderen Booten der zivilen Seenotrettung, die ihnen helfen. Dann sind sie auf dem Boot – der Kapitän von der *Sea-Watch* hat es mir sehr berührend erzählt –, und der Kapitän muss ihnen sagen, dass sie auf dem Boot sicher sind, so schwankend es auf dem Meer auch ist, aber nicht an Land dürfen. Die Menschen glauben, sie sind sicher, sie sind gerettet. Und dann stehen sie vor der Situation, dass sie, 43 Menschen, seit einer Woche auf einem Boot sind und nicht an Land dürfen. Was werden diese Menschen über den Kontinent denken, der sie so behandelt, obwohl er die Menschenrechte hochhält, die Menschenrechte in den eigenen Grundsatzserklärungen hat, der sich immer wieder zum Christentum bekennt oder das Christentum

manchmal auch nur vor sich herträgt? Dann erhalten sie die Botschaft: Dieser Kontinent sieht sich nicht in der Lage, 43 Menschen an Land zu lassen. Seit einer Woche wird um diese Menschen geschachert. Das ist unwürdig. Europa verliert seine Seele, wenn wir so weitermachen.

Ich habe in den letzten Tagen hinter den Kulissen meine Kontakte gepflegt und teilweise auch sehr direkt versucht, mit den Menschen, die politische Verantwortung tragen, in Kontakt zu treten, um diese unwürdige Situation zu beenden. Ich habe immer wieder auf mein Smartphone geschaut und meine Mails abgerufen, weil die Kommunikation gerade etwas mehr in Gang gekommen ist. Vorhin hat mir der Bundesinnenminister ein Statement geschickt, in dem er sich zu der Situation erklärt. Ich möchte ein paar Dinge daraus weitergeben. Er bringt seinen Respekt gegenüber dem zivilgesellschaftlichen Engagement und auch der Hilfsbereitschaft, gerade der Christen, zum Ausdruck. Er sagt, er teile unsere Sorge um die Situation im Mittelmeer. Er bestätigt auch, dass die Rettung von Menschen in Not unserem gemeinsamen christlichen Selbstverständnis entspreche und dass die Bundesregierung deswegen auf eine gemeinsame europäische Lösung dränge. Dann folgen noch einige Konkretionen, die damit bisher verbunden waren. Dann sagt er, das zitiere ich jetzt einfach einmal: »Ich möchte mich in diesem Zusammenhang ausdrücklich für die Solidarität und tatkräftige Unterstützung der Städte und Kommunen bedanken.« Er sagt, dass er das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge schon Anfang des Jahres angewiesen habe, bei der Verteilung der aus Seenot Geretteten in die zuständigen Bundesländer jeweils auf diese aufnahmebereiten Kommunen hinzuweisen. Dann plädiert er für einen Verteilmechanismus auf europäischer Ebene, um den man sich weiter bemühen möchte. Ich bin dankbar für diese grundsätzlichen Erwägungen. Aber jetzt nehmen wir die Bundesregierung beim Wort. Jetzt erwarten wir, dass sofort gehandelt wird, und dass die 43 Menschen heute, spätestens morgen oder übermorgen an Land können.

Zum Schluss möchte ich noch Folgendes sagen: Lasst uns, wenn wir jetzt wieder auseinandergehen – so viele Menschen –, alle miteinander helfen. Lasst uns unsere Abgeordneten ansprechen, an dem Thema dranbleiben, in den sozialen Netzwerken einklagen, dass jetzt gehandelt wird. Und dass nicht erst im Herbst, sondern in den nächsten Tagen und Wochen, ein europäischer Mechanismus in Gang kommt, damit diejenigen, die jetzt willig sind, handeln können und nicht darauf warten müssen, bis sich ganz Europa einigt. Das fordern wir, und dafür ist diese Versammlung ein tolles Signal. Vielen Dank dafür.

## Impuls von Mattea Weihe

Vielen Dank. Einen herzlichen Dank vor allem für die klaren Worte, die mich selbst sehr berührt haben. Heute ist nicht nur Kirchentag, heute ist auch Weltflüchtlingstag. Doch stehen wir heute hier, und ich tue mich, ehrlich gesagt, ganz schön schwer, diesen Tag in Würde zu feiern.

Während unser Schiff, die *Sea-Watch 3*, weiterhin mit 43 geretteten Personen vor Lampedusas Hafen festhängt, fliehen immer noch zahlreiche Menschen aus Libyen vor Folter, Menschenrechtsverletzungen und einem Krieg. Carola Rackete, die heute eigentlich als Gast hier sein sollte, ist derzeit weiterhin als Kapitänin an Bord und sorgt für die Sicherheit dieser 43 Personen. Diese 43 Menschen stiegen, wie so viele andere, auf fahruntüchtige Boote, in der Hoffnung, ein neues Leben in Würde zu führen, wie es das Recht eines jeden Menschen ist. Doch es wird alles getan, um dies zu verhindern.

Der heutige Weltflüchtlingstag steht keinesfalls im Lichte menschenwürdiger Flüchtlingspolitik, sondern im Schatten zahlreicher Toter im Mittelmeer. Sie alle sollten eigentlich heute anstelle von mir hier stehen und euch ihre Geschichten erzählen. Es sind Geschichten von Angst, Flucht und Folter, aber auch Geschichten einer Hoffnung: in einem Europa der Nächstenliebe begrüßt zu werden, in einem Europa, das den Weltflüchtlingstag nicht mit repressiven Gesetzen, sondern mit Solidarität feiert. Es ist ein Europa der offenen Häfen und offenen Herzen.

Die Lage im Mittelmeer ist nach wie vor katastrophal. Die Todesrate ist seit Beginn des Jahres auf ein Rekordhoch gestiegen, weil sich einfach keine Schiffe mehr dort im Gewässer befinden. In einer Schönwetterphase wie jetzt im Juni oder im Mai verlassen immer noch zahlreiche Menschen die Küsten Libyens auf der Suche nach Sicherheit in Europa. Es wird alles getan, dies zu verhindern, und die Seenotrettung wird kriminalisiert. Seenotretterinnen werden vor Gericht gestellt. Ihnen wird mit absurden Dekreten und hohen Geldstrafen gedroht und sogar mit 20 Jahren Haft, wie es bei zehn Mitgliedern der *Iuventa* der Fall ist. Die EU will Flüchtende konsequent in Foltercamps zurückschicken oder sogar zu Abschreckungszwecken ertrinken lassen. Für diese tödliche Politik möchte die Friedensnobelpreisträgerin Europäische Union keine Zeugen im Mittelmeer. Die NGOs sollen verstummen, wie auch diejenigen, die sie auf ihre Boote aufnehmen und die euch hier eigentlich ihre Geschichte erzählen sollten.

Doch was die Europäische Union nicht verstummen lassen kann, sind die Stimmen unserer zahlreichen Unterstützerinnen. Das breit aufgestellte zivilgesellschaftliche Engagement und die Unterstützung der Kirchen und Institutionen ermöglichen es uns, dass wir wieder ein bisschen Hoffnung haben können. Kommunen und Städte setzen, wie bereits gesagt

wurde, ein Zeichen gegen die Politik, und zeigen, dass sie sich bereit erklären, Menschen in ihren Städten aufzunehmen. Es sind allein über 60 in ganz Deutschland.

In den letzten Monaten wurde deutlich, dass wir uns das Europa, in dem wir alle gemeinsam leben möchten, gemeinsam mit der Zivilgesellschaft erkämpfen und zeigen müssen, dass diese tödliche Politik auf keinen Fall in unserem Namen geschehen darf. Ein großer Dank gilt der Evangelischen Kirche in Deutschland, die es uns mit dem Projekt *Moonbird* ermöglicht hat, zahlreiche Menschen vor dem Ertrinken zu retten. Die *Moonbird* ist ein kleines Flugzeug, das auf der Suche nach Booten in Seenot und zur Dokumentation von Menschenrechtsverletzungen über die *Search-and-Rescue-Zone* Libyens oder des Mittelmeers fliegt. Gäbe es dieses Projekt *Moonbird* nicht, wären sicher ein paar Tausend Menschen ertrunken und somit niemals in irgendeiner Statistik aufgetaucht. Dieses Flugzeug befindet sich oftmals in einer sehr, sehr schwierigen Lage; denn es kann die illegalen Rückführungen, die kenternenden Boote und die ertrinkenden Menschen nur aus der Luft beobachten. Weil keine Rettungsschiffe mehr vor Ort sind, ob zivil oder staatlich, wird die Todesrate weiter steigen, wenn wir jetzt nicht handeln.

Wir brauchen wieder Schiffe, die Sorge tragen können, damit wir den Weltflüchtlingstag im nächsten Jahr endlich gebührend und mit Würde feiern können. Wir möchten als *Sea-Watch* mit euch gemeinsam, zusammen mit der Zivilgesellschaft, den Städten und Kommunen und mit der Kirche nach dem Kirchentag ein Zeichen setzen. Deshalb wollen wir ein Schiff in das tödliche Gewässer schicken. Es soll ein Schiff der Gemeinschaft, der Solidarität und der Nächstenliebe sein. Es ist ein Schiff von uns, von euch, von uns allen. – Danke.

---

# Thematische und geistliche Angebote

## Zentrum **Älterwerden**

### **Das Alter(n) hat viele Gesichter**

#### Freiräume und Grenzen in der späten Lebensphase

Vortrag und Gespräch<sup>1</sup> am Freitag, 21. Juni 2019,  
Westfalenhallen, Halle 1

Prof. Dr. Franz Kolland, Soziologe, Wien/Österreich  
Uschi Glas, SchauspielerIn, München

**Moderation:**

Dr. Marcel Schilling, Journalist, SWR Mainz

**Vortrag von Franz Kolland**

Ich möchte heute vom ewigen Traum der Menschheit sprechen, nämlich über das lange Leben, über das ewige Leben. Und darüber, welche Ideen es dazu gibt, welche Erkenntnisse und welche Widersprüche auftauchen. Das Bild, das wir bezüglich des langen Lebens vor Augen haben, sind die Hundertjährigen, deren Anzahl stark wächst. Inzwischen gibt es in Deutschland etwa 17.000 Menschen mit einem Alter von über 100 Jahren, Tendenz stark steigend. In Japan gibt es inzwischen etwa 40.000 Menschen über 100. Das Bild, das in diesem Zusammenhang im 20. Jahrhundert zu einer Ikone geworden ist, ist das der Madame Calment 1997 im Alter von 122 Jahren, damals die älteste Person der Welt. Es gibt die schöne Anekdote, nach der Frau Calment mit etwa 116 gefragt worden ist, wie sie denn ihre Zukunft sehe. Worauf sie antwortete: »Kurz.«

Sie sehen, was ich Ihnen aufzeigen möchte, ist, dass dieser Traum vom Alter immer schon merkwürdige Formen angenommen hat. Heute sehen wir, dass sich die Altersstruktur der Gesellschaft stark verändert. Es gibt inzwischen mehr 65-Jährige als 55-Jährige. Und im Jahr 2080 wird es weltweit mehr Menschen geben, die älter als 65 Jahre sind als Men-

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde in Absprache mit den Teilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

schen unter 15 Jahren. Ein wichtiger Faktor hinsichtlich des Alterns ist dabei die Verschiebung des Sterbens. Damit einher geht auch der große Wunsch nach der Verschiebung der Pflegebedürftigkeit nach hinten. Hier knüpft sich also an die Hoffnung, alt zu werden, gleichzeitig auch die Angst vor dem Alter.

Aber was ist Alter überhaupt? Meinen wir damit die Lebenserwartung? Sind wir alt, wenn wir in Rente gehen? Wenn wir die Seniorenbahnkarte in Anspruch nehmen? Ganz nebenbei würde ich Ihnen übrigens raten, zweimal drüber nachzudenken, ob Sie die Seniorenkarte in Anspruch nehmen wollen – denn ab diesem Moment gelten Sie als alt. Und am Arbeitsmarkt sind sie mit 40 alt. Und dann gibt es natürlich noch das allgemeine Klischee: Alte hören nichts, sehen nichts und beißen können Sie auch nicht mehr. Vor dem Hintergrund, dass wir das Alter nicht besonders positiv bewerten und Ältere dadurch benachteiligen, entwickelte sich in den USA der Begriff *ageism*, der die Diskriminierung aufgrund von Alter bezeichnet. Schon an der Existenz eines solchen Begriffes erkennt man, dass dem Alter in seiner massenhaften Erscheinung in unserer Gesellschaft kaum Positives zugeschrieben wird. Wir sehen scheinbar nur noch Mumien und Oldtimer.

Rein körperlich gesehen, ist es tatsächlich so, dass die chronischen Erkrankungen mit dem Alter zunehmen. Mit 73 Jahren ist die Mehrheit der Bevölkerung multimorbid, sie hat also drei oder mehr Erkrankungen. Die Folge ist, dass viele Medikamente genommen werden. Damit erfüllt sich zwar einerseits der Traum der Langlebigkeit, andererseits ist dieser jedoch mit erheblichen Einschränkungen verknüpft. Und die Hochaltrigkeit birgt ein nochmals erhöhtes Krankheitsrisiko. Hier liegt die durchschnittliche Zahl von Erkrankungen bei Männern bei vier und bei Frauen bei fünf. Frauen sind kränker, sterben aber später.

Schauen wir uns die Baby-Boomer an. Von Ihnen hier gehören viele zu dieser Gruppe. Es geht Ihnen gesundheitlich, das muss man sagen, gar nicht so gut. Als Baby-Boomer stehen Sie zwar hinsichtlich Einkommen und sozialer Lage besser da als die Vorgängergenerationen, aber wir sehen, zumindest auf der Basis US-amerikanischer Daten, einen höheren Trend zu Übergewichtigkeit, Bluthochdruck, Cholesterin, Diabetes.

Und Männer leben kürzer. Man sagt: *»women get sicker, but men die quicker«*<sup>2</sup>. Das ist also eine gewisse ausgleichende Gerechtigkeit. Und warum ist das so? Die Männer leben ungesünder als die Frauen, gehen seltener zum Arzt, sterben häufiger an unnatürlichen Todesursachen wie Verkehrsunfällen. Und viele Krankheiten sind für Männer tödlicher als für Frauen. Die Frauen gehen mit Krankheiten aber auch anders um, haben eine andere, eine gesundheitsförderlichere Einstellung.

<sup>2</sup> Übersetzung: Frauen sind kränker, aber Männer sterben früher.

Und wie sieht es mit der Liebe im Alter aus? 41 Prozent aller Menschen, die 30 Jahre verheiratet sind, bezeichnen sich als unzufrieden. Es gibt dafür Gründe. Da wäre zum Beispiel bei Paaren die fehlende Kompatibilität in der Kommunikationsfähigkeit. Männer reden nicht. Und das Problem ist: Weil sie nicht sprechen, erkennen sie die Veränderungen innerhalb der Partnerschaft nicht. Nicht zu reden, ist an sich kein Problem. Aber wenn das Gegenüber wissen will, wie man sich verändert und wie es sich selbst ändert, dann wird das Schweigen zu einem Problem. Das Scheidungsrisiko im Alter steigt deutlich. Seien Sie sich also nicht allzu sicher, dass Ihr Partner auch den nächsten Kirchentag noch mit Ihnen besucht.

Ein weiteres Defizit des Alters, nämlich die Benachteiligung in der Arbeitswelt, hatte ich schon angesprochen. Es gibt die Vorstellung, dass ältere Angestellte weniger leistungsfähig sind, eine merklich langsamere Informationsaufnahme haben, weniger belastbar und häufiger krank sind. Das sind Zuschreibungen, die es in Unternehmen und bei Personalchefs gibt. Dabei gibt es klare Untersuchungsergebnisse, dass das pauschal als solches nicht stimmt. Auch bei der Problemlösungskompetenz, wenn es also auch mal darum geht, neue Wege zu gehen, wird immer wieder eine geringere Eignung mit zunehmendem Alter beschrieben. Wir wissen aber inzwischen, dass dieser Effekt eher mit der Generationszugehörigkeit als mit dem reinen Alter zu tun hat.

Ausschlaggebend für das jeweilige Altersbild ist auch die je nach Beruf sehr unterschiedliche Verteilung von Lebenschancen. Das dürfen Sie nie vergessen. Wir werden auch nicht alle gleich alt, weil die Art Erwerbstätigkeit das Lebensende beeinflusst. Frühere Studien zeigten beispielsweise, dass nur 50 Prozent der Bergarbeiter 66 Jahre und älter wurde, im Gegensatz dazu aber 83 Prozent der Erwerbstätigen in sozialen und erzieherischen Berufen. Sollten Sie also noch nicht in diesem Feld tätig sein, wechseln Sie schnell noch.

Als neuer Trend beschäftigt uns in der Alterungsforschung gerade die zunehmende Altersarmut. Das ist ein Phänomen, das wir Ende der 1970er-Jahre eigentlich als beendet angesehen hatten. Vorher gab es eine starke Diskussion zur Altersarmut, bis sich Einkommensverteilung und das Niveau der Renteneinzahlungen verschoben und im Alter ein solider Wohlstand verzeichnet werden konnte. Aktuell tauchen die überwunden geglaubten Phänomene der Altersarmut wieder auf und ich glaube, es steht uns gut an, uns erneut aktiv damit auseinanderzusetzen.

Zu all diesen Herausforderungen schlage ich Ihnen jetzt Lösungen vor. Was könnten Sie tun, um gut zu altern? Die erste Lösung, die ich Ihnen vorschlage, wenn Sie auf Nummer sicher gehen wollen, ist das Kloster. Es ist belegt, dass Menschen, vor allem auch Männer, im Kloster vier Jahre länger leben als jene, die außerhalb des Klosters alt werden.

Ein zweiter Lösungsansatz kommt aus dem Feld der Gerontologie und nennt sich »aktives Altern«. Eine aktive Lebenshaltung hat positive Auswirkungen auf Gesundheit und Verhalten. Allerdings war und ist das abendländische Denken sehr stark von diesem Aktivitätsdenken beeinflusst. Das verhindert, so meine These, allerdings auch eine andere Form des Lebens im Alter, nämlich die Gelassenheit. Dieses Defizit steht ein bisschen im Widerspruch zur positiven Auswirkung der Aktivität.

Wir haben es bezüglich der Aktivität im Alter auch mit der Tatsache zu tun, dass bestimmte Menschen besser dazu in der Lage sind als andere. Die Lebenschancen sind somit ungleich verteilt. Das Aktivitätskonzept kommt nämlich eher jenen entgegen, die wohlhabend sind. Sie sehen, das Alter ist nicht grundsätzlich gut und nicht alle altern gleich. Vieles ist positives Klischee. Altern macht nicht grundlegend weise. Das Altern macht nicht grundlegend perfekt. Zu glauben, dass Altwerden allein eine Leistung ist, die man zur Perfektion führen kann, davor würde ich warnen. Das Alter hat seine Ecken und Kanten. Es ist nicht immer nur Sensation.

Dabei ist Anti-Aging auch keine Lösung – Haarwuchsmittel, Potenzmittel, plastische Chirurgie, der eigene Körper wird umgeformt. Ich sehe da ein Problem. Der Jugendkult in der Gesellschaft verhindert die Solidarität mit und unter den Älteren. Er führt eher auseinander.

Dem entgegen könnten Mehrgenerationenprojekte neue Lösungsansätze bieten. In Schweden leben schon bis zu 50.000 Menschen nach entsprechenden Modellen miteinander. Was sagt die Forschung zu den besten Rahmenbedingungen dafür? Der Wunsch, in einer Alters-WG zu leben, ist gering. Das wird Sie sicher nicht überraschen. Wir sind im Alter nicht anders als in der Lebensphase vorher. Und genau, wie wir nicht mehr auf der Isomatte schlafen wollen, präferieren wir auch keine Wohngemeinschaften mehr, sondern das Wohnen in geschützter Privatsphäre. Das Mehrgenerationen-Wohndorf wird aber interessanterweise von einer Mehrheit der 60- und 70-Jährigen als wünschenswert angesehen, oder auch das Mehrgenerationenhaus. Es gibt eine deutliche Befürwortung, mit anderen Generationen zusammen zu sein.

Altern muss mit Sinn erfüllt und gleichzeitig mit einem neuen Sinn entdeckt werden. Ich glaube, dass dafür beispielsweise der Kirchentag etwas leisten kann und sollte. Die Sinnfrage ist die zentrale Frage im Alter. Und die ist nicht geklärt. Es ist nicht klar, was der Sinn eines 95-jährigen Menschen ist, was der eines 65-jährigen. Nur die Großelternrolle? Welche Bedeutung ein 90-Jähriger für unsere Gesellschaft hat, das müssen wir erst noch gemeinsam klären. Diese Frage des Sinns im Alter ist für uns auch deswegen nach wie vor unklar, weil die Rolle des Alters in der Gesellschaft sehr blass geblieben ist. Und warum ist das so? Das hohe Alter ist eine neue Lebensphase in der Existenz des homo sapiens



sapiens, des Menschen. Es ist notwendig, dass wir diese ausgestalten und dazu die nötigen Diskussionen führen.

### Interview mit Uschi Glas

Marcel Schilling: Frau Glas, Sie sind in diesem Frühjahr 75 geworden und haben in einem Interview gesagt, dass Sie es als großes Glück empfinden, das Alter zu erleben. Was macht Sie so glücklich?

Uschi Glas: Ich denke, dass es ein großes Geschenk ist, dass man älter werden darf. So viele Menschen müssen früh sterben, aus welchem Grund auch immer, aufgrund einer Krankheit oder durch einen Unfall. Das musste ich auch in meinem näheren Umfeld erleben. Und deswegen verstehe ich oft nicht, wenn Freunde oder Bekannte sagen: »Ach, ich will den nächsten Geburtstag gar nicht feiern. Ich will nicht älter werden.« Dann antworte ich immer: »Ja, wenn du nicht älter werden willst, musst du vorher sterben.« Ich finde, wir tun uns alle keinen Gefallen, wenn wir damit so kokettieren. Glücklich älter zu werden ist für mich ein Geschenk Gottes. Ich bin besonders dankbar, dass ich gesund sein darf, denn das ist ja auch nicht selbstverständlich.

Schilling: Erinnern Sie sich noch daran, als Sie Ihr erstes graues Haar entdeckt haben?

Glas: Das weiß ich noch sehr gut, ich glaube, da war ich noch nicht einmal 30. Plötzlich schaue ich in den Spiegel und denke: Was ist denn das? Um Gottes Willen, das ist ein graues Haar! Ich habe es sofort ausgezupft, so hat es mich gegraust. Es war furchtbar. Da habe ich die Pinzette genommen und dann war es endlich weg. Aber da gewöhnt man sich dran, färbt sich die Haare und schon verspielt sich das Ganze ein bisschen.

Schilling: Welche war bisher die schönste Lebensphase in Ihrem Leben?

Glas: Das kann ich nicht sagen, weil ich schon als junger Mensch immer im Hier und Jetzt gelebt habe. Ich bin niemand, der rückwärts schaut und sagt: »Ach, hätte ich damals nur anders entschieden, dann wäre es jetzt anders, dann wäre ich vielleicht jemand anderes.« Das hat überhaupt keinen Sinn. Du kannst mal zurückblicken und ein bisschen Revue passieren lassen, aber ich finde, mehr ist vergeudete Zeit. Du hast es nicht anders gemacht. Du hast an der Gabelung gestanden und hast dich entschieden, und dann mach das Beste draus. Das Einzige, was man tun kann, ist, daraus zu lernen und zu sagen: »Wenn es mir wieder mal passiert, dann mach ich es anders.« Ansonsten gilt es, vorwärts zu schauen.

Den Tag anzupacken und ihm einen Sinn zu geben, finde ich das Wichtigste.

Schilling: Welche Erkenntnisse waren für Sie beim Älterwerden ganz wichtig?

Glas: Ich habe drei Kinder und habe alle drei lieb. Aber ich muss zugeben, als so langsam einer nach dem anderen aus dem Haus ging, da war es zuerst ziemlich leise und ganz komisch. Heute kommen meine Kinder zum Essen oder wir gehen essen, ich besuche sie, sie besuchen mich – und ich muss sagen, es ist auch ganz schön, mal seine Ruhe zu haben und einfach wieder seinen Gedanken nachzugehen.

Schilling: Sie sind 1944, kurz vor Kriegsende, geboren und in Landau aufgewachsen. Ihre Eltern kommen nicht aus Niederbayern, Sie sind Protestantin und Sie haben in Ihrer Biografie geschrieben, dass Sie Momente der Demütigung erlebt haben. Kann man das im Laufe eines Lebens vergessen? Oder ist das etwas, was Sie doch geprägt hat?

Glas: Also diese Erfahrung hat mich sehr geprägt. Ich will es kurz erklären. Mein Vater ist aus Franken, und dort ist es normal, dass man evangelisch ist. Meine Mutter kommt aus Schwaben und war katholisch. Sie ist konvertiert, hat meinen Vater geheiratet, dann wurde der nach Niederbayern versetzt und in Niederbayern war man einfach katholisch. Das war so. Damit waren wir Außenseiter. Wir waren nicht protestantisch oder evangelisch, sondern wir waren die Ketzer, und das hat mich als Kind wahnsinnig bewegt. Es gab damals in Landau an der Isar noch keine eigene evangelische Kirche. Wir hatten da von der katholischen Kirche eine Kirche zugewiesen bekommen, wo wir unsere Gottesdienste halten konnten. Da habe ich als kleines Mädchen beobachtet, dass immer nach unserem Kindergottesdienst einer kam und mit Weihrauch die Kirche ausräucherte. Und ich dachte: Was ist denn an uns eigentlich so gruselig, dass man es hinterher so reinigen muss? So habe ich also eigentlich immer wieder Diskriminierung erfahren. Natürlich nicht von allen Menschen, aber von einigen, und das hat mich geprägt. Seitdem schaue ich auf den Schwächeren, den, dem es nicht so gut geht. In einem Filmteam achte ich definitiv darauf, dass auch der Praktikant Anschluss findet, weil ich weiß, was es heißt, wenn du nicht wirklich Teil von etwas bist.

Schilling: Damals galt vor allem das Wort des Mannes, des Vaters. Sie haben in Ihrer Biografie sehr eindrucksvoll beschrieben, dass Sie dagegen revoltiert haben. Dann kam die Zeit der 68er, die Sie ja in München erlebt haben. Wie wichtig war diese Zeit des Aufbruchs für Sie?

Glas: Ja, es war schon eine wichtige Zeit damals. Ich war schon immer rebellisch, ich wollte es immer genau wissen. Und wenn mein Vater meinte, er habe das letzte Wort und ich solle still sein, habe ich mir gedacht: Wie toll ist es, dass man ein Hirn hat und dass man sich wenigstens seinen Teil denken kann. Wenn ich auch hundertmal nichts sagen durfte, dachte ich es einfach. Und rebellisch bin ich geblieben. Die 68er-Bewegung war deswegen für mich bedeutsam. Ich befürworte nicht die spätere Entwicklung und Eskalation. Aber man darf nicht vergessen, wir waren die Generation, die nachgefragt hat bei den Eltern, bei den Verwandten, bei den Lehrern, bei den Nachbarn. Wie konnte es möglich sein, dass diese Generation und die Generation davor, also auch meine Großeltern, dass sie sechs Millionen Menschen umbringen ließen? Das waren ja keine Generationen von Mördern, sondern es waren Menschen, die irgendwie in diese Situation reingetappt sind. Am Anfang, wo man hätte rebellieren können, haben sie die Gefahr vielleicht nicht kommen sehen oder sie waren zu gleichgültig. Und dann plötzlich war die Angst so groß, dass man sich nichts mehr getraut hat, oder man ist Mitläufer geworden oder war sogar überzeugter Nazi. Aber genau darüber wurde nie gesprochen. Es war Schweigen, und ich glaube, das war auch der Grund für die Wut der 68er. Wir wollten damals einfach mehr darüber wissen. Wir wollten Geständnisse oder zumindest Aussagen wie: »Ich habe das nicht gesehen.« »Ich hing da auch mit drin.« »Ich habe daran geglaubt.« Aber das bekamen wir nicht und deswegen rebellierten wir. Und es war eine wilde Zeit, eine tolle Zeit mit Diskussionen ohne Ende. Sehr oft war es auch keine Diskussion mehr, sondern wilder Streit. Dagegen bin ich heute übrigens total. Man sollte sich nicht streiten, aber man sollte sehr wohl diskutieren. Aber damals waren wir einfach außer Rand und Band. Es war gut.

Schilling: Sie spielen an der Seite von Jutta Speidel und Hannelore Elsner, im Film »Club der einsamen Herzen«. Solche Rollen gibt es selten, oder?

Glas: Ja, solche Rollen gibt es tatsächlich selten. Aber ich muss zuallererst sagen, dass ich sehr, sehr traurig bin, dass Hannelore Elsner von uns gegangen ist. Sie war nicht nur eine tolle Kollegin, sondern auch eine ganz liebe Freundin, mit der ich sehr viel geteilt habe. Ich wusste viel von den Schicksalsschlägen, die sie im Laufe ihres ganzen Lebens erfahren hat. Es ist einfach sehr bitter, dass sie nicht mehr da ist. Aber Sie haben vollkommen Recht, es ist ein großes Glück gewesen, dass wir diesen Film drehen durften. Denn tatsächlich ist es ja so, dass wir Frauen, gerade in meinem Beruf, im Alter diskriminiert werden. Ein Mann, der kriegt langsam graue Schläfen, dünnes Haar, hat ein paar Falten, und man sagt: »Oh, der schaut ja viel besser aus als früher.« Bei Frauen heißt

es hingegen schnell, sie seien zu alt und man könne sie nicht mehr besetzen. Und das finde ich sehr schade.

Schilling: 120 Jahre Kino, 95 Jahre Fernsehen – und immer noch dieser Jugendlichkeitswahn, gerade bei Frauen. Was kann man dagegen tun?

Glas: Man müsste entsprechend bessere Drehbücher schreiben, beziehungsweise darauf drängen, dass dies getan wird. Es ist ja so, das öffentlich-rechtliche Fernsehen legt bei den Einschaltquoten zu viel Wert auf die 14- bis 48-Jährigen. Ich möchte mal wissen, wer von denen ARD und ZDF anschaut. Nein, das sind Leute in meinem Alter, das sind wir. Die Jüngeren schauen gar nicht mehr fern, sondern nutzen das Internet. Wenn man laut Einschaltquote fünf Millionen Zuschauer hatte, es dann aber heißt, von den 14- bis 48-Jährigen hätten leider zu wenige zugesehen, denkt man sich aber: Geht's noch? Zahlen wir Ältere nicht auch Beiträge? Machen wir nicht den Fernseher an? Sind wir nicht auch an etwas interessiert? Nein, bis 48 bist du dabei, was danach kommt, ist egal. Denn obwohl wir mit am meisten Geld ausgeben, zählen wir nicht. Das finde ich unglaublich.

---

# Podienreihe **Angst**

## **German Angst**

### Lebenswelten, Rollenbilder, Perspektiven

Gespräch<sup>1</sup> am Donnerstag, 20. Juni 2019, Konzerthaus

Thea Dorn, Schriftstellerin, Berlin

Prof. Dr. Naika Foroutan, Institutsleitung des Deutschen Zentrums für Integrations- und Migrationsforschung, Berlin

Louis Lewitan, Psychologe, Stressmanagement-Experte, München

#### Moderation:

Prof. Dr. Alf Christophersen, Theologe, Wuppertal

Dr. Vanessa Rau, Soziologin, Berlin

Alf Christophersen: Ich habe jetzt die Freude, zunächst mit Thea Dorn zu sprechen. Beim Studieren Ihrer Publikationen ist auffällig, dass Angst eine Rolle spielt, nämlich die Angst, die Sie einflößen können, wenn Sie sich als Kriminalautorin mit Serienmörder\*innen beschäftigen. Darüber hinaus haben Sie sich auch mit der Seele auseinandergesetzt. Das Buch mit dem Titel *Die deutsche Seele* ist wohl das wirkmächtigste und bekannteste dazu.<sup>2</sup> Es werden dort eine ganze Reihe von Begriffen abgehandelt, die sich mit dem Charakter der deutschen Seele beschäftigen, auch *German Angst*. Sie haben am Ende beim Thema *German Angst* Verweise unter dem Artikel, aus denen man ersehen kann, wie es weitergeht. Da verweisen Sie etwa auf Waldeinsamkeit, Abgrund, Puppenhaus. Ich würde gerne wissen, wie und auf welcher kulturwissenschaftlichen Grundlage Sie diesen Bogen schlagen.

Thea Dorn: Das ist tatsächlich eine sehr schwierige Einstiegsfrage, weswegen ich lieber einen Schritt zurückgehen möchte und mit dem Problem anfangen: Gibt es eine *German Angst*, oder gibt es sie nicht? Selbstverständlich sind die Deutschen nicht die Einzigen auf dieser Welt, die Angst haben. Ich glaube aber, dass unterschiedliche Kulturen, unter-

<sup>1</sup> Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

<sup>2</sup> Thea Dorn, Richard Wagner: *Die deutsche Seele*, München 2011.

schiedliche Gesellschaften einen jeweils anderen Blick auf Angst kultivieren. Sie haben andere Umfangsformen und andere Akzente, was zentral als angsteinflößend wahrgenommen wird.

Ein Schwerpunkt der deutschen Angst ist, man habe sich zu weit von der Natur entfernt. Es ist das Gefühl, den unmittelbaren Kontakt zur Natur verloren zu haben, ein sich durch Jahrhunderte ziehendes Motiv. Das fängt im Grunde sogar schon zur Lutherzeit an. Es gibt Zitate, die ich bei Luther so nicht vermutet hätte, in denen er die Angst vor dem Waldsterben quasi vorweggenommen hat, indem er darauf hinweist, dass es, wenn es mit der Holzwirtschaft so weitergehe, den Deutschen eines baldigen Tages an »wildem Holze« mangeln werde. Oder wenn man sich anschaut: Als der Kölner Dom endlich fertig gebaut war, wurde er von einigen Dichtern als Wald besungen, sie verglichen das hohe Kirchenschiff mit einem Wald.

Es scheint mir, dass es möglicherweise eine spezifische Form einer deutschen Ausprägung von Angst gibt, die mit einem Naturverhältnis zu tun hat, das offensichtlich anders gelagert ist als anderswo. Wenn die These stimmt, dass die Deutschen eine besondere Sensibilität für Naturausbeutung und Naturentfremdung haben, dann sind etwa Bündnis 90/Die Grünen eine sehr deutsche Partei. Amerikaner haben ein viel pragmatischeres, auch kämpferischeres Verhältnis zur Natur. Das ist der ewige Feind, den man bekämpfen, zivilisieren, urbar machen muss.

Derjenige, der meiner Meinung nach am allerklügsten, am präzisensten jemals über Angst geschrieben hat, ist Franz Kafka. In seinen Briefen heißt es sinngemäß: Vielleicht bestehe ich letzten Endes nur aus Angst. Angst ist alles, was ich bin und habe. Und er beschreibt diese Angst so: Ich schwimme ins Meer hinaus, habe das Gefühl, getragen zu sein, bin getragen von dem Gefühl, ich sei ein großer Schwimmer. Und auf einmal sehe ich mein kleines Köpfchen da draußen in den Wellen und begreife: Ich bin nichts. Ich bin nichts gegen dieses große Meer, in dem ich schwimme.

Dies ist für mich eine absolute Schlüsselerklärung, was Angst ist. Ich glaube, das ist eine anthropologisch sehr fundamentale Beschreibung einer menschlichen Urangst. Ich kann mir nicht vorstellen, dass eine Ente, die aus Versehen in den Atlantik hinausschwimmt, zunächst das Gefühl hat: »Wow, ich bin ein toller Schwimmer«, und dass sie im nächsten Moment plötzlich das Gefühl bekommt: »Oh, mein Gott, ich bin eine Teichente. Ich habe hier draußen im Atlantik nichts verloren.« Das kommt mir – Zoologen mögen widersprechen – schwer vorstellbar vor.

Das umreißt für mich das gesamte Feld dieser Angst. Es ist diese schockhafte Diskrepanz zwischen dem menschlichen Glauben an sich selbst, der immer auch an Allmachtsphantasien grenzt, indem man sagt: »Ich bin etwas ganz Tolles. Ich bin etwas ganz Großes. Ich kann quasi

alles«, und dem jähen Umbruch: »Oh, mein Gott, ich bin ja nichts im Angesicht der riesigen Welt da draußen.« Wir haben technologische und soziale Errungenschaften. Trotzdem gibt es diesen Schlüsselmoment, in dem man feststellt: Verdammte, da ist dieses Meer. Ich weiß, wie es enden wird. Ich werde am Schluss ertrinken. Das nennen wir den Tod. Über den Tod haben wir heute noch gar nicht geredet, obwohl die Todesangst natürlich die Mutter aller Ängste ist. Deshalb ist es sinnlos oder verlogen, den Leuten zu vermitteln: Ihr bildet euch eure Ängste nur ein. Kein Anlass zur Angst. Alles nur Fiktion. Vielmehr muss man darauf hinweisen, dass es zum Menschsein gehört, im Angesicht von Angst die Nerven zu behalten. Das ist wahnsinnig schwierig und gelingt nur im Zusammenspiel von Religion, Kultur, Politik, Psychologie, von allen Disziplinen. Aber es ist utopisch zu sagen: Ich nehme euch die Angst. Das führt auch auf das Feld, in dem wir uns hier ja eigentlich bewegen, nämlich auf das Religiöse.

Ich glaube nicht daran, dass man den Menschen sagen darf: Ich nehme euch alle Ängste. Sondern ich glaube, man muss den Menschen sagen: Angst gehört zum Menschsein. Aber es gehört auch dazu, sich von dieser Angst nicht panisch machen zu lassen, trotzdem – ich bleibe bei dem Bild – weiterzuschwimmen oder immer wieder hinauszuschwimmen, obwohl man weiß, es wird mich gleich wieder erwischen, und nicht lähmend am Strand sitzen zu bleiben. Das ist, glaube ich, das Zentrale, worum es im Umgang mit Ängsten gehen muss.

Vanessa Rau: Wir kommen jetzt in ein etwas anderes Terrain. Ich möchte erst einmal Naika Foroutan begrüßen. Sie ist Sozialwissenschaftlerin, seit 2014 Professorin für Integrationsforschung und Gesellschaftspolitik. Naika, du bist in Boppard am Rhein geboren, aber hast den Anfang deines Lebens im Iran gelebt. Du beschäftigst dich in deiner Arbeit mit Migration, Islam in Deutschland und Rassismus in der Einwanderungsgesellschaft. Nächstens wird dein neuestes Buch mit dem Titel *Die postmigrantische Gesellschaft: Ein Versprechen der pluralen Demokratie* herauskommen.<sup>3</sup> Vor dem Hintergrund dessen, was wir in der vorherigen Diskussion besprochen haben: Wovor hast du Angst?

Naika Foroutan: Meine Ängste unterscheiden sich nicht von denen der anderen. Ich glaube, dass es Grundkonstanten gibt, die persönlich, sozial und gruppenspezifisch sind.

Das Spannende an der Forschung war die Ambivalenz, der Versuch, eine Klassifizierung zu schaffen zwischen: »Davor darfst du Angst

<sup>3</sup> Naika Foroutan: *Die postmigrantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie*, Bielefeld 2019.

haben«, »Davor darfst du nicht Angst haben«, und dem Moment, wie Sie, Frau Dorn, das so schön erklärt haben, zu sagen: Das kann man eigentlich gar nicht sagen. Denn man kann nicht bestimmen: »Du hast jetzt davor keine Angst.«

Rational gesehen, kann man fragen: Wieso sollte man vor Spinnen Angst haben? Man kann sie mit einem Fußtritt töten. Man kann aber nichts gegen die Angst tun. Selbst wenn andere einem sagen: »Davor musst du keine Angst haben«, besteht diese Angst. Das hat nichts Kognitives. Das ist ein irrationaler Moment. Die Frage ist, ob man aus dieser Angstdisposition darauf schließen kann, ob Menschen, die diese Angstdisposition haben, auch stärker vor anderen Sachen Angst haben. Das ist eigentlich ein sozialpsychologisches Phänomen. Die analysieren wir gerade bei uns am Institut. Eine Frage bei der Umfrage war, ob einer Person, die vor kontrollierbaren Dingen wie einer kleinen Spinne oder einer Maus Angst hat, auch unkontrollierbare Ängste hat, wie zum Beispiel vor Fremden, vor Migration, vor Klima, vor Gender oder vor Homosexualität.

Rau: Das heißt, eine Person, die mehr Angst hat, hat möglicherweise vor vielen Dingen wie Migration Angst?

Foroutan: Wir bauen am Deutschen Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM) Konstrukte, um Integration zu messen. Wir messen aber auch Einstellungen gegenüber Migration und Integration.

Gerade in der Fluchtmigrationszeit gibt es viele Messungen darüber, wovor die Menschen Angst haben. Rational betrachtet: Es gibt ein großes Gefälle der Ungleichheit. Es gibt sehr viele prekäre Jobsituationen. Es gibt tatsächlich sehr viele Menschen, die multipel in Beschäftigung sind, aber möglicherweise von ihrer Rente nicht leben können. Es gibt sehr viele Menschen, die nicht angemessen gepflegt werden. Wir haben ganz konkrete, handfeste Probleme.

Wenn danach gefragt wird, wovor sich Menschen am meisten fürchten, kann man erkennen, dass rationale Ängste geringer sind: Beispielsweise ist das Angstmotiv, den Arbeitsplatz zu verlieren, deutlich geringer als Angstmotiv, »der Einfluss des Islam könnte in Deutschland zunehmen«. Das befürchtet zum Beispiel mehr als jeder zweite Befragte in Deutschland, bei einem realen Anteil dieser Bevölkerungsgruppe von circa 5 Prozent in der Gesellschaft. Das ist eine Angst, die letztlich empirisch irrational ist. Aber auch die Angst vor dem Judentum war eine empirisch irrationale Angst und hat sehr stark die Politik angetrieben. Insofern müssen wir überlegen, wie man da intervenieren kann. Unsere deprimierende Erkenntnis ist, dass wir mit Fakten nicht weiterkommen.

Man kann das Ganze weiterspinnen und sagen, dass die Zahl von



1,7 Millionen Menschen, die seit 2015 nach Deutschland zugewandert sind, eine hohe Zahl ist. Relativ gesehen, zu wem, muss man aber dann fragen. Relativ gesehen zur Gesamtbevölkerung, ist das keine besonders hohe Zahl. Wenn wir eine kontrollierte Migration hätten, würde die Wirtschaft eine Quote empfehlen. Die Quote läge je nachdem, welches Wirtschaftsinstitut sie in Deutschland fragen, bei circa 300–500.000 Menschen im Jahr. Dann kämen wir wohl rückwirkend im Schnitt ungefähr auf das, was wir seit dem Jahr 2015 akkumuliert haben. Das alles kann ich herunterleiern, aber es verändert nicht das Gefühl der Angst.

Zu der gleichen Zeit, zu der wir am Anfang ungefähr 1,2 Millionen Zuwanderer hatten, hat die Türkei 3 Millionen gehabt. Aber in der Türkei gab es keine Migrationsangst. Zeitgleich hatten wir in Polen 6.000 Asylanträge und einen Anstieg der Migrationsfeindlichkeit auf über 50 Prozent. Was ich damit sagen will, ist: Das Ganze hängt nicht von den Zahlen ab. In der Slowakei gab es nur 145 Asylanträge, aber ein Angst-Narrativ, wonach es zur Überfremdung der slowenischen Kultur kommen könnte.

Sie sehen: Das ist nicht eine Frage der Empirie, der Quantifizierbarkeit von Angst. Das ist eine Angst, die irgendwoher kommt und die wir analysieren müssen. Georg Simmel hat einmal gesagt: Der Fremde ist nicht der, der heute kommt und morgen geht, sondern der Fremde ist der, der heute kommt und morgen bleibt. Die Vorstellung, dass diese Menschen bleiben, Teil des Eigenen werden und man dadurch, dass sie Teil des Eigenen werden, auch selbst zu Veränderungen gezwungen ist, ist möglicherweise genau das, was die Irritation erzeugt. Aber ich bin nicht bereit, hier das Wort »Angst« zu nutzen.

Mich hat die ganze Zeit geärgert, dass in den Debatten immer wieder aufkam, man müsse die Ängste der Bevölkerung ernst nehmen, und dass man damit die Fremdenangst gemeint hat. Wenn man gesagt hätte, man müsse die Ängste der Bevölkerung ernst nehmen, und wenn man die Angst vor dem Klimawandel, vor dem Arbeitsplatzverlust, vor Ungleichheit und so weiter ernst nimmt, dann hätte ich das rational gefunden. Aber hier hätte man sagen müssen: Man muss das Ressentiment in der Bevölkerung ernst nehmen. Dann hätte man trotzdem zugewandt reagieren können, aber man hätte eine andere Politik gemacht.

Rau: Ich würde gerne noch auf den Begriff des Postmigrantischen eingehen. Der Begriff ermöglicht, Migration neu zu denken. In deiner neuesten Studie *Ostdeutschland postmigrantisch*<sup>4</sup>, stellst du die Frage: Sind die Erfahrungen der Ostdeutschen eigentlich mit denen der Migrant\*innen in Deutschland vergleichbar?

<sup>4</sup> <https://www.projekte.hu-berlin.de/de/junited/ostdeutschland-postmigrantisch.pdf> [zuletzt gesehen am 10.03.2020].

Foroutan: Ich denke, es gibt bestimmte existenzielle Gefühle von Umbruch, auch bestimmte existenzielle Gefühle von Verlust, die man miteinander teilt, die möglicherweise andere in dieser Form nicht hatten; etwa biografische Brüche, die ein sehr hoher Anteil von Menschen in Ostdeutschland erlebte und die auch sehr viele Menschen mit migrantischen Biografien erfahren haben, beispielsweise, dass die Eltern ihre Arbeit verloren haben, wieder ganz unten anfangen und alles neu erlernen mussten. Oder das Gefühl, erst einmal institutionelle Settings neu zu erlernen. Man mag natürlich darüber schmunzeln und sagen: Das kann man nicht vergleichen. Ostdeutsche sind ja auch Deutsche, während Migrant\*innen in erster Generation als Ausländer hierhergekommen sind. Aber in der Tat ist eine Analogie ja nicht ein Gleichmachen. Ein Vergleich kann Unterschiede und Ähnlichkeiten herausarbeiten.

Wir haben uns auch Stereotype angeschaut, mit denen Menschen konfrontiert werden. Diese haben sie uns vorher selbst genannt. Wir haben geprüft, ob das wirklich wahr ist.

Etwas, was uns viele Menschen genannt haben, war das Opfernarrativ. Der Vorwurf, sich in ein Opfernarrativ zu begeben, wurde als tiefe Kränkung beschrieben. Wenn wir uns die Strukturdaten von Ostdeutschland anschauen, dann können wir sehen, dass es massive und nicht negierbare empirische Ungleichheiten gibt: dass die Vermögensungleichheit doppelt so hoch ist, dass eine ostdeutsche Familie wahrscheinlich bis in die übernächste Generation nicht in die Lage versetzt wird, so viel Vermögen anzusammeln wie eine westdeutsche Familie, dass die Armutsraten höher sind, dass die Renten niedriger sind, dass die Krankheiten mehr sind, dass die Wohnraumsituation schlechter ist, dass die Dörfer entvölkert sind und sehr viele sozialstrukturelle Maßnahmen abgebaut worden sind. Alle diese Sachen sind real. Deswegen ist es so schwierig, über ein Opfernarrativ zu sprechen. In dem Moment, in dem man diese Begründung nur in das Reich der Opfer-Gefühle schiebt, übersieht man die Ungleichheit. Deswegen gibt es auch sehr viel Protest.

Ähnliches wird auch den Migrant\*innen vorgeworfen, wenn zum Beispiel das Gefühl von Diskriminierung artikuliert wird. Lange Jahre gab es selbst aus der Empirie Positionen dazu, dass es beim Übergang in die Oberschulen keine Diskriminierung gibt. Mittlerweile haben die Kolleg\*innen unterschiedliche Messmethoden entwickelt. Plötzlich kommen Studien aus Mannheim, die nachweisen, dass Kinder bei einem Diktat, das identische Fehler hat, unterschiedlich bewertet werden, abhängig vom Vornamen. Die Diktate von »Murat« werden systematisch schlechter bewertet als die von »Max«. Leistungsgerechtigkeit ist ein großes Narrativ in unserer Gesellschaft, das uns als Gesellschaft stark antreibt. Aber auch wenn wir glauben, dass es bei uns eine Leistungsgerechtigkeit gibt, stimmt dies nur bedingt.

Wir erkennen, dass es durchgehend eine sehr starke empirische Ungleichheit gibt. Das macht etwas mit den Menschen. Es verunsichert sie kognitiv, wenn sie glauben, einer Norm treu zu sein, die empirisch nachgewiesen nicht real ist. Das, glaube ich, hat eine große Gereiztheit in unsere Gesellschaft getragen.

Die Idee der postmigrantischen Perspektive ist an die Vorstellung gekoppelt, dass eine Gesellschaft, in der 40% aller Schulkinder einen sogenannten Migrationshintergrund haben, irgendwann nicht mehr in den stabilen Kategorien von »wir« und »die Anderen« gedacht werden kann, weil die ehemals Anderen, statistisch gesehen, Teil der Mehrheitsgesellschaft werden. Und dementsprechend verändern sich politische Strukturen, verändern sich Maßnahmen und wahrscheinlich werden sich auch normative Positionen in der Zuschreibung zum Fremden und zum Eigenen verändern.

Das Postmigrantische stellt die Frage: Wie handeln Gesellschaften ihre Politik aus, wenn für sie die Migrationsfrage der Ausgangspunkt ihrer Selbstbeschreibung geworden ist? Also: Was kommt eigentlich danach, wenn wir anerkannt haben, ein Einwanderungsland zu sein? Diese Anerkennung ist de facto seit 2001 offiziell erfolgt, spätestens durch die Süßmuth-Kommission – auch politisch! Dass sie dann noch emotional gesellschaftlich ausgehandelt wird – auf diesem Weg befinden wir uns gerade. Aber das ist schon ein postmigrantischer Weg.

Christophersen: Herr Lewitan, Sie sind klinischer Psychologe. Sie haben im Grunde genau das, was wir hier vorfinden, als Probanden oder als Patienten vor Augen gehabt. Bei Ihnen geht es um Manifestationsformen von Angst, individuell und gesellschaftlich. Sie lernen beruflich Personen kennen, die im Äußeren sehr massiv auftreten, die aber im Inneren, wenn sie Ihnen gegenüber sitzen, Zweifel haben, angstgeplagt sind und genau das erwerben müssen, was wir heute hier erörtert haben: Selbsttätigkeit, Selbstbewusstsein, Selbstbestimmung und so weiter.

Louis Lewitan: Ich beschäftige mich nicht mit empirischen Daten, sondern mehr mit Menschen, die ich in Vieraugengesprächen sehe. Was mir immer wieder auffällt, ist, dass meine Sicht insofern einseitig ist, als die Menschen, die zu mir kommen, bereit sind, über ihre Ängste zu sprechen: Ich habe Angst, meinen Arbeitsplatz zu verlieren. Ich habe Angst, öffentlich aufzutreten. Ich habe Angst vor Mobbing. Ich bin die einzige Frau unter vielen Kollegen und habe Angst zu erfahren, was man wirklich über mich als einzige Frau denkt. Ich erlebe unterschiedliche Formen von Ängsten.

Manchmal sehe ich Politiker nach einer Sitzung im Fernsehen auftreten und bin überrascht über deren Fassade. Die treten so selbstbewusst

auf, dass man richtig neidisch wird und sich wünscht: Mein Gott, hätte ich so viel Selbstvertrauen. Aber die Kunst ist ja, sich nicht beirren zu lassen, sondern zu wissen, dass wir alle tatsächlich Ängste haben, dass wir fragile Wesen sind und dass wir uns diesen Ängsten stellen müssen, damit wir sie auch produktiv steuern können.

Christophersen: Haben Sie den Eindruck, dass es bei bestimmten Dingen auch relativ schnell geht, wenn man es einmal verstanden hat, oder ist das doch eher ein sehr langwieriger Prozess?

Lewitan: Es ist ein langwieriger Prozess, und es erfordert die Bereitschaft, über sich nachdenken zu wollen, das heißt, auch Zugang zu sich zu finden. Ich finde besonders in der Wirtschaft sehr viele emotionale Analphabeten, sprich: Menschen, die keinen Zugang zu ihren Gefühlen haben, die die Gefühle der anderen nicht lesen können und sich auch nicht dafür interessieren. Und die vor allem gelernt haben, wie dressierte Hunde oder wie bei einem Training zu fragen: »Wie geht es Ihnen?«, die aber nicht wirklich anhalten, nichts spüren und dem anderen keinen Respekt erweisen. Sie interessieren sich schlicht und einfach nicht für den anderen.

Was ich schon in der Schule vermisse, ist das Interesse an der Persönlichkeit von jungen Menschen und diese Persönlichkeit zu fördern und zu stärken. Ich sehe oftmals Personen, die zwar gelernt haben zu kommunizieren, die aber nicht wirklich Tacheles reden. Sie sind nicht wirklich in der Lage, über ihre Gefühle zu sprechen, sondern übergehen das nach dem Motto: Ein Manager darf keine Gefühle haben.

Rau: Sie als Coach machen sich auch gegen Antisemitismus stark und haben kürzlich die Plattform [www.stopantisemitismus.de](http://www.stopantisemitismus.de) mitinitiiert. Wenn Sie uns kurz erzählen würden, was es damit auf sich hat und wie das mit Ihrer Arbeit zusammenhängt.

Lewitan: Das war ursprünglich eine Idee von Giovanni di Lorenzo von der ZEIT. Wir haben über mehrere Monate hinweg zusammen darüber nachgedacht: Wie können wir über Antisemitismus aufklären und an Stellen verweisen, an die man sich wenden kann, Beispiele geben und aufzeigen, wann Antisemitismus beginnt. Kritik ist selbstverständlich berechtigt – auch adressiert an israelische Politiker\*innen. Aber was bedeutet es, die Herkunft eines Staates infrage zu stellen? Das ist ja so absurd, als wenn wir uns die Frage stellen würden: Ist Deutschland als Staat überhaupt legitim?

Wir haben eine Plattform geschaffen, auf der sich viele Menschen, etwa Wissenschaftler\*innen oder Pädagog\*innen, Zeit genommen haben, über Antisemitismus nachzudenken.

Christophersen: Frau Dorn, ich würde gerne unter dieser Perspektive auf den Patriotismusbegriff zu sprechen kommen. Sie halten sehr viel von einem reflektierten Patriotismus und haben den Begriff des Kulturpatriotismus entwickelt. Wenn Sie diese Traditionslinie berücksichtigen, den Antisemitismus, den Nationalismus, den Populismus, der damit zu tun hat, wie halten Sie es damit, und wie unterscheiden Sie das?

Dorn: Das kann man letztlich ganz einfach unterscheiden. Das, was ich heute einen blinden Patriotismus nennen würde, nannte man in Deutschland interessanterweise auch schon im ausgehenden 18. Jahrhundert so. Es waren übrigens im Wesentlichen protestantische Theologen, die damals eine äußerst lebhaft Diskussion über richtigen und falschen Patriotismus geführt haben. Der blinde Patriotismus ist gekennzeichnet dadurch, dass man sagt: Es ist völlig gleich, was mein Land macht. Es ist mein Land. Diese Haltung wurde später in der amerikanischen Parole: »Right or wrong – my country!« auf den Punkt gebracht. Ein bedingungsloses Bekenntnis zum Vaterland. Das halte ich für ganz gefährlich.

Das, was ich mit einem aufgeklärten, reflektierten Patriotismus meine, ist untrennbar mit der Frage verknüpft: Ist dieses Land so beschaffen, dass es wert ist, meine Loyalität zu beanspruchen? Diese Frage kann ich mit Ja beantworten, wenn ich sage: Die Bundesrepublik ist ein freiheitlich, demokratisch verfasster Rechtsstaat. Diese Art von Patriotismus nennen wir seit Dolf Sternberger üblicherweise »Verfassungspatriotismus«. Darüber hinaus ist Deutschland aber auch ein kulturell reiches Land. Aus diesen beiden Feststellungen resultiert für mich eine doppelte Verpflichtung: die Verteidigung unserer Verfassung und die Sorge um unser kulturelles Erbe. Diese beiden Aspekte dürfen nie wieder gegeneinander ausgespielt werden, wie es vor 100 Jahren einmal deutsche Intellektuelle getan haben, indem sie gesagt haben: Entweder wir bleiben deutsch, oder wir werden Demokraten. Es ist eines der schlimmsten Verbrechen deutscher Intellektueller, dass sie die Idee in die Welt gesetzt haben, deutsche Kultur auf der einen Seite und Demokratie und Menschenrechte auf der anderen Seite würden einander ausschließen. Vielmehr muss es darum gehen, die beiden Seiten zu versöhnen und staatsbürgerliche Verantwortung für beide zu übernehmen. Das, was den reflektierten Patriotismus ausmacht, ist: Weder bin ich einzig damit beschäftigt, mich selbst zu optimieren, was ja eine der Hauptkrankheiten unserer Zeit ist, noch kämpfe ich permanent gegen die moralische Überforderung, ich solle die gesamte Welt gerecht machen und alle Probleme der Welt lösen. Als Bürgerin dieser Bundesrepublik habe ich eine sehr konkrete Verpflichtung, dafür zu sorgen, dass dieses Land in jeder Hinsicht in guter Verfassung bleibt.

Da ist etwas, was mir immer wieder den Eindruck geben kann, dass

ich getragen bin – ich meine das nicht im Sinne einer Ersatzreligion. Ich will keine religiöse Überhöhung des Verhältnisses zur Nation. Aber ich glaube, dass die Vereinzelungstendenz, die Verklärung des Einzelkämpfers, die wir seit drei Jahrzehnten auch im Westen erleben, ein gefährliches Spiel ist, weil es natürlich auch eine Kehrseite hat. Wenn ich nur noch Vertrauen in meine eigenen Kräfte habe, darauf, dass nur ich selbst alles stemmen und leisten kann, fördert das zum einen den narzisstischen Größenwahn, zum anderen das Gefühl der Verlorenheit. Jedenfalls habe ich dann gar nichts mehr, das mir das Gefühl gibt, dass ich selbst nur Teil von einem größeren Zusammenhang bin. Ich halte den freiheitlich verfassten Nationalstaat für einen sehr sinnvollen Rahmen für diesen Bezug.

Lewitan: Woher kommt dieses Gefühl von Getragenwerden? Getragen zu werden hat etwas mit Liebe zu tun. Ich glaube, dass es wirklich aus der Erfahrung kommt, geliebt zu werden: Ich werde geliebt, weil ich so bin, wie ich bin; nicht, weil ich etwas leiste, nicht, weil ich ein super Performer bin, sondern ich werde getragen von einem Gefühl, das ich erfahren habe und das mich in die Situation versetzt, auch mit Herausforderungen und Belastungen zurechtzukommen.

Deswegen glaube ich auch, dass die Pädagogik, somit die Schulen, einen besonders wichtigen Beitrag leisten können für das, was Sie als Getragenwerden beschrieben haben. Ich breche es jetzt auf Kinder herunter, die ermutigt werden, Fragen zu stellen, also genau das Gegenteil dessen, was man früher als Kadavergehorsam beschrieben hat, nämlich: Es ist interessant, anders zu sein. Aber weil ich anders bin, bedeutet das noch lange nicht, dass ich besser bin.

---

# Zentrum **Bibel**

## Von wegen **Demut!**

### Religion und Gewalt

Vortrag am Samstag, 22. Juni 2019, Westfalenhallen, Zelt 12

Dr. Jim Winkler, Präsident und Generalsekretär des National Council of the Churches of Christ, Washington, D.C./USA

I stand before you this morning as a citizen of one of the most violent nations in world history. As a faithful Christian and as a peace activist, this reality is a source of enormous pain for me because our churches have had too little impact on ending the violence even as we follow the Prince of Peace.

Today, I wish to briefly address four aspects of violence: the violent legacy of slavery and racism, gun violence, violence against planet earth, and military violence.

Together, many of us here at the Kirchentag are united in our witness to Jesus Christ through the World Council of Churches (WCC). Twenty years ago, the WCC embarked on a decade to overcome violence, recognizing the 20th century was the most violent century in human history. The WCC embarked on that decade as an act of faith, convinced the churches are called to provide to the world a clear witness to peace, to reconciliation and nonviolence, grounded in justice.

The Council confessed that Christians and churches have added to the violence and injustice in a world of oppression and graceless competition but noted that we yet yearn for a community of humankind in which nobody is excluded and everybody can live in peace with human dignity.

The violence that marks my nation, the United States, stems from its very foundation. Any nation built on the backs of slaves and on land stolen from its native peoples is by definition a violent nation. Overcoming racism requires us to defeat three falsehoods. Those are white supremacy, male superiority, and American exceptionalism.

A future without violence will require a future without racism. Tens of millions of Indigenous persons were killed or died of disease as a result of the European conquest of the Americas. Religion provided a strong foundation for the violent slave trade and for the institution of slavery. Many millions of slaves were captured or purchased in Africa, carried across the Atlantic, and sold into slavery. Slowly, but surely, there

is increased attention being given in my country to reparations for the descendants of slaves but huge opposition remains. Too many people fail to understand that their white privilege is unearned, that they benefit to this very day from a violent white supremacist system that has systematically benefited white people at the expense of people of color. We must end racism because it is evil, heretical, and violent.

This year alone we have already had more than 150 mass shootings in the United States. There are nearly 400 million guns in my nation. The National Council of the Churches of Christ (NCC) regularly issues statements in the wake of these shootings, seemingly to no effect. Notably, many other church bodies in the US remain silent.

The regular occurrence of mass shootings around the world has created communities marked by heartbreak and grief. What can we say about the role of Christians in a society so plagued by gun violence? How can it be that so many Christians believe deeply in their right to bear arms and in the efficacy of violence? How can this be rectified with our faith? There is no simple answer to these troubling questions.

Last year, Wayne LaPierre of the National Rifle Association claimed that the right to own guns was »not bestowed by man, but granted by God to all Americans as our American birthright.«<sup>1</sup> This is a shameful misreading of scripture. Quite honestly, it is an inescapable conclusion that such a violent society in which Christians are the most influential and numerous element receives much of its justification from Christian teaching or lack thereof. We have much work to do to convert our own people to the cause of peace.

Further, my nation has visited enormous violence on the planet. The Intergovernmental Science-Policy Platform on Biodiversity and Ecosystem Services (IPBES), a research arm of the United Nations, has informed us, we are on our way to losing a million plant and animal species. We are in the midst of a mass extinction. Time is running out.

Last month, the executive committee of the World Council of Churches stated, »God loves all God's creatures, flora and fauna, which are blessed with intrinsic beauty and goodness. Human beings, created in the likeness of God, are called to use with great care and to share equitably the resources and life systems lovingly provided by God so that all, humans and non-humans alike, may enjoy life in its fullness. Increasingly, however, the drive for relentless expansion built into our dominant economic systems and our individual and societal obsession

<sup>1</sup> <https://www.theatlantic.com/politics/archive/2018/02/wayne-lapierres-trumpian-base-strategy/553964/> [zuletzt gesehen am 11.01.2020]



with material wealth are endangering the present and future wellbeing, even the survival, of many of God's creatures.«<sup>2</sup>

The path we are on is creating climate grief among young people. The deep sense of betrayal they feel to those of us who birthed them, cared for them, loved them, and nurtured them is palpable. Their sense of disbelief that we would place creation in jeopardy is immense. Is it any wonder young people are fleeing our churches in droves? I fear we are entering a time of prolonged and deep sorrow. We all know that to avoid catastrophe will require significant changes in our daily lives and a restructuring of our economies. I confess the leaders of my nation, including the most disastrous president in our history, Donald Trump, are completely unwilling to provide leadership at this crucial moment.

The repentance that is required to insure a sustainable world also requires that we overcome what theologian Dr. Walter Wink identified as the »myth of redemptive violence«.<sup>3</sup> The myth of redemptive violence is part of a mental superstructure that holds us in captivity and prevents us from becoming the people God intends us to be. The myth holds that violence saves, war brings peace, and might makes right. The United States holds dearly to this myth. In fact, Dr. Wink points out in his incredible book »Engaging the Powers« that the myth of redemptive violence is the dominant religion in our society today.

These same lessons are imported through movies such as spy thrillers, westerns, and war movies. They are deeply embedded in our worldview. Entire wars have been fought based on the myth of redemptive violence. The United States has been at war my entire life, either overtly or covertly. Since the end of World War II, the United States has spent more than \$ 30 trillion on weapons and the military. This is akin to taking our national wealth and burying it in the ground. My nation maintains hundreds of military bases around the world including more than 30 installations here in Germany.

The idea of American exceptionalism, unquestioningly endorsed by most of my fellow Christians, continues to cripple our foreign policy and our ability to work with the rest of the world in a fair and just manner. Our nation continues to act as if it can intervene militarily or by covert means anywhere it wishes at any time. We use drones to kill people the world over, maintain secret prisons and military bases all over the globe

<sup>2</sup> World Council of Churches Executive Committee: Statement on the Global Biodiversity Crisis and the Urgent Need for Structural Change, May 2019, <https://www.oikoumene.org/en/resources/documents/executive-committee/bossey-may-2019/the-wcc-executive-committee-statement-the-global-biodiversity-crisis-and-the-urgent-need-for-structural-change> [zuletzt gesehen am 11.01.2020].

<sup>3</sup> Walter Wink: Engaging the Powers: Discernment and Resistance in a World of Domination. Minneapolis 1992.

and spend an obscene amount of money to ensure our dominance because, quite frankly, we think we are the best nation on earth.

Millions of people have died as a result of US wars in recent decades. My country is now a National Security State. Our leaders, almost all of whom are Christian, are militarists and believe in the efficacy of military force. They believe the United States is an exceptional country and that we must intervene in the affairs of other nations when it suits our interests. We spy on everyone including our allies and our citizens.

Dr. Martin Luther King stated a year before his assassination »I am convinced that if we are to get on the right side of the world revolution, we as a nation must undergo a radical revolution of values. We must rapidly begin the shift from a thing-oriented society to a person-oriented society. When machines and computers, profit motives and property rights are considered more important than people, the giant triplets of racism, extreme materialism and militarism are incapable of being conquered.«<sup>4</sup>

We have not yet undergone that revolution of values, we are not on the right side of the world revolution, and the giant triplets have conquered us. We worship Baal and have erected temples and pillars in his honor all over our land. Our gods are iron and metal and death. We have been carried away into spiritual exile from our hopes, our dreams, our values, and from the God we prove to love, follow, and obey. We have done what was evil in the sight of the Lord. The blood of millions is on our head. The word of the Lord is not known. Our devotion to war and violence has led to a state of eternal war.

There is little protest over the nearly 20 years of war that continues in Afghanistan. Our dependence on weapons of mass destruction encourages other nations to pursue them in order to find security against us. Governmental lies are normal as is exemplified at present by an American president who has himself uttered more than 10,000 documented lies during his time in office. National and perhaps international financial disaster looms as our economic resources are devoted to more and more weapons.

The years ahead will require resistance, resilience, and persistence. The earth is in the grip of powerful and demonic hunger-making, war-making, and desert-making systems. Our lives are intimately bound up in a moral and spiritual crisis of profound and unprecedented dimensions. The reigning model of economic globalization threatens earth's life systems, undermines cultural integrity and diversity, and endangers the

<sup>4</sup> Martin Luther King: Beyond Vietnam. Rede, gehalten am 4. April 1967, City's Riverside Church, New York.

lives of the many who are poor in order that some might consume exorbitantly and a few accumulate vast wealth.

The only way we can break the cycle of violence is if people of good will, including people of faith, come together to work for a world based on love, forgiveness, mercy and grace rather than hatred, retribution, war, and cruelty. We are part of a living breathing movement to end violence against women and children, against the planet, against all living things. That movement is exemplified by this gathering, by your faithfulness. May God strengthen us. Years ahead will be challenging and the time is short. Our task, my sisters and brothers, is to bind up the wounds of the people and offer them the vision of God's preferred future so that it may be on earth as it is in heaven. If our children and grandchildren are to have a decent future it will be because we continue to work as children of God to ensure it will be one committed to cooperation, justice, and peace. I am committed to that struggle and am honored to be with you in it.

---

# Thementag **Bildungsgerechtigkeit**

## **Knackies, Ausländer\*innen und Hochbegabte**

Von den Chancen in einer gemeinsamen Gesellschaft

Vortrag<sup>1</sup> am Samstag, 22. Juni 2019, Konzerthaus

Prof. Dr. Ahmet Toprak, Erziehungswissenschaftler, Dortmund

Von den Chancen in einer gemeinsamen Gesellschaft

Ich soll Ihnen in 20 Minuten ein sehr komplexes Thema näherbringen. Dass dies nur ausschnitthaft gelingen kann, liegt auf der Hand. Gestatten Sie mir deshalb zu Beginn ein paar allgemeine Anmerkungen.

Wir haben in Deutschland laut den Daten des Mikrozensus von 2016<sup>2</sup> von der Grundschule bis zum Abitur 8,3 Millionen Schülerinnen und Schüler. Die Anzahl nimmt kontinuierlich ab, was daran liegt, dass wir eine alternde Gesellschaft sind. Von diesen 8,3 Millionen Schülerinnen und Schülern haben mittlerweile 33 Prozent einen sogenannten Migrationshintergrund. In diesen Zahlen sind wahrscheinlich die allermeisten geflüchteten Kinder aus dem Jahr 2015 noch nicht aufgenommen worden, weil die Registrierung so lange dauert.

Mittlerweile ist es so, dass mehr Mädchen (52 Prozent) ein Abitur machen als Jungen (48 Prozent). Die Jungen wurden von den Mädchen innerhalb von 30 Jahren gnadenlos überholt. Noch in den 1950er- und 1960er-Jahren hat der Soziologe Ralf Dahrendorf die These aufgestellt, ein katholisches Mädchen vom Land sei Bildungsverliererin oder bildungsbenachteiligt. Und diejenigen, die die ländlichen Gebiete der 1950er-, 60er- und 70er-Jahren kannten, wissen ganz genau, dass an dieser These etwas dran war. Dass die Mädchen, zumindest was Bildungsbeteiligung angeht, nicht mehr benachteiligt werden, zeigen die Zahlen mittlerweile eindeutig. Mehr Mädchen als Jungen machen Abitur und

<sup>1</sup> Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts des Vortrags. Der Vortrag von Ahmet Toprak beruht auf dem Buch: Ders.: Muslimisch, männlich, desintegriert. Was bei der Erziehung muslimischer Jungen schief läuft, Berlin 2019.

<sup>2</sup> Der Mikrozensus ist die größte jährliche Haushaltsbefragung der amtlichen Statistik in Deutschland. Es werden mit rund 830.000 Personen in etwa 370.000 privaten Haushalten und Gemeinschaftsunterkünften fast 1% der Bevölkerung in Deutschland zu ihren Arbeits- und Lebensbedingungen befragt.

mehr nehmen ein Hochschulstudium auf. Am Ende machen die Männer trotzdem die Karriere. Aber die Frage, warum Frauen trotz Abitur und Studium geringere Chancen haben, Professorin oder Vorstandsmitglied zu werden, hat mit der Bildungsbeteiligung weniger zu tun. Ich glaube, das muss man anderweitig diskutieren.

Aus der PISA-Studie aus dem Jahre 2015 kann man in Bezug auf mangelnde Bildungsgerechtigkeit jedenfalls einen neuen Dreiklang herauslesen: muslimisch – männlich – Großstadt. Das katholische Mädchen vom Land wurde als Bildungsverliererin vom muslimischen Jungen aus der Großstadt abgelöst. Das formuliert die PISA-Studie nicht so eindeutig, aber man kann es von ihren Ergebnissen ableiten.

Ich möchte diese Erkenntnis gern anhand von fünf Thesen untermauern.

Erste These: Traditionelle Erziehungs- und Geschlechterrollen erschweren Jungen den Aufstieg in der Schule.

Dass Mädchen vom klassischen Erziehungsmodell profitieren, scheint paradox. Warum passiert es? Wir haben in Deutschland ungefähr 4,8 Millionen Menschen, die der muslimischen Religion angehören oder zumindest als muslimisch bezeichnet werden. Kleiner Exkurs: Ob diese Menschen tatsächlich Muslime sind, wissen wir ja gar nicht. Sie werden auch nicht gefragt. Man nimmt einfach immer an, dass Menschen, die aus bestimmten Ländern kommen, muslimisch sind. Mich hat nie jemand gefragt, ob ich muslimisch bin, aber den entsprechenden Stempel hatte ich aufgrund meiner Herkunft immer sofort drauf.

Aber gehen wir mal von 4,8 Millionen aus, bei denen die Geschlechter ziemlich gleich verteilt sind. Ungefähr 53 Prozent dieser Menschen sind männlich, 47 Prozent sind weiblich. Es ist bekannt, dass einige Familien dieser Personengruppe sehr traditionelle Erziehungs- und Geschlechterrollen haben. Ein Mädchen soll zurückhaltend und ruhig sein, soll sich anpassen und Dinge, die an sie herangetragen werden, auch erledigen. Ein Junge hingegen darf mal über die Stränge schlagen, er soll Aggressivität und Durchsetzungsvermögen ausstrahlen. Diese klassischen Geschlechterrollen tragen dazu bei, dass die Jungen sich in der Schule schwieriger anpassen können oder wollen. Und sie bewirken wiederum auch, dass die Mädchen in der Schule besser vorankommen. Denn genau die Eigenschaften, die die Eltern von ihren Töchtern erwarten – ordentlich und brav sein, Sachen schnell erledigen – verlangen auch die meisten Bildungseinrichtungen und Lehrkräfte. Aber die geben das im Unterschied zu den Eltern nicht zu. Dabei lieben alle Lehrkräfte Streber und Streberinnen. Auch Professoren wie ich, ja! Auch ich mag Schülerinnen oder Studentinnen, die vorne sitzen, brav mitschreiben und Aufgaben

gewissenhaft und schnell erledigen. Denn auch an den Universitäten sind es eher die Mädchen, die zuverlässig das umsetzen, was man aufgetragen hat. Ich verallgemeinere zur Veranschaulichung mal bewusst: Wenn ein Text gelesen werden soll, machen die Mädchen das sofort, die Jungs verschlafen. Diese Attribute, die im Elternhaus erlernt werden, schlagen sich auch auf die Abiturnoten nieder. Türkischstämmige Mädchen machen ebenfalls öfter Abitur als die türkischstämmigen Jungen.<sup>3</sup> Die Abiturquote ist innerhalb der letzten zehn Jahre bei den Mädchen von 10 auf 19 Prozent gestiegen. Bei den Jungen beträgt sie lediglich 17 Prozent.

Zweite These: Institutionelle und gesellschaftliche Benachteiligung und Zuschreibung erschweren den Aufstieg.

Nicht nur die Bedingungen in den Elternhäusern haben Auswirkungen auf die Bildungsbeteiligung, sondern es gibt auch institutionelle und gesellschaftliche Zusammenhänge. Sowohl den Mädchen als auch den Jungen aus Migrationsfamilien werden Wege im Bildungssystem erschwert. Lehrkräfte oder Institutionen denken, dass Elternhäuser und Kinder zu bestimmten Sachen nicht in der Lage sind und dass man sie nicht überfordern sollte. Und vielleicht sind viele dieser Eltern tatsächlich nicht in der Lage, das Bildungssystem zu verstehen. Manche wissen nicht, wie man mit den Lehrkräften redet. Viele können mit der Dreigliederung des Schulsystems nichts anfangen und somit auch nicht nachvollziehen, dass sich nach der vierten Klasse die Wege trennen. Die strukturell bedingte institutionelle Benachteiligung einer Real- oder Hauptschulklasse gegenüber einer Gymnasialklasse in Bezug auf die Bildungschancen ist vielen Migrationsfamilien immer noch nicht bekannt – auch nicht, wenn diese schon in der dritten Generation in Deutschland leben. Denn oft haben die Eltern die unterschiedlichen Bildungswege auch nicht kennengelernt oder bewusst wahrgenommen.

Wir sind also immer noch dabei, bestimmte Gruppen, vor allem auch Menschen mit Migrationshintergrund, strukturell zu benachteiligen. Das können wir uns bei einer niedrigen Geburtenrate von aktuell 1,4 Kindern pro Paar eigentlich nicht erlauben, denn da gilt es, alle gesellschaftlichen Gruppen gleichermaßen mitzunehmen.

<sup>3</sup> Als größte Gruppe der muslimischen Einwanderer wird die der türkischstämmigen Personen als einzige gesondert erhoben. Zu anderen Herkunftsländern lassen sich keine vergleichbaren Aussagen machen.

Dritte These: Verfehlte Integrations- und Bildungspolitik tragen dazu bei, dass auch der Großteil der Jugendlichen aus der dritten Generation sich nicht einheimisch fühlt.

Seit Jahren fragen viele Leute, warum junge Männer den türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan so toll finden? Ich kann dazu Folgendes sagen: Wir haben, was Integration und Bildungsbeteiligung der Migranten angeht, bis tief in die 1980er-Jahre schlicht und einfach Mist gebaut.

Hervorheben möchte ich besonders die sogenannten Vorbereitungsklassen für Menschen türkischer, griechischer oder italienischer Herkunft in den 1970er- und 1980er-Jahren. Ich habe von 1980 bis 1982 selbst eine solche besucht. Der Begriff »Vorbereitungsklasse« klingt ja erstmal vielversprechend. Das Problem aber war, dass wir immer auf die Situation in den Herkunftsländern vorbereitet wurden. Es wurden deutsche Steuergelder ausgegeben, um die italienischen, türkischen und griechischen Schüler auf die Rückkehr in ihre Heimatländer vorzubereiten.

Ich bin 1980 nach Deutschland gekommen und wusste nichts von diesem Land. Aber kaum war ich hier, wurde ich schon auf die Rückkehr in die Türkei vorbereitet. Ja, und Sie glauben gar nicht, wie das in diesen Klassen vor sich ging. Die Tür ging zu und schon wurde über die Nationalismen der entsprechenden Länder gesprochen. Wir haben den aktuellen Nationalismus jahrzehntelang vorbereitet und gefördert und sind nun überrascht, wenn junge Migranten der zweiten oder dritten Generation auf einmal nationalistisch denken und Erdoğan spannend finden.

Diese fehlgeleitete Integration hat nicht nur Anerkennung und Beteiligung verwehrt, sondern führte zu systematischer Benachteiligung. Dadurch, dass sie in vielerlei Hinsicht auf die Rückkehr in ihre Heimatländer vorbereitet wurden, haben viele Menschen andere wichtige Sachverhalte nicht mitbekommen. Die Thematik des Nationalsozialismus ging in den Vorbereitungsklassen beispielsweise komplett an mir vorüber, weil sie schlichtweg nicht vorkam. Ich musste mir diese Thematik während des Studiums später mühsam selbst erarbeiten, weil ein deutscher Student schließlich wissen muss, was im Nationalsozialismus geschah. Die Auswirkungen dieser verfehlten Integrationspolitik sind auch heute noch sehr prägnant und spürbar.

Die vierte These: Die hohe Erwartungshaltung an die Jungen erschwert den Bildungsaufstieg.

Die Eltern erwarten von ihren Kindern, vor allem aber von Jungen, dass sie alles können müssen. Sie sollen integer sein. Sie müssen in der Lage sein, ihre Familie zu ernähren. Sie müssen in der Lage sein, eine Berufsausbildung abzuschließen, am besten zu studieren. Aber sie sollen auch

auf Herkunft, Tradition und Kultur achten. Familien tragen gerade an die Jungen Erwartungen heran, denen diese gar nicht gerecht werden können. Zum Beispiel: Mach Karriere, aber bitte nach unseren traditionellen Vorstellungen. Dass das in einer modernen Gesellschaft, wie der Deutschlands, nicht immer funktionieren kann, liegt eigentlich auf der Hand. Prinzipiell kann man natürlich gleichzeitig modern und traditionell sein. Auch viele Kinder und Jugendliche schaffen das. Sie agieren kontextgebunden, je nachdem, wo sie sich gerade befinden. Aber längst nicht alle sind in der Lage, den sehr vielfältigen Bedingungen immer gerecht zu werden. Die Ansprüche, die dabei an die Jungen herangetragen werden, sind vergleichsweise hoch. Wenn ein Mädchen nicht studiert, ist es nicht so schlimm, denn traditionell gesehen, wird sie einen Mann finden, der sie heiratet und ernährt. Dieser geringere Erwartungsdruck trägt paradoxerweise dazu bei, dass Mädchen am Ende erfolgreicher sind.

Meine fünfte und letzte These: Familien und Bildungseinrichtungen kooperieren nicht miteinander.  
Beide Seiten misstrauen sich gegenseitig.

Sehr traditionelle Familien, und einige der jetzt Geflüchteten kann man sicherlich dazuzählen, denken, wenn man das Kind in der Bildungseinrichtung abgibt, dann ist die Sache erledigt. Um den Rest kümmert sich die Einrichtung, also die Schule. So kennt man das größtenteils aus den Herkunftsländern. Aber bei uns in Deutschland ist es so, dass die Verantwortung für die Bildung des Kindes eben nicht mit diesem in der Schule abgegeben wird. Ich habe einen zehnjährigen Sohn in der Grundschule. Und wenn ich sehe, welche Ansprüche die Lehrkräfte von Beginn an an die Eltern herantragen, kann ich mir vorstellen, dass viele der Eltern dem gar nicht gerecht werden können. Im Ergebnis misstrauen sich beide Seiten oder verstehen sich einfach nicht, weil bestimmte Anforderungen nicht allen klar sind. Das trägt dazu bei, dass Familien und Bildungseinrichtungen nicht kooperieren, ja teilweise sogar gegeneinander »kämpfen«. Das muss verbessert werden.

Diese fünf Thesen tragen insgesamt dazu bei, dass vor allem muslimische Jungen insbesondere in Großstädten benachteiligt werden. Die Thesen gelten grundsätzlich aber nicht nur für diese Gruppe, sondern für alle benachteiligten Milieus, egal ob christlich oder muslimisch. Der Soziologe Pierre Félix Bourdieu hat herausgearbeitet, dass der Bildungserfolg sehr abhängig vom Kapital der Eltern ist, also vom sozialen, kulturellen und finanziellen Kapital. Er hat als zusätzliche und mittlerweile wichtigste Komponente noch das symbolische Kapital benannt. Symboli-



ches Kapital bedeutet, salopp gesagt, nichts anderes, als dass der Erfolg vom Titel und Status der Eltern abhängt. Wir wissen aus der Forschung, dass 80 Prozent der Kinder, die aus akademischen Familien kommen, Abitur machen, aber nur 20 Prozent der Kinder von Nicht-Akademikern. Und wenn man bedenkt, dass die allermeisten Migrationsfamilien aus Nicht-Akademikern bestehen, sehen wir ganz genau, dass dieser Zusammenhang von sozialem Kapital und Erfolg ein Hauptproblem bei der Schaffung von Bildungsgerechtigkeit in Deutschland darstellt.

Das Allerschlimmste aber ist aus meiner Sicht die Frühselektion. Sie ist Gift für Bildung und Beteiligung. Sie trägt dazu bei, dass vor allem die Milieus, die nicht bevorzugt sind, zusätzlich auch noch benachteiligt werden. Ab der 3. Klasse sind die Kinder extrem gestresst, weil sich alle schon in Richtung Gymnasium orientieren. Mein Sohn sagte, bereits bevor er überhaupt eingeschult wurde, dass er nicht auf die Hauptschule möchte, denn er sei kein dummes Kind. In diesem Alter schon einen Zusammenhang von Hauptschule und Dummheit herzustellen ist bemerkenswert. Und es zeigt, was unser System für ein Problem hat. Ich bin deshalb der Meinung, dass wir mehr Bildungsgerechtigkeit erreichen, wenn wir zehn Jahre gemeinsam zur Schule gehen. Ich möchte nicht das duale System abschaffen, das brauchen wir. Nach der 10. Klasse kann man ja ganz gut entscheiden, ob man eine Lehre machen möchte oder die Oberstufe, das Gymnasium und das Abitur wählt. Das wäre eigentlich kein Problem.

Und ich bin überzeugt, dass wir keine Noten brauchen. Noten stresst nur, schon allein, weil das Bedürfnis da ist, bewertet zu werden.

Ich bin auch der Meinung, dass niemand sitzenbleiben sollte. Ich habe noch nie gesehen, dass ein Kind oder ein Jugendlicher, der sitzengeblieben ist, dadurch wirklich besser wurde, im Gegenteil.

Und wir brauchen Ganztagschulen. Damit meine ich nicht die offenen Ganztagschulen mit klassischer Unterrichtsstruktur am Vormittag und freien Angeboten nachmittags. Das ist nicht zielführend. Wir brauchen geschlossene Ganztagschulen mit individueller Förderung.

Wenn wir einiges davon umsetzen würden, hätten wir ein paar Probleme in Bezug auf die Bildungsgerechtigkeit weniger. Natürlich ist manches, was ich gerade gefordert habe, Utopie. Eine gemeinsame Schulform bis zur 10. Klasse werden wir nicht hinbekommen. Darauf wird sich die Politik nicht verständigen können. Aber in Berlin haben wir immerhin sechs Jahre gemeinsame Schule, und ich denke, das könnte man anderswo auch umsetzen. Es wäre ein Anfang.

---

# Podienreihe **Digitalisierung und Künstliche Intelligenz**

## **Macht – Ohnmacht – Machen**

### Freiheiten digitaler (Christen-)Menschen

Vorträge<sup>1</sup> am Freitag, 21. Juni 2019, Westfalenhallen, Halle 2

Prof. Dr. Sarah Spiekermann-Hoff, Wirtschaftsinformatikerin,  
Wien/Österreich

Dr. Dr. h. c. Volker Jung, Kirchenpräsident, Darmstadt

#### Impuls von Sarah Spiekermann-Hoff

In der heutigen Zeit sollte man streng unterscheiden zwischen dem, was der Mensch vermeintlich ist oder sein soll, und dem, was der Mensch wahrhaft ist – zwischen dem gängigen »Bild« vom Menschen auf der einen Seite und dem, was uns die Realität über uns selbst lehren sollte.

Lässt man den Mainstream der heutigen Wissenschafts- und Polit-eliten gewähren, dann hat man das Gefühl, man landet in den Schatten-seiten der Märchen. Die Wirtschaftswissenschaften sehen den Menschen als einen *Homo Oeconomicus* an, der an nichts interessiert ist außer an sich selbst; als Individualist geboren, um sich selbst maximal zu bereichern. Unser Rechtsstaat gründet historisch auf der Idee, dass der Mensch des anderen Menschen Wolf ist, so dass ein starker Staatsapparat unumgäng-lich ist, um die menschlichen Wölfe vor sich selbst zu schützen. Die Kir-chen benutzen bis heute wenig sorgfältig den Begriff des »Sünders«, der nicht aus sich selbst heraus Gott finden kann, sondern dafür Kleriker und Technik braucht. Und die Nobelpreisträger unserer Digitalökonomie sind die, die all dem noch das Krönchen der Missgunst aufsetzen: Nach ihren »wissenschaftlichen« Experimenten und Statistiken zu urteilen, ist der Mensch vollkommen irrational und systematisch voreingenommen, er ist stur in der Verteidigung seiner eigenen, statistisch nicht nachvoll-ziehbaren Dummheiten, kooperiert nur für Geld, überschätzt sich selbst und alles Kurzfristige, unterschätzt alles Langfristige, inklusive Risiken und Nebenwirkungen von allem, was er tut. Kurz: Der Mensch ist ein Fehler! Oder wie der Nobelpreisträger Richard Thaler sagt: »Die mentale

<sup>1</sup> Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstal-tung.

Illusion sollte eher als die Regel [für den Menschen] angesehen werden als die Ausnahme.«<sup>2</sup>

Ich will nicht behaupten, dass an all diesen selbst gezimmerten Bildern von Menschen über Menschen nicht einige wahre Aspekte sind. Es gibt in der Tat ein Zehntel Prozent inhaftierter »Wölfe« in Deutschland.<sup>3</sup> Und auf rund 60.000 Nutzer großer Onlineportale kommen circa 600 Leute, die durch Hassreden auffallen; das ist circa ein Prozent der Nutzer. Aber wie diese niedrigen Zahlen wirklich schlechter Menschen andeuten, ist das Bild vom allgemein dummen, schlechten Menschen möglicherweise mehr üble Nachrede als gelebte Realität.

Warum ist diese Karikatur vom schlechten Menschen dann so erfolgreich?

Da sind zum einen die von Cathy O’Neil beschriebenen »mathematischen Waffen«<sup>4</sup> oder ich würde eher sagen »mathematischen Blindgänger«: Wenn ich meine Professorenkollegen in der Volkswirtschaftslehre bitte, sie sollten doch endlich mal den *Homo Oeconomicus* entsorgen, halten sie mir entgegen, dass sie dann ihre wissenschaftlichen Modelle nicht mehr rechnen könnten. Vereinfachte Menschenbilder machen das, was man heute »Wissenschaft« nennt, schlichtweg einfacher.

Viel wichtiger für die Akzeptanz und Verbreitung eines vor allem schlechten Menschenbildes ist jedoch ein anderer Aspekt: Ein schlechtes Menschenbild dient schlichtweg Machtinteressen. Je dümmer, ineffizienter, fauler und verantwortungsloser wir uns selbst sehen, desto höher ist unsere Bereitschaft, »intelligente« und »effiziente« Maschinen als überlegen anzusehen, diese zu kaufen und uns diesen unterzuordnen. Das fängt in betrieblichen Abläufen an, wo der Computer Recht haben muss und es doch klar sein sollte, dass man ineffiziente Menschen mit nahtlos funktionierenden Maschinen ersetzen muss! Je unberechenbarer schlecht wir angeblich Auto fahren, desto höher die Akzeptanz für selbst fahrende Autos. Je mehr Kriminelle unter uns, desto größer die Akzeptanz für Überwachungskameras, *Predictive Policing*, für Roboterpolizisten und Minidrohnen, die uns allzeit im Blick haben. Je mehr Hasser im Internet, desto mehr Akzeptanz für überwachende Filter. Und je undisziplinierter und ungesünder wir leben, desto wichtiger die Apps, die uns zu sportlicher Aktivität und besserem Essen *nudgen*, anzustupsen sollen.

<sup>2</sup> Richard Thaler: *Quasi Rational Economics*. New York 1994, S. 4.

<sup>3</sup> Ca. 64.000 Inhaftierte in Deutschland in 2018 von 83 Mio. Einwohnern (Quelle: Statistika).

<sup>4</sup> Cathy O’Neil: *Angriff der Algorithmen. Wie sie Wahlen manipulieren, Berufschancen zerstören und unsere Gesundheit gefährden*. München 2017.

Ein schlechtes Menschenbild und das Anfeuern von Selbstzweifel sind also ein perfekter kultureller Nährboden für die Art von kaltem Fortschritt für unterschätzte Menschen, den wir heute überall beobachten können. Würde man den Menschen auch nur für annähernd so klug und gut halten, wie er wahrscheinlich ist, dann gäbe es gar keinen Grund, all diese Maschinen zu kaufen. Aber »the business of business ist nun mal business«, und wenn man dafür ein möglichst schlechtes Menschenbild braucht, dann kommen einem die *Behavioral Economics*, die Verhaltensökonomie gerade recht.

Aber ist der Mensch nicht in Wirklichkeit ganz anders?

Ist er nicht im positiven Sinne Lust? Spiel? Eros? Menschen sind alle auf ihre Weise Denker, ernsthaft ebenso wie manchmal verrückt. Menschen sind so vielfältig wie die Natur selbst, aus deren Herzen sie entsprungen sind. Sie sind als Einzelne so einzigartig, wie die Vielfalt der Tierarten es uns nur nahelegen kann. Sie sind verletzbar wie Pflanzen. Und sie können im Gegensatz zu allen anderen Lebewesen Teilnehmer am Schöpfungsprozess sein; einem Prozess, den wir einmal »Kultur« nannten.

Die größte Gefahr für uns unfassbare Menschen ist jedoch unser heutiges Hinausgeworfensein aus genau diesem Schöpfungsprozess. Aus freien Stücken haben wir uns dem Takt der industriellen und digitalen Transformationen unterworfen, statt dem eigenen Rhythmus zu folgen. Der harte Beton der Urbanität und das Rasen des digitalen Hamsterrads lassen uns leicht vergessen, was wir eigentlich sind: verletzbare Pflanze und verwundbares Tier ebenso wie Schöpfernaturen. Wir sind Wesen mit Seele und Rhythmus. Herdentiere voller Liebe und am liebsten mindestens zu zweit. Aber der Beton der Urbanität scheint zum Beton unserer Seelen geworden zu sein. Seit Jahren steigt in diesem Milieu die Depression. Die Nettoproduktivität der Wissenschaften sinkt ständig, trotz der Vielzahl der Publikationen und Patente. Aus Rasen ohne Muße entsteht eben nur Rauschen und Stillstand. Verhärtet und einsam starren viele moderne Menschen heute aus den Fenstern ihrer modernen Plattenbauten aus Glas, deren langweilige Aussicht sie dazu verleitet, sie durch die quadratischen Fenster ihrer Facebook, Instagram oder Twitter Walls zu ersetzen. Viele vergessen darüber, was und wie die Wirklichkeit da draußen wirklich ist. Sie schotten sich ab vor der ach-so-anstrengenden und in Wirklichkeit so schönen und berausenden Realität der Natur.

Aus dem Rahmen dieses global homogenen, abgeschotteten Lebensstils heraus bilden sich Eliten, die in Wahrheit keine mehr sind. Moderne Aristokraten ohne Tugend. Aus ihrem weltvergessenen Wissenschaftsblick heraus, der vom Menschen als Mensch abstrahiert, arbeiten sie hart daran, den Rückweg ins Paradies zu verhindern, weil sie wie Adam und

Eva immer wieder vom Baum der Erkenntnis essen wollen. Bei allen Lippenbekenntnissen zum Umweltschutz wollen sie nur eins: die Natur vergessen und unterwerfen. Vergessen, weil sie vergessen wollen, dass der digitale Fortschritt hungrig ist: Eine Tonne seltener Erden für die Produktion von Informations- und Kommunikationstechnologie verursacht 75.000 Liter verseuchtes Wasser und eine Tonne radioaktives Material. Darüber hinaus steigt der Stromverbrauch allein für die Digitalisierung um jährlich neun Prozent. Man will das aber nicht sehen und arbeitet lieber daran, zu berechnen, zu modellieren, zu kontrollieren und zu züchten, was in einer zerstörten Umwelt vielleicht noch überleben kann, zur Not auf dem Mars. Der Mensch, so wie er oder sie heute ist, seine Gesundheit, seine Zukunft auf einem gesunden Planeten und seine oder ihre heutigen Aussichten und Identitäten werden zugunsten einer unbestimmten »Menschheit« zum Fortschrittsschiff geföhrt.

Ist das in Ordnung? Dürfen wir unseren Fortschrittsfad weiter so beschreiten, in dem der Mensch entweder suboptimal ist oder in der grauen Masse einer Menschheit als Einzelner nicht mehr gesehen wird? Ich würde raten, vorsichtig zu sein.

Bis zu dem Punkt, wo das digitale Element entdeckt wurde, war die Technik selbst den Gesetzen der Natur, der Schwerkraft und dem Widerstand ausgeliefert. Aber mit der Entdeckung der digitalen Informationsübertragung und Informationsverarbeitung hat eine neue Ära begonnen, die uns schon bald zwingen wird, darüber nachzudenken, ob wir auf dem richtigen Weg sind.

Mit der Digitalisierung haben wir Menschen begonnen, uns in eine neue Sphäre der Weltzusammenhänge einzuarbeiten, die man bis dahin als »das Unsichtbare« ignoriert hatte. Hier tapen wir bei aller äußeren Souveränität im Dunkeln und arbeiten alchimistisch experimentell. 60 verschiedene Metalle müssen kombiniert werden, um einen Chip herzustellen, und wie Substitute geartet sein müssten, um die zwölf Metalle zu ersetzen, die uns bald ausgehen, das wissen wir nicht. Die Frequenzbänder in der Luft werden benutzt, um Informationen zu übertragen. Man weiß nicht, wofür Mutter Natur diese Frequenzbänder bisher bereits benutzt hat. Man will das auch dann nicht so genau wissen, selbst wenn 230 Wissenschaftler aus 40 Ländern warnen, wir sollten von 5G erst mal die Finger lassen; denn das würde ja unseren kommerziellen Fortschritt aufhalten. Die Gestalter in dieser alchimistischen Wissenschaftswelt, die wir heute mit dem Ort *Silicon Valley* gleichsetzen, toben sich aus wie noch nie, mit einer technischen Macht, die so noch nie da gewesen ist. Das Ziel ist, eine neue Welt zu bauen.

Aber für wen eigentlich? Welches Menschenbild liegt ihnen denn zugrunde beim Erbauen ihrer Luftschlösser? Eine Welt der Virtualität, in der der Mensch, wie in all seinen Luftschlössern, entweder der einzige

Gott ist oder ein Sklave? Eins ist jedenfalls sicher: Im digitalen Raum hat der digitale Weltgestalter alles – so scheint es – unter Kontrolle. Hier wird genau erfasst, wer was sagt, wie dumm oder klug jemand ist, welche Wege jemand gehen kann. Während die Facebook- und Twitter-Fenster noch den Anspruch hatten, eine Form von Fenster in die Welt zu sein, sind *Virtual Realities* nun Fenster in eine vollkommen selbst geschaffene und kontrollierte Welt. Hier gestalten die Wenigen, die die Kontrolle, die Macht und das Geld haben, um die Körper und Seelen der in die Passivität hineinfallenden Fortschrittskinder auszusaugen, zu besetzen, zu bedienen und zu manipulieren.

Was sie allerdings unterschätzen, ist die Macht des Körpers und die Verletzbarkeit der Seelen in all diesen Menschen und wie diese, die für Aktivität, Leben und Sinn geboren worden sind, sich unbewusst wehren; wehren auf eigene Weise; in Form von Hass und Depression, in Form von geistigen Exkrementen und Gewalt, virtueller Mitwisserschaft und falschem Stolz auf ein verlorenes Dasein: dem Stolz, Teil von Ländern zu sein, die sich »modern« nennen.

All das könnte übrigens anders sein. Hätten die Schöpfer der digitalen Welt die Demut und Vorsicht der Natur, die Geduld und den Willen zum Schönen, statt zum schnellen Geld, und hätten sie ein bejahendes und vollständigeres Menschenbild, dann würden die Technologien, die sie schaffen, ganz anders aussehen können. Sie könnten die Digitalökonomie mit aller Vorsicht und mit einem unbedingten Willen zum Guten bauen. Die Liebe zu uns selbst und zur Natur könnten sie dabei begleiten. Jede neue Entwicklung könnte sich sorgen um die vielschichtigen Auswirkungen, die Technik auf das Leben von Menschen und Gesellschaften hat: Werden wir in unserem Leben und Charakter gestärkt durch das Neue? Zufriedener, freundschaftlich verbundener, wissender, großzügiger, mutiger? Hat man versucht zu verstehen, was auf vielschichtigen Ebenen durch neue Technologien im Positiven wie im Negativen für die menschliche Gesellschaft entsteht? Und besteht die Bereitschaft, Technik teurer und mit aller Sorgfalt zu bauen, statt nur Softwaremodule billig zusammenzuflicken? Wäre es sogar denkbar, im Interesse von Gemeinschaft und Gesundheit auf Technik zu verzichten, wenn sie schlicht nichts Gutes verspricht? Oder haben unser schlechtes Menschenbild und unsere Fortschrittsreligion schon dafür gesorgt, dass wir all diese Fragen als naiv empfinden?

Mit solch einem Fragenkompass und nüchterner Grundhaltung, die das digitale Götzentum ersetzen sollte, wäre es möglich, zum Fortschritt von Menschen durch Technik zurückzukommen und dem irren Überwachungskapitalistischen Pfad der Ausbeutung von allem, was lebt, zu entkommen. Voraussetzung ist allerdings tatsächlich, dass wir zu einem guten Menschenbild zurückkehren.

## Impuls von Volker Jung

Sie werden jetzt vielleicht etwas erleben, was Sie ein wenig irritiert. Sie haben eine Wirtschaftsinformatikerin gehört, die einen sehr kritischen Zugang zur Digitalisierung hat. Sie hören jetzt einen Theologen, der versucht, sich der Digitalisierung positiv zu nähern. Mir ist es schon oft in solchen Diskussionen so gegangen, dass die Leute gesagt haben: Ist jetzt eigentlich die Welt verkehrt, eigentlich seid ihr Theologen doch diejenigen, die uns die Freude kaputt machen an solchen Entwicklungen? Ich werde versuchen, in drei Schritten zu reden und mich der digitalen Welt zu nähern.

### Der Mensch erlebt eine Erweiterung seiner Wirklichkeit

Die kommunikativen Möglichkeiten haben sich enorm verändert. Ich gehe mal davon aus, dass die allermeisten von uns Smartphones bei sich tragen. Es ist eingedrungen in unser Leben, wir haben es übernommen, weil es ganz unglaublich praktisch ist, weil es uns in allen Momenten mit der ganzen Welt verbindet, ja wir eigentlich permanent im Internet sein könnten. Facebook arbeitet daran, dass es wirklich möglich wird, von allen Punkten der Welt aus ins Internet gehen zu können. Google versucht, Fluggeräte zu konstruieren, die es ermöglichen, sich an allen Orten miteinander zu verbinden. Wir können nachher darüber reden, was wir davon haben. Mir ist es erstmal wichtig, das zur Kenntnis zu nehmen. Uns stehen Informationen in Hülle und Fülle zur Verfügung. Wir können auch an allen Orten dieser Welt mit Menschen in Verbindung treten. Wissen ist in einer bisher nicht gekannten Weise zugänglich für alle. Das hat etwas unglaublich Emanzipatives. Auch Menschen an Orten dieser Welt, die vorher nicht diesen Zugang hatten, können einen solchen Zugang gewinnen. Selbstverständlich können wir immer, und das müssen wir auch, zwischen analoger und digitaler Begegnung unterscheiden. Aber längst ist die digitale Begegnung für viele von uns, vor allem für die jungen Menschen, Teil der Wirklichkeit. Ich *gehe* nicht online, ich *bin* online.

Die Erweiterung der Wirklichkeit beschränkt sich nicht auf die Kommunikation allein. Der nächste Schritt ist die Verbindung mit den Dingen, die uns umgeben. Das erweitert die Wirklichkeit. Wir können Kontakt zu den Dingen aufnehmen. Das heißt zum Beispiel, dass ich einen Spiegel – das habe ich in einem kleinen Start-up kennengelernt – zu einem Bildschirm mache und dann am Spiegel im Bildschirm testen kann, wie ich mein Äußeres verändern kann. Erweiterte Wirklichkeit. Der nächste Schritt ist die virtuelle Realität, das Eintauchen in eine völlig andere Wirklichkeit. Ich kann zu Hause sein, ich kann meine Brille auf-

setzen und kann ins Meer hinabtauchen. Ich kann zu Hause sein, mir eine Brille aufsetzen, kann am Strand irgendwo auf dieser Welt spazieren gehen. Wer es probieren will, kann hier zum Propsteihof gehen, da machen wir aufmerksam auf den Ökumenischen Kirchentag in Frankfurt 2021. Dort gibt es eine Möglichkeit, virtuell über den Dächern der Stadt Frankfurt spazieren zu gehen. Wenn Sie es machen und sich darauf einlassen und Höhenangst haben, kriegen Sie weiche Knie. Virtuelle Realität – nun kann man sagen, das ist Blödsinn, das ist Spielerei. Ich habe mich gefragt: Wäre es vielleicht ein therapeutischer Ansatz, um mit meiner Höhenangst klarzukommen? Kann ich mit virtueller Realität arbeiten und sie auch medizinisch einsetzen, sodass es Menschen nutzt?

In einem nächsten Schritt können wir darüber nachdenken, was es eigentlich heißt, wenn Menschen sich mit Maschinen verbinden. Wir machen das längst: Cochlea-Implantate, Herzschrittmacher, andere Dinge helfen uns, körperliche Schwächen auszugleichen. Ein nächster Schritt, und auch daran wird gearbeitet, ist die Verbindung des Menschen direkt mit einem Computer. Mit Hirnströmen etwas steuern, das hört sich auch schräg an. Für viele Menschen ist es eine große Hilfe, eine große Hoffnung. Jemand wie Stephen Hawking hat mit der digitalen Technologie überhaupt nur die Lebensleistung vollbringen können, die er vollbracht hat. Bedeutet das aber noch mehr? Kann es etwa bedeuten, wenn ich mich mit einem Computer verbinde, dass ich dann irgendwann auch meine Person und meine Persönlichkeit in ein digitales System übertrage? Auf diesem Wege, und jetzt kommen wir an einen weiteren Punkt, sogar Unsterblichkeit erstrebe? Auch an solchen Dingen wird gearbeitet. Der israelische Historiker Yuval Noah Harari hat das, was hier geschieht, versucht zu beschreiben:

»Die gesamte Geschichte hindurch sprach man den meisten Göttern nicht Omnipotenz, sondern eher ganz bestimmte übermenschliche Fähigkeiten zu: etwa Lebewesen zu formen und zu schaffen, den eigenen Körper zu verändern, die Umwelt und das Wetter zu steuern, Gedanken zu lesen und aus der Ferne zu kommunizieren, mit hoher Geschwindigkeit unterwegs zu sein und natürlich dem Tod zu entgehen und ewig zu leben. Die Menschen sind gerade eifrig dabei, diese Fähigkeiten zu erlangen und noch ein paar mehr.«<sup>5</sup>

Die Menschen machen sich zu Göttern. Das ist die These von Harari. Ein Szenario, das diesen Gedanken in sich aufnimmt – die Wirklichkeit des Menschen hat sich erweitert. Wie wir es dann bewerten, ist der nächste Schritt.

<sup>5</sup> Yuval Noah Harari: Homo Deus. Eine Geschichte von Morgen. München 2018, S. 69.



## Der Mensch erlebt eine Infragestellung seiner selbst

Die Industrialisierung hat mechanische Tätigkeiten durch Maschinen ersetzt. Die Digitalisierung treibt es noch etwas weiter. Robotertechnologie in der Industrie, weitere mechanische Tätigkeiten, die etwas komplizierter sind, werden Robotern übertragen – Entwicklungen, die in manchen Bereichen längst gängig sind. Aber es geht an dieser Stelle auch weiter: Es werden nicht mehr nur die mechanischen Tätigkeiten sein. Künstliche Intelligenz, die diese Systeme steuert, kann zum Beispiel auch Vertragswerke scannen und bewerten, geistige Leistung ersetzen. Digitale Technologie kann eingesetzt werden in Bereichen, die wir vielleicht eher kritisch sehen: Pflege und Kontakt. Wollen wir Menschen durch digitale Kommunikation, etwa durch Roboter, ersetzen? Im Bereich der Pflege ist es ein heißes Thema, über das wir bestimmt diskutieren müssen und sollten. Mit all dem sind, und deswegen spreche ich von den Fragestellungen, Kränkungen des Menschen verbunden. Wenn Maschinen uns ersetzen, wer sind wir dann noch als Mensch? Ist wirklich alles ersetzbar? Geht es sogar noch weiter, werden Menschen die digitale Technologie einsetzen, um das eigene Leben zu verbessern, oder wird die entwickelte digitale Intelligenz den Menschen irgendwann so sehr überlegen, dass sie den Menschen ersetzt oder gar abschafft? Von einem der Väter der Künstlichen Intelligenz, Marvin Minsky, ist der schöne Spruch erhalten: »Was wird sein, wenn die Künstliche Intelligenz den Menschen überragt?« Darauf soll er geantwortet haben: »Dann können wir vielleicht froh sein, wenn sie uns als Haustiere hält.« Manche halten das für Sciencefiction, andere halten es für realistisch. Nicht sofort, aber in absehbarer Zeit. Einer, der über diese Fragen nachdenkt, ist Ray Kurzweil, der Chefentwickler bei Google war. Ray Kurzweil hat den Begriff der technologischen Singularität geprägt. Er sagt, irgendwann wird diese Künstliche Intelligenz so weit entwickelt sein, dass der Punkt erreicht ist, an dem wir nicht mehr kontrollieren können, was sie mit uns macht. Ich habe in der letzten Zeit viele Gespräche mit Forscherinnen und Forschern geführt und gefragt: »Ist das nicht Sciencefiction?« »Das ist Sciencefiction«, sagen die einen, – es bleibt dabei, Maschinen bleiben Maschinen. Und andere sagen: »Nein, das wird so kommen.« Längst sind Maschinen in der Lage, einen Menschen im Schachspielen zu besiegen. Roboter spielen Fußball. Das wäre für mich die ultimative Kränkung, wenn ein Roboterteam den BVB oder auch die Königsblauen schlägt. Dann kommt ja etwas zusammen, was wir uns wirklich nicht vorstellen können. Dann haben sie nicht nur die intellektuelle Leistung, dann haben sie das Physische, dann haben sie das Gefühl, dann haben sie das Soziale, was zum Fußball gehört, und wenn das die Maschinen könnten und besser als wir, dann wäre etwas erreicht, wo wir, glaube ich, zutiefst erschre-

cken würden. Aber sind wir auf dem Weg dahin? Das ist eine der Fragen, die ich gerne heute diskutieren möchte. Ich gehöre zu denen, die sagen: Ich glaube nicht, dass Maschinen Menschen wirklich überragen können, dass Maschinen Menschen ersetzen können, weil auch die Addition vieler intelligenter Vorgänge in einer Maschine nicht das hervorbringen wird, was den Menschen zum Menschen macht, dass Bewusstsein entsteht oder Lebendigkeit. Und an dieser Stelle jetzt komme ich auf einen ganz alten Text zurück, zu den Perspektiven des Menschseins:

»Da machte Gott der Herr den Menschen aus Erde vom Acker und blies ihm den Odem des Lebens in seine Nase. Und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen.« (1 Mose 2,7)

Ich glaube, dass in diesem Text eine ganz tiefe Weisheit liegt, dass Leben mehr ist als das, was durch Maschinen ersetzbar und kopierbar ist. Genau um diese Fragen geht es jetzt. Was heißt es, dass das menschliche Leben mehr ist? Was macht menschliches Leben aus und was ist Lebendigkeit?

#### Perspektiven des Menschseins

Yuval Noah Harari hat in seinem Buch geschrieben, dass die Digitalisierung drei Effekte haben wird. Zum einen werden Menschen Götter – das habe ich beschrieben, nicht Gott selbst, aber wie Götter. Und er sagt, es gibt zwei weitere Effekte – und da bin ich jetzt unsicher, ob da wirklich ein negatives Menschenbild dahintersteckt: Digitalisierung wird alle Menschen glücklich machen und alle Menschen werden unsterblich. Ich halte das für eine Hybris, aber eine Richtungsanzeige, mit der wir uns kritisch auseinandersetzen müssen. Als Theologe sage ich, es ist schon immer Gegenstand menschlicher und christlicher Hoffnung gewesen, dass Menschen glücklich sind, dass der Tod besiegt wird. Aber als Christinnen und Christen glauben wir, dass *wir* das nicht machen können, sondern dass das allein Gott tun kann, und das begrenzt unser Menschsein sinnvoll. Menschliches Leben ist nicht der heile, pure Glückszustand, jedenfalls nicht hier auf dieser Erde, und menschliches Leben ist nicht unendlich. Und es ist gut so, dass es nicht in dieser Form, wie wir es hier erleben, unendlich ist. Um diese Fragen des Menschenbildes müssen wir ringen. Immer dort, wo Menschen versucht haben, den ewigen Glückszustand und das ewige Leben zu erreichen, wo sie versucht haben, den Himmel auf Erden zu schaffen, da haben sie die Hölle erzeugt. Und da sind wir jetzt an einem Punkt, glaube ich, beieinander. Die Gefahr besteht bei der Digitalisierung. Deswegen müssen wir sie

gestalten und das positive Potenzial, das sie eben auch in sich trägt, nutzen, mit der Schaffenskraft, die uns auch von Gott gegeben ist.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

*In dieser Veranstaltung wurde eine Resolution verabschiedet, s. S. 529.*

---

## Podienreihe **Europa**

### **Europa und Afrika**

#### Meer-Nachbarschaft – Mehr als Migration

Vortrag und Gespräch<sup>1</sup> am Freitag, 21. Juni 2019, Konzerthaus

Ellen Johnson-Sirleaf, ehemalige Präsidentin von Liberia, Monrovia/  
Liberia

Prof. Dr. Horst Köhler, Bundespräsident a. D., Berlin

Dr. Fidon Mwombeki, Generalsekretär der Gesamtafrikanischen  
Kirchenkonferenz, Nairobi/Kenia

#### Impuls von Horst Köhler

Auf Kirchentagen darf man träumen, und deshalb möchte ich Sie auf eine kleine Zeitreise einladen. Wir befinden uns im Jahr 2050. Ein Team der Kumasi-Universität aus Ghana wird mit dem Chemie-Nobelpreis für seine bahnbrechenden Entdeckungen ausgezeichnet, die zur Ausrottung von Malaria beigetragen haben. Nordafrika versorgt ganz Europa mit Solarstrom, die Abhängigkeit der Weltwirtschaft vom Öl ist gebrochen. Die Erderwärmung, deren schlimmste Auswirkungen wegen der beherzten Klimapolitik in den 20er-Jahren dieses Jahrhunderts deutlich begrenzt wurden, schreitet kaum noch voran. Die Wälder Afrikas werden als grüne Lunge des Planeten geschätzt und geschützt. Die Ersparnisse der reichsten Rentnergeneration aller Zeiten in Europa finden echte Rendite durch Investitionen in die kreativste Jugendgeneration aller Zeiten in Afrika. Der afrikanische Kontinent ist ein Motor der Weltwirtschaft. In vielen Bereichen, die sich im Jahr 2019 schon positiv abzeichneten, ist Afrika führend: Die Filmindustrie von Nigeria läuft Hollywood den Rang ab. Die Stars der Welt tragen bevorzugt Mode von westafrikanischen Designern, die im Land der Textilindustrie, Äthiopien, produziert wird. Die neuesten Software-Innovationen für die Taschencomputer, die

<sup>1</sup> Abgedruckt ist das eingereichte Manuskript des Impulses von Horst Köhler. Das Gespräch beruht auf der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung und wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und stark gekürzt. Die Beiträge von Ellen Johnson-Sirleaf und Fidon Mwombeki wurden simultan gedolmetscht von Angelika Joachim und Bernd Leinenbach.

früher einmal Smartphone hießen, kommen aus der Silicon Savannah in Kenia. Die Elfenbeinküste exportiert mehr Schokolade als die Schweiz und Belgien zusammen. In Südafrika wird das meistverkaufte emissionsfreie Auto der Welt hergestellt; natürlich, lieber Herr Schäfer, von einer deutschen Firma, die das mit den Emissionen nun ganz ohne Schummeln hinbekommt. Die afrikanischen Landwirte ernähren nicht nur ihre eigene Bevölkerung, sondern exportieren in die ganze Welt. Die Kommissionen der Afrikanischen Union und der Europäischen Union treffen sich monatlich zur Koordinierung ihrer Politik. Die im Jahr 2040 eingeführte Praxis, jeweils einen Kommissar des Nachbarkontinents dauerhaft in die Kommission zu kooptieren, wird erfolgreich fortgeführt. Das Museum zeitgenössischer Kunst in Kigali feiert zum wiederholten Mal den weltweiten Museumsbesucherrekord. Senegal ist Fußballweltmeister. Das Mittelmeer ist kein Massengrab mehr, sondern ein lebendiger Kulturraum der produktiven Begegnung von Europa und Afrika.

Meine Damen und Herren, auf Kirchentagen darf man träumen. Das sage ich etwas flapsig, aber ich meine es durchaus ernst. Ich glaube, dass uns in diesen Zeiten des Umbruchs und der Ratlosigkeit und der Nervosität in Politik und Gesellschaft etwas Wichtiges verloren geht, nämlich das Vermögen, uns eine gute Zukunft vorzustellen, meinetwegen auch eine gewisse Utopiefähigkeit. Und ich sehe es als dringende Aufgabe gerade auch für uns Christen, die wir getragen sind von der Ahnung, dass das Reich Gottes tatsächlich möglich ist, dieses positive Vorstellungsvermögen in der Gesellschaft zu stärken.

Wenn wir von Afrika sprechen, ist dieses Vermögen ganz besonders gefragt, denn hier ist unser Denken von jahrhundertlangem Rassismus und jahrzehntelangem Afropessimismus so vorgeprägt, dass wir den herrschenden Schreckens- und Bedrohungsszenarien nur wenig entgegenzusetzen haben. Nicht zuletzt im Zuge der Migrationsdebatte erlebt das alte Narrativ der Angst vorm schwarzen Mann wieder eine traurige Renaissance. Dabei sollten wir, wie jedes Zukunftsprojekt, auch die gemeinsame afrikanisch-europäische Zukunft zunächst von ihrem denkbar positiven Ergebnis aus denken. Erst daraus entstehen die nötige Energie und der Mut zum Handeln. Nicht aus Angst.

Natürlich bedeutet Utopiefähigkeit nicht, dass wir die Augen vor der Realität verschließen. Ganz im Gegenteil: Wir müssen uns harte Fragen stellen, was eigentlich die Voraussetzungen sind für die gute Entwicklung, wie wir sie uns vorstellen mögen. Was also die Weichenstellungen von heute wären, die eine gute Zukunft von morgen möglich machen. Ich möchte für meinen heutigen Impuls vier solcher Weichenstellungen vorschlagen, die, wie ich meine, Voraussetzung sind für eine gute gemeinsame Zukunft von Europa und Afrika.

1. Europa muss in Afrika einen strategischen Partner für eine neue multilaterale Weltordnung erkennen.

Die Welt ordnet sich gerade neu, und es ist noch völlig offen, wohin die Reise geht. Dieser Umbruch bedeutet vor allem für den Westen, vor allem für Europa, eine neue Epoche der Unsicherheit. Er bedeutet auch ein Ende der politisch-kulturellen Dominanz des Westens in der Welt. Damit lernen wir gerade neu umzugehen (als Auswuchs dieses Lernprozesses würde ich unter anderem die Wahl von Donald Trump einordnen).

Dazu gehört, dass wir dringend daran arbeiten müssen, auch den letzten Rest von postkolonialem Überlegenheitsgestus abzulegen, der sowohl im Gewande der rassistischen Verachtung als auch der gut gemeinten Bevormundung daherkommen kann. Die Zeit jedenfalls, als man sich in Afrika mit Dankbarkeit an einem gönnerhaften Europa orientierte, das alles besser weiß – sie ist endgültig vorbei. Ganz im Gegenteil: Wir befinden uns weltweit in einem neuen Systemwettbewerb, nicht zuletzt mit China, in dem längst nicht mehr a priori angenommen wird, dass Demokratie und Menschenrechte den besten Rahmen für gesellschaftlichen Fortschritt bieten. Europa steht vor der schwierigen Aufgabe, gleichzeitig mit Demut *und* innerer Überzeugung für seine Werte zu werben.

Da könnte es sein, dass gerade unser nächster Nachbar auch unser nächstliegender Partner und Verbündeter werden kann. Tatsache ist jedenfalls, dass sich die 55 Staaten der Afrikanischen Union in deren Gründungsstatut für ein politisches Entwicklungsmodell entschieden haben, das auf den Werten Demokratie, Menschenrechte und Rechtsstaatlichkeit fußt. Die politische Idee der Afrikanischen Union ist eine große Chance für Kontinuität und Berechenbarkeit in der afrikanischen Politik. Ein gutes Beispiel ist die Panafrikanische Freihandelszone, die letztes Jahr von 44 Staaten auf den Weg gebracht wurde: Damit machen die Afrikaner einen entscheidenden Schritt zu mehr regionaler Integration und wachsender Wertschöpfung auf dem Kontinent selbst – und auch zu weniger Abhängigkeit vom Westen oder von China. Wie kein anderer Kontinent verknüpft die Afrikanische Union dabei ihre eigene Strategie auch direkt mit dem globalen Rahmenwerk der Vereinten Nationen, der *Agenda 2030 für Nachhaltige Entwicklung*. [...] Damit macht Afrika deutlich, dass es sich als Teil einer multilateralen, kooperativen Weltordnung mit starken Vereinten Nationen versteht.

Erkennt Europa seine Chance? Sollte die europäische Afrikapolitik, von Migrationsangst getrieben, weiterhin den Eindruck erwecken, es wäre ihr Hauptziel, Afrika unter Quarantäne zu stellen, dann werden wir ein böses Erwachen haben. Es ist nicht zu übersehen, dass das große strategische Projekt Chinas, die neue Seidenstraße, ein Projekt der Kon-

nektivität, nicht der Abschottung ist. Was stellen wir dem entgegen? Lassen Sie mich einen Vorschlag machen. Ich bin bei meinem zweiten Punkt.

## 2. Wir müssen die wirtschaftliche Transformation Afrikas und den Strukturwandel in Europa im Zusammenhang sehen.

Zwischen Europa und Afrika gibt es ganz offensichtliche Asymmetrien. Politische Asymmetrien. Ökonomische Asymmetrien. Ich glaube, der Schlüssel für eine echte, strategische Partnerschaft zwischen beiden Kontinenten ist: Wir dürfen diese Asymmetrien nicht verschleiern, sondern müssen sie produktiv nutzen. Wir können sie zum Beispiel dadurch nutzen, dass wir stärkere Finanzbrücken bauen zwischen den alternden, sparstarken Gesellschaften des Nordens und den jungen, investitions hungrigen Gesellschaften des Südens. Es vagabundieren gigantisch große Summen von Geld auf der verzweifelten Suche nach Rendite in der Welt herum, es werden immer absurdere Finanzprodukte erfunden, die aus Geld Geld machen sollen – dabei können in Afrika, mit intelligenten Absicherungsinstrumenten, echte Investitionen echten Mehrwert für alle schaffen.

Zweitens können die Asymmetrien fruchtbar gemacht werden, indem wir unsere europäischen Wachstumsvorstellungen in Beziehung setzen zum dringend benötigten Wachstum in Afrika, für Schulen, Krankenhäuser, Infrastruktur. Wir müssen dem dortigen Wachstum ökologischen und ökonomischen Raum geben durch eine andere Art des Wirtschaftens, des Produzierens und Konsumierens bei uns. Anders gesagt: Die wirtschaftliche Transformation Afrikas kann nur in Wechselwirkung mit einer strukturellen Transformation Europas gelingen. Wie?

Der Aufbau einer modernen Landwirtschaft in Afrika, die sowohl Kleinbauern als auch verarbeitender Nahrungsmittelproduktion eine Chance im Weltmarkt gibt, ist nicht ohne eine Neuordnung der europäischen Agrarpolitik zu denken, die momentan noch alles plattdrückt, was nicht hochsubventioniert und hochtechnologisiert in Europa produziert wird. Der Kampf gegen illegale Kapitalabflüsse (die seriösen Schätzungen schwanken hier zwischen 50 und 100 Milliarden US-Dollar jährlich) aus dem afrikanischen Kontinent braucht auch ein Umdenken in der europäischen Steuerpolitik. Die Ausbreitung der Wüsten in Afrika muss nicht zuletzt auch durch eine mutigere und wirkungsvollere europäische Klimapolitik gestoppt werden. Und die Arbeitswelt wird sich auf beiden Kontinenten massiv verändern – nicht zuletzt, weil hunderte von Millionen von Arbeitsplätzen in Afrika entstehen müssen. Die Debatte über die Zukunft der Arbeit muss deshalb auch in den Kontext eines gemeinsamen europäisch-afrikanischen Wirtschaftsraums gestellt werden. Und wir sollten uns in Europa nicht einbilden, wir könnten Arbeitsplätze für

immer sichern, ohne auf diesen Nachbarkontinent zu achten, sein Schicksal und seine jungen Leute.

Wenn wir die globale Transformation, die uns im Zuge von Digitalisierung, Globalisierung und Klimawandel allen bevorsteht, als gemeinsamen Suchprozess aller Länder verstehen, wenn wir die Zweifel an unserem System nicht als Schwäche, sondern als Stärke begreifen, weil sie Erneuerung anstoßen – dann können wir auch in unserem Verhältnis zu Afrika neue Glaubwürdigkeit gewinnen. Dann treten wir nicht als Besserwisser auf, sondern als gemeinsam Lernende. Dann sind wir nicht mehr Wohltäter, denen allzu leicht Heuchelei nachgewiesen werden kann, sondern Gestalter gemeinsamer guter Zukunft.

Ich bin zutiefst davon überzeugt, meine Damen und Herren, dass das keine Bedrohung für Europa ist, sondern ganz im Gegenteil eine neue Chance, dem europäischen Projekt Richtung und Sinn zu geben. Es ist auch kein Verzichtsszenario, sondern wird im Gegenteil ganz neue Wohlstandsenergien bei uns freisetzen, neue innovative Kraft jenseits des materiellen und letztlich selbstzerstörerischen »Immer Mehr«. Warum wagen wir es nicht, die Vision eines wahrhaft globalen Sozialkontrakts zu denken? Allen, denen das eine Nummer zu groß ist, sage ich: Machen wir uns nichts vor – die Migrationsbewegungen der letzten Jahre, von denen wir in Europa bisher lediglich die Ausläufer gespürt haben, sind kein geschichtlicher Ausrutscher, sondern Boten einer neuen Zeit, in der die krassen Wohlstandsunterschiede zwischen den Ländern von einer unruhigen und wachsenden Jugend im Süden nicht länger akzeptiert werden. Das muss der Ausgangspunkt sein für ein neues, kraftvolles strategisches Angebot Europas an Afrika, das echten politischen Willen investiert, anstatt sich im entwicklungspolitischen Klein-Klein zu verzetteln. Das führt mich zu meinem nächsten Punkt.

### 3. Die Jugend Afrikas muss als Machtfaktor im 21. Jahrhundert ernst genommen werden.

Wenn es ein Pauschalurteil gibt, das über den gigantisch diversen afrikanischen Kontinent zulässig ist, dann jenes, dass dies ein Kontinent der Jugend ist. Afrika hat eine Bevölkerung, die so rasant wächst und so jung ist, dass sie zu einem ökonomischen und sozialen Faktor erster Ordnung auf diesem Globus geworden ist, den niemand weiter ignorieren kann. Die Bevölkerung wird sich bis ins Jahr 2050 wohl verdoppeln auf 2,5 Milliarden Menschen – dann werden etwa 25 Prozent der Weltbevölkerung Afrikaner sein, nur etwa 5 Prozent Europäer. Dann wird einer alternden europäischen Gesellschaft die größte Jugendbevölkerung in der Geschichte der Menschheit gegenüberstehen: Auf unserem Nachbarkontinent sind schon heute die Hälfte aller Menschen jünger als 18 Jahre. In



Deutschland liegt das Median-Alter bei etwa 47 Jahren. Für mich steht fest: Der Jugend Afrikas Perspektiven zu geben, das ist eine der größten Herausforderungen des 21. Jahrhunderts. Hier wächst eine Macht heran, mit der zu rechnen ist, im Guten wie im Schlechten. Ich sage bewusst »Macht« – weil ich glaube, dass genau das die richtige politisch-strategische Einordnung ist, mit der wir auf diese globale Herausforderung blicken sollten; genauso, wie wir auch den Aufstieg Chinas oder den digitalen Kapitalismus als neue Machtfaktoren in der Weltpolitik begreifen müssen.

Wann immer ich die Gelegenheit habe, sei es in Afrika oder in Deutschland, treffe ich mich mit Gruppen von jungen Afrikanern und frage nach ihren Geschichten. Da gibt es den jungen Mann, den ich in der Elfenbeinküste traf, der mir von seinen verzweifelten Versuchen erzählte, seinen Freund dazu zu überreden, mit ihm einen Friseursalon in Abidjan zu eröffnen, anstatt sein Glück in Paris zu versuchen. Da gibt es die junge Nigerianerin, die ich vor wenigen Monaten hier in Berlin traf, die ein *FinTech*, also ein Start-Up im Finanzbereich gegründet hat, und zwar eine App, die Menschen mit wenig Einkommen dabei hilft, Kleinstbeträge zu sparen. Und da gibt es den Rapper Thiat aus dem Senegal, der mit seiner Band die Protestbewegung *Y'en a marre* (französisch für »Wir haben die Schnauze voll«) angeführt hat, die zur demokratischen Abwahl des letzten Präsidenten beitrug. Und als er mir von der Situation in seinem Land berichtete, voller Zorn und Liebe, voller Hoffnung und Ungeduld, da ahnte ich wieder einmal, welch große Kraft in dieser afrikanischen Jugend steckt. Ich bin immer wieder beeindruckt von der unglaublichen Energie und Kreativität dieser jungen afrikanischen Generation. Da ist ein Einfallsreichtum, ein Durst auf Lernen, wie man ihn – entschuldigen Sie – im gesättigten Deutschland eher selten antrifft. Die Spannung zwischen eigenen Ambitionen und den vielen großen und kleinen Problemen im täglichen Leben gebiert einen Unternehmergeist, ein immer wieder neues Sichzurechtfinden, Problemlösen, das durchaus afrikanisch genannt werden darf.

Die Kernfrage, die über Afrikas Zukunft, aber auch über unsere eigene entscheiden wird: Schaffen wir es, die große Kreativität, Wagnisbereitschaft und Hartnäckigkeit der afrikanischen Jugend zur nachhaltigen transformativen Kraft auf ihrem Kontinent werden zu lassen? Und damit bin ich bei meinem letzten Punkt.

#### 4. Afrikas Entwicklung kann nur aus sich selbst heraus kommen.

Wenn man sich die Liste von afrikanischen Ländern anschaut, die in den letzten Jahren besonders viel Hoffnung gemacht haben, also zum Beispiel Botswana oder Ghana oder Ruanda oder neuerdings Äthiopien,

dann fällt eines auf: Es sind vor allem Länder, die eine besonders ausgeprägte eigene Vorstellung über ihre Entwicklung, über ihren eigenen Weg haben, und die keine Furcht haben, sich auch gelegentlich von ihren Entwicklungspartnern abzugrenzen. Dieses Selbstbewusstsein kommt in einem neuen, produktiven Ton daher; es ist ein anderer Sound als das gewohnte Kolonialismus-Bashing, mit dem so manches Diktatoren-Fossil seine eigene Unfähigkeit zu übertünchen versucht.

Ich nehme auf dem afrikanischen Kontinent immer stärker einen Prozess der politischen und kulturellen Selbstbehauptung wahr. Vielleicht ist das Auseinanderdriften der restlichen Welt eine Chance für die Afrikaner, noch stärker und sichtbarer ihre eigene Position zu definieren. Immer mehr höre ich da: »Lieber Westen, wir betteln nicht mehr um eure Almosen. Wir werden unseren Weg gehen. Unterstützt uns gerne – aber die Richtung bestimmen wir!« Ich glaube an eine afrikanische Renaissance, die nicht aggressiv ist, sondern partnerschaftlich, die sich nicht durch das definiert, was sie bekämpft, sondern durch das, wofür sie steht.

Wir müssen ein für alle Mal zur Kenntnis nehmen: Afrikas Transformation wird nur aus sich selbst heraus kommen, nicht aus unserem Sendungsbewusstsein oder unseren Belehrungen. Auch deshalb ist der Suchprozess der Afrikaner, besonders der afrikanischen Jugend, der Durst nach Selbstbewusstsein, Identität und einer *Rolle* in der Welt, so wertvoll. Darauf muss sich auch Europa neu einlassen. Dazu müssen wir auch das Zuhören wieder neu lernen. Viel zu viele, *viel zu viele* Debatten zu Afrika werden ohne die Beteiligung von Afrikanern geführt. Die Diskussion um die Restitution von afrikanischen Kulturgütern etwa ist für mich auch ein Test, ob wir wirklich bereit sind, den Afrikanern die Deutungshoheit über ihre Geschichte, Kultur und Identität zurückzugeben.

Ich habe überhaupt keinen Zweifel: Afrika hat alles Potenzial für eine gute Entwicklung. Wenn jetzt die afrikanischen Führer ihre Verantwortung ernstnehmen, und wenn Europa diese Eigenverantwortung mit einer neuen Ernsthaftigkeit unterstützt – dann kann Afrika nicht nur zu einem neuen Pol für weltwirtschaftliches Wachstum werden. Dann kann das 21. Jahrhundert sogar zu einem afrikanisch-europäischen Jahrhundert werden, einer wirklich neuen wirtschaftlichen und politischen Partnerschaft, die auch dem Planeten als Ganzem gut tut. Lassen Sie uns nicht bis zum Jahr 2050 warten, daran zu bauen.

### Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Ellen Johnson-Sirleaf: Lassen Sie mich zuerst anmerken, dass Entwicklung ein langer Prozess ist. Europa hat sich auch nicht in ein oder zwei Jahrzehnten so entwickelt. Es hat sehr viel länger gedauert. Da hat es viel Energie gebraucht, lange politische Arbeit, einen sehr langen Atem.

Afrika ist mit großen Handicaps an den Start gegangen: keine Infrastruktur, wenig Kapazität. Wir hatten in erster Linie Rohstoffe anzubieten, die uns dann auch geraubt wurden oder uns in bilateralen Verträgen sehr billig abgenommen wurden. Aber Afrika hat schon sehr viel erreicht. Viele unserer Länder sind inzwischen eigenständig, können auf die bereits gemachten Fortschritte aufbauen. Sie machen Schritte auf noch größere Eigenständigkeit zu: durch gute Wirtschaftspolitik, durch die Achtung der Menschenrechte, durch Transparenz und Rechenschaft, was die Regierungsführung angeht, und natürlich durch Demokratie.

Wir wissen, dass es in Afrika große Probleme gibt. Wie gesagt: Infrastruktur, Kapazität und Integrität. In den meisten Fällen hat unsere Partnerschaft noch keine Gegenseitigkeit erreicht, keinen gegenseitigen Nutzen und gegenseitige Verantwortung, weil man Afrika immer als den Empfängerkontinent in dieser Partnerschaft gesehen hat und Europa als Geberkontinent.

Heute haben wir schon großes Selbstvertrauen gewonnen, und wir sind der Meinung, dass wir inzwischen einen Blick in die Zukunft werfen können, die nicht mehr verstellt wird durch die Kontrolle unserer Partner in Europa oder einer anderen Region der Welt, die bestimmen, wohin wir uns entwickeln. Unsere Jugend hat ihr Schicksal selbst in die Hand genommen. Da mag es Ausnahmen geben. Nicht alle unserer Länder leisten Großes und schöpfen ihr Potenzial aus. Aber der Weg in die Zukunft Afrikas liegt klar vor uns. Afrika steht heute an dem Punkt, wo es tatsächlich der Kontinent der Zukunft ist. Was wir heute brauchen, ist eine wechselseitige Partnerschaft mit allem, was das beinhaltet.

Ich könnte Herrn Präsident Köhlers Rede immer und immer wieder anhören, von ihrem Inhalt, der Tiefe und der Klarheit her. Aber am wichtigsten ist für mich dieser Aufruf zu handeln – auf beiden Seiten, gleichermaßen gerichtet an Europa, uns zu respektieren, und an Afrika, all unsere Möglichkeiten und natürlichen Ressourcen für die Entwicklung unseres Kontinents zu nutzen.

Fidon Mwombeki: Zunächst einmal ist es mir eine große Freude, hier sein zu dürfen und die Gesamtafrikanische Kirchenkonferenz zu vertreten. Zweitens bin ich Herrn Bundespräsident Köhler sehr dankbar. Es freut mich sehr zu hören, was er als Freund Afrikas hier gesagt hat. Das ist genau das, was Afrikaner schon lange sagen. Madam President Sirleaf war mit Sicherheit eine davon. Wir haben eine *Agenda 2063* angenommen für die Entwicklung Afrikas, und da wird nicht gesagt, wer uns helfen soll. Wir erwarten von anderen nicht, dass sie uns zur Hilfe eilen.

Wir sagen: Wir wollen ein Afrika, das in Afrika entwickelt wird, ein wohlhabendes und friedliches Afrika. Man muss gar nicht so weit in der Geschichte zurückschauen, um zu sehen, wie weit Afrika sich entwickelt

hat. Sie haben schon Ruanda als Beispiel zitiert. Aber das ist nicht das einzige Land.

Ich habe mit einigen Leuten hier über die *Agenda Afrika 2063* gesprochen. Die Vision, die ich für Afrika habe – deswegen bin ich nach Afrika zurückgekehrt –, ist eine Vision der Hoffnung. Wenn ich mir anschau, wie die Menschen dieses Land wahrnehmen: Die Leute in Europa denken wohl, dass die meisten Afrikaner nichts anderes wollen, als nach Europa zu kommen. Das stimmt gar nicht. Die meisten Afrikaner denken gar nicht daran. Denn das ist viel zu teuer für die Menschen. Die meisten Leute haben gar keinen Ehrgeiz, das zu machen, sondern sie tun alles, was sie können, um ihre eigenen Länder voranzubringen.

Deshalb stehen einige Länder unter Druck: Sie erzwingen demokratische Reformen. Ich habe erst vor Kurzem in Liberia eine riesige Demonstration gesehen, wo die Menschen ihre Regierung unter Druck setzten, das, das und das umzusetzen. Die Demonstration verlief sehr friedlich. Entsprechende demokratische Reformen wurden schon durch frühere Regierungen durchgeführt.

Viele junge Menschen erwarten für sich persönlich nicht viel – das stimmt –, wenn es ihre Ausbildung, eine Beschäftigung und ihre Zukunft angeht. Aber es stimmt nicht, dass sie unbedingt versuchen, aus Afrika herauszukommen. Sie versuchen – die afrikanischen Regierungen haben das im Blick – alles, was sie können, um ihr eigenes Leben zu verbessern. Wenn wir davon sprechen, das grüne Afrika noch grüner zu machen, wenn wir dann sagen hören: »Wenn es hier keine Hoffnung gibt, dann lasst uns gehen«, dann muss man fragen: Wie viele sind denn nach Europa gekommen? Wir haben mehr als eine Milliarde Einwohner, mehr als 600 Millionen junge Menschen. Weniger als ein Prozent denkt überhaupt darüber nach, ihr Land zu verlassen.

Afrika als Ganzes sieht Europa als Modell – in vielen unterschiedlichen Weisen. Man möchte nach Europa, um dort zu studieren. Man möchte sich organisieren. Man möchte Arbeit finden. Man möchte ein gutes Leben in Europa führen. Das ist wahr. Einige Menschen träumen vielleicht davon. Wir haben ein Interesse an anderen Ländern, in denen es einem persönlich bessergehen könnte. Aber andere haben diesen Traum vielleicht nicht. Südafrika spielt eine ähnliche Rolle für Afrikaner. Im östlichen und südlichen Afrika würde man eher nach Südafrika gehen. Es geht also weniger um Europa, sondern eher um Chancen. Natürlich haben viele Menschen gewisse Wünsche und Träume. Aber dass viele das planen – das ist mit Sicherheit nicht der Fall. Vor allem, wenn sich die Lebenssituation in Afrika verändert, möchten alle zu Hause bleiben.

Johnson-Sirleaf: Im Hinblick auf Migration in Afrika muss ich ganz klar sagen: Der größte Anteil der Migrantenströme aus Afrika ist innerafri-

kanisch, 80 Prozent. Die Menschen überschreiten Grenzen. Sie bringen Kapital mit, Fertigkeiten und leisten große Beiträge zum Wirtschaftswachstum und zur Entwicklung. Nur eine kleine Zahl der Menschen, die Chancen für ein besseres Leben suchen, weil sie unter Einschränkungen im Arbeitsleben und anderen Dingen in ihrer Heimat leiden, geht über den Kontinent, über das Mittelmeer hinaus. Das sind die Menschen, für die es einen Pakt zwischen Afrika und Europa braucht, um sicherzustellen, dass dieses Problem gelöst werden kann – und es kann gelöst werden. Es kann gelöst werden, um sicherzustellen, dass jene, die solche Chancen suchen, in der Lage sind, in geordneter, friedlicher und sicherer Weise Zuflucht zu finden, sodass ihre Rechte geschützt sind und dass sie auch die Gesetze und Anforderungen ihrer Gastländer befolgen.

Afrika tut viel, um seine Bürger und Bürgerinnen zu Hause zu halten: durch eine stärkere Wirtschaft, eine bessere Entwicklung, durch Demokratie und Rechtsstaat. Deswegen bleibt auch der größte Anteil der Menschen zu Hause. Diejenigen, die im Mittelmeer sterben, oder jene, die den Regeln ihrer Gastländer nicht Genüge tun, sind es, um derentwillen wir handeln müssen. Deswegen gab es im Dezember in Marrakesch einen globalen Pakt zur Migration.<sup>2</sup> Wir glauben, dass alle europäischen und afrikanischen Länder sich anschauen sollten, was in dieser Abmachung steht, um sicherzustellen, dass wir unsere Möglichkeiten nutzen.

Es gab während des ganzen 19. Jahrhunderts Emigration von Europa nach Afrika. Mich gäbe es nicht, wenn es diese Migration von Deutschland nach Afrika nicht gegeben hätte. Jetzt geht die Migration in die andere Richtung. Was wir jetzt brauchen, ist, uns diesen globalen Pakt einmal anzuschauen und sicherzustellen, dass die Zahlen derer, die sich auf die Wanderschaft machen, begrenzt werden können, dass wir das friedlich und geordnet halten können, dass sie wirklich einen Beitrag für die Gastländer leisten können.

<sup>2</sup> Vgl. Global Compact for Safe, Orderly and Regular Migration. Resolution adopted by the General Assembly on 19 December 2018; [www.un.org/en/ga/search/view\\_doc.asp?symbol=A/RES/73/195](http://www.un.org/en/ga/search/view_doc.asp?symbol=A/RES/73/195) [zuletzt gesehen am 29. 10. 2019].

---

## Thementag **Feministische Theologie**

### **Vertrauen und Verletzlichkeit**

Gesellschaftliche Erfahrungen und  
feministisch-theologische Reflexionen

Exegetische Impulse<sup>1</sup> am Freitag, 21. Juni 2019, DASA – Arbeitswelt  
Ausstellung

Prof. Dr. Muna Tatari, islamische Theologin, Paderborn  
Natalia Verzhbovska, Rabbinerin, Köln  
Prof. Dr. Michaela Geiger, evangelische Theologin, Wuppertal  
Dr. Heike Springhart, evangelische Theologin, Pforzheim

#### Einführung von Heike Springhart

Vertrauen und Verletzlichkeit sind eng miteinander verbunden. Es ist sehr naheliegend, dass wir beides miteinander verhandeln. Dass wir einander vertrauen, bedeutet auch, dass wir füreinander verletzlich sind und uns füreinander verletzlich machen. Und das ist zugleich riskant. Denn Vertrauen kann gebrochen werden, Verletzlichkeit kann schmerzen, und das macht es kompliziert. Menschliches Leben ist nicht anders zu denken denn als verletzliches Leben. Jeder und jede ist verletzlich und verwundbar. Verletzlich zu sein bedeutet, affizierbar, also berührbar zu sein, für den anderen und für Gott. Und das ist eben beides, riskant und bereichernd. Dass wir Menschen verletzlich sind, bedeutet, dass unser Leben unter dem Risiko steht, konkret verletzt zu werden – durch Krankheit, durch Unfall, durch Gewalt in jeder Form. Dass wir Menschen verletzlich sind, bedeutet aber eben auch, dass wir uns füreinander öffnen können, dass wir die dünnhäutigen Seiten zeigen, dass wir lieben können und miteinander kommunizieren, und dass wir voneinander lernen können. Verletzlichkeit wird in ganz bestimmten Situationen konkret und kann dann unterschiedlich bedrohlich ausfallen. Sie hat politische Dimensionen und sie hat religiöse Dimensionen. Und sie hat immer etwas damit zu tun, welche Erfahrungen der Verletzlichkeit ich in meinem Leben bisher gemacht habe. Ist mein Leben durch die Erfahrung traumatisierender Gewalt geprägt? Erlebe ich, dass ich in einem gesell-

<sup>1</sup> Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

schaftlichen Klima lebe, in dem ich dauernden Anfeindungen ausgesetzt bin? Und wie steht es um meine körperliche Verletzlichkeit? Und meine Seele? Auch der Glaube an Gott ist ein Wagnis der Verletzlichkeit. An Gott zu glauben, auf Gott zu vertrauen, das bedeutet auch, sich für den Höchsten, sich für die Ewige verwundbar zu machen; damit zu rechnen, dass Gott einen Einfluss auf mein Leben hat. Vertrauen und Verletzlichkeit gehören zusammen. Wo Vertrauen verletzt wird, hat das dramatische Folgen. Solche Verletzung kann in sozialen Vertrauensbeziehungen geschehen, wenn sie als sexualisierte Gewalt auftritt zum Beispiel. Solche Verletzung kann aber auch durch autoritäre Formen von Religion geschehen. Auch die Referentinnen unseres Podiums und dieses Nachmittags haben ganz unterschiedliche Erfahrungshintergründe in puncto Verletzlichkeit. Darüber wollen wir mit Ihnen ins Gespräch gehen. Über politische und persönliche Verletzlichkeit. Auch darüber, was der Glaube und die Religion Positives bewirken können. Was hilft Menschen, deren Vertrauen schwerwiegend verletzt wurde? Woher kommt die Kraft zu einem Leben mit Vertrauen und Verletzlichkeit? Das wird der Bogen des Nachmittags sein und wir sind gespannt, welche Fragen Sie mit einbringen.

### Muslimische Exegese von Muna Tatars

Ich möchte Sie einladen, mir zu folgen in die Welt, die ich für Sie ein wenig eröffnen möchte: die der islamischen Exegese und der islamischen systematischen Theologie. Ich möchte der Frage nachgehen, ob die Kategorie der Verwundbarkeit vielleicht eine mögliche theologische ist, im Kontext islamischer Theologie. Ich habe dazu einen Streifzug zum Thema gemacht und ein paar Gedanken für heute zusammengestellt.

Die christliche Theologin Marianne Moyaert untersucht zunächst die gängigen und etablierten Assoziationen, die mit dem Begriff der Verwundbarkeit einhergehen, auf der Suche nach Parametern für ein gelingendes interreligiöses, komparatives Gespräch.<sup>2</sup> Ihre Ausarbeitungen haben, wie Sie gleich sehen, in mehrfacher Hinsicht auch eine Relevanz für unseren heutigen Kontext. Einerseits wird Verwundbarkeit oft mit Schwäche und Verletzbarkeit in Zusammenhang gebracht; zur Bezeichnung einer Person, die schwach und angreifbar ist. Hier schwingt immer die Möglichkeit der Verletzung und des Schmerzes mit. Die Vorstellung, anderen Kräften macht- und schutzlos ausgesetzt zu sein, verbunden mit

<sup>2</sup> Marianne Moyaert, *On Vulnerability: Probing the Ethical Dimension on Comparative Theology*. In: *Religions* 3 (2012) S. 1144–1161. Marianne Moyaert: *In Response to the Religious Other: Ricoeur and the Fragility of Interreligious Encounters* (Studies in the Thought of Paul Ricoeur), Lexington 2014.

möglicherweise erlittener Trauer und Verlust. Menschen, die auf diese Art und Weise beschrieben werden, erscheinen in der Regel hilfsbedürftig und brauchen Unterstützung, so Marianne Moyaert. Verwundbarkeit wird in dieser Perspektive als Mangel von etwas verstanden, was da sein sollte. Dementsprechend ist das gedachte Ideal die Unverwundbarkeit. Sie wird assoziiert mit Stärke, Unabhängigkeit, sich selbst genügen, ohne Zweifel sein. Eine unverwundbare Person hat jede Situation unter Kontrolle und niemand hindert sie auf ihrem Weg. Unverwundbarkeit wird im Allgemeinen als erstrebenswerte Eigenschaft wertgeschätzt, so Marianne Moyaert, und Verwundbarkeit eher als unerwünschte Charaktereigenschaft auf andere projiziert.

Ein zweiter Blick, den Marianne Moyaert auf den Begriff der Verwundbarkeit wirft, weist allerdings auf die dem Begriff innewohnende Ambiguität hin. Und hier wird es offensichtlich nicht nur soziologisch, sondern auch in theologischer Hinsicht interessant. Mit dem Begriff der Verwundbarkeit verbindet sie die Fähigkeit, Freude zu empfinden und Wohlgefühl in der Gegenwart einer anderen Person. Sie steht für die Einsicht, nicht perfekt zu sein, offen zu sein, zu lernen, herausgefordert zu werden und sich herausfordern zu lassen – als Voraussetzung für Veränderung und damit als Basis für jede Form von Kreativität. Mit Verwundbarkeit ist die Fähigkeit benannt, so Marianne Moyaert, sich berühren zu lassen, zu berühren und zu lieben. Sie ist damit eine grundlegende Voraussetzung für ein wechselseitiges Beziehungsgeschehen und eine nicht wegzudenkende Fähigkeit, die den Menschen zu einem sozialen Wesen werden lässt, das dem Anderen aufgrund von menschlichen Grunderfahrungen und Empathie verantwortungsvoll in Sorge begegnen kann. Demgegenüber würde dann Unverwundbarkeit für die Verweigerung von Veränderungen stehen, für ein Unberührtsein und sich der Verantwortung entziehen, sich unerreichbar zeigen. Die Schlussfolgerung, die Marianne Moyaert zieht, ist, dass es in Bezug auf die Eigenschaft der Verwundbarkeit dummerweise nicht das eine ohne das andere geben kann. Es bedarf also folglich des Mutes, diese – Moyaerts Verständnis zufolge – grundmenschliche Eigenschaft der Verwundbarkeit zuzulassen, um sich dem Positiven, was dieser Eigenschaft zugrunde liegt, nicht zu verschließen.

Wo ist hier eine mögliche Verknüpfung zur Körperlichkeit? Ich möchte sie herstellen über den noch nicht so lange zurückliegenden Fastenmonat Ramadan. Der Fastenmonat Ramadan erscheint mir nämlich als eine offensichtliche und hervorragende Gelegenheit, sich in Verwundbarkeit einzuüben. Die unterschiedlichen, in der Regel allen bekannten, Aspekte des Monats möchte ich hier nicht entfalten, sondern gleich einen bestimmten Aspekt in den Fokus rücken. Also schauen wir zusammen hin: Nicht zu essen, nicht zu trinken, keinen intimen Kontakt mit seinem



Partner oder seiner Partnerin zu haben, sich keinen unkontrollierten Gefühlsausbrüchen hinzugeben, von der Morgendämmerung bis zum Sonnenuntergang halt- und orientierungsgebende Routine komplett auf den Kopf zu stellen, kann als Hilfestellung verstanden werden, die eigene Verwundbarkeit zu entdecken und zu spüren, mit allen Haltungen und möglichen Erfahrungen, die Marianne Moyaert aufgeführt hat. Den Mangel zu erfahren an körperlicher Kraft, an Konzentrationsfähigkeit und Taffheit. Und da, in der eben beschriebenen Ambiguität des Begriffes, die Chance zu bekommen, wirklich menschlich zu werden. Ramadan kann also als Möglichkeit verstanden werden, den Panzer der Unverwundbarkeit, den es im Alltag auch sicherlich hier und da braucht (ich sehe das Pendant zur Verwundbarkeit tendenziell positiver als Marianne Moyaert) und der ein wichtiges, nicht wegzudenkendes Charakteristikum vor allem von jungen Menschen ist, sich für unverletzbar zu halten und die Welt mit neuen Ideen erobern zu wollen, einmal abzulegen und tiefer zu gehen.

Aus dem Leben Mohammeds sind uns viele Geschichten überliefert, die mit dem eben Angeführten korrespondierend ein komplexeres Bild von ihm geben, als es manchmal dargestellt wird. Das eines mutigen, großartigen Menschen, der Neues gegen Widerstände wagt, sich mit den Reichen und Mächtigen seiner Zeit anlegt und gleichzeitig an der Mächtigkeit des Offenbarungserlebnisses fast zu zerbrechen scheint. Ein Mensch, der errötet, wenn ihm etwas unangenehm ist, oder der verlegen ist. Ein Mensch, der sich von einem energischen kleinen Mädchen an die Hand nehmen lässt, damit er für sie ein Stück Stoff auf dem Markt kauft, und vieles mehr. Er verkörpert damit für viele Muslime den koranischen Satz aus der Sure at-Taubah: »Wahrlich ein Gesandter ist zu euch gekommen aus eurer Mitte. Schmerzlich ist es ihm, wenn ihr in Bedrängnis seid. Eifrig ist er um euer Wohl bestrebt. Gütig und barmherzig zu denen, die vertrauend glauben.« (9: 128)

Aber auch Mohammed konnte dieses überaus komplexe Austarieren nicht immer vorbildhaft bewerkstelligen, wie wir aus den ersten Versen der Sure Abasa (80: 1–11) herauslesen. Hier wird ein Vorfall im Leben Mohammeds kritisch kommentiert. Mohammed, so erläutern die exegetischen Texte die Koranstelle, war in ein werbendes Gespräch mit einem einflussreichen Stammesfürsten verwickelt, dessen Unterstützung die Muslimen aus einer überaus prekären, existenziell bedrohenden Situation herausgeholfen hätte. Das Machtverhältnis hätte nach einem erfolgreichen Gesprächsabschluss zu Gunsten der Muslime ausgeglichen werden können, und Mohammed lag viel daran, diese Erleichterung für die junge muslimische Gemeinde in Mekka zu bewirken. Während dieses Gespräches, so die exegetische Überlieferung, kommt ein blinder Mann, Abdullah Ibn Umm Maktum, auf den Propheten zu, um ihn nach seiner

religiösen Botschaft zu fragen. Und Mohammed, so weiß die Überlieferung zu berichten, runzelte die Stirn und wendete sich mehrfach von ihm ab. Dass der Koran hier Kritik an Mohammeds Verhalten übt, wurde in erster Linie als Beleg für die Göttlichkeit des Koran und die Menschlichkeit Mohammeds verstanden. Unter der Perspektive der Verwundbarkeit wird aber auch noch Folgendes deutlich: Es soll Mohammed anscheinend nicht in erster Linie darum gehen, machtvolle Beziehungen zu knüpfen und zu pflegen, sondern in besonderem Maße die ernsthaften Absichten eines jeden Fragenden und Suchenden wichtig zu nehmen, sich davon berühren zu lassen und diese in den Mittelpunkt des eigenen Interesses zu stellen.

Kann uns die bisher entfaltete Perspektive etwas zu unserem Gottesverständnis sagen? In einem Interview äußert sich die muslimische Theologin Mona Siddiqui zu entsprechenden Überlegungen eines Gottesverständnisses folgendermaßen:

»Da ist eine Verwundbarkeit in dem, wie über Gott gesprochen wird, die Christen haben, Muslime jedoch nicht. Muslime sind sehr gewiss über Gott. Christen mögen sehr sicher sein über ihre Überzeugung, aber die Art und Weise, wie sie über Gott sprechen und seine Verwundbarkeit, ist etwas, das wir in unserem Vokabular nicht haben. Im Allgemeinen haben die muslimischen Theologen sich nicht zentral mit dieser Frage von Verwundbarkeit beschäftigt, da sie stärker an Fragen des Gottesdienstes, der Verehrung Gottes und der Liebe zu Gott als Antwort der Liebe Gottes für uns interessiert waren.«<sup>3</sup>

Ich stimme Mona Siddiqui zu. Sie stellt hier zu Recht heraus, dass die bis heute wichtige theologische Perspektive des Islam auf Gott durch das Paradigma der Allmacht geprägt ist. Gott sollte und soll unabhängig von allem verstanden werden, so dass sowohl Gottes Vollkommenheit als auch Herrlichkeit für die Menschen offenkundig werden können. Es wird wahrscheinlich einer der bleibenden Unterschiede zwischen christlichen und islamischen Überzeugungen sein, dass im christlichen Kontext von einem Gott, der leidet, gesprochen werden kann und im muslimischen nicht. Was kann diesbezüglich eine sinnvolle islamische Rede von Gott sein, die weder einfach den Anschluss an christliche Ideen sucht, noch sich in einer überproportional heftigen Abwehrbewegung gegen diese ausdrückt? Werden wir in unserer Rede von Gott gerecht, wenn wir die Allmacht Gottes nur auf eine bestimmte Art und Weise verstehen? Ein prominenter Vertreter dieser theologischen Betonung der Allmacht Gottes ist Al-Ghazālī aus dem 12. Jahrhundert. Er stellt ent-

<sup>3</sup> Mona Siddiqui im Gespräch mit Jonas Atlas, <https://www.halalmonk.com/mona-siddiqui-jesus-islam-and-interfaith-humbleness> [zuletzt gesehen am 05.12.2019].

sprechend der platonischen Anschauung den Zusammenhang zwischen Gutem und Vollkommenem heraus. Beides ist für ihn Ausdruck des allerhöchsten Seins und wird von ihm mit Gott identifiziert.<sup>4</sup> Gott ist als höchstes Sein vollkommen und gut. Wie bei Platon zeigen sich auch bei al-Ghazālī das Gute und Vollkommene in Schönheit. Das Wahre und Gute ist in seinem Denken auch immer das Schöne. Gott ist schön. Ein wunderbarer Gedankengang, aber er hat eine Schwierigkeit. Der platonische Begriff des Schönen ergibt sich bei Platon aus dem Über-den-Dingen-Stehen, dem Nicht-berührt-Sein und dem Unveränderlich-Sein. Gott muss dann konsequenterweise auch statisch gedacht werden, unveränderlich und unberührt, als Ausdruck seiner Vollkommenheit. Denkt man nur so von Gott und folgt hier ausschließlich Platon, liegt die Gefahr der Konstruktion eines elitär gefärbten Gottesverständnisses vor, das konsequent weitergedacht nicht an der Veränderung von Zuständen interessiert sein kann, sondern als am Status quo orientierte Kraft verstanden werden muss. In diesem Kontext werden nicht die Bewegung und der Prozess schön gedacht, sondern das unbewegte Über-den-Dingen-Stehen. Wenn das Ideal aber ein unberührbarer Gott ist, der aufgrund seiner Unberührbarkeit schön gedacht wird, wird es für den Menschen schwierig, auf diese so verstandene Gottesweise ausgerichtet, sich da berühren zu lassen, wo die Dinge nicht schön sind. Und wie soll er sich auferufen und ermutigt wissen, dort hinzuschauen und zu verändern, wo er Gott nicht anzutreffen weiß?

Es würde, so ein vorläufiges Fazit an dieser Stelle, weder dem koranischen Textbestand noch den traditionellen theologischen Grundeinsichten gerecht werden, würde man Gottes Größe, Mächtigkeit und Herrlichkeiten gegen die Vorstellung ausspielen, dass er den Menschen näher ist als ihre Halsschlagader (wie es in Sure 50 formuliert ist) und sich betreffen lässt von unserem Leiden und von unserer Freude. Gott lässt sich nicht fassen in ein Entweder-Oder, und wahrscheinlich werden wir in unserer Rede von Gott Gottes Sein eher gerecht, je komplexer wir von ihm denken, wohl wissend, dass unser Verstand Gott nie ganz fassen wird und unser Denken von Gott immer unvollkommen und fehlbar bleibt.

### Jüdische Exegese von Natalia Verzhbovska

Wenn ich als Jüdin und nicht nur als Rabbinerin über das Thema Vertrauen und Verletzlichkeit spreche, dann sind natürlich die ersten Worte, die kommen, Worte von Verfolgungen, Vernichtungen, Kreuzzügen,

<sup>4</sup> Binyamin Abrahamov: *Divine Love in Islamic Mysticism. The teachings of Al-Ghazali and al-Dabbāgh*, London u. a. 2003.

Holocaust. Diese Tragödien begleiten das jüdische Volk seit vielen tausend Jahren. Und das jüdische Volk sollte doch manche Antworten dafür finden, etwas formulieren und einen Weg finden, zu überleben. Ich glaube, wir sprechen über ein Phänomen unter uns Juden. Es ist eigentlich ein Wunder. Anstatt irgendwo zu verschwinden, zu verzweifeln und alles aufzugeben, was wir in unserer Tradition bereits hatten, bleiben wir trotzdem positiv. Diese Hoffnung, die wir haben, ist sehr stark – immer und immer wieder. Und wir geben nicht auf.

Ich möchte am Anfang eine Geschichte erzählen. Es ist eine sehr frische Geschichte, die erst vor zwei Monaten passierte. Ich hatte ein *Bat Mizwa*-Kind in meiner Gemeinde. Die *Bat Mizwa* ist eine Feier wie die Konfirmation bei den Christen. Die Kinder sind dann zwölf Jahre alt, bekommen Religionsunterricht, bereiten sich auf die Zeremonie vor, bei der sie auch aus der Tora auf Hebräisch lesen sollen. Natürlich werden sie dabei begleitet und unterstützt durch die Religionslehrer\*innen, Rabbiner\*innen, Kantor\*innen. Nicht nur dieser Religionsunterricht ist die Vorbereitung für die Zeremonie, sondern es sind auch die einzelnen Gespräche, die die Religionslehrerin und Rabbinerin mit den Kindern führt. Zum ersten Gespräch kam dieses Kind, diese Jelena, mit ihrer Familie. Sie ist schon hier in Deutschland geboren, aber ihre Familie stammt aus der ehemaligen Sowjetunion, wie die Mehrheit der Juden, die hier in Deutschland leben. Zum ersten Gespräch waren sie also zusammen als Familie, drei Generationen. Da waren noch die Babuschka, die Großmutter dabei, die Mutter und natürlich dieses junge Mädchen. Die Großmutter – sie stammt aus Kiew und hat Babyn Jar überlebt – und ihre Tochter, die ein bisschen jünger ist als ich, sprachen viel über das Weitergeben der Tradition. Und sie wollten unbedingt, dass Jelena mit dieser Zeremonie auch ein Zeichen der Ehrung setzt und der Erinnerung an die verstorbenen Familienmitglieder dieser tragischen Zeiten. Zum zweiten Gespräch ist Jelena allein zu mir gekommen. Wir haben über ihre Familie gesprochen, über ihre Erinnerungen, was wichtig ist. Dieses arme Kind hat mich gefragt: »Rabbi, sagen Sie mir bitte, darf ich irgendwie ohne dieses alles leben?«

Ich muss sagen, in diesem Moment war ich sprachlos. Meine erste Reaktion war unterschiedlich. Ich war verwirrt und als ich meine Gefühle und Gedanken gesammelt hatte, habe ich gesagt: »Leider nicht. Du bist ein Teil dieser Kette des Volkes, die diese traumatischen Geschichten bewahrt. In der Liturgie haben wir sehr viel darüber geschrieben. Aber deine Aufgabe ist nicht nur, mit der Vergangenheit, sondern mit der Zukunft etwas zu knüpfen. Deine Verantwortung ist nicht, was schon passiert ist. Das tragen wir alle zusammen. Deine Belastung wird nicht so stark sein, weil wir alle für dich danebenstehen. Aber du hast diese Verantwortung für die Zukunft, damit es nie wieder passiert. Das kannst du

nicht einfach abgeben.« Und am Ende, nach einem Jahr der Vorbereitung, haben wir mit ihr wieder und wieder darüber gesprochen, und als sie bei der Torarolle beim Gottesdienst stand, hat sie gesagt: »Ich lese jetzt die Worte aus der Thora, um für meine Familie und das ganze jüdische Volk zu zeigen: Ich bin da und ich bin ihre Zukunft.«

Rabbi David Hartmann, der Gründer des *Shalom Hartman Instituts* in Jerusalem, hat bei einer Sitzung mit Rabbinatsstudent\*innen gesagt: »Ich rede nicht gerne über den Holocaust. Viele laden mich ein zur Theologie in dieser Frage, aber ich antworte immer: Ich bin Jude nicht wegen dem Holocaust, sondern ich bin Jude wegen der Tora.« Viele, die den Holocaust überlebt haben, haben aufgrund des tiefen Traumas auch ihr Vertrauen in Gott verloren und sind von den Traditionen ihres Judentums geflohen, sind säkular geworden. Manche haben in der Thora, in der Religion, in ihrer Tradition, doch eine Basis gefunden, weiterzuleben und doch zurück zu den Werten der Religion zu kehren.

Wenn wir über Theologie sprechen, sprechen wir über einen Text. Und wir stehen immer neben dem Text und nehmen von dem Text Inspirationen, die uns dann diese Impulse fürs Weiterleben geben. Und wenn wir über ein Vertrauen und Verletzlichkeit des Körpers sprechen – das ist dann ein riesiges Thema, über das ich heute nicht sprechen möchte. Aber über ein Vertrauen, das eine Basis für die Religion und ein Überleben des jüdischen Volkes ist, würde ich gerne ein paar Gedanken mit Ihnen teilen.

Ich möchte mit diesem Zitat beginnen, das wir auf unseren Schals tragen. Da steht: »Was für ein Vertrauen«. Es geht dann im 2. Buch der Könige weiter: ... »auf das du baust«. Aber im Hebräischen klingt das ein bisschen anders. Da steht »*Ma ha bitachon haze asher batachta*«. Auch wenn wir keine Ahnung vom Hebräischen haben, können wir doch hören, dass *bitachon* und *batachta* ähnlich klingen. *Bitachon* bedeutet, Gott zu vertrauen, sicher zu sein, fest zu sein, sich sicher zu fühlen. Dieses Wort ist nicht verwandt mit *amén*, das sehr häufig mit *an Gott glauben*, auch mit *Vertrauen* übersetzt wurde. Diese *bitachon*, diese Sicherheit, liegt auch in dem Sinn, den wir hier auf dem Kirchentag entwickeln. Diese *bitachon* motiviert mich, hier vor Ihnen zu stehen und meine Gedanken zu teilen. Damit wir miteinander in Frieden leben und diese Tragödien und diese Verletzlichkeit zusammen überwinden.

### Christliche Exegese von Michaela Geiger

Ich habe mich heute zum Thema Vertrauen für die Engel entschieden. Vertrauen und Verletzlichkeit, da hatte ich gleich eine Liedzeile im Ohr, die Liedzeile: »Dies Kind soll unverletzt sein«. Ich höre dann die Stimme meiner Oma, die tagsüber manchmal auch sehr streng und ungedul-

dig sein konnte, aber wenn sie abends an meinem Bett saß, hat sie mir Abendlieder vorgesungen mit ihrer warmen Nachtstimme, bis ich eingeschlafen bin. Bei »Dies Kind soll unverletzt sein« war sie schon bis zur achten Strophe des Liedes *Nun ruhen alle Wälder* gekommen. Die Strophe heißt:

Breit aus die Flügel beide,  
o Jesu, meine Freude,  
und nimm dein Küchlein ein.  
Will Satan mich verschlingen,  
so lass die Englein singen:  
Dies Kind soll unverletzt sein.

Als Kind habe ich diesen Text natürlich nicht verstanden. Nimm dein Küchlein ein? Ein Jesus mit Flügeln? Aber das hat mich überhaupt nicht gestört. Die großen weichen Flügel haben sich mit meiner weichen, dicken Oma vermischt. Und die Küchlein passten auch gut zu ihr. Dass damit Küken gemeint sind, habe ich erst viel später verstanden. Die altmodische Sprache hat das Bild noch magischer gemacht. Für mich ist das ein Vertrauensbild zum Hören, zum Sehen und zum Fühlen. Ein Vorrat für schwierige Zeiten. Ein ähnliches Vertrauensbild aus der Bibel wählen viele Eltern als Taufspruch für ihr Kind. Sie wissen, welcher Spruch jetzt kommt: »Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen« (Psalm 91,11). Das ist der seit vielen Jahren beliebteste Taufspruch. Eltern wünschen sich bei der Taufe Schutz für ihr Kind. Einen Schutz, der hinausgeht über das, was sie selbst tun können. Pfarrerrinnen und Pfarrer sind nicht immer so glücklich damit. Der Vers wiederholt sich doch sehr oft, und zunehmend ersetzen Engelvorstellungen den Glauben an Gott. Laut manchen Umfragen sind es sogar mehr Menschen, die an Engel glauben als an Gott. Der Psalmvers reduziert Gott auf die Engel, und deren einzige Aufgabe liegt darin zu behüten. Der nächste Vers steigert das noch: »Dass sie dich auf Händen tragen, und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößt«. Mir kommt das ein bisschen übertrieben vor. Auf Händen getragen werden und sich nicht einmal den Zeh stoßen? Jedem Kind wird in seinem Leben weit mehr als das passieren. Davon haben wir heute in der ersten Einheit einen deutlichen Eindruck bekommen. Wie kann aus so einer unrealistischen Aussage Gottvertrauen entstehen?

Vertrauen heißt ja, um die eigene Verletzlichkeit zu wissen und das Risiko der Beziehung trotzdem einzugehen. Das gilt für alle Beziehungen, zu anderen Menschen, zu Gott und auch zum eigenen Kind. Sich als Eltern überhaupt für ein Kind zu entscheiden, heißt, das Risiko der Verletzlichkeit einzugehen. Für die Mütter gilt das ganz körperlich bei

Schwangerschaft und Geburt. Dazu kommt die Sorge um das Kind, das Kümmern weit über die eigenen Grenzen hinaus und die Gefahr enttäuschter Liebe. Hinter diesem Taufspruch kann also ein Wunsch liegen, das Risiko zu vermeiden. Eine Art Engelversicherung. Oder es ist gerade das Wissen um Risiko und Gefahr? Nicht umsonst wird dieser Spruch besonders oft bei Nottaufen gewählt, wenn das Kind wahrscheinlich nicht überlebt. In Brasilien ist Psalm 91 so wichtig wie Psalm 23 bei uns. Wenn die Hütte in der Favela nicht abschließbar ist, legen manche die Bibel auf den Tisch, aufgeschlagen bei Psalm 91. Wenn auf keine menschliche Sicherheit mehr zu hoffen ist, dann kann nur noch Gott mit seinen Engeln helfen. Psalm 91 ist ein Schutzpsalm, und das galt schon in der Antike. Ich habe ihnen zwei schöne Beispiele mitgebracht.

Das linke Bild zeigt ein Schutzamulett mit Psalm 91,1 und das rechte Bild zeigt eine magische Schüssel aus dem 6. Jahrhundert, auf der Psalm 91 geschrieben ist. Die Schüssel hat man umgekehrt eingegraben, damit sie die Dämonen fängt. Psalm 91 ist also ein Schutzpsalm und ist schon immer so gelesen worden. Zumindest immer auch. Mir fallen drei Gründe ein, warum dieser Psalm wirkt. Und ich glaube, es geht nicht nur darum, dass das Wort *Vertrauen* darin vorkommt. Es geht darum, wie diese drei Aspekte zusammenspielen. Alle Aspekte haben mit Resilienz zu tun. Das Wort ist heute noch nicht gesagt worden, aber es zog sich eigentlich durch unsere ganzen Gespräche. Es beschreibt die Fähigkeit, Krisen zu bestehen und als Anlass für eigene Veränderungen zu nutzen.

Der erste Aspekt: Psalm 91 stiftet Beziehungen. Dieser Psalm stellt das betende Ich in ein Netz von Beziehungen. Er beginnt mit einem Vertrauensbekenntnis an Gott: »Als einer, der im Schutz des Höchsten wohnt, im Schatten des Allmächtigen nächtigt, spreche ich zu Jhwh: Meine Zuflucht und meine Burg, mein Gott, auf den ich vertraue.« (Psalm 91,1–2). Vertrauen ist also nicht nur ein Wort, sondern eine grundlegende Hinwendung, eine Entscheidung zu dieser Hinwendung zu Gott. Wer so betet, erinnert sich an vergangene Erfahrungen, trotz Gefahr behütet zu sein. In unserem Taufspruch kommt noch eine andere Stimme zu Wort. Das betende Ich wird zum Du. Jemand anderer spricht den göttlichen Schutz zu. »Dass sie *dich* behüten«, heißt es ja. Am Ende des ganzen Psalms spricht Gott selbst und versichert den Schutz für das betende Ich. Psalm 91 webt ein Beziehungsgeflecht, das die Grundlage für das Vertrauen ist. Es ist so stark, dass alle möglichen Schrecken, von denen im Psalm auch die Rede ist, daneben verblassen. In dieses Beziehungsgeflecht wird ein Kind mit diesem Taufspruch gestellt. Aber dieses Geflecht kann nur wirken, wenn der Vers mit Leben erfüllt wird. Mit Leben durch Beziehungen. Dann werden die Bilder des Psalms lebendig, im Gespräch darüber, im Gebet oder in einem Lied. Wie eng Gottvertrauen und Beziehungserfahrung in der Kindheit zusammenhängen, habe ich Ihnen am Beispiel

meines Liedes erzählt. Ein Vers aus Psalm 22 bringt das so auf den Punkt: »Ja, du hast mich aus dem Mutterleib gezogen, mir Vertrauen eingeflößt an der Brust meiner Mutter.«

Ein zweiter Aspekt: Psalm 91 stärkt das betende Ich. Wer so betet, stellt sich aus eigener Initiative in die schützende Gottesbeziehung, die als stabil (Burg) und vertrauenswürdig vorgestellt wird. Erfahrenes Vertrauen ist die Basis dafür, anderen Vertrauen zu schenken. Als Taufspruch kann Psalm 91 helfen, sich daran zu erinnern. Vielleicht bringt der Spruch das damit verbundene Gefühl des Behütetseins in einer schwierigen Situation wieder in Erinnerung.

Und der dritte Aspekt: Psalm 91 ermöglicht Imagination. Der Psalm enthält eine Reihe von Sprachbildern, die das Behütetsein überhaupt erst vorstellbar machen: Schutz, Schatten, Zuflucht und Burg. Nach dem magischen Motto *Viel hilft viel* erschafft der Psalm eine Sphäre des Schutzes aus verschiedenen Bildern. Logik ist dabei nicht so wichtig wie das Gefühl der Geborgenheit. Diese Bilder ermöglichen es, einen *safe place* zu imaginieren, einen inneren Ort, der Geborgenheit und Halt bietet. Die Gottesboten gehen noch darüber hinaus, denn sie formen keinen festen Ort, sondern begleiten auf dem Weg. Das heißt, sie ermöglichen es, sich auf den Weg zu machen und dabei begleitet zu sein. Das wird ganz körperlich vorgestellt: Mit den Händen der Gottesboten werden die Füße der Beterin oder des Beters geschützt.

Diese drei Aspekte können uns helfen, Vertrauen zu finden: Beziehungsförderung, Ich-Stärkung und Fähigkeit zur Imagination. Daran können uns die biblischen Texte erinnern.



---

# Zentrum **Geschlechterwelten**

## **Respekt!**

### Geschlechterverhältnisse im Diskurs

Gespräch<sup>1</sup> am Donnerstag, 20. Juni 2019, Westfalenhallen, Zelt 13

Kristina Marlen, Sexarbeiterin, Körper- und Physiotherapeutin, Berlin  
Dr. Barbara Kuchler, Soziologin, Bielefeld

#### Moderation:

Ruth Heß, Ev. Zentrum Frauen und Männer, Hannover  
Martin Rosowski, Ev. Zentrum Frauen und Männer, Hannover

Moderation: Frau Kuchler, warum fühlten Sie sich damals genötigt, in die Sexismus-Debatte einzugreifen, indem Sie in einem Artikel *#ohnemich* kreierten?

Barbara Kuchler: *#ohnemich* war leider auf die Dauer nicht sehr erfolgreich, aber es hat einmal einen kurzen Shitstorm im Netz provoziert. Der Grund, warum ich mich in diese Debatte eingemischt habe, war, dass mich diese Opferhaltung, die da immer mitschwimmt, gestört hat. Ich meine die Haltung: Wir armen Frauen und die bösen Männer – was die uns antun. Das ist eine Haltung, die ich einfach nicht ertragen kann, sie ist so gar nicht meine. Und ich finde, diese *#Metoo*-Sache, also das Problem von Grapschereien und übergriffigen Sprüchen, das ist nur die Spitze des Eisbergs eines viel größeren Systems, bei dem viele Frauen auch sehr gerne mitmachen. Dieses System besteht darin, dass Frauen in der Gesellschaft die Hauptverantwortung fürs Gutesaussehen zugeschrieben wird. Bei Frauen kommt es mehr auf Schönheit an als bei Männern. Frauen präsentieren ihren Körper. Sie tragen hautenge Hosen, tiefe Ausschnitte, zeigen ihre Haut sehr viel mehr als Männer. Und in diesem System machen viele Frauen sehr bereitwillig mit, indem sie sich schminken und immerzu gut gestylt durch die Welt laufen. Und dann muss man sich, finde ich, nicht wundern, wenn man anders angeschaut wird, als die Männer das werden, die sich unauffälliger kleiden. Und die Spitze

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts des Gesprächs. Das Gespräch wurde in Absprache mit den Teilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

dieses Eisberges sind dann eben Übergriffe wie Grapschereien. Daraus ergibt sich folgende zugespitzte These: Wenn eine Frau einen Minirock anzieht, ist sie selber schuld, wenn sie angegrapscht wird. So vereinfacht kann man das natürlich nicht stehenlassen. Der Satz ist nicht ganz falsch, aber er ist auch nicht wahr. Um da klar zu sehen, braucht man die soziologische Unterscheidung von Erleben und Handeln. Handeln ist, was man aktiv tut. Erleben ist, was man von der Welt wahrnimmt, aber nichts dafür kann. Und soziale Realität besteht zu gleichen Anteilen aus beidem. Sie ist nicht nur eine Frage sozialen Handelns, sondern auch eine Frage des Erlebens. Wenn man diese Unterscheidung auf die #Metoo-Problematik anwendet, dann kommt man zu folgendem Schluss: Es gibt natürlich keine Rechtfertigung für grapschende oder sprücheklopfende Männer. Grapschen und Sprüche machen ist eine Handlung. Und Männer müssen ihre Handlungen und auch damit auch ihre Hände im Griff haben. Das ist einfach eine basale Zivilisationsleistung, so wie man auch nicht in der Öffentlichkeit furzt. Man muss seine animalischen Impulse im Griff haben, völlig klar. Aber – und jetzt kommt das Aber – man kann den Männern, überhaupt keinem Menschen, nicht vorwerfen, dass sie Dinge wahrnehmen, die ihnen als Wahrnehmungsreiz präsentiert werden. Und wenn eine Frau im Minirock zur Arbeit geht, braucht sie sich nicht wundern, dass ihr auf den Hintern geschaut wird oder auf die Schenkel. Ein Minirock ist ein Kleidungsstück, das Blicke auf die Schenkel der Frau zieht. Das ist das Konstruktionsprinzip des Minirock. Und wenn man mit so einem Kleidungsstück an die Arbeit geht, darf man sich nicht beschweren, wenn man angeguckt wird. Und man muss sich auch nicht wundern, dass meine Kleidung in das Urteil anderer Personen darüber eingeht, was für eine Person ich bin und wie ich mich darstelle. Aber wie gesagt: Der Minirock rechtfertigt keinesfalls das Angrapschen.

Und einen kurzen Punkt noch: Die asymmetrische Zuweisung, dass es bei Frauen mehr aufs Aussehen ankommt als bei Männern, ist Ergebnis einer 10.000 Jahre langen menschlichen Evolution. In archaischen Gesellschaftszuständen waren die Männer vorrangig fürs Jagen und Ähnliches zuständig und die Frauen vorrangig fürs Kinderkriegen. Die Frau brachte vorrangig ihren Körper in die Ehe ein, ihre Jugend und Fruchtbarkeit und Männer eben mehr ihre Leistungsfähigkeiten. Deswegen zeigen Frauen noch heute ihren Körper, und die Frauenmode betont den Körper. Diese Asymmetrie schleppt sich fort, obwohl sie heute eigentlich gar nicht mehr notwendig ist. Denn Frauen sind im Berufsleben akzeptiert, sie zeigen Leistung jenseits des Gebärens. Sie kriegen nach wie vor die Kinder, aber das lastet eine Frau heutzutage nicht mehr aus; das erfüllt nicht mehr ihr Leben. Aber wir schleppen diese unnötige Asymmetrie weiter mit und befreien uns nicht vom Wahrnehmungsschema, dass es bei der Frau mehr aufs Aussehen ankommt als bei Männern.

*#ohnemich* war sozusagen der Aufruf an die Frauen dieser Welt, das einfach zu lassen. Man muss es einfach nicht machen. Man muss keine hautengen Jeans anziehen. Man muss sich nicht schminken. Warum ist ein Männergesicht ohne Schminke schön genug für die Welt und ein Frauengesicht nicht? Warum? Man muss einfach nicht mitmachen. Man kann sich unauffällig anziehen, wie die Männer, und dann muss ich auch keine Angst haben, dass mir jemand auf den Hintern guckt.

Moderation: Kristina Marlen hat sich sehr positiv zum Anliegen der *#Metoo*-Bewegung geäußert, und gleichzeitig vermissen Sie, Frau Marlen, in der Diskussion die potente Frau. Inwiefern das?

Kristina Marlen: Ich würde vielleicht gar nicht sagen, dass ich sie vermissen. Ich würde eher sagen, ich feiere die potente Frau oder möchte sie gefeiert wissen. Den Begriff »potente Frau« hat Svenja Flaßpöhler mit ihrem gleichnamigen Essay geprägt. Ich möchte gerne einen Satz daraus zitieren, der mich wirklich geflasht hat: »Charme und Gefallsucht hat sie abgestreift wie ein altes Kleid. Ihr Zugang zur Lust unmittelbar. Ihr Begehren eigensinnig. Sie ist keine Leerstelle. Weder existiert sie für den Mann noch durch ihn. Weit entfernt davon, ein Spiegelbild seiner Potenz zu sein, ist sie ihm ein gleichwertiges, aber nicht gleiches Gegenüber.«<sup>2</sup> Das hat mich unheimlich angesprochen und ich dachte, wir brauchen eigentlich viel mehr konkrete, lebendige Bilder von der sexuell starken und potenten Frau. Ein Grund für diese Sichtweise ist sicherlich, dass ich beruflich sehr viel mit Sexualität arbeite. Ich bringe meine eigene Sexualität in meine Arbeit ein. Ich arbeite mit der Sexualität aller Geschlechter. Ich versuche, Menschen in ihre sexuelle Potenz zu begleiten. Ich habe mich auf Frauen spezialisiert, habe also viel mit weiblicher Sexualität zu tun.

An Flaßpöhlers Essay hat mich irritiert, dass sie das als einen Kontrapunkt zur *#Metoo*-Debatte formuliert. Das fand ich nicht nur ungeschickt, sondern auch unsolidarisch. Für mich ist *#Metoo* ein ganz klares Moment einer Emanzipationsbewegung, denn es gibt einfach eine Kultur des Schweigens über sexualisierte Gewalt, die sehr alt ist. Und um die zu brechen, braucht es solche Bewegungen, die auch eine bestimmte Wucht haben, die unkontrolliert, undifferenziert sind, wo es also auch mal Unklarheiten gibt. Es braucht diese Kraft, um eine ganz alte Tradition zu zerschlagen. Außerdem fehlt mir dabei ganz oft die Trennlinie zwischen der Rede über sexualisierte Gewalt und der Rede über Sex und Erotik, denn das erste hat mit dem zweiten nichts zu tun. Das sind zwei unterschiedliche Sachen. Bei *#Metoo* geht es ganz klar um Rituale des Macht-

<sup>2</sup> Svenja Flaßpöhler: Die potente Frau. Für eine neue Weiblichkeit. Berlin 2018, S. 7.

erhalten durch sexuelle Praxis, also sexualisierte Formen von Machterhalt, von Privilegienerhalt, und das gilt es zu benennen. Immer wieder. Ich hingegen bin ja auf dem Feld der sexuellen Kommunikation unterwegs, in einer Konsenskultur. Ich frage danach, wie wir Wege finden, wirklich Konsens und immer wieder auch Nähe und Intimität herzustellen, die ja nicht sicher sind. Denn es ist ja ein unsicherer Raum, in den man sich da begibt. »Nein heißt nein« – das ist ja ein wunderbarer Satz, aber er ist für mich nur die Hälfte der Konsenskultur. Für mich ist das »Ja« genauso wichtig, also die Frage, wie formulieren wir, was wir wollen. Wie formulieren wir unser Begehren? Wie formulieren wir unsere Lust? Wie machen wir uns verständlich, dass wir uns toll finden und sexy und begehrenswert? Und ich finde es gut, dass da jetzt eine Verunsicherung besteht. Die ist angemessen, aber ich wünsche mir eben einfach ein freudigeres Moment, diesen Raum zu gestalten. Wir sollten uns diesen Raum erobern in einer Art und Weise, die eben nicht geprägt ist von Schuld, von Scham und von Angst, sondern auch von der Freude am eigenen Körper.

Und abschließend dazu vielleicht noch: Es bietet sich an, diesen Komplex auch historisch zu betrachten. Das beherzte »Ja« von Frauen zu Sex ist seit jeher einfach ein totales Tabu. Die Frau, die »Nein« sagt und sich sittlich verwehrt, ist scheinbar einfacher zu denken als die Frau, die sagt: »Ich will Sex. Und ich möchte diesen Sex auf eine bestimmte Art und Weise. Ich möchte dir genau sagen, wie ich das möchte. Ich möchte dir genau sagen, wie du mich anfasst. Ich mag diese Körperstelle gerne fest berührt haben und hier sollst du zärtlicher sein.« Diese Frau existiert in unseren Köpfen noch nicht. Und deswegen ist es meine Aufgabe, die Menschen, mit denen ich arbeite, zu unterstützen, Wünsche zu formulieren. Aber diese Arbeit ist kulturell auch ein Tabu. Eine Frau, die sexuell aktiv ist, außerhalb von Ehe oder legitimer Beziehung, ist immer noch ein Tabu.

Moderation: Frau Kuchler, Sie haben festgestellt, dass Frauen, die sich in der Darstellung ihrer Weiblichkeit von den Stereotypen und Konstruktionen lösen, sich selbst in die Lage versetzen, eben auch sexistische Strukturen zu überwinden. Nun bleibt aber damit die Verantwortung zur Veränderung bei den Darstellenden, stereotypisch: bei den Frauen. Was ist mit den Wahrnehmenden, stereotypisch: den Männern? Sind die von der Verantwortung entbunden?

Kuchler: Die Männer müssen ihr Handeln im Griff haben, ihre Hände im Griff haben. Aber dass sie Frauen so wahrnehmen, wie sie sich präsentieren, kann man ihnen nicht verübeln. Viele Frauen sagen, dass sie beides wollen: Chic und – manche auch sexy – angezogen ins Büro gehen,

und aber trotzdem nur nach ihrer Leistung statt nach ihrer Kleidung beurteilt werden. Und ich glaube, das ist, soziologisch gesehen, unrealistisch, Augenwischerei und Selbstbetrug, denn wie man von jemandem wahrgenommen wird, kann man sich nicht zu 100 Prozent wünschen. Man setzt immer Signale. Und das Aufmerksamkeitsvolumen des wahrnehmenden Gegenübers ist auch begrenzt. Wenn 30 Prozent von dem, was ich an dem anderen wahrnehme, durch starke Reize des Aussehens bestimmt werden, dann sind einfach nur noch 70 Prozent übrig. Und dann ist das Urteil, das ich mir über die Person bilde, mitbestimmt davon, wie die sich äußerlich präsentiert. Insofern würde ich sagen, dass die Verantwortung tatsächlich teilweise bei der einzelnen Frau liegt. Und deswegen richtete sich auch der Impuls von *#ohnemich* an Frauen. Die Männer interessieren mich eigentlich nicht vorrangig.

Bezüglich der Verantwortung der einzelnen Frau ist auch die Modeindustrie gefragt. Denn es wäre viel zu einfach zu fordern, dass sich die Frauen einfach anders anziehen, einfach kein Makeup mehr kaufen oder sich einfach die Augenbrauen nicht mehr zupfen sollen. Individuell ist das natürlich möglich. Aber dass Frauen ihren Körper mehr zeigen als Männer, ist natürlich in der Mode so tief verankert, dass es das komplette Kleidungsassortiment durchzieht, und da kann die Einzelne und der Einzelne natürlich nicht einfach raus. Frauenkleidung ist einfach enger, knapper. Und das müsste meiner Meinung nach angeglichen werden. Es wäre ein Auftrag an die Modeindustrie: Macht die Frauenkleidung weiter und bedeckender, körperbedeckender und die Männerkleidung enger und knapper.

Moderation: Pauschalisiert heißt das, Sie fordern den Kartoffelsack für alle?

Kuchler: Das wäre eine der beiden Möglichkeiten. Die Asymmetrie, dass Frauen ihren Körper mehr zeigen als Männer, kann man in zwei Richtungen auflösen. Entweder Kartoffelsack bzw. Jeans und T-Shirt für alle oder alle tragen körperbetonte, knappe Kleidung. Ich persönlich hätte für die erste Lösung durchaus Sympathien und stelle mir eine Welt, wo es nicht so sehr aufs Aussehen ankommt, ganz schön vor – im Übrigen nicht nur unter dem Geschlechtergesichtspunkt, sondern auch in Bezug auf Menschen, die in irgendeiner Weise aus dem Schönheitsideal rausfallen, z. B. Übergewichtige. Für die wäre eine Welt, wo Aussehen nicht so hoch bewertet ist, sehr viel schöner als die Welt, in der wir jetzt leben.

Marlen: Was aber impliziert, dass dick nicht *beautiful* ist. Und da möchte ich mich kurz einschalten. Ich kann die Analyse ein bisschen verstehen. Ich bin bekennende Feministin, und als ich anfing, Sexarbeit zu machen,

dachte ich mir, wenn ich schon so viel Zeit investiere, um als Frau meine Weiblichkeit immer wieder herzustellen, um mein erotisches Kapital in Schuss zu halten, also um mich schön zu machen, dann sollte das auch in angemessener Weise bezahlt werden. Unter anderem deshalb bin ich Sexarbeiterin geworden. Aber ich finde den Ansatz der Vereinheitlichung trotzdem schwierig, denn der ganze Aspekt von Spiel und Lust, der im Sich-zeigen steckt, ginge verloren. Ihre Lösung enthält für mich keinen Befreiungsmoment.

Und wenn wir in Kartoffelsäcken auftreten, wird sich sexualisierte Gewalt auch nicht unbedingt ändern, denn das Problem ist nicht die Kleidung. Ich kenne sehr, sehr viele Frauen, die sich nicht sehr weiblich kleiden und sich eher androgyn bis männlich zeigen. Und gerade die werden verstärkt auf ihr Geschlecht reduziert, weil kritisiert oder hämisch beurteilt wird, dass sie sich nicht richtig weiblich kleiden oder nicht wirklich weiblich sind. Und sie sind sexuellen Übergriffen genauso ausgesetzt. Und es macht mich wütend, wenn die Verantwortung dafür bei ihnen gesucht wird. Bei der Frage, warum ich als Frau, zum Beispiel im Job, nicht ernst genommen werde, macht es keinen Unterschied, ob ich einen Zopfpulli an habe oder ein Dekolleté oder Gummistiefel. Der Grund, warum ich als Frau nicht ernst genommen werde, ist eine tiefsitzende Misogynie – also Frauenfeindlichkeit. Die Abwertung des Weiblichen ist eine Praxis, die uns in den Zellen sitzt, und verbessert sich nicht dadurch, das Weibliche zu verstecken.

Kuchler: Es stimmt, der Kartoffelsack ist keine ästhetische Lösung, und damit ginge auch viel Lust und Körperlichkeit verloren. Deshalb bin ich auch sehr offen für die andere Lösung: Alle präsentieren ihren Körper gleichermaßen, auch die Männer. Man muss mal ein bisschen über den eigenen Tellerrand blicken, um zu ahnen, was das heißen würde. Denn man ist immer geneigt zu sagen: Männermode ist halt weiter, die ist halt lässiger, ist halt so. Aber das ist ja eben nicht von Natur aus so, sondern gemacht. Denken Sie sich also mal eine Welt, in der Männerhemden einen Ausschnitt haben, der so tief reicht wie Frauenausschnitte reichen können, wo man zum Beispiel ein paar Brusthaare der Männer sehen kann. Wenn ich dann beispielsweise an der Uni in der Fakultätssitzung säße – zwei todlange weilige Stunden – und mir gegenüber säßen fünf Männer, die solche Hemden anhaben, dann würde ich denen natürlich in den Ausschnitt gucken. Und ich würde schauen: Sind die Haare schon weiß? Wie sehen die so aus? Wie ist überhaupt der Body? Oder Hosen: Wenn Sie Männern Hosen geben würden, die so hauteng sind, wie viele Frauenjeans es sind oder Radlerhosen, dann könnte man Männern erstens gut auf den Hintern und zweitens in den Schritt gucken, und da wäre alles klar und deutlich zu erkennen. Natürlich würden wir da hin-

gucken. Aber so ist es eben nicht. Die Mode schützt die Männer vor diesem Blick. Die Frauen nicht. Die Frauenmode zieht die Blicke auf die sekundären Geschlechtsmerkmale, also Hintern und Brust werden betont. Männermode ist so geschnitten, dass sie den Körper eigentlich kaum betont und die Blicke nicht auf bestimmte Teile zieht. Warum ist das so? Das könnte man ändern. Das wäre der Auftrag an die Modeindustrie, wenn wir nicht den Kartoffelsack für alle haben wollen, um die Mode zu symmetrisieren. Dann würden eben beide Geschlechter gleichermaßen ihre Körper präsentieren und gleichermaßen Blicke ziehen. Und dann könnte man sich darüber unterhalten, ob wirklich noch mehr Männer den Frauen auf den Hintern gucken als umgekehrt.

Moderation: Das heißt, wir haben die Varianten Kartoffelsack für alle oder Sexismus für alle. Wenn ich das ein bisschen zuspitzen darf.

Marlen: Ich würde das nicht Sexismus nennen. Ich fände den Versuch, den öffentlichen Raum quasi zu entsexualisieren, schwierig, und das würde auch nicht gelingen. Wir sind Menschen und der sexuelle Ausdruck ist ein Teil von uns. Er wird sich auch in weiter Kleidung transportieren. Es gibt ja noch ganz andere Signale, die körpereigen sind: Körpersprache, Mimik, Gestik. Ich bin ein sexuell aktiver Mensch, und ich möchte das nicht verbannen. Und ich möchte das insbesondere für Frauen nicht verbannen, denn die weibliche Sexualität ist immer das Erste, was zensiert wird. Frauen haben sich bitte züchtig zu verhalten. Es stört mich, wenn es bei dieser Kultur oder Tradition bleibt.

---

# Zentrum **Gottesdienst**

## **Gottesdienst im Wandel?**

Chancen und Grenzen eines Transformationsprozesses

Vorträge und Gespräch<sup>1</sup> am Donnerstag, 20. Juni 2019, St. Franziskus

Dr. Friederike Erichsen-Wendt, Pfarrerin, Hofgeismar  
Prof. Dr. Kristian Fechtner, Theologe, Frankfurt/Main  
Kathrin Oxen, Pfarrerin, Berlin  
Prof. Dr. Hartmut Rosa, Soziologe und Politikwissenschaftler, Jena

**Moderation:**

Dr. Stephan Goldschmidt, Pfarrer, Hannover

**Impuls von Kristian Fechtner**

Gottesdienst zu feiern ist ein Wesenszug des christlichen Glaubens seit 2000 Jahren und Gottesdienste haben sich immer gewandelt. Insofern ist »Gottesdienst im Wandel« keine sonderlich spektakuläre Überschrift. Gott sei Dank hat es sich gewandelt. Und das ist auch nicht nur heute der Fall, aber heute in besonderer Weise. Die Veränderung oder der Wandel von gottesdienstlichem Leben wird sehr ambivalent von Menschen erlebt. Er wird erlebt als eine Verlustgeschichte; etwas, was vertraut war, was ans Herz gewachsen ist, setzt sich so nicht mehr fort. Weniger Menschen kommen, weil bestimmte Formate sich überlebt haben. Und zugleich erleben Menschen Wandel auch als Freiheitsgewinn – da passiert etwas Neues. Mit dieser Ambivalenz müssen wir umgehen, wenn wir Gottesdienste gestalten.

Was wandelt sich denn nun? Ich greife zwei Punkte heraus. Das Erste ist: Wir erleben die Veränderung vom Kirchengang als einer Sitte hin zu Gottesdienst als einer Veranstaltung. Sitte oder Brauch, Konvention könnte man auch sagen, meint, etwas ist eingelebt, etwas ist für Menschen selbstverständlich und, vor allen Dingen, es wird sozial abgestützt, es wird sozial erwartet. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg war das eine sehr dominierende Form. Veranstaltung meint, etwas wird anlassbezo-

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.



gen wahrgenommen, weil man in besonderer Weise motiviert ist, diese Veranstaltung zu besuchen. Bei einer Veranstaltung gewinnt die Teilnahme einen Entscheidungscharakter. Meine Schwiegermutter lebt seit vielen Jahrzehnten in einem kleinen Dorf im Nordschwarzwald. Und wenn ich sie vor dreißig Jahren gefragt habe am Samstagabend: »Geht du morgen in den Gottesdienst?«, dann hat sie gesagt: »Klar, morgen ist ja Sonntag.« Wenn ich sie heute frage, antwortet sie womöglich: »Morgen gehe ich in den Gottesdienst, denn da predigt die Vikarin und die hat das besonders gut raus.« Oder sie sagt: »Morgen gehe ich in den Gottesdienst, denn da singt der Kirchenchor der Nachbargemeinde«, oder sie sagt: »Morgen gehe ich nicht in den Gottesdienst, denn das ist mir zu viel« oder: »Da predigt der andere Pfarrer und den kann ich sowieso nicht hören.« Es hat einen Entscheidungscharakter, es verändert sich nicht nur quantitativ, sondern in der Logik des Kirchgangs.

Und das Zweite: Der Normalfall ist aus der Sicht der sich Beteiligten eben nicht mehr einfach nur der Sonntagsgottesdienst morgens um zehn in einer geprägten Form in jeder Gemeinde. Das gottesdienstliche Leben hat sich im Grunde seit den späten 1960er-Jahren deutlich verändert – als kultureller Wandel. Es hat sich pluralisiert und vervielfältigt. Wir haben Festtagsgottesdienste, wir haben die ganze Palette der Kasualgottesdienste, wir haben neue Gottesdienste zu besonderen Gelegenheiten, Biker-Gottesdienste, wir haben Segnungsgottesdienste, Salbungsgottesdienste, Kirchentagsgottesdienste und so fort. Aber auch der sonntägliche Gottesdienst hat sich innerhalb seiner Formate vervielfältigt. Am ersten Sonntag im Monat ist Gottesdienst in klassischer Form, am zweiten Sonntag ist Gottesdienst mit Taufen, am dritten Gottesdienst in musikalischer Gestaltung, am vierten Sonntag ist Familiengottesdienst. Es findet eine Pluralisierung und Vervielfältigung auch innerhalb des Sonntagsgottesdienstes statt. Der Gelegenheitskirchgang ist der Normalfall.

Und welche Kräfte machen einen gelingenden Gottesdienst in diesem Wandel weiterhin aus? Ich nenne nur vier. Erstens, dass Menschen Orientierung finden für ihren Glauben, Wertorientierung in ihren Lebensvollzügen, in ihrem Alltag; dass sie etwas von dem erleben, worauf es ankommt im Leben, das meint Orientierung im Gottesdienst. Dazu kommt aber zweitens: Gottesdienste brauchen die Möglichkeit, dass sich in ihnen Emotionen ausdrücken, ein Lebensgefühl, dass ich mich in eine Dankbarkeit hineinsingen kann, dass ich klagen kann, dass mich etwas emotional berührt. Drittens: Gottesdienste brauchen die Empfindung einer Zugehörigkeit, ein Zusammengehörigkeitsempfinden. Gottesdienst feiert man auch heute nicht alleine. Auch eine Zusammengehörigkeit mit Menschen, die mir vielleicht nicht genehm sind. Dass da meine Nachbarin ist, mit der ich sonst über Kreuz liege, das gehört dazu. Dass ich zum Singen und zum Beten in diesem Gottesdienst bin. Und das

Vierte ist, dass ich anders aus einem Gottesdienst herausgehe, als ich hineingehe. Dass ich nicht nur etwas mitnehme – das sagen wir ja immer: Kann ich etwas mitnehmen? –, dass ich auch etwas dalassen kann, dass sich spürbar an mir etwas verändert, weil da etwas mit mir passiert. Als Gesegneter gehe ich raus, als jemand, der etwas als Klage, als Bitte dort gelassen hat. Das passiert nicht automatisch, das passiert auch nicht immer. Ich kenne genügend Gottesdienste, wo ich das für mich so nicht erlebe, aber andere vielleicht. Die Haltung für diesen Gottesdienst heißt immer: Es könnte vielleicht geschehen.

### Impuls von Hartmut Rosa

Ich finde die Frage wirklich interessant: Was passiert eigentlich im Gottesdienst? Und ich finde, die Veranstaltung hier stellt eigentlich eine Doppelfrage: Warum gehen so wenige Menschen sonntags noch regelmäßig in die Gottesdienste? Und wie müssten Gottesdienste sich ändern, damit wir da wieder das finden, was wir eigentlich gesucht haben oder gesucht hätten? Die Frage ist also: Was sucht man eigentlich im Gottesdienst? Oder: Was erfährt man, wenn man zum Gottesdienst geht? Herr Fechtner hat da ja schon Hinweise gegeben, die ich durchaus teilen würde. Das Besondere bei einem Besuch des Gottesdienstes ist, dass es anders ist als fast alle anderen Sachen, die wir so machen. Aus zwei Gründen. Der eine ist: In einen Gottesdienst zu gehen erfüllt eigentlich keine Kapitalakkumulationsdimension. Bei den meisten Dingen, die wir tun, sind wir hinter irgendetwas her. Wir wollen Geld verdienen, das ist das Ansammeln ökonomischen Kapitals, oder sparen. Oder wir wollen soziale Beziehungen pflegen, netzwerken, das ist das Ansammeln von Sozialkapital. Oder wir wollen uns bilden, kulturelles Kapital erwerben. Oder wir wollen fit werden, schöner werden, effizienter werden, das ist Körperkapital. In den Gottesdienst geht man eigentlich aus keinem dieser Gründe. Man könnte sich überlegen, ob es so etwas wie seelisches Kapital gibt, was man da aufbaut, aber auf jeden Fall kann man das nicht ansammeln und auch nicht irgendwie einsetzen.

Der Grund, warum wir dahin gehen, ist also eigentlich ein anderer. Und wir haben gerade schon gehört: Da geht es um emotionale Berührung, um Transformation. Diese Art des Sich-in-Beziehung-Setzens mit drei Dingen oder vielleicht sogar mit vier, nenne ich Resonanzbeziehungen. Meine These ist also: Menschen gehen in Gottesdienste, weil sie in Resonanz treten wollen. Und es gibt vier Resonanzachsen, die dort tendenziell spürbar oder aktiviert werden. Wenn es gut läuft, erfahren Sie das am Sonntag. Die eine Achse ist wirklich die eines Verbundenseins mit anderen Menschen, zum Beispiel durch Singen oder durch die Gemeinschaft. Das Abendmahl ist für mich als ein Ritual so ein Inbegriff des

In-Verbindung-Tretens, lebendige Verbindung herstellen mit anderen Menschen. Und die zweite Dimension ist wirklich eine dingliche Dimension. Wenn wir zum Beispiel zum Abendmahl gehen, dann sind Brot und Wein tendenziell aufgeladen. Wir nehmen die in einer Weise wahr, dass wir dort mit einer dinglichen Substanz in Beziehung treten, die etwas in uns bewirkt, nicht auf mechanistische, kausale oder instrumentelle Art, sondern die uns mit der lebendigen Natur, mit der Welt, mit Gott verbindet. Und zu dieser sachlichen, materialen oder diagonalen Dimension tritt dann die Idee einer vertikalen Resonanz, dass wir mit dem Umgreifenden, mit der letzten Wirklichkeit irgendwie in einen Kontakt treten, mit dem, was wir als Glaubende als Gott bezeichnen. Dass es irgendeine Form der Verbindung gibt, wie wir sie zum Beispiel im Gebet anstreben. Wenn wir beten und die Augen schließen, dann wenden wir uns nach innen und nach außen zugleich und es entsteht – ich nenne das vertikale oder existenzielle Resonanzachse – ein In-Beziehung-Treten; man fühlt eine Verbindung zwischen uns als isolierten Atomen, vereinzelt Individuen und dem umgreifenden Ganzen des Lebens oder der Schöpfung, je nachdem, was Ihre Konzeption ist. Ich nenne so etwas Oasenerfahrungen. Wenn es gut läuft, kann ein Gottesdienst eine Oasenerfahrung werden, wo man feststellt, der Urgrund meines Seins ist eine Antwortbeziehung und nicht das schweigende Universum oder gar das feindliche Universum. Diese ist Achse zwischen meinem Innersten, meinem Leben, meiner Seele, meiner selbst, mit allen Schwächen, die da ja auch immer angesprochen werden, und dem umgreifenden, tragenden Ganzen. Da entsteht eine Resonanzerfahrung mit dem eigenen Selbst, man steht mit seinem Leben, seinem Körper, seiner Seele in einer Antwortbeziehung. Das ist eine zentrale Notwendigkeit für Menschen. Gottesdienste können, wenn sie gelingen, vier Resonanzachsen gleichzeitig aktivieren.

Und jetzt haben Sie zwei widersprüchliche Prinzipien zu vereinen. Das eine ist, dass das In-Beziehung-Treten mit Gott ein ganz und gar außeralltäglicher, außergewöhnlicher, gar nicht fassbarer oder machbarer Vorgang ist; das ist unverfügbar im höchsten Maße. Und eigentlich sind auch die anderen Resonanzbeziehungen (Resonanzachsen) unverfügbar. Sie gehen vielleicht in den Gottesdienst, weil Sie mit der Gemeinschaft in Resonanz treten wollen, aber Sie erfahren nur feindselige Blicke oder misslingende Interaktion. Oder Sie denken: Der Pfarrer ist heute komisch drauf und der Organist hat danebengespielt. Oder die Predigt lässt Sie völlig kalt oder Sie finden sie sogar empörend. Man sucht eigentlich das Nicht-verfügbar-Machbare, dieses außergewöhnliche Andere in einer immer wiederkehrenden verfügbaren Form. Gottesdienste sind ja in ganz hohem Maße ritualisiert. Und der Ritus ist ja eigentlich die Wiederkehr des immer Gleichen, Verfügbaren, Erwartbaren. Gottesdienste haben diese zwei Momente: einerseits das ganz sicher Erwartbare. Es ist

jeden Sonntag das Gleiche und wir wissen alle das Vaterunser auswendig und die Lieder vielleicht auch. Und darin soll das Andere, diese außergewöhnlichen Momente eines In-Resonanz-Tretens ermöglicht oder erreichbar werden. Man hat die Spannung zwischen dem immer wiederkehrenden Gleichen, dem Ritus, und dem Anderen, was da spürbar werden soll.

Wenn man jetzt über andere Gottesdienste nachdenkt oder einen Wandel des Gottesdienstes, hat man natürlich das Problem, dass man sagen kann: Wenn ich das Andere nicht mehr in der Kirche finde, dann gehe ich halt in eine andere Kirche oder dann ändere ich den Ritus. Ich glaube, da haben wir wirklich ein Problem. Wir suchen das Andere an den Oberflächen. Wenn ich als Soziologe erklären soll, wieso die Kirchen sonntags leer sind, dann würde ich sagen, zum ganz großen Teil deshalb, weil sie keine Deadline haben. Viele Leute sagen: Ich gehe da schon mal wieder hin, aber nicht diesen Sonntag, weil da die Tante Geburtstag hat, und nächsten Sonntag haben wir viel zu tun und am übernächsten ist das Wetter schön. Deshalb sind Kirchentage relativ gut besucht, denn die sind halt nur einmal fünf Tage.

Wir fragen, wie sich Gottesdienst wandeln muss. Er muss sich wandeln und lebendig bleiben, so dass es kein toter Ritus wird, in dem am Ende alle vier Resonanzachsen stumm bleiben. In einem verfestigten rituellen Geschehen können Resonanzachsen komplett tot bleiben.

Die Frage ist jetzt: Wie können wir diese vier Resonanzachsen lebendig und spürbar werden lassen? Wir müssen Formen finden. Zum Beispiel, wenn andere Menschen über ihre Erfahrungen, über ihr Leben berichten. Das können sehr intime Momente sein, dann entsteht zwischenmenschliche Resonanz. – Ja, ich verstehe, was du gerade berichtest. Ich kenne das, das fühlt sich auch bei mir so an. Und so kann dann in einem alternativen Gottesdienst horizontale Resonanz entstehen. Das passiert oft auf Kirchentagen. Auch über Musik wird eine weitere Resonanzachse bedient, die den Sinn für vertikale Resonanz wieder spürbar macht, aber es bedarf weiterhin der rituellen Momente. So etwas wie Segen, wie Gebet, wie Abendmahl kann man meiner Ansicht nach nicht einfach ersetzen durch etwas beliebiges Anderes. Es bedarf dieser Art der Begegnung, der Resonanz, des Ritus und des rituellen Raums insofern, als dass dadurch starke Werterwartungen erzeugt werden; die Erwartung, dass in dieser Form das wirklich Andere zu sprechen beginnt und uns begegnen kann. Resonanzen setzen immer auch ein hohes Maß an Vertrauen voraus, dass uns nichts Unvorhergesehenes aus der Spur wirft. Deshalb besteht die Kunst darin, die rituellen Momente, die die Resonanzachsen öffnen und in Schwingung versetzen wollen, so zu aktivieren, dass das Andere uns begegnen kann. Und dafür bedürfen sie der Variationen, auch des Neuen. Aber die Achse darf dabei nicht ver-

schüttet werden und nicht verlorengehen. Es ist eine prekäre Balance zwischen dem Festhalten an dem immer Gleichen und dem Lebendigmachen durch das Besondere, was uns dann da begegnet; eine Kunst, um die sich vielleicht jetzt auch unser Gespräch drehen wird.

#### Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Stephan Goldschmidt: Ganz herzlichen Dank! Jetzt möchte ich gern mit den Praktikern unter uns ins Gespräch kommen. Wie erleben Sie das in der täglichen Arbeit? Wo macht sich der Wandel des Gottesdienstes aus Ihrer Sicht konkret bemerkbar?

Kathrin Oxen: Ich bin in der interessanten Situation, dass ich das, was ich die letzten sieben Jahre theoretisch vertreten habe, nun praktisch in Gottesdiensten in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin anwenden muss, einer besonderen Kirche mit einer besonderen Gemeinde, mit Menschen, die gezielt kommen, nicht aus Sitte, sondern weil sie es gerne möchten und weil es ein Teil ihres Berlin-Wochenendes ist. Ich erlebe erstaunlicherweise nicht so sehr das Bedürfnis nach Wandel, sondern eher nach einer Art Vertiefung; dass der Gottesdienst an Qualität gewinnt. Und wenn das geboten wird – bei uns kann es geboten werden, zum Beispiel musikalisch, aber auch in der Gestaltung von Gottesdiensten, weil wir einfach die Möglichkeiten haben –, dann funktioniert die Form. Und nach meinem Eindruck ist es für viele Menschen gut so: Wenn ich sonntags um zehn Uhr in die Kirche gehen will, dann findet da auf jeden Fall was statt, und es ist nicht irgendwie zufällig gerade der Sonntag, wo Nachtschicht oder Nachmittagskaffee oder sonst irgendetwas ist. Trotzdem finde ich, dass Wandel sich nicht nur an den Formen des Gottesdienstes festmachen muss, sondern wahrscheinlich eher an den Inhalten. Mein Eindruck ist, dass auch ein ganz modern anmutender Gottesdienst mit fetziger Musik und allen Sachen, der auf Fragen des 16. Jahrhunderts antwortet, nicht zielführend ist. Dann ist ein »normaler« Sonntagmorgengottesdienst, der Fragen unserer Zeit zu beantworten versucht, viel angemessener. Ich sehe das skeptisch, dass die andere Form auch immer gleich die andere Vermittlungsqualität besitzt. Das würde ich bestreiten.

Goldschmidt: Vielen Dank! Frau Erichsen-Wendt, was sind denn die Chancen, aber auch die Grenzen der verschiedenen Gottesdienstformate?

Friederike Erichsen-Wendt: Ich finde es immer fraglicher, ob es überhaupt Sinn macht, von einer Normalform zu sprechen und anderen Formen. Die Chance der pluralen Form ist natürlich, dass man wählen kann.

Selbst wenn ich eine rituelle Form wähle, dann tue ich das in Abgrenzung zu anderen Möglichkeiten, die ich habe. Diese Chance ist aber zugleich auch eine Grenze, weil ich dazu informiert sein muss. Das ist eine Voraussetzung, von der wir gar nicht wissen, ob sie überhaupt gilt, oder ob es nicht vielmehr eine Frage der Reichweite ist: Wo ich wohne, wie mobil ich bin, woran ich teilhabe, welche Form von Vergemeinschaftung ich wähle. Die Schwierigkeit besteht auch darin, dass ich mich in einem gewissen Maße auf das, was ich da vorfinde, einlassen muss. Es gibt ja nicht die individuell passende Form für jeden, sondern ich muss mir sozusagen erst mal die Kriterien zugänglich machen, um überhaupt wählen zu können. Ich glaube, das ist eine große Herausforderung an diejenigen, die Gottesdienste verantworten, eben auch zu gucken, wie muss ich diese Form eigentlich designen? Was muss ich machen, damit ich das, was ich da an Resonanz nahelegen will, an Reichweite, an Fragen, die Menschen zum Beispiel haben, dass ich das auch mit einer hohen Wahrscheinlichkeit möglich mache.

---

# Zentraler Ökumenischer **Gottesdienst** an Fronleichnam

## **Gerettet – wieder und wieder**

Predigt am Donnerstag, 20. Juni 2019, Bühne auf dem Hansaplatz

Heike Proske, Superintendentin, Dortmund  
Andreas Coersmeier, Stadtdechant, Dortmund

Heike Proske: »Niemand versteht mich.« – Wir alle haben diesen Satz bestimmt schon gehört und wahrscheinlich auch selbst gedacht. Da hilft es nicht zu wissen: Ich habe einen liebenden Mann, eine geduldige Frau. Der Satz bleibt. So richtig versteht mich niemand. Na klar habe ich Freundinnen und Bekannte, mit denen ich mich austauschen kann, aber was mich letztlich bewegt, verstehen sie das? Und plötzlich taucht ganz heimlich in meinem Hinterkopf die Frage auf: Verstehe ich mich eigentlich selbst?

Andreas Coersmeier: Zu unserem Leben gehört wohl leider auch die Tatsache, dass wir uns selbst manchmal nicht verstehen. Wir sind uns ab und an ein Rätsel. Manchmal finde ich kaum Worte, um etwas zu beschreiben, damit andere mich verstehen können. Was dann helfen kann, sind Gefühle: nachempfinden, mitempfinden. Darum teilen wir oft unsere Erfahrungen, damit andere spüren können, was uns bewegt, damit sie eine Chance haben zu verstehen und wir gemeinsam miteinander lernen.

Proske: Paulus schreibt genauso von seinem Empfinden, damit andere nachvollziehen und für sich selbst lernen können, was es bedeutet, dass Gott für uns Menschen da ist. Dass er eben nicht irgendwo da oben sitzt und unbeteiligt ist. Gott ist da. Hier. Jetzt. Ihm können wir vertrauen. Heute. Morgen. Wieder und wieder. Paulus erzählt von lebensgefährlichen Erfahrungen. Was er genau erlebt hat, führt er nicht aus. Aber er lässt uns teilhaben. Was ihn beschäftigt und was ihm geholfen hat, das erzählt er. Das können wir mitempfinden, uns hinein fühlen.

Nichts war es mehr mit seinem Selbstvertrauen, mit menschlicher Planung, Lebensgefahr, Verzweiflung, aus und vorbei. Alles zu Ende. Das Leben am Ende. Dieses Mal endgültig. »Ich habe keine Kraft mehr. Zu viel, zu oft war ich in Gefahr. In Lebensgefahr. Jetzt kann ich nicht mehr. Ich bin erschöpft. Ich habe keine Perspektive mehr, kein Vertrauen in mich selbst. Mein Selbsterhaltungswille ist mir abhandengekommen.«

Coersmeier: Flüchtlinge im Mittelmeer, in einem kleinen seeuntüchtigen Boot. Nach Tagen in glühender Hitze und ruhiger See, ohne der ersehnten europäischen Küste nähergekommen zu sein, klatschen jetzt Wellen, erst nur außen, schnell aber über den Bootsrand in die Nussschale hinein. Kein erfrischendes Wasser mehr. Gefahr. Kein Mensch kann nun noch etwas tun. Sturm und Wellen. Das Boot bleibt sicher auf dem Wasser oder kentert – Gott allein weiß es. Keiner der fast 60 Menschen in diesem Boot kann jetzt noch etwas tun aus eigener Kraft. Manche beginnen zu schreien. Zu bereuen. Andere verantwortlich zu machen für dieses Unglück. Manche schweigen, wie gelähmt. Unfähig, zu denken oder zu handeln. Andere beten. Nicht die Hoffnung verlieren. Viele halten sich fest an den Händen, nehmen sich in den Arm, schützen die Kleinkinder mit ihrem Körper.

Da, wo Menschen am Ende sind, verzweifelt, haltlos, hilflos, da wissen einige von ihren Erfahrungen zu berichten. »Für mich gab es nichts mehr zu tun. All mein Wissen, meine Energie, mein eigenes Geschick halfen nicht mehr. Und doch, ihr seht, ich bin immer noch da. Gott hat mich gehalten, hochgehoben, wieder ins Leben hinein.« Nur wer Sturm und Unwetter kennen gelernt hat, weiß den sicheren Hafen wirklich zu schätzen.

Proske: Paulus lässt uns an seinen Erfahrungen teilhaben. Wir lernen mit ihm, wie ein Kind lernt, das eine heiße Herdplatte angefasst hat. Nur haben wir den Vorteil, dass wir uns nicht selbst die Finger verbrennen. Wir lernen ständig, wieder und wieder. Wir erfahren ein Leben lang in jeder Situation, dass Vertrauen guttut. Mut macht. Es macht Sinn, zu vertrauen, Gott alles zuzutrauen. Es erfüllt uns mit neuer Energie, entlastet uns von dem Gefühl, dass alles nur an uns hängt, von uns abhängt. Wie wohltuend. Welch eine Rettung! Da wirkt die Leben schaffende Kraft Gottes.

Coersmeier: Gottes Macht endet nicht mit dem Tod, sie geht über die Grenzen des Todes hinweg. Wir kennen Situationen, in denen Tod und Leben nicht scharf voneinander zu trennen sind. Bereits mitten im Leben kann Tod wirksam sein, durch alles, was unsere Lebenskraft schwächt. Die Errettung aus solch einer Lage kommt einer Auferstehung gleich. Weil Gott in beidem wirkt: im Tod und im Leben. Die Erfahrung, dass Gott einmal gerettet hat, lässt die Hoffnung wachsen, dass Gott wieder retten kann. Darin gründet unser Vertrauen.

Proske: Unser alltägliches Leben empfinden wir nicht nur gut und nur schlecht, nur belastet oder nur fröhlich. Vieles in unserem täglichen Funktionieren ist wie mit einem Grauschleier überzogen: Die lebendigen



Farben kommen nicht mehr zur Geltung, ja, sogar Schwarz und Weiß in ihrer Eindeutigkeit werden eins. Wie bei einem schlechten Latte Macchiato, der doch nur ein Milch-Café ist. Die Unterschiede, und damit auch die Vielzahl an Chancen, sind verwischt, ihre Schönheit, ihre Unverwechselbarkeit gehen verloren. Mit unseren eigenen Erfahrungen und im Miterleben der Erfahrungen anderer lernen wir, werden wir klüger, sensibler, können sinnvoller reagieren. Miteinander lernen – immer wieder und immer mehr.

Coersmeier: Mit jeder Taufe und Taufferinnerung dürfen wir erspüren: Gott hat uns gerettet: Aus den lebensbedrohlichen Fluten in erfrischendes, Durst stillendes Nass; aus Lebensgefahr hat Gott uns mit schöpferischer Kraft aus einer Tiefe in das Leben hier und jetzt, heute in Dortmund und morgen irgendwo in dieser Welt hineingehoben. Dich – uns alle. Den Tänzer und die Frau im Rollstuhl, mich als katholischen Pfarrer und das geflüchtete Mädchen, das gerade dem Tod im Mittelmeer entronnen ist, die selbstbewusste, gestandene Managerin und den angst-besetzten jungen Mann im Ausländeramt.

Proske: Jeder Mensch, jedes Kind Gottes hat eigene bunte Farben, sein Dasein einen unverwechselbaren Klang. Diese Erfahrung machen wir zum Beispiel, wenn wir lieben. Wir erkennen die Stimme, die Bewegungen, die Nähe eines geliebten Menschen, ohne darüber nachzudenken. Wir erspüren Gegenwart auch auf Distanz und fühlen uns doch einander so nahe. So nahe kommt uns Gott, mit *seiner* Liebe. In seinen Schöpfungs-farben. Im rettenden Halten der Taufe, durch frisches Wasser und inmit-ten der Gemeinschaft, wie jetzt hier auf dem Hansaplatz erfahrbar.

Coersmeier: Aber nur erfahren und dabei stehenbleiben reicht nicht. Darauf weist uns Paulus hin. Erzählen und motivieren. Eintreten für das Leben. Auch für kommende Generationen. Lassen wir uns durch unsere Kinder aufwecken für eine Zukunft. Setzen wir endlich klare Zeichen, nicht nur mit Gesetzen und Worten, sondern mit Taten. Verzichten wir auf überflüssiges Plastik, auf motorisierte Fahrten der kurzen Wege, auf scheinbar Bequemes zugunsten von Mitmenschlichkeit und Zukunft. Setzen wir uns für lebenserhaltende Werte ein, auch weil es uns aus un-serem Alltag aufrüttelt.

Proske: Fangen wir damit an. Hier und jetzt. »Helft mit eurem Gebet«, schreibt Paulus. Und Beten ist mehr, als mit Gott meine Anliegen zu besprechen, meine Wünsche und meinen Dank. Beten ist auch das Nachdenken über Gott. Und das Miteinander mit anderen Menschen.

Coersmeier: In der Bibel finden Menschen durch die Begegnung mit Gott immer wieder neu zu sich selbst. In der Begegnung mit Jesus entdecken wir Menschen unsere Trennung von Gott und zugleich, dass wir dennoch von Gott angenommen sind und uns selbst annehmen können. Dass wir Rettung erfahren können – mitten im Boot in den Wellen unseres Lebens. Das ist der Weg in den Tag, in den weiteren Kirchentag und in jeden Tag: Gott hat uns bereits gerettet. Gottes Kraft geht alle unsere Wege mit.

Amen.

---

# International Peace Centre

## NonviolenceWorks – Make Peace Possible!

### The Potential of Civil Intervention

Vorträge<sup>1</sup> am Donnerstag, 20. Juni 2019, Kongresszentrum

Dr. Christine Schweitzer, Friedensforscherin und Friedensaktivistin, Bund für Soziale Verteidigung und Institut für Friedensarbeit und gewaltfreie Konfliktaustragung, Hamburg  
Olivia Caeymaex, Quaker Council for European Affairs, Brüssel/Belgien

#### Presentation by Christine Schweitzer

Thank you for inviting me. Let me start with a quote from Gandhi who stated in 1940, »We are constantly being astonished these days at the amazing discoveries in the field of violence. But I maintain that far more undreamt of and seemingly impossible discoveries will be made in the field of nonviolence.«<sup>2</sup> This statement is still true. However, it is fair to say that nonviolence is still an underestimated, under-researched and under-resourced topic. Around the world, you will find very few professorships focused on nonviolence.

In this presentation, I will give you some insights into three aspects: conflict transformation in general, nonviolent civil resistance, and unarmed civilian protection or civilian peacekeeping.

#### 1. Conflict Transformation

A useful categorization has been made by Johan Galtung (1976), distinguishing peacemaking, peacekeeping and peacebuilding.<sup>3</sup> Another researcher, Stephen Ryan, has called them »peace strategies«.<sup>4</sup> I use to argue that they are not to be understood in a sequel order, but they are

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription der Vorträge.

<sup>2</sup> Mohandas Karamchand Gandhi, Equal Distribution. In: Harijan 8 (1940), S. 260.

<sup>3</sup> Johan Galtung, Three approaches to peace. Peacekeeping, peacemaking and peacebuilding. In: Ders. (Ed.): Peace, War and Defence – Essays in Peace Research Vol II. Kopenhagen 1976, S. 282–304.

<sup>4</sup> Stephen Ryan: Ethnic Conflict and International Relations. Aldershot 1995.

complementary and are all needed to come to a peaceful solution of large-scale conflicts.<sup>5</sup>

Peacemaking is the search for a negotiated solution of perceived conflicts of interests between parties. There are several ways to come to a solution that do not need violence. There is first negotiation with mediation: A third party helps the parties in conflict to come to a solution. Law, arbitration, or international courts, can also be important instruments in this field.

Peacekeeping is about to »control the actors so that they at least stop destroying things, others, and themselves«.<sup>6</sup> This is usually associated with military, with the United Nations' *blue helmets*. But there are also nonviolent approaches in this field, to which I will come later in this presentation.

Peacebuilding is a large category. It covers everything else that is not negotiation or focused on prevention and stopping violence directly. It deals both with structural issues, with root causes of a conflict, as well as with the consequences of violence, the rebuilding of relationships, the rebuilding also in the physical sense, dealing with trauma, and so on. There are, as you can see, many different issues. Peace building is not just about reconciliation and dialogue, but many other aspects as well. Many studies in peace research look at the various approaches and seek to find out what has been working under which circumstances and which role different factors play when a peace process was successful.

## 2. Nonviolent Civil Resistance

The last decades have been marked by a large number of nonviolent uprisings that have vastly expanded the experience of civil resistance. Over the past 15 years, several publications have appeared that approach these new experiences on an empirical, comparative basis and seek to identify the factors and conditions that contribute to the success (or failure) of such resistance. One study that is quoted quite often is by two American peace researchers, Erica Chenoweth and Maria Stephan.<sup>7</sup> They compared armed and unarmed uprisings between 1900 and 2005 and found that the nonviolent uprisings were twice as successful (53 percent) than the armed uprisings (23 percent). In other words, only every fourth

<sup>5</sup> Christine Schweitzer: *Strategies of Intervention in Protracted Violent Conflicts by Civil Society Actors. The Example of Interventions in the Violent Conflicts in the Area of Former Yugoslavia, 1990–2002*, Vehrte 2010.

<sup>6</sup> Galtung: A. a. O.

<sup>7</sup> Erica Chenoweth und Maria J. Stephan: *Why Civil Resistance Works. The Strategic Logic of Nonviolent Conflict*. New York 2011.

of the cases they looked at was a complete failure, and a few others had mixed results. The number of nonviolent cases compared to the violent ones grew enormously over the last decades. Nonviolent civil resistance is a phenomenon that is really increasing.

### 3. Unarmed Civilian Protection or Peacekeeping (UCP)

Unarmed Civilian Protection or Peacekeeping is the practice of deploying specially trained, unarmed peace experts or volunteers before, during, or after a violent conflict, who through their presence, through monitoring, through protective accompaniment, through setting up early warning systems and many other activities, manage to protect civilians against direct violence.<sup>8</sup>

This is not just something, which northern, white people do in the Global South. For some organisations, like *Nonviolent Peaceforce*, the majority of their staff are from the Global South. They also have many local people, who are working in their own communities or in neighbouring communities protecting their fellow citizens. And there is worldwide a large number of local organizations doing the same kind of work in their own country. This is a growing approach. A growing number of evaluations and good practice studies are looking at the experiences on a worldwide level to find out what really works and under which circumstances.

### Summary

To conclude this rushing through studies, I think there is a misperception about the lack of effectiveness of nonviolence. This lack of perceptiveness is the case one hand because so many studies, so much energy is focused on violence, but also because there are political interests involved in maintaining the current structures, the current systems and parameters of using violence. Nonviolent practices might fail, no doubt. But when they do, we very often find that violence fails the same way. We often find that violence may on the short term be a solution, but it leads to another war or another conflict very soon after. I think the development of ISIS is a very good example for that. Other reasons determine the maintenance of the military, other interests than the honest concern about solving conflict and keeping people safe. Therefore, we need social movements to

<sup>8</sup> Vgl. Ellen Furnari, Rachel Julian, Christine Schweitzer: *Ziviles Peacekeeping. Menschen wirksam schützen ohne Drohung oder Gewalt* (Wissenschaft & Frieden, Dossier Nr. 83). Beilage zu *Wissenschaft und Frieden* 4 (2016); Ellen Furnari (Hrsg.): *Wielding Nonviolence in the Face of Violence*. Institut für Friedensarbeit und Gewaltfreie Konfliktaustragung, Norderstedt 2016.

carry nonviolence, to promote social change, human rights and global justice. We need social movements to support conflict transformation. We will not get it for free and we won't get it just through peace research, just by convincing politicians.

### Presentation by Olivia Caeymaex

Thank you very much for the invitation and for the opportunity to talk about some changes that are happening with the European Union. For as you will know, the European Union started as a peace project, based on economic cooperation, and it was first conceived as a normative and civil power. But over the past two or three years, there has been a shift towards increasing its hard power through financing and infrastructural changes. This happened due to a context around it. The US foreign policy disengaged from multilateralism, Brexit is happening. That threatened the integrity of the European Union that felt that it needed something to get closer again, to get its integrity again. There were, as we all know, also big movements of population towards Europe, or, what is called migration.

The recent victory of the far-right political groups in the European Parliament risks exacerbating this focus on militarized responses to security and border management over peace and development. In doing some research for my presentation today, we looked at 40 speeches by Federica Mogherini to see if the expression »nonviolence« came up. In fact, it only came up once, and not to talk about the EU but actually to talk about initiatives in Cameroon. We also looked at policy documents to see if maybe nonviolence is mentioned in some documents, but we only found two: one reference to nonviolence in an *European Parliament Annual Report on Human Rights and Democracy in the World*, and another report on *Nonviolent Civic Action in Support of Human Rights and Democracy*.

So, while the EU does not speak of itself publicly as a nonviolent actor or categorizes itself that way, it actually has quite a few nonviolent tools that it has used over the past few years that we certainly felt were strong tools, or part of the category of soft power, that are actually really efficient. I mention some of the documents and some of the tools: A *European Union Global Strategy* in 2016 referred to human security, to conflict prevention, to post-conflict peacebuilding. There is also a *Joint Communication – A Strategic Approach to Resilience in the EU's External Action*. In terms of tools, the EU has diplomatic offices and representations around the world, working on reinforcing the diplomatic relations with different countries and communities. It also has civilian missions that work on issues such as the rule of law. It has a strong mediation and dialogue

office in Brussels that works on dialogue processes. Some of the recent ones are EU involvement in the Gulf area and in the Central African Republic. The EU has election observation missions. In 2019, the EU organized observation missions in Malawi, Senegal, El Salvador, and Nigeria. It has Enlargement and Neighbourhood Policies; Bosnia-Herzegovina, for example, went through numerous reforms in its adhesion process. As you know, the EU is one of the biggest donors of official development assistance, development funding. It also has big humanitarian assistance operations. Thus, the EU has quite powerful, diversified, multileveled soft power nonviolent tools at hand.

Unfortunately, in the last two or three years we have seen massive investments in defence and military infrastructure. I will mention just three:

- The *Permanent Structured Cooperation (PESCO)* in defence, which was signed by 25 member states and aims at further cooperation in defence and to develop defence capabilities. In November 2018, 17 new armament and military projects were launched. The new budget of the European Union is currently being negotiated. The proposal from the commission includes at the moment 9.3 billion Euro for integrated border management funds, for external border control, for reinforcing borders, not least, of course, with securitized and militarized apparatus.
- A *European Defence Fund*, which was established in 2017 and represents 13 billion Euro for armament research and the development of new arms systems.<sup>9</sup>
- The *European Peace Facility*, which replaces existing funds and will enable the EU to train and equip third party armies, including lethal weapons. It represents 10.5 billion Euro and it is out of the EU-budget, so there will be no European Parliament oversight, at least now, with the current proposal.

We are concerned with these changes. We understand the context, but we actually believe the EU found its strength in its soft power and managed to maintain such a level of peace and a reputation and credibility around the world as a soft power entity.

I would like to speak about the work that we do in Brussels. Quaker Counsel for European Affairs is a small organization in Brussels, promoting Quaker values of peace, justice and equality for Europe and its institutions. We do so with quiet diplomacy and with evidence-based research and reports. Quiet diplomacy is a sort of nonviolent tool. Not

<sup>9</sup> Long term budget 2021–2027, [https://ec.europa.eu/commission/presscorner/detail/en/IP\\_18\\_4121](https://ec.europa.eu/commission/presscorner/detail/en/IP_18_4121) [zuletzt gesehen am 21. 11. 19].

everyone knows that Quakers are convening governments from Europe and elsewhere to discuss some of the most difficult peace building and human rights issues. We have so far held quiet diplomacy discussions on difficult issues like border militarization, the conflict in Libya, and the opportunities for peace building in many other contexts, such as Western Sahara. Last year, we published a report called *Building Peace Together*.<sup>10</sup> This report is now translated into Arabic, French, Russian and Turkish and provides 40 peacebuilding tools across eleven sectors: Tools, like nonviolent peaceforce civilian mediation in the field, tools like truth and reconciliation commissions, but tools also in the environmental sector, in the economic and business sector, in urban planning, and in health. Earlier this year, we published a report on peace education.<sup>11</sup> The report provides over 20 examples of ways to implement it, each adapting to different contexts. We really believe that this is the type of tool that the European Union could fund, support, and probably even implement with its next budget; and we are working towards it with EU partners.

But we are not alone in Brussels and I also have to recognize the work of other networks in Brussels, like the *European Peacebuilding Liaison Office* or the *Human Rights and Democracy Network*, of which we are also a member of. They are all working hard to raise the profile of nonviolence, climate change, and other peace and human rights challenges.

<sup>10</sup> Quaker Council for European Affairs (Ed.): *Building Peace Together*. A practical resource. 2018. <http://www.qcea.org/wp-content/uploads/2018/03/Building-Peace-Together.pdf> [zuletzt gesehen am 05. 11. 2019].

<sup>11</sup> Quaker Council for European Affairs (Ed.): *Peace Education. Making the case*. 2019. <http://www.qcea.org/wp-content/uploads/2019/01/Peace-Education-report.pdf> [zuletzt gesehen am 05. 11. 2019].



---

# Zentrum Juden und Christen

## Mein Buch gehört mir?

### Feminismus und jüdisch-christliches Gespräch

Vortrag<sup>1</sup> am Donnerstag, 20. Juni 2019, DASA – Arbeitswelt  
Ausstellung

Prof. Katharina von Kellenbach, Theologin, St. Mary's City/USA

#### 1. Ein Blick in die Geschichte: Nebeneinander und Gegeneinander jüdisch-christlicher feministischer Beziehungen

Wir leben in komischen Zeiten, die zornig machen und Angst einflößen. Ich blicke auf meine Karriere zurück, die ganz der feministischen Theologie und dem jüdisch-christlichen Dialog gewidmet war, und habe das Gefühl, dass alles umsonst war. Ich komme aus Trumps USA und stelle fest, dass wir in Zeiten leben, in denen alles wieder zurückkommt – so, als hätte es das, was wir erarbeitet haben, die Bücher, die wir geschrieben, die Konferenzen, die wir organisiert haben, nicht gegeben. Was wir erreicht haben, wird momentan von einer riesigen Welle weggeschwemmt. Der Antisemitismus ist wieder da, der Sexismus erstarkt und Gender Studies sollen abgeschafft werden – ich bin, ehrlich gesagt, sprachlos. Ich habe das Gefühl, es ist ein Déjà-vu: Wir fangen genau wieder dort an, wo wir in den 1980er-Jahren schon einmal waren. Deshalb ist es wichtig, uns die Geschichte noch einmal ins Bewusstsein zu rufen, denn es ist nicht das erste Mal, dass Feministinnen von der Geschichte weggeschwemmt wurden, wie uns das im Moment passiert. Dies ist Feministinnen mindestens dreimal passiert. In der feministischen Theologie wird von drei Wellen gesprochen. Wir stehen auf den Schultern dieser Frauen, auch wenn die Erinnerung an sie von Wellen des Vergessens aus der Geschichte getilgt wurden.

Die erste Welle bestand aus den Suffragetten, die den Kampf um das Wahlrecht und das Recht zu studieren gekämpft haben. Der Titel dieser Veranstaltung heißt ja »Mein Buch gehört mir?«. Ich denke, wir sollten uns in Erinnerung rufen, dass Frauen dieses Buch nicht lesen durften und konnten. Weder jüdische Frauen noch christliche Frauen. Es sind

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts des Vortrags.

noch keine 120 Jahre, dass sich Frauen den Zugang zu den Universitäten erkämpften, um Griechisch, Lateinisch und Hebräisch zu studieren, um dieses Buch zum ersten Mal lesen zu dürfen. Frauen haben sich organisiert, zum Beispiel im *Deutschen Evangelischen Frauenbund* und im *Jüdischen Frauenbund* und miteinander um den Zugang zu den Universitäten gekämpft. Mit ihren Abschlüssen sind sie dann an die katholische und evangelische Kirche und die Synagogen herangetreten und haben gesagt: »Gebt uns eine Anstellung. Können wir ordiniert werden? Haben wir die gleichen Rechte wie unsere männlichen Kommilitonen, die genau das gleiche Studium abgeschlossen haben wie wir und die selbstverständlich ordiniert werden, Priester, Pfarrer und Rabbiner werden?« Regina Jonas war Teil dieser ersten Generation. Haben sich die jüdischen, evangelischen und katholischen Frauen gekannt? Waren sie solidarisch miteinander? Sie waren gemeinsam an den Universitäten, aber begaben sie sich in einen Dialog? Haben sie miteinander gesprochen? Wir wissen, dass sie in Frauenbünden organisiert waren. Der *Jüdische Frauenbund* war Mitglied des Dachverbandes *Bund Deutscher Frauenvereine*. Aber es gab, soweit wir wissen, keinen Dialog, wie er von Natalia Verzhbovska und Dorothee Schaper inszeniert wurde.<sup>2</sup> Einen interreligiösen Dialog zwischen Regina Jonas und den evangelischen Frauen, die um die Ordination kämpften, gab es nicht. Sie haben sich nicht wirklich unterstützt. Sie waren nicht wirklich solidarisch. Ohne diesen Dialog gab es keine Solidarität über die Religionsgrenzen hinweg, und der Verrat an den jüdischen Mitmenschen im Nationalsozialismus konnte dann tatsächlich nicht aufgehalten werden. Der Nationalsozialismus hat nicht nur diese erste Welle der Frauenbewegung weggeschwemmt, sondern auch alle Möglichkeiten einer jüdisch-christlichen Solidarität.

In den 1950er-Jahren war es, als hätte es nie eine Frauenbewegung gegeben, als wären Frauen nie ordiniert worden. Die zweite Welle entstand in den 1960er-Jahren als Teil der Bürgerrechtsbewegung, der Studentenbewegung und der Friedensbewegung. Die Kirchentage waren ganz wichtig für diese Generation theologisch interessierter Frauen, die sich neu konstituiert und feministische Theologie entwickelt haben. Von Anfang an war dabei auch Auschwitz ein Thema. Die feministische Theologie und die Theologie nach Auschwitz überschneiden sich in Personen wie Dorothee Sölle, Elisabeth Moltmann-Wendel, Luise Schottroff

<sup>2</sup> »Ina und Regina« oder: Der Kampf, Rabbinerin und Pfarrerin werden [sic] zu dürfen«. Szenische Lesung eines fiktiven Gesprächs zwischen Vikarin Ina Gschlössl und Rabbinerin Regina Jonas. Von Rabbinerin Natalia Verzhbovska (Rabbinerin des Landesverbandes Jüdischer Gemeinden in NRW. Liberale Jüdische Gemeinde Gescher laMassoret) und Pfarrerin Dorothee Schaper (Melanchthon Akademie, Köln), aufgeführt am 3. 11. 2018 in der Trinitatiskirche Köln und am 18. 11. 2018 in der Jüdischen Kultusgemeinde Bielefeld.

und Leonore Siegele-Wenschkewitz. Die katholische feministische Theologin Rosemary Radford Ruether veröffentlichte 1974 das Buch *Brudermord und Nächstenliebe. Die theologischen Wurzeln des Antisemitismus*, in dem sie Antijudaismus als linke Hand der Christologie bezeichnete.<sup>3</sup> Feministische Theologinnen waren am jüdisch-christlichen Dialog interessiert, aber feministische Theologie und jüdisch-christlicher Dialog waren in unterschiedlichen Organisationen organisiert. Der jüdisch-christliche Dialog wurde in der *Woche der Brüderlichkeit* und dem *International Council of Christians and Jews* praktiziert. Die feministische Theologie organisierte sich in anderen Netzwerken. Oftmals gab es keine richtige Verbindung zwischen den beiden. Die zweite Welle der feministischen Theologie kam dann ins Kreuzfeuer der Kritik, weil sie eine globale Schwesterlichkeit behauptete, aber die eigenständige Erfahrung und Realität schwarzer Frauen, lesbischer Frauen und jüdischer Frauen ignorierte und nicht wahrgenommen hatte.

Die Frage der Solidarität wurde in der dritten Welle der feministischen Theologie zum Thema gemacht. In der dritten Welle, die in den 1980er-Jahren begann, brachen die harten Auseinandersetzungen um den logischen Fehlschluss aus, der immer noch existiert. Dieser Fehlschluss lautet so: (1) Antisemitismus ist ein rechtsradikales Problem, ein Problem der Nazis. (2) Feministinnen sind nicht rechtsradikal, deswegen (3) können Feministinnen auch nicht antisemitisch oder rassistisch sein. Mit anderen Worten: Was nicht sein darf, das kann auch nicht sein. Damit versuchten sich (weiße, christliche) Feministinnen der Konfrontation mit Rassismus und Antisemitismus zu entziehen. Und so wiegten sich christlich feministische Theologinnen in Sicherheit. Ich rede jetzt über die 1980er-Jahre, aber wir sind wieder an diesem Punkt, wo wir denken, Antisemitismus ist das Problem von anderen, Rassismus ist nicht unser Problem. Das ist gefährlich und falsch. Die Verteidigung auf die ersten Kritiken antijüdischer Denkstrukturen in den 1980er-Jahren war empört und beleidigt: »Ich bin doch kein Nazi, das ist eine Verleumdung.« Man muss nicht rechtsradikal sein, um anti-jüdisch zu denken und antisemitisch zu fühlen. Feministische Theologie hat sich anti-jüdische Argumente zunutze gemacht, um ihre Position aufzubauen. Die müssen aufgedeckt und bewusst gemacht werden.

In der dritten Welle wurde das Konzept der Intersektionalität entwickelt, um mehr Bewusstsein für Rassismus, Antisemitismus, Homophobie, Islamophobie zu schaffen. Wir wissen jetzt, dass Gender-Diskriminierung immer intersektional zu denken ist. Das Problem bleibt natürlich, dass das theoretische Wissen um Intersektionalität nicht auto-

<sup>3</sup> Rosemary Radford Ruether: *Faith and Fratricide. The theological roots of anti-Semitism*. New York 1974.

matisch gegen Rassismus und Antisemitismus immunisiert. In den USA brach gerade die organisierte Widerstandsbewegung gegen Trump, der *Women's March*, über dem Problem des Antijudaismus auseinander. Es reicht nicht, politisch korrekt sein zu wollen. Der Antisemitismus ist eine ganz bestimmte Verachtungsstruktur mit einer eigenen Geschichte, die im kulturellen Gedächtnis weiterlebt. Das Wissen um ihre Ursachen, Funktionen und Stereotypen muss immer wieder neu ins Bewusstsein gebracht werden. Der Antisemitismus ist nicht Rassismus, er ist nicht identisch mit Xenophobie und unterscheidet sich von Islamophobie, er hat eine eigene Gestalt, die gesondert untersucht und ins Bewusstsein gerufen werden muss. Seine kulturelle Tradition ist tief in der christlichen Theologie verankert.

## 2. Christlicher Antijudaismus

Der christlich-theologische Antijudaismus ist eine Subspezies des Antisemitismus und möglicherweise dessen tiefste Wurzel. Das wird von Historikern kontrovers diskutiert. Tatsache ist, dass alle christlichen Gläubigen jeden Sonntag in einer von Juden und Jüdinnen bevölkerten biblischen Welt leben, egal in welcher Sprache und auf welchem Kontinent. Der biblische Text und seine Auslegungen transportieren in jeder Predigt bestimmte Bilder, unabhängig davon, ob eine Christin jemals auf eine real existierende Jüdin trifft. Und diese Bilder sind vornehmlich negativ, weil die christliche Kirche begründen muss, warum die Verheißungen des sog. Alten Testaments auf das Neue Israel übertragen wurden und warum die frohe Botschaft des Neuen Testaments besser ist als die des Alten Testaments. Je nach kulturellem Kontext und politischer Position verändern sich die Gründe, warum das alte und jüdische ablehnungswürdig ist. Aber die Juden sind immer veraltet, verbesserungsbedürftig und starrsinnig. Als Gegner Jesu behindern und verfolgen sie, sie stellen Fallen und verraten den Gottessohn an die Römer. Antijudaismus existiert, solange Christen die Bibel lesen und keine neue Erklärung dafür liefern, warum Christen an den Gott Israels glauben, aber nicht zum Judentum übergetreten sind. Dieses Problem hat tiefe theologische Wurzeln. Es ist zwar betrüblich, aber nicht erstaunlich, wenn die empirischen Studien zum Antisemitismus, die vom Deutschen Bundestag und der EU regelmäßig in Auftrag gegeben werden, immer wieder feststellen, dass Menschen, die in die Kirche gehen, eher antisemitische Haltungen einnehmen als konfessionslose und nicht-religiöse Menschen. Und das, obwohl sich sowohl die katholische wie die evangelische Kirche seit Jahren aktiv zum jüdisch-christlichen Dialog bekennen und gegen Antijudaismus und Antisemitismus aussprechen.

Feministisch-theologischer Antijudaismus ist eine Subspezies des christlichen Antijudaismus. Er ist nicht schlimmer als der in anderen theologischen Richtungen, aber er funktioniert gut, um sexistische, frauenfeindliche oder politisch unliebsame Positionen aus der eigenen Theologie auszulagern. Es gibt drei Grundstrukturen, mit denen die eigene Position legitimiert und lästige Passagen, Dogmen, Glaubenspraktiken und Traditionen auf das jüdische Andere projiziert werden.

Die erste Argumentationsstruktur identifiziert Juden immer mit dem eigenen Gegner. Damit werden Juden und das Judentum zur Projektionsfläche, auf der sich alle Feindbilder vereinen. Dabei entsteht ein in sich widersprüchliches Bild vom Judentum. Juden sind militaristisch und defätistisch, sie sind Kommunisten und Kapitalisten, sie sind Nationalisten und Internationalisten, sie sind feministisch und patriarchalisch – je nachdem, womit sich der/die Sprecher/in selbst identifiziert. Das Jüdische ist ewig feind. Das Christliche definiert sich im Widerstand und in der Opposition. In dieser Struktur wird Jesus zum kämpferischen Feministen, der tapfer gegen jüdische Gesetze und Gebräuche predigt.

Die zweite Denkstruktur macht Juden und Judentum zur Ursache allen Übels. Als verschwörerische Kraft agieren Juden unsichtbar im Hintergrund und sind die hintergründige Ursache eines Missstandes. Antijudaismus liefert klare Antworten auf die Frage, warum Unheil in der Welt existiert. In der feministischen Theologie zum Beispiel erklärt Antijudaismus die Ursache und den Ursprung des Patriarchats in der westlichen Welt. Wer fragt, woher das Patriarchat kommt, lernt, dass es der patriarchalische Monotheismus mit seinem fanatischen, intoleranten, kriegerischen, jüdischen Gott war, der die friedliebende matriarchalische Muttergöttin vernichtet hat. Wer wissen möchte, warum sich das Patriarchat in der christlichen Kirche trotz der feministischen Anfänge durchgesetzt hat, findet die Erklärung darin, dass Paulus seine jüdischen Ursprünge und pharisäische Ausbildung nicht überwinden konnte. Zitate aus der hebräischen Bibel erklären, warum es heute Völkermord, Rachejustiz, Kolonialismus, Rassismus und blinden Gesetzesgehorsam gibt. Solche (anti-jüdischen) Argumente sind nicht immer bewusst und werden oft nicht ganz erklärt oder ausdiskutiert. Sie bleiben als Randbemerkungen stehen, werden aber verstanden und genügen jenen, die ungefähr wissen, wer oder was damit gemeint ist.

Die dritte Denkstruktur macht das Judentum zur Wurzel, zum Prolog – sozusagen zum Mutterschoß, aus dem wir herkommen – des christlichen Abendlandes. Als jüdisch-christliche Tradition wird es integriert, ohne dass es notwendig wäre, die rabbinischen Schriften und Gesetze genauer zu kennen. Als Kampfwort von der »jüdisch-christlichen« Zivilisation kann es gegen den Islam eingesetzt werden, denn »wir« glauben an Demokratie, Religionsfreiheit und Gendergerechtigkeit. Wo uns etwas

Jüdisches interessant und überzeugend erscheint, dürfen wir es uns aneignen, wie zum Beispiel die *Shechina*, die weiblich konnotierte Präsenz Gottes unter dem Volk Israel, oder die *Kabbala* oder die Vorstellung von *Tikkun Olam*, der Heiligung und Reparatur der Welt. Solche Versatzstücke der rabbinischen oder kabbalistischen Tradition werden dann ebenfalls zu »unseren« Wurzeln, auch wenn sie nachbiblisch sind und aus ganz anderen historischen Kontexten stammen. In den USA werden jetzt gerne Passahfeiern am Gründonnerstag gefeiert, weil ja Jesu letztes Abendmahl ein Passahmahl war, auch wenn das *Seder* erst lange nach der Zerstörung des Tempels entwickelt wurde. Solche Gesten der Aneignungen sind das dritte Merkmal anti-jüdischer Argumentationsstrukturen, die sich auch in feministischer Theologie und Predigt wiederfinden.

### 3. Die Hermeneutik des Verdachts

Als Feministinnen haben wir gelernt, unser Buch mit Vorsicht zu genießen. Wir haben viel geforscht und diskutiert, heute lesen wir die Bibel anders. Für christliche Feministinnen gilt, dass die Hermeneutik des Verdachts nicht nur auf biblische Frauengeschichten und Geschlechterdynamiken, sondern auch auf Antijudaismus ausgeweitet worden ist. Die *Bibel in gerechter Sprache* zum Beispiel hat nicht nur geschlechtergerechte Sprache eingeführt, sondern auch die Prinzipien des jüdisch-christlichen Dialogs zur Grundlage der neuen Übersetzung gemacht. Das heißt, wir operieren mit einer doppelten Hermeneutik des Verdachts. Das ermöglicht ganz neue Einsichten und Perspektiven: Wir müssen nicht triumphalistisch denken. Wir brauchen keinen jüdischen Feind. Wir kommen auch ohne Verschwörungstheorien aus. Wir können alte Denkgewohnheiten und theologische Gewissheiten überwinden. Natürlich gibt immer wieder Rückfälle in Gewohntes und Vertrautes. Antisemitismus, das ist ganz eindeutig, ist wieder in der politischen Öffentlichkeit angekommen. Er kommt von rechts und von links, von alten Deutschnationalen und neudeutschen Immigranten. Es ist müßig, sich zu streiten, ob rechtsnationalistischer Antisemitismus schlimmer ist als progressive Israelkritik oder muslimische Judenfeindlichkeit. Wenn eine Synagoge angegriffen, ein Friedhof geschändet, israelische Flaggen verbrannt oder Swastikas an Schulmauern gemalt werden, dann gilt es, Farbe zu bekennen. Die Verachtung, die jüdischen Menschen entgegengebracht wird, die permanente Bedrohung ihrer Sicherheit und die Infragestellung ihres Existenzrechts mögen unterschiedliche Motivationen und Begründungen haben. Sie ist immer und in jeder Form gefährlich, und sie muss ernst genommen werden. Gerade in diesem politischen Moment, der sehr komplex und kompliziert ist, gilt es, dass wir, die wir im jüdisch-christlichen feministischen Dialog der letzten Jahrzehnte aktiv waren, für-

einander einstehen, und dass aus dem feministischen Nebeneinander der letzten drei Wellen der Frauenbewegung Solidarität und gemeinsamer Widerstand wird.

---

# Zentrum **Kirchentag Barrierefrei**

## **Der optimierte Mensch**

### Technik als Chance für Menschen mit Behinderungen?

Gespräch<sup>1</sup> am Donnerstag, 20. Juni 2019, Westfalenhallen, Zelt 10

Heiko Burak, Bioingenieur und Lean Production Consultant, Herne  
Prof. Dr. Bertolt Meyer, Direktor des Instituts für Psychologie, Chemnitz  
Prof. Dr. Peter Dabrock, Vorsitzender des Deutschen Ethikrats, Berlin/  
Erlangen

#### **Moderation:**

Nadja Verhoeven, Pädagogin, Freiburg/Breisgau

Nadja Verhoeven: Herr Dabrock, jetzt haben wir viel gehört zum Thema Körperschema, zum Thema, dass es möglich war, durch eine gewisse Technik eine Regelschule zu besuchen, dass es aber trotzdem auch eine Entscheidung war. Was würden Sie sagen, was beschäftigt Sie, wenn Sie von diesen Erfahrungen hören, persönlich, aber auch als Mitglied des Ethikrates?

Peter Dabrock: Also, wenn ich die Geschichten gerade gehört habe – und wir haben ja viel gelacht dabei, sind aber auch nachdenklich gewesen – dann frage ich mich als Erstes: Warum braucht man, wenn wir diese Geschichten miteinander austauschen, eigentlich Ethik? Weil Ethik normalerweise dann ins Spiel kommt, wenn Verhaltensweisen, wenn gesellschaftliche Entscheidungen unklar sind, wenn es Konflikte gibt. Sonst brauchen wir eigentlich keine Ethik. Dann habe ich gedacht: Komisch eigentlich, das wäre doch die Idealwelt, wenn wir dafür sorgen würden. Und dann merke ich schon, dann kommt langsam die Ethik rein: Schön wäre es, wenn solche Geschichten überall so selbstverständlich wären – ich erinnere mich, ich habe ja eine Zeit lang in Marburg gearbeitet, und Marburg ist, ich glaube das kann man sagen, die Blindenhauptstadt in Deutschland. Die deutsche Blindenschule<sup>2</sup> ist in Marburg. Und dort wer-

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts des Gesprächs. Das Gespräch wurde in Absprache mit den Teilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

<sup>2</sup> Die *Deutsche Blindenstudienanstalt* (blista) in Marburg ist eine auf die speziellen



den Menschen mit Sehbehinderung, die einfach über die Straße gehen, angehupt. Und wenn jemand an der Schlange im Supermarkt sich vor-drängt, dann wird der angeranzt. Und ich habe das nicht gedeutet als Ausgrenzung, sondern wenn man das in Marburg erlebt, ist es eben das Zeichen von totaler Normalität. Aber das ist nicht unsere Realität. Sondern unsere Realität ist, dass wir selbst Vorstellungen haben – das fand ich total gut, was Sie gesagt haben – von verschiedenen Körperschemata. Und ein ganz wichtiger Satz, den Sie vorhin gesagt haben, war: »Ich fühl' mich halt nicht immer gut.« Das finde ich sehr wichtig, dass wir ein selbstbestimmtes Leben führen sollen und dürfen, auch wenn es uns nicht gut geht, und dass eine Gesellschaft das auch ermöglicht. Und nicht nur irgendwie so: der ideale Mensch mit Behinderung. Und dann ist wichtig, dass wir dafür kulturelle Schemata schaffen, aber auch strukturell unsere Gesellschaft so ändern, dass es wirklich für jeden normal sein kann, verschieden zu sein. Und dafür brauchen wir auch Ethik und Politik zur Gestaltung.

Verhoeven: Jetzt ist mir dabei etwas Ethisches eingefallen, und zwar haben Sie Marburg angesprochen. Ich habe auch in Marburg gewohnt und war damals auch schon Rollstuhlfahrerin. Jetzt ist es aber so, dass diese Blindenleitsysteme für eine Rollstuhlfahrerin tatsächlich nicht so angenehm sind, weil sie wahnsinnig stark vibrieren und man dann Schwierigkeiten bekommt. Das heißt, da sehe ich in verschiedenen Bereichen Konflikte zwischen den verschiedenen Bedürfnissen. Was ist dann Barrierefreiheit? Das wäre für mich so ein ethischer Aspekt. Wie können wir die Welt schaffen, die sozusagen für alle optimal ist, und wie kann Technik da eine Hilfe sein?

Dabrock: Vielen Dank für die Ergänzung. Und wo Sie es angesprochen haben, muss ich sagen: Ich bin ja so ein Mensch, der berufsbedingt sehr stark mit einem Trolley lebt. Und das kenne ich von schmalen Bahnhöfen tatsächlich auch: Wenn man mit dem Ding daherfährt, gerät man in die Leitsysteme. Ihr Punkt macht deutlich: Auch bei Inklusionsbemühungen kann es zu Spannungen kommen. Aber in Ihrer Frage haben Sie auch schon fast die Lösung angesprochen: dass wir versuchen müssen, diese Spannungen möglichst kooperativ zu entspannen und nicht zu sagen: »Mein Weg ist jetzt der entscheidende und der andere nicht.« Und dazu gilt es Fantasien zu entwickeln im Gespräch mit den Betroffenen, die es

Bedürfnisse von blinden und sehbehinderten Menschen ausgerichtete Bildungseinrichtung, die verschiedene Schul- und Berufsabschlüsse anbietet. Zu ihr gehört auch das einzige grundständige Gymnasium für Blinde und Sehbehinderte in Deutschland ab Klasse 5.

am besten wissen. Ich war vorhin gegenüber bei der *Initiative Pixel*, die Menschen mit Lernbehinderungen an die digitale Welt heranzuführt. Und die haben gesagt: Ja, am Anfang sind sie rangegangen und haben als Fachkräfte den Menschen mit Lernbehinderungen die Dinge nahegebracht. Bis sie irgendwann einmal auf die Idee gekommen sind: Binden wir doch die Menschen einfach selber ein, die wissen es doch am allerbesten, anstatt dass wir asymmetrisch und mitleidig darangehen. Und deswegen brauchen wir tatsächlich, und das ist nicht nur irgendwie so ein Sonntagsreden-Schlagwort, Kooperation und Partizipation. Sonst funktioniert es einfach nicht.

Verhoeven: Herr Meyer, Sie haben vorhin darüber gesprochen, wie die Wahrnehmung der Prothese sich bei Ihnen persönlich im Körperschema geändert hat, auch in dem, wie andere Menschen Sie betrachten. Würden Sie sagen, dass das für alle Menschen zutrifft, die solche technischen Hilfsmittel benutzen, dass sich dadurch die Wahrnehmung durch die Gesellschaft ändert?

Bertolt Meyer: Wahrscheinlich schon. Und ich sage das, weil wir genau zu dieser Frage Ende letzten Jahres eine Studie durchgeführt und inzwischen auch veröffentlicht haben. Dort haben wir versucht, mit Hilfe einer Fragebogenuntersuchung zu klären, ob sich Vorurteile gegenüber Menschen mit Behinderung verändern, je nachdem, ob wir über Menschen mit Behinderung allgemein sprechen oder über Menschen mit Behinderungen, die Hightech nutzen, um die Behinderung auszugleichen. Wir hatten da verschiedene Beispiele: die tolle neue Armprothese, die tolle neue Beinprothese, auch das Cochlea-Implantat usw. Und es zeigt sich sehr deutlich in unseren Daten, dass Menschen mit Behinderung, die solches Hightech nutzen, als Gruppe anders wahrgenommen werden als Menschen mit Behinderung allgemein. Nämlich nicht so inkompetent. In unseren Daten zeigt sich, dass die Technik das psychologische Stigma der Behinderung fast vollständig auszugleichen vermag. Und ich glaube, dass dieser Effekt, den wir in unseren Daten gefunden haben, das ist, was ich täglich erlebe, wenn Leute mit mir umgehen. Natürlich kann man die Ergebnisse dieser Studie auch nur auf den relativ kleinen Raum von Behinderungen generalisieren, die sich, ich sage mal, gut technisch ausgleichen lassen. Das sind vor allem fehlende Gliedmaßen. Das kann man ganz gut machen, und das ist ja auch medial total gehypt. Man kann momentan keinen Superheldenfilm gucken, ohne dass es irgendeinen Superhelden – interessanterweise meistens die Bösen – gibt, der irgendeine abgefahrene Roboterhand oder irgendeine Beinprothese trägt, wo auch noch ein Schwert ausgefahren werden kann. *Kingsman*. Ohne Witz. Deswegen glaube ich schon, dass sich das ein Stück weit verallgemeinert.

Und ich finde, das ist ein bisher sehr wenig diskutierter Nutzen von Technologie und Digitalisierung. Dass es nämlich zusätzlich zum evidenter funktionalen Nutzen dieser Technik auch einen gesellschaftlichen Nutzen gibt, weil in ihr das Potenzial steckt, auch ein bisschen das Bild von Behinderung zu verändern. Und das kann ja nichts Schlechtes sein.

Dabrock: Es gibt ja einen intensiven Diskurs darüber, wie wir Menschen uns verbessern. Dieses Podium hier heißt »Der optimierte Mensch«. Ich muss sagen, ich habe persönlich einen erheblichen Vorbehalt gegen den Begriff des »Optimierten«. Ich möchte stattdessen das Lob des Imperfekten singen und glaube, dass gerade wir als Menschen in unserer menschlichen Lebensform die Stärke daraus gewinnen, dass wir nicht optimal sein müssen, sondern dass wir uns eingestehen können: »Mir geht's nicht so gut«, oder: »Ich bin auf andere angewiesen«, und ich auf diese Art und Weise wirklich auch eine Sensibilität für andere entwickle. Das scheint doch das beste Mittel gegen Exklusion, gegen Ausgrenzung zu sein. Dass wir merken, wir sind auf andere angewiesen und hey, da sind andere, die vermeintlich behindert sind! Das ist doch für mich das Gesellschaftsmodell, für das es sich lohnt einzustehen. Und nicht für das »Optimale«. Verbesserung ja, aber nicht »optimal«. Ich möchte nicht, dass wir auf eine 08/15-Menschenvariante von Optimalität festgelegt werden. Ich empfinde das für meine Lebensführung als eine totale Einengung. Ich möchte mit Vielfalt leben, auch um mich selber verändern zu dürfen.

Heiko Burak: Sie haben Optimierung erwähnt, Herr Dabrock. Das fand ich interessant. Sie haben Optimierung verwendet im Sinne von Optimierung, um besser in die Gesellschaft eingegliedert zu werden oder Teil der Gesellschaft zu sein. Ich hatte das irgendwie ganz anders interpretiert. Ich hatte das so interpretiert: Optimierung, um seinem eigenen Ideal besser zu entsprechen. Es gibt teilweise Menschen, die sich Implantate in die Finger einsetzen lassen, damit sie einfach in Gebäude reingehen können. Das ist eine individuelle Form der Optimierung. Es gibt Menschen, die haben hinten noch eine zusätzliche Kamera eingebaut, damit sie auch hinten sehen können. Das geht noch viel, viel weiter. Ich zum Beispiel, das ist mir gerade erst eingefallen, ich kann durch das Implantat, oder durch die Geräte generell, elektromagnetische Felder hören. Das ist etwas, was die Geräte mitbringen, was mir aber nicht so wirklich bewusst war bis gerade eben. Und was Sie gesagt haben, Herr Meyer, das fand ich auch sehr spannend. Sie haben gesagt, dass die Technik dazu führt, dass Behinderungen cool werden oder dass das Stigma wegfällt oder reduziert wird. Was man aber nicht vergessen darf und was mir sehr häufig auch passiert, ist, dass man denkt, durch die Technik ist man nicht mehr behindert. Also, dass gesagt wird, also jetzt in meinem

Fall: »Ja, du hast ja Hörgeräte. Du kannst ja alles hören und kannst alles verstehen.« Und dann wird wieder vergessen, dass die Technik zwar viel ausgleichen kann, aber nicht alles, und man immer noch in gewissen Teilen behindert ist und wird.

Meyer: Das kann ich nur hundertprozentig unterstreichen. Kinder fragen mich auch immer, ob ich Superkräfte hätte, oder warten darauf, dass ich irgendwie Autos vom Parkplatz hochheben kann oder so. Das ist natürlich Quatsch. Aber da muss ich an dieser Stelle vielleicht auch mal ein bisschen Medienschelte betreiben. Denn was mich so ein bisschen nervt, ist die Berichterstattung zu technischen Entwicklungen im Bereich Hilfsmittel, so neue krasse Prothesen, Implantate, Exoskelette für Menschen mit Querschnittslähmung. Das wird wahnsinnig gehypt in den Medien. Und in unserer modernen Aufmerksamkeitsökonomie muss ja immer noch eine dicke Schicht Relevanz aufgetragen werden. Da heißt es dann: »Mit dem neuen Exoskelett werden wir in Zukunft keine Rollstühle mehr brauchen.« Und dann ist das vorbei mit dem Problem mit den Rollstuhlfahrern. Das ist natürlich völliger Quatsch. Die Technik ist ewig nicht so weit, und wird auch ewig nicht so weit sein. Aber ich glaube schon, dass gerade auch die Medien einen großen Teil dazu beitragen, einfach auch um Aufmerksamkeit zu generieren, dass überzogene Erwartungen entstehen.

Und dann möchte ich noch eines ergänzen: Ich habe mich, ehrlich gesagt, mit dem Titel dieses Podiums auch schwergetan. Mit dem optimierten Menschen. Weil genau die Beispiele, die Sie gerade gebracht haben aus der *Biohacking*-Szene, das ist ja etwas, wo Technik dazu verwendet wird, wenn auch noch in ganz kleinem Rahmen und am Rande der Illegalität, dass Menschen, deren körperliche Fähigkeiten gesellschaftlich in der Norm liegen, sich funktional verbessern über die Norm hinaus. Und da stellen sich natürlich eine Menge ethischer Fragen. Aber ich meine, wir hier – zumindest wir drei, ich schließe jetzt mal den coolen Rolli damit ein – wir benutzen ja alle Technik, um eine Beeinträchtigung auszugleichen. Beides hat gemeinsam, dass Technik Fähigkeiten verbessert, aber der Ausgangspunkt ist ein anderer. Bei uns geht es darum, dass unsere Fähigkeiten unter einer gesellschaftlichen Norm liegen – und man kann den Normbegriff total gut kritisieren, aber das führt jetzt hier zu weit – und wir Technik benutzen, um mehr in Richtung der Norm zu gehen. Und in den Beispielen, die Sie genannt haben, wird Technik dazu genutzt, um über die Norm hinauszuwachsen. Und das geht mir häufig ein bisschen zu sehr durcheinander. Klar, da gibt es Überschneidungen. Aber im Wesentlichen sind das schon sehr unterschiedliche Bereiche, und ich fände es wichtig, sie auch zu trennen, weil damit auch ganz unterschiedliche ethische Fragen verbunden sind.

Verhoeven: Ich kenne das auch mit den Exoskeletten aus der Diskussion unter Rollstuhlfahrenden. Da gibt es wirklich Befürworter, die ganz viel therapeutischen oder auch alltäglichen Nutzen sehen, und andere, die sagen: »Aber dann muss die Gesellschaft sich nicht mehr anpassen.« Es wird aber weiterhin immer Menschen geben, die irgendwie auf fahrende Hilfsmittel angewiesen sind, sei es der Kinderwagen. Diese Normalitätsdebatte haben wir aber auch im Bereich CI relativ viel. Mit CI meine ich jetzt das Cochlea-Implantat, das sozusagen eine Anpassung an die Norm ist, die nur allen Menschen dient, die nicht davon betroffen sind. Können Sie verstehen, dass es im Bereich der Gehörlosen-Community auch Menschen gibt, die sich bedroht fühlen und die sagen, diese Anpassung an die Normalität ist etwas, was sie bedroht?

Burak: Bei der Gehörlosen-Kultur ist es so, dass aufgrund der komplett anderen Sprache, also der Gebärdensprache, eine Subkultur entsteht. Das heißt, man identifiziert sich mit der Kultur oder mit den Leuten innerhalb der Kultur über gewisse Kriterien. Eines der Kriterien ist, dass man die Gebärdensprache verwendet. Was früher aber auch ein Kriterium war, ist – weil die Technik einfach auch noch nicht so weit war – auch der Punkt, dass man nichts hört. Das heißt, es war Bestandteil und ist teilweise noch Bestandteil der Kultur, dass man sagt: Okay, man hört nicht und man verwendet die Gebärdensprache und ist deswegen Teil der Gebärdensprachkultur. Ich persönlich habe da die Tendenz, das ein bisschen toleranter zu gestalten oder aufzuweichen, weil ich ja, je nachdem, welches Kriterium jetzt verwendet wird, entweder Teil der Gehörlosenkultur bin oder es nicht bin. Ich kann die Gebärdensprache, ich kann mich mit diesen Menschen unterhalten, ich gehöre sozusagen zu der Gruppe der Gebärdensprachenutzer. Aber im Gegensatz zu vielen Menschen innerhalb dieser Gruppe kann ich auch hören. Das heißt, wenn man diesen Aspekt Hören noch mit reinbringt, dann bin ich nicht Teil der Kultur. Aber wenn man nur den Aspekt Sprache reinbringt, dann bin ich Teil der Gebärdensprachkultur. Und beim Begriff Norm ist mir auch ganz vieles durch den Kopf gegangen. Ich bin in mehrfacher Hinsicht außerhalb der Norm, was irgendwie wieder normal wird. Also die Norm bei mir. Also, wenn ich mich mit normal hörenden Menschen unterhalte, bin ich dadurch, dass ich ein Hörgerät habe oder ein Cochlea-Implantat habe, nicht mehr Teil der Norm. Ich bin außerhalb der Norm. Wenn ich mich mit gehörlosen Menschen unterhalte, dann bin ich dadurch, dass ich hören kann, auch nicht Teil der Norm. Und wenn ich mich mit schwerhörigen Menschen unterhalte, dann bin ich dadurch, dass ich zum Beispiel die Gebärdensprache kann, auch nicht mehr Teil der Norm. Also je nachdem, wie man es betrachtet, bin ich eigentlich nirgendwo Norm, was aber irgendwie auch ganz schön ist. Ich kann da-

durch Referenzen ziehen und kann Verknüpfungspunkte ziehen, die andere Menschen nicht ziehen können.

Verhoeven: Mich würde in Bezug auf Normalität tatsächlich auch Ihre Perspektive interessieren, Herr Dabrock. Weil genau da hätten wir dann auch diese ethischen Themen. Müssen Menschen angepasst werden? Inwieweit bewegen wir uns da dann doch im ethischen Raum?

Dabrock: Naja, das tun wir ja immer. Aber sie muss nicht immer sofort als Erstes kommen, die Ethik. Ich fand das ganz toll, was Sie gesagt haben. Und meine Pointe, die ich noch so ein bisschen ausführen will, lautet dann eigentlich: Sie sind deswegen normal, weil Sie anderen zeigen, wie andere eigentlich auch sind, aber es nicht wahrhaben wollen. Das kriegt jeder mit, wenn er krank ist oder in irgendeine Situation kommt, wo er sich plötzlich als vermeintlicher Außenseiter sieht. Dann wird ihm oder ihr schlagartig bewusst: Ach, eigentlich ist es bei mir gar nicht anders. Und das haben Sie mit dem, was Sie gerade dargelegt haben, uns eigentlich gezeigt. Das andere Beispiel ist, was Sie jetzt gerade formuliert haben, was wir immer kennen von Menschen mit so genanntem Migrationshintergrund. Wenn die in ihre Heimatländer zurückkommen, wird gesagt: »Ach, du bist ja Deutscher.« Und bei uns wird gesagt: »Du bist der Türke oder die Türkin.« Und das ist genau diese Erfahrung, dass fixe Schemata von Normalität immer einen Verlust darstellen. Die helfen uns, uns im Alltag zu orientieren, Erwartungen zu bedienen. Aber wenn es zum Schwur kommt, dann übertünchen sie oft ganz Wesentliches. Und das zeigt sich ja spätestens an dem Punkt, wenn man sich in jemanden verliebt oder jemanden besonders sympathisch findet. Dann sticht etwas heraus aus diesen Normalitätserwartungen, und dann wird aus dem Ordentlichen – und das ist bei uns ja eigentlich ein positiv besetzter Begriff – das Außerordentliche. Auch darauf haben Sie hingewiesen. Und was ich als Weiteres mit Blick auf die ethische Dimension noch festhalten wollte: Sie haben gezeigt, dass dieses Zwischen-den-Welten-Wandern einen Gewinn darstellen kann. Also nicht zu sagen: Wenn ich auch hören kann, verlasse ich die Community derjenigen, die die Gebärdensprache nutzen. Sondern: Da will ich bleiben, das ist ein Teil meiner Identität. Aber zu meiner Identität gehört das andere auch mit hinzu. Und diese Weiterung, zu sagen: Das andere ist nicht Bedrohung – ja, das wird es vielleicht auch sein, aber ich kann und will es integrieren, und so wächst meine Identität. Und das ist, glaube ich, wirklich etwas, was wir als »Normalos« lernen könnten von denjenigen, die in anderer Weise normal sind, weil sie verschieden sind.

Meyer: Ich würde auch noch kurz aus psychologischer Sicht eine Kritik an dem Begriff Norm loswerden wollen. Norm und normal – ich habe den Begriff gerade auch sehr häufig verwendet. Er ist insofern problematisch, weil er eigentlich zwei Dinge miteinander vermischt. Das eine ist die Häufigkeit, wie häufig etwas vorkommt. Und das andere ist die Bewertung von Häufigkeit. Und wir tendieren dazu, Sachen, die häufig vorkommen, gut zu finden. Also mit anderen Worten, zum Beispiel beim Thema Hörfähigkeit: Es gibt eine häufige Hörfähigkeit, ich könnte auch sagen durchschnittliche Hörfähigkeit, unter allen Menschen in der Gesellschaft. Und dann gibt es Menschen, die können schlechter hören. Und je weiter weg man vom Durchschnitt ist mit der Hörfähigkeit, desto seltener ist es. Und dann gibt es auf der anderen Seite Menschen, die können ganz hervorragend hören, die haben ein absolutes Gehör. Das ist aber auch selten. Genauso, wie es häufig ist, dass die meisten Menschen zehn Finger haben. Und dann gibt es einige wenige Menschen, die haben tatsächlich zwölf Finger. Und dann gibt es auch Menschen, die haben nur fünf Finger. Aber irgendwie tendieren wir als Gesellschaft dazu, das, was häufig ist, für richtig zu halten. Und das, was selten ist, insbesondere, wenn es »nach unten« selten ist, als korrekturwürdig zu sehen. Und das ist das Problem mit dem Begriff der Norm. Also, ich finde, das Ziel muss eigentlich sein, jegliche Form von Häufigkeit, also auch das Seltene, als normal anzuerkennen. Es ist gesamtgesellschaftlich normal, dass es bestimmte seltene Dinge gibt. Genauso, wie es normal ist, dass es ein paar Rothaarige gibt, weniger als Dunkelhaarige, aber niemand würde ja auf die Idee kommen, allen Rothaarigen zu sagen: So, ihr müsst euch jetzt die Haare färben. Und das ist eigentlich meine Vorstellung von einer inklusiven Gesellschaft, dass sie jede Form von Unterschiedlichkeit, auch die seltene, als eine normale Form der Variation annimmt.

---

# Zentrum Kulturkirche

## Heimatrauschen

Poetry-Slam am Freitag, 21. Juni 2019, Depot

Janina Dück, Poetry-Slammerin, Cochem

Wo komme ich her und wo gehe ich hin?

Ich komme von dem roten Vorhang und dem Rauschen seines schweren  
Stoffes, sobald er sich öffnet.

Ich komme von dort, wo ein Kind, bevor es spricht, erst balanciert,  
wo jeder sich täglich inszeniert,  
wo ein Clown deinen Namen anmoderiert  
und wo man die Hälfte deines Tages als Show choreographiert.

Wo komme ich her und wo gehe ich hin?

Ich komme von dem Moment,  
in dem so vertraut – mein Körper in Tücher gehüllt – mein Leben in der  
Luft hängt –

ich komme von dem Moment,  
in dem – der Vorhang sich öffnend, die Heimat rauschend, mein Strahlen  
glänzend, die Bewegungen galant –

plötzlich meine Hand

um Millisekunden

sich in den Tüchern unkontrolliert verliert

und in der Luft schwebend nichts mehr greift –

ich komme von dem Moment, in dem ein loses, weißes Tuch – an einem  
nun unnützen Seil über den Boden schleift.

Ich komme von dem Moment, in dem klatschende Hände ausbleiben  
und stattdessen Schreckensrufe

meinen Namen schreien –

ich komme von dem Moment,

in dem mein Leben in der Luft hängt,

weil ich nicht mehr in der Luft hänge.



Wo komme ich her und wo gehe ich hin?

*Ich bin die Akrobatin, die nicht mehr schwebt.*

*Ich bin die Stehenbleibende, die ohne Platz im Leben und ohne Heimat in der Welt und in mir lebt.*

*Ich bin gefallen –*

*komme aus dem Moment des Versagens ...*

Ich komme aus der Zeitungsschlagzeile.

Ungesicherte Akrobatin. Unverantwortlich. Publikum erschreckt.

Mit ihrem Sturz stürzt die bekannte Zirkusfamilie.

Der Vorhang öffnete sich nicht mehr – kein Rauschen des schweren Stoffes, keine Heimat, nur noch eine Adresse.

Kein Auftritt mehr und noch nicht einmal ein Platz im Publikum, der (noch) zu mir passt.

Meine innere Bühne bleibt leer.

... und das Verrückte ist, niemals habe ich mehr in der Luft gehangen, als jetzt in diesem Moment, in dem ich beschließe, niemals wieder für den Rest meines Lebens in der Luft zu hängen.

»Ich kann das nicht mehr.« – meine Antwort.

»Ich will das nicht mehr.« – die Wahrheit,

aber »ich kann nicht« und »ich will nicht« sind Schwestern mit derselben Augenfarbe.

Und dann fühl ich mich mit meiner Geschichte so allein.

Wenn sich für einen plötzlich die Welt weiterdreht,  
obwohl man selbst doch auf der Stelle steht,  
ist man meist sehr blind,

dass es anderen auf der Erde vielleicht genauso geht,  
man ist allein,

selbst, wenn man es nicht ist.

»Wo kommst du her und wo gehst du hin?«

wurde, herrischer formuliert, Alands Vater an der türkischen Grenze gefragt.

Seine Antwort: Syrien, Libanon – nach Deutschland gehen wir.

wurde herzlos der Mutter eines Kindes mit Downsyndrom gesagt: Weil ihr Kind eine Zukunft mit anderen Möglichkeiten erwartet, kann es auf dieser Schule nicht bleiben.

in diesen Worten begegnete Hagar – als es nichts außer ihr und der Wüste  
ohne Wasser –  
nichts außer Existenz ohne Leben –  
nichts außer Gegenwart ohne Zukunft –  
nichts außer Namen ohne Wert gab.

Gott.

Gott, der sie nicht zuerst bei ihrer Rolle, sondern ihrem Namen nennt,  
die, die sich selbst doch nur als Dienstmagd kennt.  
Erzähl mir, woher du kommst, sag mir, wohin du gehst.

*Ich bin die Akrobatin, die nicht mehr schwebt.*

*Ich bin die Stehenbleibende, die ohne Platz im Leben und ohne Heimat auf der  
Erde lebt.*

*Ich bin gefallen –  
komme aus dem Moment des Versagens,*

ich weiß nicht, wohin ich gehe,  
weil alles, was ich neu betrete, trägt den Schatten der Angst, erneut zu  
versagen.

Wo komm ich her?

Schau mich doch an – ich komme vom Boden eines Zirkuszelt.

Aber eigentlich ist mein Platz in der Luft.

Wo gehst du hin?

Du bist die Akrobatin, die nicht mehr schwebt – bist die Stehenbleibende,  
die ohne Platz und Heimat lebt – du bist gefallen – sagst, du kommst  
aus dem Moment des Versagens, aber du – du bist nicht dieser Mo-  
ment!

Und weil du nicht das Versagen bist, ist die Zukunft auch nicht von  
diesem Moment bestimmt.

In deiner Choreografie bist du gefallen,  
in meiner Autobiografie habe ich dich im Fallen trotzdem gehalten.

Dein begrenztes Zirkuszelt  
ist unter meinem großen Himmelszelt gesehen.

Dein Platz ist nie verloren gegangen,  
weil er nie durch etwas verdient wurde,

weil er nie an einer Bedingung hing,  
weil du nie dafür strahlen, tanzen, glänzen musstest.

Komm, hier bei mir ist ein Platz für dich – der, der schon immer da war.

Lass uns den Tränen das Fallen zugestehen und das Lachen über das  
Schöne – lass uns beides beieinander teilen –

Komm nach Hause – wenn du in meinen Armen tanzt, rauscht nicht der  
Vorhang, sondern der Fluss des Lebens, er rauscht hinter dir!

---

# Zentrum **Muslime und Christen**

## **Nicht nur der Islam gehört zu Deutschland**

Wie viel Religion verträgt unsere Gesellschaft?

Gespräch<sup>1</sup> am Samstag, 22. Juni 2019, DASA – Arbeitswelt Ausstellung

Petra Bosse-Huber, Bischöfin und Leiterin der Hauptabteilung Ökumene und Auslandsarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Hannover

Merve Kayikci, Journalistin und Bloggerin, Aarhus/Dänemark

Aiman A. Mazzyk, Vorsitzender Zentralrat der Muslime in Deutschland, Köln

Christian Wulff, Bundespräsident a. D., Berlin

**Moderation:**

Abdul-Ahmad Rashid, Journalist ZDF, Mainz

Abdul-Ahmad Rashid: Ich möchte einsteigen mit einer Frage an Sie, Herr Wulff. Sie haben am Anfang gesagt, Sie waren mit dem Satz »Der Islam gehört auch zu Deutschland« neun Jahre zu früh. Sie haben mir gerade im Zwiegespräch gesagt, dass Sie mittlerweile von älteren Damen auf dem Markt angesprochen werden, die Ihnen sagen: »Das würden Sie heute doch nicht mehr so sagen, oder?« – Deshalb meine Frage: War dieser Satz zu früh? Würden Sie es heute noch einmal so sagen? Würden Sie diesen Satz wiederholen?

Christian Wulff: Es ist eine wundersame Erfahrung, die ich oft mache, dass Menschen sagen: »Herr Wulff, eigentlich mögen wir Sie. Eigentlich fanden wir Sie als Bundespräsident auch ganz in Ordnung. Aber den Satz, den Sie da gesagt haben, den würden Sie doch nicht noch einmal sagen.« Dann nehme ich manche Dame am Gemüsesstand zur Seite und versuche, ihr das zu erklären. Am Ende erlebe ich, dass manche verstehen, warum ich diesen Satz heute noch vehementer sagen würde als damals, weil ich ihn einfach für richtig halte.

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts des Gesprächs. Das Gespräch wurde in Absprache mit den Teilnehmenden gekürzt. Dem Gespräch voraus ging ein Impulsvortrag von Bundespräsident a. D. Christian Wulff.

Mit der Entwicklung danach habe ich aber ein Problem. Damals stimmten diesem Satz Umfragen zufolge 60 Prozent zu. Ich war davon überzeugt, dass es später 80 oder 90 Prozent sein werden. Heute stimmen diesem Satz aber nur noch 40 Prozent zu. Das heißt, im Moment bin ich mit meiner Auffassung auf einer abschüssigen Linie. Immer mehr Leute wenden sich von dieser Meinung ab und folgen anderen Auffassungen. Ich finde, wir müssen darüber reden, woran das liegt, wo die Ursachen liegen und wie wir das wieder drehen können, um nicht zu einem Kampf der Kulturen zu kommen zwischen Christen und Muslimen, sondern zu einem guten Miteinander, bei dem jeder den anderen respektiert.

Das ist also eine noch viel größere Aufgabe, als ich damals gedacht habe. Ich bin davon überzeugt, am Ende werden wir sagen: Wir können stolz auf uns sein.

Rashid: Sie haben gesagt, die Zustimmung zu diesem Satz sei geschwunden. Deshalb meine Frage an die anderen drei Teilnehmer. Wir waren damals schon weiter, als Herr Wulff diesen Satz ausgesprochen hat. Was hat uns zurückgeworfen? Was ist passiert, sodass immer noch darüber diskutiert wird, ob der Islam zu Deutschland gehört?

Petra Bosse-Huber: Ich beginne mit etwas Positivem. Wir sprechen heute in einer großen Halle zu diesem Thema und nicht mehr in einem kleinen Zirkel am Kirchentag. Das ist zunächst einmal eine Klasse Entwicklung.

Außerdem hat es in unserer Gesellschaft, aber auch international eine Menge Veränderungen gegeben, die mit dem Islam konnotiert worden sind, ich würde sagen: zum Teil in völlig ungerechter Weise. Es ist zum Beispiel eine billige Propaganda, Terroranschläge fundamentalistischer Sorte pauschal »dem Islam« zuzuschreiben. Man könnte das Gleiche auch mit fundamentalistischen Christen und »dem Christentum« machen.

In den letzten Jahren ist etwas passiert, das Herr Wulff auch angesprochen hat. Wir haben in der ersten Runde bei den Flüchtlingsfragen die Interpretationshoheit verloren.

Ich würde sagen, es gibt ganz viele Integrationsfortschritte. Ich bin 60 Jahre alt. Ich habe Deutschland noch nie ohne Islam kennengelernt. Ich bin am Rande des Ruhrgebiets in der Industriestadt Velbert groß geworden. Natürlich gehörten zur Pestalozzischule, auf die ich gegangen bin, türkische Kinder. Natürlich war mir klar, dass sie Muslime sind. Warum auch nicht?

Also diese Idee, dass es ein Deutschland ohne den Islam gegeben habe, ist zumindest bezogen auf meine Lebenszeit eine Fiktion. Für mich sind das Fake News.

Da hat sich etwas verschoben. Das hat mit Terror zu tun. Das hat mit populistischer Propaganda zu tun. Sarrazin ist sicherlich nur einer von vielen. Das hat auch mit einem Rechtsruck in einer bestimmten Szene zu tun. Wir können an dieser Stelle nichts anderes tun, als zu versuchen, unsere Interpretation wieder hörbar zu machen. Die Kirchen spielen dabei eine ganz entscheidende Rolle. Sie sind zwar nicht die einzige, aber eine wichtige zivilgesellschaftliche Gruppe.

[...]

Rashid: Herr Mazyek: Waren wir schon einmal weiter? Ich glaube, Sie sind am meisten betroffen von diesen Umständen aufgrund Ihrer Arbeit beim Zentralrat. Ist es nicht auch ein Stück weit eine Sisyphusarbeit, ein Stück vorzugehen und dann wieder zurückzufallen?

Aiman A. Mazyek: Ja, das ist eine Sisyphusarbeit. Ich habe ein großes Vorbild, das leider schon verstorben ist: Rupert Neudeck. Mit ihm habe ich auch einen guten Freund verloren, der ein beredtes Beispiel und auch ein schönes christliches Beispiel ist. Er ist ein bekennender Christ und gläubiger Mensch gewesen, der sein ganzes Leben lang diese Sisyphusarbeit geleistet hat, sich aber immer wieder bestärkt gefühlt hat, das Richtige zu machen. Er ist ein radikal-humanitärer Mensch gewesen, der wusste, dass er sehr oft den berühmten Tropfen auf den heißen Stein darstellte. Der muss aber nun einmal da sein. Er wird am Ende diesen Stein auch aushöhlen.

Ich denke, diese Aufgabe leisten insbesondere Menschen, die in ihrem Herzen Glauben tragen. Das tun die monotheistischen Religionen und andere Religionen natürlich ebenso. Gerade der Kirchentag ist eine wunderbare Möglichkeit, sich gegenseitig zu stärken, dass dieser Weg der richtige ist, auch wenn wir vielleicht – ich bin da bei der Interpretation von Herrn Wulff und auch bei der Interpretation der Bischöfin, die das gerade bestätigt hat – mit der Diskussion in den Jahren 2015 und 2016 eine Etappenniederlage erlebt haben, weil wir die wunderbare Atmosphäre, die wir in Deutschland gehabt haben, weil wir den Spirit, den Geflüchteten mit einem Lächeln zu begegnen und sie aufzunehmen, leichtfertig aus der Hand gegeben haben, was zu einer Diskurslage geführt hat, die bis heute diese Schiefelage darstellt.

Wir haben die Gegenkräfte unterschätzt, die versuchen, einen Spalt in die Gesellschaft hineinzutreiben. Wir haben das Gift unterschätzt, das in diese wunderbare Verfassung hineingespritzt worden ist, auf die wir aufbauen können, sodass sich verschiedene Menschen verschiedener Couleur – religiös oder nicht religiös – sehr gut einbringen können.

Leider haben wir auch aus der Politik bis heute zu wenig Gegenwehr erlebt. Wir haben uns vielmehr auf die Rhetorik der Populisten und

Rechtsextremisten eingelassen. Ich glaube, das war ein großer Fehler. Das können wir heute im Nachgang so feststellen. Der Feind der Demokratie steht heute rechts. Das müssen wir klar und deutlich bekennen. Wir müssen bereit sein, unsern Hintern in Bewegung zu setzen. Wir müssen bereit sein, aufzustehen und zu demonstrieren.

Das erlebe ich durchaus bei den Begegnungen hier am Kirchentag. Das habe ich aber auch gerade in den vergangenen Monaten erlebt. Die absolute Mehrheit von uns Deutschen will dieses Land der Vielfalt, der Demokratie, des Respekts und der Offenheit. Wir müssen aber auch bereit sein, dafür einzustehen. Es reicht nicht aus, das im stillen Kämmerlein zu bekennen, sondern wir müssen tatsächlich hinausgehen.

Wulff: Ich würde gern noch zwei Gesichtspunkte in den Raum stellen, um zu verdeutlichen, warum die Diskussion schwieriger geworden ist. Dies betrifft zunächst einmal die Türkei und das Verhalten der von der Türkei aus gelenkten Gemeinden in Deutschland.

Viele Menschen haben sich für die Errichtung der Zentralmoschee der DITIB in Köln eingesetzt.<sup>2</sup> Dies waren der Oberbürgermeister, der Rat, der Bezirk und die Region. Das war ein Angebot: Ihr könnt hier bei uns diese große Zentralmoschee bauen, ihr seid Teil unserer Stadt, ihr gehört dazu; öffnet sie dann, ladet die Menschen dazu ein und tragt damit zu einem guten Miteinander bei.

Was ist nun aber letztlich gelaufen? Bei der Einweihung ist vergessen worden, die Vertreter des Landes und der Kommune angemessen einzuladen. Ihnen ist auf den letzten Metern gesagt worden, dass sie doch noch teilnehmen und ein Grußwort sprechen können. Eine solche Einladung ist weder gegenüber Ministerpräsident Laschet noch gegenüber Oberbürgermeisterin Reker angemessen. Das war unfein. Das hat sehr viele Menschen enttäuscht: in Köln, in Nordrhein-Westfalen, in Deutschland – auch mich. So wurde diese Moschee eingeweiht von Erdogan, einem externen Staatsmann, der damit auch sagt: »Das hier ist meine Moschee in Deutschland, die ich einweihe.« Gleichwohl ist dies eine Moschee deutscher Muslime in Deutschland. Insofern hätte sich Erdogan als Gast verhalten und sagen müssen: »Wenn ich dorthin gehe, dann muss eigentlich auch Bundespräsident Steinmeier dabei sein, und er sollte zuerst reden.«

Da ist ganz viel kaputt gemacht worden. [...]

Das hat etwas mit Abhängigkeiten zu tun. Wir müssen den Muslimen in Deutschland helfen, dass sie ihre Abhängigkeit von den Geldgebern, von den Entsendern der Imame usw. überwinden, sodass sie hier selbst

<sup>2</sup> Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion (DITIB), größter Träger von Moscheegemeinden in Deutschland, Anm. d. Red.

in der Lage sind, sich einen Imam auszusuchen, der nach Möglichkeit in Deutschland ausgebildet worden ist und der nach Möglichkeit in deutscher Sprache die Freitagsgebete spricht. Das ist dann das wirkliche Ankommen in Deutschland. [...]

Ein Zweites möchte ich hinzufügen: In den vergangenen zehn Jahren ist die Diskussion auch deshalb so schlecht gelaufen, weil wir alle noch nicht verstanden haben, wie das Internet tickt. Vor 500 Jahren hat Martin Luther seine weltverändernde Rolle nur deshalb spielen können, weil er die Bibel ins Deutsche übersetzt und mittels des Buchdrucks verbreitet hat. Auf einmal konnten nun alle Christen selbst lesen, mitdiskutieren und sich eine eigene Meinung bilden. Nun war man nicht mehr allein angewiesen auf das, was die Pfarrer und Pastoren erzählten, was da stünde und was sie zu glauben hätten. Das war eine wirkliche Demokratisierung. Jeder konnte mitmachen. Das hat die Welt verändert.

Heute kann jeder im Internet mitmachen und ist nicht mehr darauf angewiesen, ob ein Zeitungsjournalist einen Leserbrief veröffentlicht oder nicht. Das Internet mit der Möglichkeit, dass jeder mit jedem Mist mitmachen kann, wird die Welt vielleicht noch mehr verändern, als der Buchdruck seit 500 Jahren die Welt verändert hat.

Darauf eine Antwort zu finden, die Menschen zu befähigen, mit den Nachrichtenfluten umzugehen, dabei sind wir noch nicht sehr weit gekommen. Daher müssen wir das intensiver betrachten; denn ohne diese Shitstorms im Netz, ohne diese Bündnisse, ohne diese Seilschaften wäre der IS nicht so stark geworden. Der rekrutiert seinen Nachwuchs nämlich über das Netz. Auch die Rassisten und die Fremdenfeinde wären ohne das Netz nicht so stark geworden.

[...] Insofern müssen wir über die Gefahren des Internets und die Auswirkungen des Netzes viel mehr diskutieren. Außerdem müssen wir die Kinder viel mehr befähigen, damit umzugehen.

Mazyek: Ich möchte auf das eingehen, was Herr Wulff am Anfang gesagt hat. Damit hat er durchaus Recht und außerdem einen wunden Punkt angesprochen.

Die Diskussion der vergangenen Jahre ging oftmals nicht dahin, dass die Muslime und der Islam als Teil dieses Landes angesehen wurden. Vielmehr ging die Diskussion in die Richtung, dass man den Islam ethnisiert: Türken, Araber, Geflüchtete und andere mehr.

Diese Diskussion hat dazu geführt und auch Populisten anderswo auf den Plan gerufen, genau in diese Kerbe hineinzuschlagen. Nicht nur Rechtsextremisten und Fundamentalisten versuchen, diese Spaltung der Gesellschaft auszunutzen. Das ist ebenso Wasser auf die Mühlen der Populisten dieser Welt.

Natürlich hat dies auch stattgefunden in den Wahlen in der Türkei.



Die Art und Weise, wie die Moschee eingeweiht worden ist, das ganze Setting, die ganze Rhetorik war ausschließlich auf die Türkei gerichtet. Ein Bärendienst für uns Muslime. Eine Situation, in der ich mich nie wiedersehen möchte. Hier hat überhaupt nicht Deutschland stattgefunden. Hier hat keine Integration der Muslime in Deutschland stattgefunden. Im Vordergrund stand ausschließlich die Wahl in der Türkei.

Das war aber auch eine Gegenbewegung auf eine Ethnisierung des Islams in diesem Land, auf Ausgrenzungserfahrungen bis hin zu Islamfeindlichkeit, Übergriffe usw.

Hier kann man auf eine Projektion, auf einen Nährboden zurückgreifen. Deswegen – und so habe ich Herrn Wulff auch verstanden – sollten wir das genau analysieren. Der beste Weg, das zu durchbrechen, ist in der Tat, den Satz »Der Islam gehört zu Deutschland« mit Leben zu erwecken. Dieser Satz sollte nicht nur als ein Satz gesehen werden. Ihn mit Leben zu erwecken bzw. ihn umzusetzen bedeutet, Muslime als einen selbstverständlichen Teil dieser Gesellschaft wahrzunehmen, sie zu packen mit ihren Pflichten, die sie als Bürgerinnen und Bürger dieses Landes haben, aber ebenso mit ihren Rechten.

In dem Moment, in dem wirklich Gleichberechtigung stattfindet, hört man aber auch schon die Alarmsignale schrillen all jener Populisten und Extremisten, die genau das versuchen zu verhindern. Warum? Weil das natürlich die beste Arznei ist. So würde ihnen das Spielzeug weggenommen, mit diesen Gegensätzlichkeiten zu spielen.

Wir waren im Jahr 2015 tatsächlich in dieser Atmosphäre, in diesem Prozess drin. Dorthin müssen wir wieder zurück. Deswegen bin ich durchaus optimistisch. Sie haben vorhin auf das Jahr 2040 hingewiesen. Wir werden das erleben. Dann werden wir zurückkommen auf die Heldinnen und Helden sowohl bei den Geflüchteten als auch bei den Einheimischen, bei den Deutschen, die dies erkannt haben und die diesem Weg gefolgt sind.

Wir haben jetzt eine kleine Delle erlebt, aber wir werden wieder auf diesem Weg schreiten. Ich bin mir sicher, dass die Mehrheit der Deutschen das auch genauso begreift und diesen Weg gehen wird. Dann werden die Populisten dieser Welt auf unserem Boden keine Chance haben, irgendwelche Wahlkämpfe oder sonstige Sachen zu vollziehen. Mein Bundespräsident heißt Frank-Walter Steinmeier. Meine Bundeskanzlerin heißt Angela Merkel.

Merve Kayikci: Ich würde gern den Ball aufgreifen, den mir der Herr Bundespräsident vorhin zugeworfen hat. Ich habe es nicht nur dem Kirchentag zu verdanken, dass ich heute mit einem Kopftuch neben solchen Persönlichkeiten auf der Bühne sitzen kann, sondern auch dem Internet, weil ich durch das Internet ein Sprachrohr und auch die Chance erhalten

habe, einen Job zu finden, Arbeit zu finden. In Deutschland ist es keine Selbstverständlichkeit, mit einem Kopftuch eingestellt zu werden. Ich kenne immer noch sehr viele Menschen, die offen sagen: »Sie sind intelligent, Sie sind charmant, aber ich würde Sie nicht einstellen, wenn Sie Ihr Kopftuch nicht abnehmen.«

Ich bin auf diese Menschen nicht angewiesen, aber viele junge muslimische Frauen sind darauf angewiesen. Der Herr Bundespräsident hat auch das Thema der finanziellen Abhängigkeit erwähnt. Nicht nur die Moscheegemeinden sind von finanzieller Abhängigkeit betroffen, sondern auch Einzelpersonen, nämlich Musliminnen. Wenn wir von unseren Brüdern, Vätern, Ehemännern oder Hartz IV abhängig sind, dann können wir nicht hier auf dem Podium sitzen und wir können nicht Deutschland mitprägen und mitgestalten und unsere Religion so gestalten, wie wir sie gerne leben möchten.

Wenn sich also irgendjemand bei euch bewirbt und ein Kopftuch trägt, dann nehmt euch einfach die Zeit, noch ein zweites Mal darüber nachzudenken, ob das wirklich ein Hindernis ist oder ob diese Person nicht auch eine Bereicherung für das Unternehmen sein kann.

Bosse-Huber: Ich würde mich an dieser Stelle gerne einmal einklinken. Ich fände eine Haltung klasse, nach der wir sagen würden: »Wir sind stolz darauf, dass Menschen das Kopftuch tragen, und zwar ebenso, wie ich stolz darauf bin, das Kreuz zu tragen.« – Neulich haben wir erlebt, dass ganz viele Menschen gesagt haben: »Wir tragen gemeinsam mit euch die Kippa, damit es ein Ende hat mit Antisemitismus«, und natürlich muss es auch ein Ende haben mit Islamfeindlichkeit. Solch eine Haltung ist wichtig. Nicht nur das Eigene stark zu machen, sondern zu sagen: »Wir sind ein Land, in dem wir stolz darauf sind, dass man die religiöse Zugehörigkeit sieht.« Das hielte ich für einen richtig offensiven Impuls.

Rashid: Ist es nicht zu einfach, immer nur die Populisten für Verfehlungen, die auch in der muslimischen Community passieren, verantwortlich zu machen? Wenn ein Satz gesagt wird, den damals Herr Wulff gesagt hat, sich dann aber Muslime so verhalten, türkeistämmige Muslime vor allen Dingen, wie vorhin beschrieben bei der Eröffnung der Zentralmoschee, ist das dann nicht auch ein Stück weit für die Mehrheitsbevölkerung frustrierend? Müssten sich nicht auch Muslime einmal selbstkritisch fragen, wo die Fehler liegen?

Mazyek: Das habe ich eben ja bereits getan. Ich habe diese Kritik vorhin auch noch einmal bekundet. Populismus, Chauvinismus, Segregation, Ausgrenzung, Rhetorik »Wir und wir« machen eben auch nicht vor Religionen halt. Es gibt leider eine unheilige Allianz von Nationalismus und

Religion oder auch von Ideologie und Religion, und das müssen wir klar und deutlich benennen.

Gestern war ich bei einer Mitgliedsgemeinde in Bochum. Dort wurde gesprochen über Islamfeindlichkeit und darüber, wie wir damit umgehen. Fast die Hälfte meiner Redezeit habe ich darauf verwendet, klarzumachen, dass das natürlich ein Phänomen in unserem Land ist und dass ein Angriff auf welche Gruppe auch immer ein Angriff auf uns alle ist. Etwa die Hälfte meiner Redezeit habe ich darauf verwendet, Chauvinismus, Populismus und auch Rassismus in den eigenen Reihen bekannt zu machen. Außerdem habe ich religiös begründet, dass dies zu verachten und zurückzuweisen ist.

Eine Erhebung von mir gegenüber einem anderen als ein besseres Wesen ist die Ursünde, die wir auch als Muslime so verstehen. Gestern haben wir die Hälfte der Zeit darauf verwendet, darüber zu diskutieren, wie wir Populisten und Rassisten aus der Gesellschaft besser heraus holen können, weil diese nämlich den Brunnen vergiften.

Diese Aufgabe ist damit impliziert. Wenn wir Populismus und Rassismus kritisieren, dann kritisieren wir das selbstverständlich genauso, wenn das in den eigenen Reihen stattfindet.

[...]

Rashid: Und wie war die Reaktion in der Gemeinde?

Mazyek: [...] Man hat das natürlich begriffen und verstanden, aber nicht als eine Diskussion empfunden nach dem Motto: Ich bin das Opfer, und die anderen sind die Bösewichte. – Wir müssen uns immer wieder selbst an die Nase fassen und uns kritisieren.

Das habe ich zum Anlass genommen, deutlich zu machen, dass wir leider weltweit einen Zuwachs an Populismus haben. Wir erleben, dass die Ideologien, die dahinterstecken, alles andere als demokratiefreundlich sind. Vielmehr lehnen sie Vielfalt ab und sind letztlich darauf aus, die Gesellschaft der Freiheit zu zerstören.

Das sind die Trennlinien. Da ist die Kampfzone. Das müssen wir ganz klar erkennen. Wir dürfen uns nicht irritieren lassen oder gar blind machen, wenn sich so jemand christlich oder muslimisch nennt. Das müssen wir genau untersuchen. Das müssen wir diagnostizieren. Wenn wir feststellen, dass es eine unheilige Allianz zwischen Nationalismus und Religion gibt, dann müssen wir das ganz klar benennen und auch kritisieren.

Kayikci: Ich nehme gerade wahr, dass wir alle sehr stark versuchen, dieses Problem mit dem Kopf anzugehen. Ich war neulich wegen des Brexits auf einer Reportagereise in Nordirland. Dort hat mich ein Taxifahrer gefragt, ob ich evangelische oder katholische Muslimin bin.

Ich glaube, in Deutschland ist man es wirklich gewohnt, Probleme mit dem Kopf zu lösen. Ich habe mich gefragt, was es bedeutet, eine katholische oder protestantische Muslimin zu sein. Da ist mir bewusst geworden: Wir sollten in Deutschland versuchen, nicht alles so logisch zu sehen, sondern wir sollten auch einmal in unsere europäischen Nachbarländer schauen. Natürlich haben die auch Probleme, aber wir haben weniger Probleme. Deshalb hätten wir auch mehr Zeit, uns einmal zurückzulehnen und mit dem Bauch zu denken. Wir könnten uns fragen, wie es ist, wenn wir nicht jede kleine Einzelheit diskutieren und uns nicht so super-logisch fragen, ob auch dieser oder jener Teil des Islams zu Deutschland gehört. Vielmehr sollten wir sagen: »Okay, der Islam ist hier. Wir nehmen ihn an. Was können wir daraus machen?«

Ich finde, Deutschland geht es wirklich sehr gut im Vergleich zu vielen anderen Ländern um uns herum. Das hat auch etwas damit zu tun, dass wir hier diese Vielfalt haben. Obwohl ich hier in Deutschland geboren und aufgewachsen bin und Deutschland liebe, hatte ich bisher noch nie Gelegenheit, mit dem Christentum und mit der deutschen Kultur in Berührung zu kommen.

Das ist vielleicht auch ein bisschen meine Schuld. Als ich aber nach Dänemark gezogen bin, haben mich die Dänen zunächst an Weihnachten und zu Ostern eingeladen. Ich habe zum ersten Mal ein Osterfest erlebt. Das hatte zwar mit sehr viel Schnaps und sehr viel Bier zu tun, aber ich habe mich trotzdem sehr wohlgefühlt.

Ich habe mich gefreut, weil ich gemerkt habe, dass die Unterschiede gar nicht so groß sind. Die glauben auch an Gott. Die glauben auch an Engel. Die glauben auch an Propheten. Wir haben wirklich dieselben Werte. Wir wollen einfach nur Spaß haben, essen, glücklich sein, feiern, eine gut funktionierende Wirtschaft haben und gemeinsam in Frieden leben.

Ich hätte mich gefreut, wenn einer meiner vielen Freunde in Deutschland mich auch einmal zum Osterfest oder zum Weihnachtsfest eingeladen hätte. Vielleicht ist das ein Gedanke, den man in die Welt tragen kann, um mehr Miteinander zu haben. Ich habe das gleich genutzt und habe viele Christen und Nichtmuslime zu unserem Ramadanfest eingeladen. Die waren total berührt und fasziniert und haben überhaupt nicht mehr gefragt, ob ich nicht durstig bin, sondern sie fanden es einfach faszinierend und schön, dass ich faste. Sie wollten auch einen Tag mitfasten.

Ich glaube wirklich, dass diese Bauchentscheidungen manchmal mehr dazu helfen, zusammenzukommen und gemeinsam Lösungen zu finden, als wenn immer alles ausdiskutiert und zu Ende gedacht wird.

# Politisches Nachtgebet

## Ihre Namen im Buch des Lebens

### Sterben an Europas Grenzen

Gottesdienst am Donnerstag, 20. Juni 2019, St. Reinoldi

Christina Biere, Pfarrerin, Dortmund

Lioba Diez, Pfarrerin, Berlin

Sven Giegold MdEP, Brüssel/Belgien

Martin Kolek, Psychotherapeut und Seenotretter, Delbrück

#### 1. Begrüßung

Lioba Diez: Ihre Namen im Buch des Lebens. Herzlich Willkommen zum Politischen Nachtgebet am Weltflüchtlingstag!

Christina Biere: Vor einer Woche hat das Schiff *Sea-Watch 3* 53 Menschen im Mittelmeer gerettet. 43 sind noch immer an Bord. Doch die europäischen Häfen bleiben verschlossen.

Schon viele zehntausend Menschen wurden *nicht* aus dem Mittelmeer gerettet.

Das geht uns nah – uns und euch.

Darum sind wir heute Abend hier.

Diez: Wir sind hier, um zu teilen, was uns bewegt.

Wir sind hier, um Gottes Kraft zu erbitten.

Heute Abend beten und singen wir.

Ein Seenotretter und ein Politiker geben Zeugnis von ihren Erfahrungen.

Biere: Wir werden beginnen, die Namen der Verstorbenen aufzuschreiben. Diese politische Aktion wird in den nächsten Tagen von der *Seebrücke Dortmund* und dem *Schauspiel Dortmund* fortgeführt.

Diez: Judy Bailey und Band begleiten das Nachtgebet musikalisch. Das politische Nachtgebet haben wir zu viert vorbereitet: Ansgar Gilster und Sven Giegold. Christina Biere und ich, Lioba Diez.

## 2. Gebet

Biere: Wir vertrauen darauf, dass Gott unsere Namen kennt.  
Die der Lebenden und der Verstorbenen.  
Darum lasst uns beten:  
Gott, wir sind hier  
mit allem, was wir heute erlebt haben,  
mit allem, was unser Herz bewegt,  
mit unserem Schmerz und unserer Sehnsucht,  
mit unserer Ohnmacht und unserem Vertrauen.  
Wir bitten um den Heiligen Geist.  
Wir bitten dich für unser Reden, Hören und Handeln.  
Amen.

## 3. Wahrnehmen, wer neben einem sitzt

Diez: Wir kommen zusammen aus ganz verschiedenen Orten und Zusammenhängen. Zu Beginn lasst uns einen Moment wahrnehmen, wer neben uns sitzt. Ich lade euch ein, euch darüber zu zweit oder zu dritt auszutauschen. Wer von euch jetzt nicht das Bedürfnis hat, sich zu unterhalten, kann einfach allein die Fragen bedenken. Erzählt nun einander kurz: Wie heißt du und warum bist du heute Abend hier?

## 4. Lied: Da wohnt ein Sehnen tief in uns<sup>1</sup>

## 5. Interviews mit Martin Kolek und Sven Giegold

Biere: Wir haben heute Abend Martin Kolek eingeladen. Martin arbeitet bei Paderborn als Kinder- und Jugendtherapeut mit geflüchteten Menschen. Martin, 2016 warst du als Erster Offizier auf der *Sea-Watch*, auf einem Rettungsschiff auf dem Mittelmeer unterwegs. Was hat dich dazu bewegt, das zu tun?

Martin Kolek: Als ich diese Frage in der Vorbereitung gelesen habe, habe ich mich gefragt – und es ist ja eine ganz elementare Frage – was bewegt mich eigentlich, mich zu bewegen? Das ist in meiner Arbeit als Therapeut eine elementare Frage, und ich dachte mir: Jetzt bin ich dran, diese Frage zu beantworten. Ich probiere es mal. Da gibt es eine ganz rationale, kognitive Seite, die mich dazu gebracht hat zu entscheiden: Das mache ich! Und dann gibt es auch eine emotionale, vielleicht auch spirituelle

<sup>1</sup> In: Deutscher Evangelischer Kirchentag u.a. (Hrsg.): *#lautstärke*. Liederbuch zum Deutschen Evangelischen Kirchentag Dortmund 2019, Nr. 27.

Seite. Dazu möchte ich eine kurze Geschichte erzählen. Ich war 2013 mit drei Freunden auf einem Segelschiff und wir haben den Atlantik überquert. Darauf haben wir uns sowohl technisch wie auch mental lange vorbereitet. Wir hatten die Segelscheine und wir haben Kurse belegt, wie wir uns verhalten, wenn wir in Seenot geraten, wenn das Schiff brennt, wenn wir ein Leck haben, wenn jemand verletzt ist. Das muss man alles durchdenken. Es ist immer möglich, in Seenot zu geraten. Aber wenn wir um Hilfe bitten, wenn wir sagen, wir haben »Mayday«, dann wissen wir, uns wird immer geholfen. Und die Wichtigkeit dieser Gewissheit haben wir auf dem Atlantik verstanden. Da ist nichts, da ist nur Wasser. Aber wir wussten ganz gewiss, wenn wir Mayday rufen, dann werden wir gerettet. Es werden sich Leute aufmachen, um uns zu retten. Ob wir so lange durchhalten, ist eine zweite Frage. Aber es werden Menschen kommen. Und dann dachte ich: Wir fahren an sich in die falsche Richtung. Eigentlich müssten wir ins Mittelmeer fahren. Ich hatte das feste Gefühl, dass ich meinen Beitrag dazu leisten wollte, dass dieses Gesetz auf See, was auch im Seerecht verbrieft ist, auf jeden Fall gilt.

Diese Erfahrung hat mich angeschoben. Eine andere Frage ist, was mich zieht. Was mich nach vorne gezogen hat. Ich möchte, dass meine Kinder ihre Zukunft so gestalten und diese so gestaltet wird, dass Menschen füreinander da sind. Das lebe ich ihnen vor. Das beschreibt, was mich bewegt und mich geschoben und gezogen hat. Ich war mittendrin, ich konnte nicht anders.

Biere: Du dachtest: Eigentlich fahren wir in die falsche Richtung, eigentlich müssten wir ins Mittelmeer fahren. Wie war das Erlebnis dort auf dem Mittelmeer, welche Erfahrungen haben dich geprägt?

Kolek: Wir waren ja auf viele Dinge vorbereitet und auch darauf, dass wir auf Dinge stoßen, auf die wir nicht vorbereitet sein können. So ist das im Leben. Und dann wurden wir zu einem Seenotfall – so heißt das – gerufen, wo wir schon wussten, es sind viele Menschen ertrunken und wir kommen reichlich zu spät. Die Küstenwache hat uns dann bereits vorab gefragt, ob wir helfen, Leichen zu bergen oder zu markieren. Das war eigentlich nicht unser Job. *Sea-Watch* hatte bis dahin etwas ganz anderes gemacht, nämlich beobachtet, mit Rettungsmitteln versorgt und um Hilfe gerufen, aber nicht selber Menschen an Bord genommen oder sogar sich mit Leichen auseinandergesetzt. Aber wir sind losgefahren und haben diesen Leichen Rettungswesten angebunden, damit sie nicht absinken und geborgen werden können. Und sie wurden später dann von der Küstenwache Italiens geborgen. Wir haben darüber hinaus auch Kleinstkinder im Wasser gefunden. Da entstand für mich nicht die Frage: Binde ich da eine große Rettungsweste um so einen Säugling, sondern

ich habe mir das Baby einfach geschnappt und hatte es lange Zeit im Arm. Das war ein Moment, den ich niemals vorab erwartet hatte. Aber auch dieser Moment war vollkommen okay, denn ich war jetzt da, wo ich entschieden hatte zu sein. Das war der Job; der war zu tun. Dieses Kind war tot, es hatte keine Chance auf dem Meer. Und die haben all die anderen Menschen, die dort unterwegs sind, auch nicht, wenn wir nicht für sie da sind. Auch wenn sie möglicherweise erwachsen und fit sind, haben sie keine Chance, in Seenot zu überleben.

Biere: Du hast ein totes Kind im Arm gehabt, welches auf der Flucht ertrunken ist. Und auch jetzt arbeitest du mit Menschen, die Ähnliches gesehen haben, die Ähnliches erlebt haben, hier in Deutschland. Aufgrund deiner Erfahrungen mit diesen Menschen frage ich dich: Was ist dir für heute Abend wichtig? Was möchtest du uns mitgeben? Uns, die wir alle bewegt sind von dem, was du erlebt hast, von dem, was wir in den Nachrichten hören und sehen – wie das Bild mit dir und dem toten Kind im Arm. Was können wir tun? Wie sollen wir uns verhalten?

Kolek: Also, wir gehören alle zusammen. Und jetzt ist es dunkel. Somit weiß ich, die *Sea-Watch 3*, auf der ich auch war, die ist jetzt vor Lampedusa und es war in den letzten Tagen Südwind, so dass wir wissen, es werden jetzt noch Fluchtboote mit Menschen auf dem Mittelmeer sein. Jetzt in diesem Moment, in dem wir hier sitzen und reden. Und wenn wir das wollen, können wir uns dies sehr klar und deutlich bewusst machen: Das ist jetzt nicht weit weg, sondern an der Küste Europas. Ich möchte, dass wir zusammenhalten und uns das klar machen, dass wir kognitiv und emotional in die Vergangenheit und in die Zukunft gucken, und entscheiden, was wir wollen. Ich wünsche mir, dass wir mit allen kognitiven Kräften uns dafür einsetzen, füreinander da zu sein. Aber auch mit unseren emotionalen und mit unseren spirituellen Kräften.

Biere: Vielen Dank, Martin.

Kolek: Ja. Danke, auch an euch. Danke!

*Christina Biere bittet Sven Giegold nach vorne.*

Biere: Sven, du bist frisch gewählter Europa-Parlamentarier, und du bist auch im Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentages. Wir fragen uns hier: Menschen sterben auf dem Mittelmeer, und es gibt Menschen, die helfen wollen, Städte, die helfen wollen. Warum ist es so schwer in Europa, im Europäischen Parlament, eine Lösung zu finden? Das verstehen wir nicht.



Sven Giegold: Schon vor zwei Jahren gab es im Europäischen Parlament einen Beschluss aller pro-europäischen Fraktionen, von der Linkspartei bis zu den Christdemokraten, Liberalen und Grünen, dass die Außengrenzen Europas gesichert werden und die dort ankommenden geflüchteten Menschen nach einem Mechanismus in ganz Europa verteilt werden sollen. Der Beschluss ist mit breiter Mehrheit gefällt worden. Seitdem ist nichts geschehen, sondern es ist sogar schlimmer geworden. Denn die Seenotrettung, die wir durch die Operation *Mare Nostrum* Italiens noch hatten, wurde eingestellt. Auch die meisten zivilen Rettungsschiffe retten zurzeit nicht mehr. Das liegt daran, dass viele Mitgliedsländer sich schlichtweg weigern, einen Teil der geflüchteten Menschen aufzunehmen. Auch die Länder, die eigentlich bereit dazu sind, verstecken sich dahinter, dass einige nicht mitmachen wollen. Seit der letzten Europawahl haben wir Grünen nun deutlich mehr Abgeordnete im Parlament. Das hat uns jetzt das erste Mal ein Machtmittel in die Hand gegeben, und wir verhandeln gerade mit den anderen pro-europäischen Fraktionen über die inhaltliche Basis für die neue EU-Kommission der nächsten fünf Jahre. Meine Kollegin aus dem Ruhrgebiet, Terry Reintke, verhandelt in der so genannten Arbeitsgruppe 4 die Migrations- und Flüchtlingspolitik. Wir haben dort durchgesetzt, dass in dem Verhandlungstext steht, dass Europa selbst die Seenotrettung übernehmen soll, und dass die Länder, die geflüchtete Menschen aufnehmen wollen, dies auch tun können. Dieser Text zur europäischen Seenotrettung wird von den anderen Fraktionen nicht akzeptiert und steht zurzeit in Klammern. Für mich sind das »Klammern des Todes«. Am nächsten Dienstag, dem 25. Juni 2019, wird weiterverhandelt. Ich kann nur sagen, wir werden diesen Text nicht unterschreiben, wenn diese Klammern nicht wegkommen!

Biere: Man merkt, das bewegt dich sehr. Wir haben hier auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag zu diesem Thema schon einiges gehört, und viele haben das Gefühl: Wir können nicht mehr auf die große Politik warten. Du bist jetzt hier, Sven, als Mensch des Kirchentages, als ein Mensch des Glaubens. Was können *wir* gemeinsam *jetzt* schon tun?

Giegold: Jetzt konkret müssen die geflüchteten Menschen, die jetzt auf der *Sea-Watch 3* sind, endlich Aufnahme finden. Die Seenotrettung muss wieder aufgenommen und darf nicht mehr kriminalisiert werden. Aber eigentlich ist doch die Frage: Warum haben wir nicht einen geregelten Zugangsweg für Menschen nach Europa, die nach internationalem Recht ein Recht auf Aufnahme haben? Wir haben das nicht, weil wir Regierungen haben, die glauben, dass die Bürger\*innen in ihrem Land sie dafür belohnen und sie dafür wählen, dass sie Abschottungspolitik betreiben.

Letztlich wird sich diese Haltung nur ändern, wenn es für diese Abschottungspolitik keine Mehrheiten mehr gibt. Das bedeutet, wir brauchen eine Zivilgesellschaft, die den politischen Preis für dieses Sterben so hochtreibt, dass Politiker\*innen anders handeln. Dass die Mehrheit dafür sorgt, dass wir in den Parlamenten endlich eine Lösung für sichere Fluchtwege bekommen. Und deshalb lautet der Ruf, der von diesem Kirchentag ausgehen muss: Wir schauen nicht mehr zu, wenn sich die Politik mehr an den Positionen der extrem Rechten orientiert als an Menschlichkeit und unseren gemeinsamen europäischen Werten und Rechten.

Biere: Lieber Sven, vielen Dank für deinen Bericht!

## 6. Musik von Judy Bailey und Band

## 7. Impuls von Lioba Diez

Diez: Liebe Geschwister, heute Abend gedenken wir der Toten an Europas Grenzen. Wir ahnen ihre Verzweiflung und Angst. Und ich spüre dabei auch eine Angst, weil ich nicht weiß, was das alles für mich und für uns bedeutet. Ich kenne den Impuls, lieber nicht so genau hinzuschauen. Und die Scham darüber.

Wenn wir heute der Toten an Europas Grenzen gedenken, dann ist es gut, dass wir dabei nicht allein sind, sondern dass wir es gemeinsam tun. Es ist notwendig, genau hinzusehen und für den Moment zu akzeptieren, wie grausam die Situation für Menschen auf der Flucht ist. Wie krass unser Land und Europa sind: Schiffbrüchige werden nicht gerettet. Menschen in Not wird nicht geholfen. Und die, die es tun – auf eigene Kosten und in ihrer Freizeit, mit hohem persönlichem Risiko –, werden von staatlichen Stellen behindert, schikaniert, ja vor Gericht gebracht. Der Vorwurf an sie lautet: »schuldig der Solidarität«, weil sie Menschen gerettet haben.

Was ist das für eine Verkehrung der Werte, was für eine – im wörtlichen Sinne – Perversion. Diejenigen, die helfen, die menschlich handeln, werden unter Druck gesetzt. Die zivilen Seenotretter – und auch viele von euch spüren es: wenn ihr Kirchenasyle macht, wenn ihr euch für Geflüchtete einsetzt, und noch dazu, wenn ihr es öffentlich tut.

Was wir heute Abend hier tun, ist Arbeit an der symbolischen Ordnung. Das Gedenken der Toten ist Widerstand. Schmerz und Trauer zu spüren bedeutet, dass wir nicht so tun, als hätten die Menschen, die im Mittelmeer umkommen, nichts mit uns zu tun. Schmerz und Trauer zu spüren ist auch ein Protest gegen die realen tödlichen Grenzen. Ein Protest gegen die tödlichen Grenzen an den Rändern Europas. Es ist auch Protest gegen die Trennung zwischen uns – und den anderen.

Den Schmerz und die Trauer zuzulassen, zu spüren und miteinander zu teilen, ist letztendlich auch Protest gegen die Grenzen in uns selbst. Grenzen, die uns von uns selbst entfremden. Diesen Gedanken möchte ich noch etwas erläutern: Es hat Folgen, wenn wir die Seenotrettung unterlassen. Die Geflüchteten bezahlen mit ihrem Leben. Sie sterben qualvoll beim Ertrinken. Aber auch wir zahlen einen Preis – nicht mit dem Leben und zu Beginn vielleicht noch unmerklich. Doch wir zahlen ihn, denn wir verlieren als Gesellschaft unsere Identität, die die Menschenrechte achtet und in der Solidarität gelebt wird.

Die Menschen, an die wir uns heute erinnern, haben wir nicht gekannt. Die Namen, die wir aufschreiben, sind uns fremd. Oft wissen wir noch nicht einmal ihre Namen. Und doch erahnen wir ihre Träume und Hoffnungen, ihre Angst und Verzweiflung; ihren Wunsch, in einem friedlichen Land zu leben, ihren Wunsch zu leben. Wir sind alle Geschöpfe Gottes. Wir kommen alle aus derselben Quelle des Lebens. Wir sind unteilbar. Dies drückt sich auch im großen Satz der jüdisch-christlichen Tradition aus. Emmanuel Lévinas übersetzt ihn so: »Liebe deinen Nächsten; dies alles bist du selbst; dieses Werk bist du selbst; diese Liebe bist du selbst.«

Es verändert etwas, wenn wir den Schmerz zulassen. Es verändert uns, wenn wir Scham, Ohnmacht und Trauer spüren und uns vom Schicksal der anderen anrühren lassen. Es ist Mitgefühl und verändert, wie wir auf die Welt schauen – und was wir in den nächsten Tagen und Wochen tun.

Die Fähigkeit mit-zu-fühlen, die Fähigkeit zu Solidarität und Nächstenliebe haben wir geschenkt bekommen. Manchmal ist sie verschüttet, aber wir können Mitgefühl üben, kultivieren und stärken – an einem Abend wie diesem. Denn wir sind immer schon miteinander verbunden, miteinander – und mit dem großen Ganzen, von dem wir herkommen. Amen.

## 8. Fürbittengebet

Diez: Lasst uns nun miteinander und füreinander beten und dazu aufstehen.

Ihr seid eingeladen, einzustimmen mit der Musik in den Liedruf:  
»*Lord, in your mercy, hear our prayer.*«

Lebendiger Gott, wir denken vor dir an die Menschen, die auf der Flucht nach Europa zu Tode gekommen sind. Wir rufen zu dir: »*Lord, in your mercy, hear our prayer.*«

Kolek: Wir bitten für alle, die nicht fliehen können, weil sie in besonderer Weise verletztlich sind. Wir bitten für die Geretteten, die nicht an Land gehen dürfen.

Wir rufen zu dir: »*Lord, in your mercy, hear our prayer.*«

Giegold: Wir bitten dich für diejenigen, die Geflüchteten helfen. Wir bitten dich für die Besatzung der *Sea-Watch 3*. Wir rufen zu dir: »*Lord, in your mercy, hear our prayer.*«

Biere: Wir bitten dich für alle, die sich innerlich und äußerlich abschotten. Wir bitten dich für ein weiches, mitfühlendes Herz. Wir bitten für den Mut, dem zu folgen, was unser Herz uns sagt. Wir rufen zu dir: »*Lord, in your mercy, hear our prayer.*«

Diez: Alles Unausgesprochene und alles Unaussprechliche legen wir in das Gebet, das uns Christus gelehrt hat:

*Die Gemeinde betet das »Vater unser«*

## 9. Einladung zur Aktion

Biere: Es gibt eine Namensliste, auf der die Todesdaten von Menschen auf der Flucht nach Europa erfasst sind. Diese Liste hat uns in der Vorbereitung sehr berührt. Es sind mehr als 35.597 verstorbene Menschen, die darauf genannt sind. Wir wollen heute Abend damit beginnen, ihre Namen und Lebensdaten sichtbar zu machen.

Gemeinsam mit der *Seebrücke Dortmund* und dem *Schauspiel Dortmund* haben wir große Transparente vorbereitet. Wir bitten euch nun, darauf die Namen und die Lebensdaten der Verstorbenen zu schreiben, die ihr von den Helfer\*innen an den Stationen erhaltet. Wer mag, kann vorher oder nachher eine Kerze hier am Altarraum anzünden. Während wir uns diese Zeit des persönlichen Gedenkens nehmen, ist Stille oder es erklingt Musik, zum Zuhören oder Mitsingen.

*Durchführung der Aktion*

## 10. Lied: Bewahre uns Gott, Behüte uns Gott<sup>2</sup>

<sup>2</sup> In: Deutscher Evangelischer Kirchentag u.a. (Hrsg.): *#lautstärke*. Liederbuch zum Deutschen Evangelischen Kirchentag Dortmund 2019, Nr. 119.

## 11. Sendung und Segen

Biere: Wir danken euch für euer Mitwirken.

Morgen und am Samstag wird die Aktion vor der Oper, auf dem Platz der Alten Synagoge, fortgesetzt. Am Samstag um 17 Uhr versammeln wir uns dort zu einer Kundgebung. Dann gehen wir mit den Transparenten durch die Stadt hierher zurück, um sie hier am Turm der Reinoldikirche aufzuhängen. Am Ausgang könnt ihr eine Einladung zu der Aktion mitnehmen und sie weitergeben.

Diez: Am Ausgang bitten wir auch um eure Spende für die Seenotrettung, für die Initiative *Kirche rettet*. Eure Spenden fließen an vier verschiedene Organisationen: *Sea-Eye*, *Sea-Watch*, *AlarmPhone* und *Solidarity at Sea*.

Nun geht hin im Segen und seid ein Segen:

Gott segne dich und behüte dich.

Gott lasse ihr Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig.

Gott hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.

Amen.

---

# Zentrum Regenbogen

## Gleichberechtigung und queere Menschenrechte

Ein weltweiter kirchlicher Lernprozess?

Vorträge<sup>1</sup> am Freitag, 21. Juni 2019, Ev. Kirchengemeinde Hörde

Sarah Kohrt, Leiterin LGBTI-Plattform für Menschenrechte der  
Hirschfeld-Eddy-Stiftung, Berlin  
Astrid Kleist, Pröpstin, Hauptpastorin St. Jacobi, Vizepräsidentin  
Lutherischer Weltbund, Hamburg

### Impuls von Sarah Kohrt

Mein Vortrag hat heute vier Thesen. Die erste stammt aus einem Vortrag, den Tim Kuschnerus, Geschäftsführer der *Gemeinsamen Konferenz Kirche und Entwicklung* (GKKE), auf der Tagung »Religionsgemeinschaften in Afrika. Stärkung und Schutz von LGBTI-Menschenrechtsverteidigern«<sup>2</sup> am 22. November 2012 gehalten hat. Ich zitiere: »Die christlichen Kirchen sind Teil des Problems. Diese Erkenntnis kann aus meiner Sicht nur eine Konsequenz haben: Kirchen, und ich spreche hier vor allem für den Bereich der kirchlichen Entwicklungswerke in Deutschland, müssen dazu beitragen, dass sie Teil der Lösung werden.«<sup>3</sup>

Das ist dann auch die erste These: Die Kirchen müssen Teil der Lösung werden, denn bislang sind sie Teil des Problems der Homophobie und der Verfolgung. Ich möchte das anhand einiger Beispiele erklären. Neulich erzählte mir ein Besucher aus Nigeria folgende Geschichte aus der anglikanischen Kirche in seinem Land: Wer zu eng mit jemandem des gleichen Geschlechts befreundet ist, selbst als Pastor, wird damit konfrontiert, dass dieser Lebensstil nicht ins Land passe, dass er nicht der Tradition entspreche. Höhergestellte kirchliche Würdenträger werden aufmerksam, Pastoren – seien sie noch so gut und beliebt – werden mit großer Wahrscheinlichkeit entlassen und in der Gemeinde bloßgestellt,

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Impulsvorträge.

<sup>2</sup> LGBTI: Abkürzung für englischen Begriffe Lesbian, Gay, Bisexual, Transexuell/Transgender und Intersexual, die im deutschen Sprachraum verbreitet ist. Im Folgenden wird die deutsche Abkürzung LSBTI (Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transsexuelle, Transgender und Intersexuelle) verwendet.

<sup>3</sup> <http://www.lsvd-blog.de/?p=4295> [zuletzt gesehen am 05. 12. 2019]

so geschehen beispielsweise durch einen vorwurfsvollen und entehrenden Brief des Bischofs. Für Pastoren kann dies das Ende ihrer beruflichen Existenz bedeuten. Wer als einfaches Gemeindeglied unter Verdacht gerät, homosexuelle Neigungen zu haben, erlebt Ausgrenzung, Dämonisierung, und manchmal wird versucht, diese Dämonen mit Gewalt auszutreiben.

Ein anderes Beispiel, dieses Mal aus Namibia: Frauen, die nicht weiblich genug wirken, die die traditionellen Geschlechterrollen nicht ausfüllen können oder wollen, werden in den Gemeinden isoliert, stigmatisiert und erfahren Gewalt.

Und ein positives Beispiel aus Uganda: Ein Geistlicher öffnet seine Kirche für alle Menschen, auch für solche, die gleichgeschlechtliche Neigungen haben, auch für solche, die in ihrem Geschlechtsausdruck unkonventionell sind und deshalb stigmatisiert werden. In seiner Gemeinde sind sie willkommen und erfahren das, was sie anderswo nicht erleben, nämlich in einer neuen Familie aufgenommen zu sein. Sie werden nicht stigmatisiert, sie werden nicht denunziert und nicht an die Sicherheitskräfte verraten. Sie können als gläubige Menschen unter ihre Gleichen leben.

In den meisten Fällen läuft es allerdings anders. »Missionare des Hasses«<sup>4</sup> sind unterwegs. Gewalt im Namen der Religion ist leider weit verbreitet, wie beispielsweise der Dokumentarfilm über die Situation in Uganda *Call me Kuchu* aus dem Jahr 2012 zeigt: Prediger dämonisieren Homosexuelle und erklären der Gemeinde, dass homosexuelle Neigungen aus dem Westen kommen. Das wird häufig behauptet. Tatsächlich ist es aber genau andersrum. Das Verbot von homosexuellen Handlungen kommt aus dem Westen, und das ist ein Erbe der britischen Kolonialherrschaft. Und es sind US-amerikanische, ganz häufig fundamentalistische Evangelikale, die die Situation in Uganda so extrem aufgeheizt haben. Die zu Gewalt und Hass aufstachelnden Prediger werden systematisch von Missionaren aus Nordamerika unterstützt. Das sind keine Einzelfälle.

Und das führt mich zu meiner zweiten These: Es gibt eine weltweite, religiös gestützte Bewegung, die sich für die von ihnen so genannten »traditionellen Werte« oder »Familienwerte« einsetzt. Diese Bewegung richtet sich gleichermaßen gegen Frauenrechte und gegen die Rechte von Lesben und Schwulen, von Bisexuellen, von Transpersonen und auch von intergeschlechtlichen Menschen – also LSBTI insgesamt. Kopya Kaoma, ein Theologe und Menschenrechtsaktivist aus Sambia, hat in mehreren Studien seit etwa 2009 aufgezeigt, dass es auf dem afrikani-

<sup>4</sup> <https://www.zeit.de/2013/09/Uganda-Missionare-Homophobie> [zuletzt gesehen am 05.12.2019].

schen Kontinent eine Art Stellvertreterkampf gibt. Er belegt, dass es sich dabei um einen Kulturkampf handelt, der für die US-Konservativen im eigenen Land circa seit dem Jahr 2000 verloren gegangen scheint. Seither wird er verstärkt auf dem afrikanischen Kontinent ausgetragen. Wir erleben Ähnliches aber auch in Europa, vor allem Osteuropa. Es gibt eine fundamentalistische Bewegung, die aggressiv, militant und systematisch versucht, die rechtlichen und gesellschaftlichen Fortschritte, die es im Bereich Frauenrechte und Grundrecht für LSBTI gibt, zurückzudrehen. Dazu gehören einige Vertreter\*innen, die ihre Weisungen aus dem Vatikan bekommen. Diese Bewegung wird von Einzelpersonen, Firmen und Stiftungen ziemlich gut finanziert, das sollte man nicht unterschätzen. Auch in Deutschland gibt es diese fundamentalistisch-evangelikalen Bewegungen. Unter harmlos klingenden Titeln bieten sie Konferenzen und Workshops zu den sogenannten Familienwerten an. Begriffe wie Geschlechterrollen, Recht und Naturrecht, natürlichen Rechtsordnungen und Ähnliches werden genannt. Sie sind, gerade auch in jüngster Zeit, auch im EU-Parlament sehr aktiv. Dieser Kulturkampf wird über Religion ausgetragen. Er trifft die Kirchen von innen und von außen, und das ist auch ein Problem für die weltweite christliche Gemeinschaft.

Deshalb lautet meine dritte These, wie auch in der Einführung angedeutet: Den christlichen Kirchen droht auf internationaler Ebene eine Spaltung in Bezug auf Homosexualität und Frauenrechte. Die Konflikte verlaufen bei Themen wie Geschlecht, Liebe, Sexualität und Familie, quer zu den Kirchen und Glaubensrichtungen. Damit meine ich jetzt nicht nur die Tatsache, dass die katholische und die evangelische Kirche in Deutschland oft grundsätzlich andere Auffassungen haben. Ich meine, ein Problem besteht für uns LSBTI-Menschen und für die Kirchen gleichermaßen, und das ist die Vermeidung des Streits oder der Auseinandersetzung über diese Themen. Innerhalb der Kirchen braucht es aber diese Auseinandersetzung, sonst droht eine Spaltung. Teile der anglikanischen Kirche Afrikas lehnen es ab, zum Welttreffen ihrer Kirche zu kommen. 2012 hat die Hirschfeld-Eddy-Stiftung afrikanische Aktivist\*innen für eine Woche nach Berlin eingeladen. Wir luden außerdem verschiedene Kirchenvertreter – römisch-katholische, altkatholische, evangelische und den Verband der Evangelischen Freikirchen – ein, mit den Aktivist\*innen zu sprechen. Alle schilderten ähnliche Probleme: Eine Nord-Süd- und Ost-West-Spaltung zwischen den liberalen und den strengen Gemeinden. Und letztere haben auch noch ein gutes Argument für ihre Sache. Sie sagen nämlich, unsere Kirchen sind doch voll und euch laufen die Leute davon. Es gibt Anlass zur ernsthaften Sorge, dass die Weltkirchen sich an diesen Themen spalten, und viele haben Angst, dass darüber der Dialog abbricht. Viele haben auch Angst, dass sie keine christliche Entwicklungszusammenarbeit mehr machen können. Viele



haben Angst, sich öffentlich gegen die Verfolgung von Lesben und Schwulen zu äußern. Es gibt die Sorge, mit der Forderung nach Offenheit für gleichgeschlechtliche Lebensweisen oder geschlechtlich fließende Ausdrucksformen, sich in die Angelegenheiten anderer einzumischen und dabei neokolonial zu agieren. Was können wir also machen, damit wir uns mit und in den Kirchen engagieren, um die Einheit der Kirchen zu erhalten, aber auch LSBTI vor der Verfolgung, vor Gewalt und vor Diskriminierung zu schützen?

Damit komme ich zur These vier und biete als Lösung an: Wir müssen uns auf den kleinsten gemeinsamen Nenner verständigen, und der muss lauten: Keine Gewalt! Gewalt steht im Widerspruch zur christlichen Botschaft. Das Christentum sollte eine Religion der Liebe sein. Denselben Gedanken formulierte Tim Kuschnerus anlässlich der gemeinsamen Veranstaltung von Lesben- und Schwulen-Verband (LSVD) und Hirschfeld-Eddy-Stiftung 2012 so: »Es geht ja erst einmal nicht darum, dass sich unsere Partnerkirchen liberale Positionen zu eigen machen sollen. Es geht darum, den hier vorhandenen Dissens auszuhalten und zu akzeptieren, dass LSBTI unveräußerliche Menschenrechte haben. Jeder Mensch ist ein Ebenbild Gottes. Jedem Menschen wohnt die gleiche unantastbare Würde inne. Eine bestimmte Lebensform oder sexuelle Orientierung abzulehnen darf niemals bedeuten, zu Diskriminierung oder Gewalt gegen Menschen aufzurufen.«<sup>5</sup>

Zu unseren bereits beschriebenen Besuchsreisen gehörten immer auch Gespräche mit Politiker\*innen und auch der Polizei. Das beeindruckte die Aktivist\*innen sehr. Ganz besonders beeindruckt aber waren sie von den Gesprächen mit Pastor\*innen und Bischöfen. Durchweg gläubige Aktivist\*innen konnten es kaum glauben, dass sie in Berlin im Haus der Deutschen Bischofskonferenz mit katholischen Bischöfen sprechen konnten, dass sie angehört wurden. Und die Bischöfe, Pastoren und Mitarbeitenden der Bischofskonferenz waren ihrerseits erschüttert. Viele von ihnen wussten nicht, wieviel seelisches Leid, wieviel Gewalt und Stigmatisierung Homosexuelle erleiden müssen, und sie wussten schon gar nicht, dass Kirchenvertreter an der Verfolgung beteiligt sind.

Desmond Tutu sagte einmal: »Egal ob schwarz oder weiß, Fußballer oder Handballer, Frau oder Mann, homo oder hetero, wir sind alle Geschöpfe Gottes.« Das ist der Auftrag.

Abschließen möchte ich mit einem positiven Beispiel aus Namibia. In Windhoek gibt es das *Women's Leadership Centre*, ein feministisches Projekt, das seit Jahren sehr erfolgreich mit leitenden Geistlichen in ländlichen Gebieten Namibias arbeitet. Dieses Projekt versucht zuerst, Frauen zu vermitteln, dass sie Rechte haben. Der Ansatz ist aber nicht,

<sup>5</sup> <http://www.lsvd-blog.de/?p=4295> [zuletzt gesehen am 05.12.2019].

abstrakt über Rechte und Menschenrechte zu informieren, zum Beispiel mit Flyern von der UN, sondern die Aktivistinnen suchen den Dialog. Sie leben längere Zeit in den Gemeinschaften, bauen Vertrauen auf und suchen das Gespräch. Erst reden die Frauen untereinander, dann werden sie angehört. Und das Bemerkenswerte daran ist, dass unter diesen Umständen politische und religiöse Führer bereit sind, traditionelle Praktiken zu überdenken.

Mein Appell also heute an Sie: Haben Sie Mut in diesem wichtigen Prozess! Und tragen Sie dazu bei, dass die Kirchen mehr Teil der Lösung werden. Für mehr Menschlichkeit und für mehr Freiheit! Gegen Gewalt und Diskriminierung!

### Impuls von Astrid Kleist

Ich glaube, mein Impuls schließt sehr gut an den meiner Vorrednerin an, weil er zeigen wird, dass die Kirchen einerseits in der Tat Teil des Problems sind, aber ich hoffe, im Hinblick auf den Lutherischen Weltbund auch zu zeigen, dass sie andererseits zumindest den Selbstanspruch haben, immer mehr Teil der Lösung werden zu können – und dass sie sich dieser Aufgabe stellen. Der Lutherische Weltbund (LWB) ist eine Gemeinschaft von 148 Kirchen in aller Welt, von 75 Millionen Menschen auf vier Erdteilen. Wir haben es also mit großen kulturellen Unterschieden zu tun, auch wenn wir zwei zentrale Narrative miteinander teilen: den christlichen Glauben und die konfessionelle evangelisch-lutherische Prägung. Wenn sich also evangelisch-lutherische Christinnen und Christen im Rahmen des LWB treffen, sei es auf der Vollversammlung, die alle sechs Jahre stattfindet, oder bei der alljährlichen Ratsversammlung, dann sind in der Tat sehr, sehr verschiedene Menschen beisammen, verbunden durch eine Konfession, so unterschiedlich diese wiederum dann empfunden, definiert und dargestellt wird. Machen Sie sich allein die Pluralität einer einzelnen Landeskirche klar! Ich gehöre zur Nordkirche, und die erstreckt sich von Usedom bis zur dänischen Grenze. Auch eine Großstadt wie Hamburg ist Teil von ihr und mehrere Bundesländer, tief geprägt von west- und ostdeutscher Geschichte, Identitäten und Prägungen. Als Mitglied des Rates des Lutherischen Weltbundes, zu dem ich seit 2014 gehöre, wurde ich 2019 in Windhoek zur Vizepräsidentin für die Region Zentral- und Westeuropa gewählt. Es gibt neben mir weitere sechs Vizepräsidenten, die ihre jeweilige Region vertreten, und fünf von diesen sind, meines Wissens erstmals in der Geschichte des Lutherischen Weltbundes, Frauen. Wir gehören zusammen mit dem Generalsekretär und dem leitenden Bischof, beides Männer, und anderen zum sogenannten Exekutiv-Komitee, das zwischen den Ratsversammlungen tagt und auch zwischendurch zu Rate gezogen wird. Und zu meiner Region, Zen-

tral- und Westeuropa, gehören neben den traditionell immer stark vertretenen deutschen Landeskirchen weitere Mitgliedskirchen, vor allem lutherische Minderheitenkirchen wie etwa aus Frankreich, Italien, den Niederlanden, der Schweiz, Österreich, Irland oder Großbritannien.

Alle Mitgliedskirchen nun tun ihren Dienst und legen Zeugnis ihres Glaubens ab, in Auseinandersetzungen mit der Kultur und den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, in der sie sich bewegen. In manchen Regionen, etwa in West-Europa, geschieht dies im Wissen um die lange christliche Tradition des eigenen Landes, wo sich Kultur und Religion seit vielen Jahrhunderten befruchten, aneinander reiben oder auch sich gegenseitig prägen. In anderen Teilen der Erde sind christliche, schon gar lutherische, Kirchen ein relativ junges Phänomen, und die meisten Mitgliedskirchen im Lutherischen Weltbund sind in ihrem Kontext Minderheitenkirchen, die in Konvivenz oder aber in Spannung zu den traditionell überlieferten Religionen und Kulturen vor Ort leben. Es gibt lutherische Kirchen in vornehmlich katholisch geprägten Ländern, oder solche, die sich neben den wachsenden Pfingstkirchen, wie zum Beispiel in Brasilien, behaupten, oder auch Kulturen, deren religiöse Prägnanz und Orientierung mehrheitlich keine christliche ist.

Und als ein neues Phänomen prägt unsere weltweite Gemeinschaft, dass erstmals in ihrer Geschichte die deutschen und auch die skandinavischen Kirchen – traditionell die mitglieder- und finanzstärksten – in Identitätskrisen aufgrund der Veränderungsprozesse vor Ort geraten. Es ist spannend zu sehen, wie das plötzlich wachrüttelt und allesamt irritiert. Man ist nicht gewohnt, dass Identitätskrisen in diesen Kirchen auftauchen, die ja auch weiterhin wesentlich die Finanzierung des LWB tragen. »Mit Leidenschaft für die Kirche und die Welt«, das ist die aktuelle Überschrift der Strategie des LWB. Mit Leidenschaft für die Kirche und die Welt soll das Evangelium kommuniziert werden, an den jeweiligen Orten in der je spezifischen Weise. Und Sie können sich vorstellen, dass wir das in der Tat auf sehr unterschiedliche Weise tun. Im LWB verbindet uns aber in lutherischer Tradition, Kirche Jesu Christi zu sein, durch Christus befreit von allem, was uns immer wieder gefangen zu nehmen sucht. Und dann gab es drei Slogans, die diese Grundannahme veranschaulichen: *Salvation not for sale*. Heil ist nicht käuflich. *Creation not for sale*, das gilt auch für die Schöpfung. *Human beings not for sale*. Auch Menschen sind nicht gegen Geld ... sind nicht verrechenbar. Also: Das »umsonst« der Gnade, die nicht vergeblich ist, findet darin Ausdruck. Gnade ist nicht verrechenbar. Die aus ihr resultierende Freiheit und Würde jedes und jeder Einzelnen sind nach lutherischem Verständnis Gottes Geschenk, und sie sind ein theologisch begründetes Menschenrecht. Das, was unsere weltweite Gemeinschaft ausmacht, ist die Einigkeit darin. Es verbindet uns im Weltbund in der Tat aber auch unsere Verschiedenheit.

Sie ist das, womit wir uns wesentlich beschäftigen, wenn wir darum ringen, wie wir das, was wir gemeinsam für unseren Glauben und unsere christliche Identität für wesentlich halten, in unsere jeweiligen Kontexte übersetzt bekommen. Hierzu gehören im Wesentlichen eben auch alle Fragen von Gerechtigkeit. Und zu diesen Fragen von Gerechtigkeit gehört seit mittlerweile über 20 Jahren auch die Frage nach Geschlechtergerechtigkeit.

Deshalb möchte ich Ihnen nun gern etwas über das »Grundsatzpapier: Gendergerechtigkeit im LWB«<sup>6</sup> erzählen, weil es den Konsens der Mitgliedskirchen zur Geschlechtergerechtigkeit abbildet. Seit Mitte der 1990er-Jahre hat im Lutherischen Weltbund ein Gespräch über Familie, Ehe und Sexualität begonnen. Die Kombination dieser Themenbereiche wäre ja, nebenbei gesagt, an sich schon zu diskutieren. In den 1980er-Jahren fing man an, zunächst das Verhältnis zwischen Frauen und Männern zu problematisieren, die traditionellen Rollenerwartungen und Prägungen infrage zu stellen und einen Prozess anzustoßen, der das Verhältnis der Geschlechter zu einer Frage von Gerechtigkeit erhob. Das war der erste Schritt: volle Partizipation und Inklusion beider Geschlechter auf allen Ebenen! Dieser Grundsatz soll im LWB nicht mehr verhandelbar sein. Ja, in den Dokumenten wird von Geschlechtern weiterhin immer bipolar gesprochen, also ganz klar: Da fehlt noch jede Weitung des Bewusstseins darüber. Und auch hierüber ließe sich, wie Sie sich vorstellen können, noch viel mehr sagen, z. B.: Das Bewusstsein dafür, dass sich sowohl Sex als auch Gender, sowohl das biologische Geschlecht als auch das soziale Geschlechtererleben nicht an zwei Polen orientiert, sondern in einem (weiten) Raum stattfindet, ist ja ehrlicherweise auch hier bei uns noch relativ schwach ausgeprägt. Erkenntnisse wie diese verbreiten sich aber, wenn auch sehr langsam, in den vielen Gesprächen und Gesprächsprozessen im LWB, die durch viel gegenseitiges Hören und Erklären, Kennenlernen und Verstehen geprägt sind.

Wenn wir von voller Partizipation und Inklusion sprechen, geht das über eine Frauenquote und das ganz klare Bekenntnis zur Frauenordination weit hinaus. Da ist mehr gefordert, beispielsweise ein ganz klares Nein gegen jede Form der Gewalt und Diskriminierung. Nichtsdestotrotz ist es bemerkenswert, dass seit den 1980er-Jahren in der weltweiten Gemeinschaft des LWB eine Quotenregelung besteht. Das betone ich darum immer so gerne, weil es ja auch in unserem deutschen Kontext noch keineswegs selbstverständlich ist, sich vorzustellen, dass auf allen Ebenen der EKD immer darauf geachtet wird, dass es 40 Prozent Männer und 40 Prozent Frauen gibt, 20 Prozent Menschen unter 30 Jahren, die

<sup>6</sup> Lutherischer Weltbund (Hrsg.): Grundsatzpapier: Geschlechtergerechtigkeit im LWB. Genf/Schweiz 2014.

Hälfte ordiniert und die Hälfte Laien. In einigen Landeskirchen hat man inzwischen entsprechende Regelungen getroffen. Was das bedeutet für unsere Kirchengemeinderäte oder unsere Synoden! Es verändert wahn-sinnig viel in der Debatte!

Wenn wir uns klarmachen, dass in Deutschland 80 Prozent der kirchlichen Mitarbeitenden Frauen sind, und wie gering dagegen der Anteil der Frauen auf der Leitungsebene ist, dann merkt man, dass wir als Evangelische Kirche in Deutschland doch einiges von der weltweiten Gemeinschaft lernen können. Es wird von den Mitgliedskirchen erwartet, sich zu verpflichten, Geschlechtergerechtigkeit als theologische Grundlage für Würde und Gerechtigkeit aller zu befördern, verbunden mit Geschlechtergleichheit als ein universales Menschenrecht. Das ist natürlich noch nicht in aller Konsequenz in allen Mitgliedskirchen der Fall, aber man hat in den letzten Jahren immerhin mehrheitlich eine Haltung gewonnen, dass es das Ziel sein soll. Und zu dieser gemeinsamen Basis gehört der Bezug auf die Menschenrechte. Im Grundsatzpapier wird gleich in der ersten Leitlinie zur Verwirklichung von Gendergerechtigkeit klargemacht, dass die Gleichstellung der Geschlechter allgemein anerkanntes Menschenrecht ist.<sup>7</sup>

Provokant gefragt: Sind wir uns deshalb aber auch weltweit einig darin, dass auch Schwule und Lesben, LSBTIIs in gleichwertiger Weise Menschen sind – dass die Menschenrechte und die, theologisch sorgsam begründete, Gottebenbildlichkeit und die Zugehörigkeit aller zum einen Leib Christi in aller Fülle und aller Konsequenz allen Menschen gilt?! Ich formuliere das bewusst so provokativ, weil der Blick auf Homosexualität und Geschlechteridentitäten und den Umgang damit innerhalb der einzelnen Mitgliedskirchen, und zwar quer durch alle Regionen und Kontinente, wie Sie natürlich wissen, kontrovers ist. Und entsprechend kontrovers wird auch auf der Ebene des Rates und der Vollversammlung des LWB diskutiert. Aus dem Grundsatzpapier zur Geschlechtergerechtigkeit ergeben sich jedoch Strategien, mit Hilfe derer sich ein positiv schützender Einsatz für Gruppen und Menschen gestalten lässt, deren Rechte eingeschränkt oder verletzt werden. Nicht nur die *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte* wird im Papier genannt, sondern unter anderem auch die *Yogyakarta-Prinzipien*, die die Menschenrechte systematisch auf Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgender anwenden. Trotzdem herrscht in dieser Frage und im Umgang mit ihr eine Uneinigkeit in der Kirchengemeinschaft, die in der Tat immer wieder auch zu Entfremdung führt und zu spalten droht. So erinnere ich mich selber sehr lebhaft daran, wie ein Jahr, nachdem es im Hinblick auf die beschlossene Segnung gleichgeschlechtlicher Paare in Schweden und Nordamerika zu heftigen

<sup>7</sup> Vgl. ebd., S. 13.

Zerwürfnissen zwischen einzelnen Kirchen gekommen war, die Angst vor einer Spaltung der Gemeinschaft im Rat immer noch mit Händen zu greifen war. Ich habe seither sehr bewusst den sogenannten »Emmaus-Weg«, der für den Lutherischen Weltbund prägend geworden ist, gewählt. Darin drückt sich das Commitment aus, als Kirche miteinander im Gespräch bleiben zu wollen, und die unbeugsame Hoffnung, dass ein respektvoller Dialog in diesen Fragen möglich ist, so unterschiedlich auch die Positionen sind. Die Bezeichnung »Emmaus-Weg« bezieht sich auf die entsprechende biblische Erzählung, in der es heißt: »Und es geschah, als sie so redeten und sich miteinander besprachen, da nahte sich Jesus selbst und ging mit ihnen.« (Lukas 24,15)

Christus ist der Einzige, der uns die Augen öffnen kann und uns zu einer tieferen Erkenntnis führen soll. Auf dem Emmaus-Weg zu sein bedeutet daher für die lutherische Weltgemeinschaft, Unterschiede zu achten, einander nicht vorzuschreiben, was die andere Kirche zu machen und zu glauben hat. Es war eine ganz wesentliche Einsicht und Erkenntnis, dass der LWB für sich entschieden hat: Wir sind im Sinne dieses Weges keine Akteure. Wir sind in dieser Diskussion eher eine Plattform, die den Rahmen stellt, damit der Austausch möglich wird, und damit wir den Gesprächsfaden nie reißen lassen. Wir wollen gewährleisten, dass es möglich ist, die Unterschiede auszuhalten.

Das heißt jedoch nicht, dass darum Verletzungen der Menschenrechte in irgendeiner Weise verhandelbar oder tolerierbar wären. Es gibt ein ganz klares Bekenntnis und eine Einigkeit darin, dass jede Form der Diskriminierung und Herabsetzung anderer aufgrund ihrer jeweiligen Identität zu verurteilen ist. Der Emmaus-Weg proklamiert als erzielten Konsensus die gemeinsame Reise; der Weg des Gespräches geht immer weiter.

Und er darf nicht erkaufte sein durch Aussitzen und sich Ausschweigen!

Wesentlich auch für das Selbstverständnis, in dem die Dialoge über Geschlechtergerechtigkeit und LSBTIs geführt werden: Es gibt für diesen Prozess kein Enddatum. Der Status quo ist immer ein Zwischenergebnis. Nicht die Suche nach einem Konsensus soll uns bestimmen, nicht das erhoffte Ergebnis, sondern die Suche nach Räumen, die Diskussion möglich machen und halten. Das Grundsatzpapier zur Geschlechtergerechtigkeit, das 2017 auf der Vollversammlung in Windhoek bekräftigt wurde, ist das Zwischenergebnis eines langen Gesprächsprozesses, in dem Kirchen, so verschieden sie sind, wie die Jünger Jesu auf dem Weg sind, einander nicht verstehen und dennoch versuchen und darum ringen, einander zuzuhören. Mir hat in diesem Jahr im LWB ein Bischof mal gesagt, dass die Emmaus-Geschichte eigentlich eine Katastrophe für jeden predigenden Menschen ist, denn Jesus erzählt und erzählt und die

Jünger verstehen gar nichts ... Manchmal glaube ich, so geht es uns oft auch. Wir hören und hören, verstehen aber nichts.

Das Grundsatzpapier stellt Methoden zusammen, um in der Verwirklichung der Geschlechtergerechtigkeit voranzukommen. Es beschreibt aber auch klar und ehrlich, worin wir uneins und verschieden bleiben.

Ich könnte noch viel erzählen von den Begegnungen zwischendrin, bei denen wir erahnen, worüber wir uns nicht trauen zu sprechen, weil die Gefahr lauert, dass es uns schwerfallen würde, mit dem, was wir hören, umzugehen. Und gleichzeitig spüre ich das große Interesse aneinander, hören zu wollen, was der andere denkt. Denn wir sind auch verbunden in dem Wissen, dass unsere Welt immer größer ist als der je kleine eigene Horizont. Für einen Teil der Kirchen und des Rates bedeutet das, dass sich die Grundsätze zur Geschlechtergerechtigkeit nicht nur auf das Geschlechterverhältnis von Frauen und Männern beziehen dürfen, sondern Menschen unterschiedlicher Genderidentitäten mit einbeziehen müssen. Ich bin darum verhalten zuversichtlich, dass die theologischen Grundsätze des Grundsatzpapiers und auch seine dialogische Methodik, wenn auch vorrangig im Hinblick auf den Kontext Frau-Mann-Familie beschrieben, perspektivisch auch für die weit größere Menschengemeinschaft gelten müssen. Doch so weit sind wir, offen gestanden, noch nicht.

---

# Zentrum Sport

## Bewegt Belebt Begeistert

### Sport und Glaube als Lebenskunst

Vortrag und Gespräch<sup>1</sup> am Donnerstag, 20. Juni 2019, Westfalenhallen, Eissportzentrum

Prof. Dr. Dr. Stefan Schneider, Sportwissenschaftler und Theologe, Köln  
Magdalena Neuner, Biathletin, Wallgau

Moderation:

Rüdiger Glufke, Militärpfarrer, Cham

#### Impuls von Stefan Schneider

*Bewegt, Belebt, Begeistert* – fangen wir mit *Bewegt* an. Es ist eine schöne Trias, und als Theologe schaut man natürlich erstmal in die Bibel. Da wird man dann feststellen, dass zu Sport und Bewegung relativ wenig drinsteht, was daran liegt, dass es eine andere kulturelle Epoche war. Es sei denn, man liest ein wenig zwischen den Zeilen. Beispielsweise ist das Volk Israel 40 Jahre durch die Wüste gewandert. Sie können davon ausgehen, dass da eine ganze Menge Bewegung bei war. Oder hier: Ich habe mir mal die Mühe gemacht, bei *Google Maps* die Reisen Jesu Christi während der ersten acht Monate seiner dreijährigen messianischen Wirksamkeit aufzusummieren und einzutragen. Sie können das ja an den Evangelien verfolgen, er ist mehrmals durch Israel und Judäa hoch und runter, und er kommt in diesen acht Monaten auf 860 Kilometer per Pedes, er war ja ein Wanderprediger. Und das sind noch nicht Aktivitäten des täglichen Lebens, wie Fisch und Brot besorgen, sondern nur Reise-tätigkeit. Heute wäre das übrigens selbst für Jesus fast unmöglich, denn schon bei der Routenplanung in *Google Maps* werden Sie darauf hingewiesen, dass es hier zum Teil keine Bürgersteige oder Fußwege mehr gibt. Aber wir wissen alle: Der Mann geht sogar auf Wasser, auch das hätte er hingekriegt.

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde in Absprache mit den Teilnehmenden bearbeitet und gekürzt.



Egal welche Anthropogenese Sie verfolgen, ob den Darwinismus oder den biblischen Schöpfungsbericht, wir können die Entwicklung des Menschen über die letzten zigtausend Jahre in einem einzigen Piktogramm darstellen. Bewegung – und das ist mein erster Gedanke, den Sie bitte im Kopf behalten – ist eins der fundamentalsten Prinzipien des Menschseins. Der Mensch ist als Bewegter gedacht. Erwerbstätigkeit war über Tausende von Jahren körperliche Erwerbstätigkeit. Wir mussten für unser täglich Brot körperlich hart arbeiten. Und diese Verbundenheit des Menschen mit Bewegung drückt sich beispielsweise auch in unserer Sprache aus. Mein Herz *springt* vor Freude, oder ich *begreife* etwas (begreifen ist ja eine Bewegung, eine motorische Tätigkeit), oder ganz aktuell: zur Wahl *gehen*. Wir bewegen uns zu wenig in unserer heutigen Gesellschaft und deswegen haben wir das, was wir als Bewegungsmangelerkrankungen definiert haben. Sie alle kennen das: Rückenbeschwerden, Herz- Kreislauf-Beschwerden, Adipositas, Diabetes, etc.

*Belebt*, was belebt den Menschen? Gott natürlich. Schauen wir in die Schöpfungsgeschichte, 1 Mose 2,7. Da ist so ein Häufchen Ton, was mal der Mensch werden soll, aber der Mensch wird erst in dem Moment zum Menschen, als Gott ihm seinen Atem einhaucht. Das heißt, der Mensch ist eine Leib-Seele-Einheit. Aber nicht so eine Leib-Seele-Einheit, wie viele das noch im Kopf haben: die Seele als kleines autarkes Wesen im Menschen, was dann nach dem Tode den Körper verlässt, der zurückbleibt, zu Staub und Asche zerfällt. Das ist ein altes Bild, das Theologen über viele Jahrhunderte geprägt haben. Was unter anderem auch dafür verantwortlich ist, dass wir so eine unterschwellige Leibfeindlichkeit im Christentum haben. Ein Glas Kirschbananensaft ist eigentlich ein schönes Modell für die Entwicklung des Leib-Seele-Modells aus dem Mittelalter bis heute. Sie sehen hier einen Körper, ein Glas, den Menschen, in dem Kirschsafte und Bananensaft drin sind. Im Menschen sind Körper und Seele. Das ist das alte Bild. Beide sind deutlich voneinander getrennt. Und jetzt kommt einer her und rührt das Ganze um. Dann haben Sie in diesem Gefäß, in diesem Glas, in dem Menschen, immer noch Kirsch- und Bananensaft, immer noch Leib und Seele. Aber beide sind aufs Engste und untrennbar miteinander verbunden. Und das ist das Bild, was wir heute vom Menschen als Leib-Seele-Einheit haben. Leib und Seele bedingen sich und die beiden stehen in einer Wechselwirkung zueinander. Dann aber müssen wir uns, wenn wir auch als gläubige Menschen uns dieses Leib-Seele-Modell vor Augen halten, die Frage gestatten: Was passiert, wenn der Mensch aufgrund von Bewegungsmangel körperlich krank wird? Es wird dann auch die Seele krank. Und genau das sehen wir seit Mitte der 1990er-Jahre: Wir finden in unserer Gesellschaft eine enorme Zunahme an psychischen Erkrankungen. Und wenn man sich diese Kurve anschaut, dann wird man feststellen, dass die Zunahme an

psychischen Erkrankten in einer sehr großen Relation zur Kurve der klassischen Bewegungsmangelerkrankungen, die ich Ihnen eben genannt habe, verläuft. Das heißt, es könnte in der Tat sein, dass uns zu wenig Bewegung nicht nur körperlich nicht guttut, sondern auch seelisch. Die Weltgesundheitsorganisation WHO hat ganz früh, 1946, eine sehr einfache und rudimentäre Definition von Gesundheit geprägt und hat erkannt, dass Gesundheit ein mehrdimensionales Konstrukt ist. Gesundheit beinhaltet körperliche, seelische und soziale Gesundheit. Und wenn wir auf Sport und Bewegung gucken, dann sehen wir häufig immer nur die körperliche Dimension. Und ich möchte Sie in einem letzten Teil jetzt noch dafür begeistern, dass dies alles viel mehr zusammenhängt, als wir denken. Dass Sport und Bewegung tatsächlich auch die seelische Gesundheit und das soziale Miteinander sehr positiv beeinflussen können und für unsere Gesellschaft enorm wichtig sind.

Stress ist sicherlich einer der Hauptfaktoren, wenn wir über psychische Erkrankungen sprechen. Überforderung, Stress, Burnout, Depression. Dabei ist Stress eigentlich gar nicht das Problem, sondern das Problem ist, wie wir heute mit Stress umgehen. Über Jahrtausende haben wir gelernt, vernünftig mit Stress umzugehen. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Stellen Sie sich vor, 200.000 Jahre zuvor gehen Sie hier in Dortmund über das flanieren, was mal die Eissporthalle sein wird, und begegnen diesem Mammut. »Hunger!«, ist das Erste, was Sie denken. Und nicht nur Sie haben Hunger, auch Ihre Familie hat Hunger. Was passiert bei Ihnen? Es kommt zu einer Ausschüttung von Stresshormonen, Adrenalin, Noradrenalin. Ihr Herzschlag beschleunigt sich, Ihre Muskeln werden mit sauerstoffreichem Blut versorgt, um Sie zu einer außergewöhnlichen Leistung zu befähigen, nämlich das Mammut zu jagen und zu erlegen. Zwei Wochen später, immer noch vor 200.000 Jahren, gehen Sie erneut hier über das flanieren, was später mal die Eissporthalle sein wird, und begegnen diesem Säbelzahn tiger. »Hunger!«, ist das Erste, was er denkt. Und nicht nur er hat Hunger, nein auch seine Familie hat Hunger. Was passiert bei Ihnen? Es kommt zu einer Ausschüttung von Stresshormonen, Adrenalin, Noradrenalin. Ihr Herzschlag beschleunigt sich, Ihre Muskeln werden mit sauerstoffreichem Blut versorgt, um Sie zu einer außergewöhnlichen Leistung zu befähigen, nämlich vor dem Säbelzahn tiger Reißaus zu nehmen und zu überleben. Das heißt, Bewegung ist für uns Menschen die rudimentäre Antwort auf Stress. Das haben wir über Tausende von Jahren gelernt. Wenn wir Stress haben, hauen wir entweder ab oder wir kloppen jemandem auf die Birne, das sind die beiden Alternativen, kämpfen oder flüchten.

Was passiert im Gehirn? Häufig wird das Gehirn ja mit einem Computer verglichen, aber wir müssen uns bewusst machen, dass das Gehirn nicht *ein* Computer ist, sondern eine Multiprozessoreinheit, wo verschie-

dene Areale verschiedene Aufgaben haben. Für uns Menschen ganz wichtig und stammesgeschichtlich eines der jüngsten Areale ist beispielsweise der präfrontale Cortex, da, wo Sie üblicherweise Kopfschmerzen haben, wenn Sie überlastet sind. Hier läuft Kognition und Emotion ab, hier wird alles wahrgenommen, was um Sie herum passiert, es wird gewichtet zwischen relevant und irrelevant, es wird abgeglichen mit dem Langzeitgedächtnis, bis es dann irgendwann hoffentlich zu einer Entscheidung kommt. Und wir wissen aus der Stressforschung, dass wir unter Stress eine erhöhte Aktivität im Frontalkortex haben. Das ist wie so ein Computer, er arbeitet und arbeitet und arbeitet. Sie alle kennen das, irgendwann geht es nicht mehr, irgendwann ist der Computer überlastet und muss abgeschaltet werden, wieder neugestartet werden, um vernünftig zu funktionieren. Ein anderes Areal, was für uns Menschen ganz wichtig ist, ist der motorische Cortex, der liegt relativ zentral. Der organisiert Bewegung, und Bewegung, das dürfen wir nicht unterschätzen, ist unheimlich rechenintensiv. Sie können das wunderbar als Analogie in der Robotik sehen. Roboter können ja heute alles besser als wir Menschen: Sie können schneller rechnen, mehr rechnen, genauer rechnen, aber immer noch nicht geradeaus gehen, geschweige denn einen Fußball kicken, ohne umzufallen. Bewegung kostet Rechenkapazität, und unser Gehirn hat nur begrenzt Rechenkapazität zur Verfügung. Und es muss sich sehr genau überlegen: Wo setze ich die ein? Denken Sie noch mal an Ihre Begegnung mit dem Säbelzahn tiger vor 200.000 Jahren. Da fangen Sie auch nicht an nachzudenken: »Brrrr, ich könnte, oder vielleicht sollte ich lieber, na ja ist ja doof, ja vielleicht könnte ich ...« Da sind Sie tot. Die einzige Chance zu überleben war: Frontalhirn ausmachen, nicht nachdenken, motorischen Kortex an, Beine in die Hand und abhauen.

Arne Dietrich hat Anfang der 2000er-Jahre die Theorie aufgestellt, und wir konnten das in mehreren Untersuchungen in den letzten Jahren unterstützen und bewahrheiten, dass es tatsächlich während Sport und Bewegung zu einer Verlagerung von Gehirnaktivität aus dem Frontalkortex in den motorischen Kortex kommt. Das Gehirn überlegt sich sehr gut, wo es Ressourcen einsetzt. Und wenn Sie sich intensiv bewegen, dann brauchen Sie diese Ressourcen im motorischen Kortex. Das heißt, der Frontalkortex wird im wahrsten Sinne des Wortes runtergefahren, da wird keine Energie mehr bereitgestellt. Wenn Sie selber Sport treiben, kennen Sie das vielleicht, dass Sie nach Hause kommen und sagen: »So, jetzt habe ich mal richtig den Kopf wieder frei gekriegt.« Und das ist das neurophysiologische Äquivalent dafür. Das Denken, die Emotionen werden abgeschaltet und ich bin in der Lage, wirklich mal, im wahrsten Sinne des Wortes, zu entspannen beim Sport. Und das wirkt sich auch aus. Wir haben einmal eine Studie an der Sporthochschule gemacht, wo wir

uns mit dem Vergleich zwischen Laufen und Beten beschäftigt haben. Und eine Subkategorie war die Frage: Hat Laufen ein spirituelles Element? Und wenn Sie sich mit Spiritualität beschäftigen, dann werden Sie feststellen, dass es relativ komplex ist, aber was immer wieder auftaucht, sind die beiden Begriffe Lebenszufriedenheit und Stress-Resilienz. Es wird davon ausgegangen, dass Menschen, die spirituell veranlagt sind, die ein gutes spirituelles Leben haben, eine höhere Lebenszufriedenheit und eine höhere Stress-Resilienz haben. Also haben wir mal geschaut, 60 Minuten Laufen, und das waren nicht irgendwelche spirituellen Menschen, das waren Sportstudierende, erstes, zweites, drittes Semester. Nach einer Stunde Laufen haben sie eine signifikante höhere Lebenszufriedenheit, wenn ich sie frage, und eine signifikante höhere Stressresistenz. 60 Minuten, das ist ein Gottesdienst am Sonntagmorgen. Ich kenne Pastoren, die würden ihre Oma dafür verkaufen, solche Ergebnisse zu haben. 60 Minuten Laufen.

Der heilige Benedikt hat es nicht explizit formuliert, das »*Ora et labora*« kommt wörtlich in der *Regula Benedicti* nicht vor, aber es ist ihr Grundtenor. Und ich weiß nicht, ob er es wirklich verstanden hat, oder ob es mehr ein Glücksgriff war, aber was er hier beschreibt, ist der Mensch in der Balance von körperlicher Aktivität und Inaktivität. Die Arbeit der Mönche war körperliche Arbeit. Und dann das Gebet, die Meditation, als Ausgleich der körperlichen Aktivität. Denn der Mensch braucht diese Balance. Und heute, in einer Zeit, in der wir viel zu viel sitzen, in der wir knapp achteinhalb Stunden unserer Tätigkeit sitzend verbringen, brauchen wir körperliche Aktivität, um dieses Gleichgewicht wiederherzustellen. Peter Bramm hat es mal so formuliert: »Der Sport ist ein sehr vernünftiger Versuch des modernen Zivilisationsmenschen, sich die Strapaze künstlich zu verschaffen.« Und genau das tut er. Wie schon gesagt, ich leite an der Hochschule in Köln das *Zentrum für Integrative Physiologie im Weltraum* und wir beschäftigen uns unter anderem damit, das Trainingsprogramm der Astronauten an Bord der ISS zu gestalten und zu betreuen. Und man denkt ja immer, Astronauten sind einsam. Aber genau das Gegenteil ist der Fall: Der Astronaut kann nicht einsam sein. Er ist fest eingebunden in einen sehr rigiden Tagesablauf. Da ist nicht viel Freiheit, da ist nicht viel Freizeit, und Sport ist häufig der Moment, in dem die Astronauten wirklich Zeit nur für sich haben, wo sie wissen: Wenn ich jetzt aufs Laufband gehe, ist die nächste halbe Stunde nichts anderes wichtig, als den einen Fuß vor den anderen zu tun. Da können sie ihre Gedanken laufen lassen, mal entspannen, genau das, was ich ihnen eben versucht habe mitzugeben.

Aber Isolation ist neben Stress einer der Hauptkiller in unserer Gesellschaft, letzte Woche war ein großer Bericht in der *Zeit*. Und in der Tat, wenn wir uns mal in den Bereich der älteren Bevölkerung bewegen, dann

wissen wir heute, dass soziale Isolation *das* Risiko für eine Demenzerkrankung ist. Es ist nicht Bewegungsmangel, sondern es ist soziale Isolation. Wir haben in Köln an der Deutschen Sporthochschule das Denksportprojekt begonnen, wo wir mit Menschen, die am Rande einer Demenzerkrankung stehen, die über erste Anzeichen von Vergesslichkeit berichtet haben, über ein Jahr lang intensiv Sport getrieben haben. Unser Ziel war es, den Verlauf der Demenzerkrankung aufzuhalten. Ich will Ihnen ein paar Daten zeigen. Das hier ist die Entwicklung des Fitnesslevels über das Jahr Sport, und Sie sehen in blau die Kontrollgruppe, die keinen Sport getrieben hat. Körperliche Fitness wird schlechter in einem Jahr. Wenn Sie älter werden, wird Ihre körperliche Fitness schlechter, trivial. Diejenigen, die mindestens einmal in der Woche zu uns gekommen sind und mit uns trainiert haben, konnten zumindest ihr Fitnesslevel halten. Diejenigen, die zweimal in der Woche da waren, sind deutlich fitter geworden und das ist keine *rocket science*, das ist simple Trainingswissenschaft. Wenn Sie trainieren, werden Sie fitter. Das wirklich Spannende waren dann die Daten zur kognitiven Leistungsfähigkeit. Denn wir konnten feststellen, dass bei denen, die mindestens zweimal in der Woche da waren, die kognitive Leistungsfähigkeit hochsignifikant verbessert wurde. Das heißt, sie haben tatsächlich geschafft, das Fortschreiten der Demenzerkrankung aufzuhalten. Und auch die Lebensqualität bei beiden Gruppen, die Sport getrieben haben, hat sich signifikant verbessert. Das sind andere Menschen geworden, die sind auf einmal wieder aufgeblüht. Und wir haben uns lange darüber Gedanken gemacht: Was ist denn jetzt hier passiert? Was hat sich da im Gehirn getan, was hat sich da neu verschaltet? Hat es eine bessere Durchblutung gegeben, oder was weiß ich nicht alles? Und irgendwann habe ich dann gesagt: Nee, gebt Acht, es ist ganz simpel. Was wir gemacht haben, ist: Wir haben alte Menschen, die einsam waren, wieder fit gemacht. Und körperliche Fitness im Alter verhindert Gebrechlichkeit, fördert körperliches Selbstvertrauen und ist die Grundlage für ein selbstständiges und selbstbestimmtes Leben. Körperliche Fitness ist die Grundlage gesellschaftlicher Partizipation, und das haben wir hier geschafft, wir haben die alten Menschen wieder mit reingenommen in die Gesellschaft. Wenn Sie was für ihr Gehirn tun wollen, entweder im Alter oder auch jetzt schon, vergessen Sie Kreuzworträtsel, vergessen Sie irgendwelches Gehirnjogging. Spielen Sie mit Ihren Enkelkindern, frönen Sie Ihren Hobbys, treiben Sie Sport, zeigen Sie soziales Engagement, treffen Sie Freunde, gehen Sie auf Reisen und hüpfen Sie auch wieder mit ihrem Lebenspartner in die Kiste. Nehmen Sie am prallen Leben teil. Das pralle Leben bietet genügend Input, um geistigem Abbau entgegenzuwirken. Aber um am prallen Leben teilzunehmen, müssen Sie körperlich fit sein. Das ist die Grundlage.

Sport und Glaube als Lebenskunst, meine Damen, meine Herren. Ich

glaube, dass eine Lebenskunst darin besteht, flexibel zu sein, nicht dogmatisch hinter irgendwelchen Entwürfen herzulaufen. Der Kopf ist ja bekanntlich rund, damit man beim Denken die Richtung ändern kann. Unsere Lebenswelt hat sich verändert. Der Bauer, der im 19. Jahrhundert sonntagmorgens in den Gottesdienst gegangen ist, postuliere ich jetzt mal etwas böse, der ist nicht dahin gegangen, weil er auf seelische Erleuchtung hoffte, sondern weil er einfach mal eine Stunde sitzen konnte und nicht körperlich arbeiten musste. Der brauchte das für seine Balance. Bei uns heute sieht es anders aus: Wir sitzen zu viel, wir brauchen körperliche Aktivität, um diese Balance wiederherzustellen. Unsere Gesellschaft hat sich geändert. Menschen isolieren sich, ziehen sich zurück, alte Menschen werden abgeschoben, das Prinzip der Großfamilie, in der man sich umeinander kümmert, gibt es nicht mehr. Soziale Isolation führt zum körperlichen und geistigen Abbau. Nehmen Sie das Beispiel Kaspar Hauser. Sport und Glaube gehören eng zusammen. Sie stehen sich nicht gegenüber. Auch Bewegung, auch Sport, kann was für den Körper tun, für die Seele tun, für das soziale Miteinander in unserer Gesellschaft tun, und deswegen glaube ich, ganz ehrlich, dass Sport auch Seelsorge sein kann.

#### Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Rüdiger Glufke: Magdalena, gibt es irgendwelche Fragen, die man dir nicht mehr stellen sollte, weil du sagst: »Ich kann sie echt nicht mehr hören?«

Magdalena Neuner: Mittlerweile nicht mehr. Aber früher gab es wirklich immer die berühmte Frage: »Frau Neuner, wie war Ihr Rennen, also wie haben Sie sich dabei gefühlt?« Also dieses Immer-wieder-dasselbe-erzählen: »Na ja, ich bin gelaufen, ich habe halt geschossen und es ging halt mal einer daneben ...« Also es war schon relativ eintönig manchmal.

Glufke: Man hätte also den Journalisten empfehlen sollen, vorher den Vortrag von Stefan Schneider zu hören. Dann hätten sie nämlich gewusst, dass es mit Gefühl und kognitiver Leistung während des Sports nicht so weit her ist. Also insofern wäre dann diese Frage künftig auch überflüssig. Wir sind ja hier am Deutschen Evangelischen Kirchentag, und wir haben vorher schon geschaut, wer zum allerersten Mal hier ist. Warst du schon mal am Kirchentag oder ist es dein erstes Mal?

Neuner: Das ist mein allererstes Mal, ja.

Glufke: Und, wie fühlst du dich dabei?

Neuner: [lacht] Tolle Frage! Danke, sehr gut und ich finde es hier spannend. Ich bin ja Katholikin und von daher finde ich es ganz spannend, heute beim Evangelischen Kirchentag mit dabei zu sein, weil ich ein sehr offener Mensch bin und weil ich da sowieso eine ganz spezielle Einstellung habe, und finde es ganz toll, dass ich hier mitwirken darf.

Glufke: Magdalena, du hast in jüngsten Jahren alles erreicht, was man erreichen kann. Hat sich dein Leben durch diesen Erfolg irgendwie verändert oder *wie* hat sich dein Leben verändert dadurch?

Neuner: Mein Leben hat sich natürlich sehr verändert, eigentlich von heute auf morgen, als ich erfolgreich geworden bin. Ich würde aber jetzt rückblickend sagen, es ist perfekt, dass es sich so entwickelt hat. Und ich habe so wahnsinnig viel gelernt. Ich musste oft schmunzeln bei dem Vortrag gerade, weil ich glaube, dass ich sogar in diesen 16 Jahren Leistungssport noch mehr zu meiner Spiritualität gefunden habe, als ich es vielleicht sonst im anderen Berufsleben gefunden hätte, ja.

Glufke: Und haben dich Menschen dabei begleitet auf diesem Weg? Es fängt ja an mit Interviews geben. Man hat jetzt gerade einen großen Erfolg, war vorher wirklich mehr in der Schule und am Trainingsplatz, und auf einmal soll man Interviews geben, die vielleicht weltweit ausgestrahlt werden. Wer hat dir das beigebracht?

Neuner: Ich bin tatsächlich ins kalte Wasser geschmissen worden und habe halt einfach versucht, ich selbst zu sein, und einfach darauf losgesprochen. Ich glaube, die ersten Interviews, wenn ich mir die jetzt anschauen würde, waren sicher noch ganz witzig. Aber man wächst da auch rein. Es gab tatsächlich nie so eine richtige Medienschulung. Man ist vielleicht auch ein bisschen der Typ dafür oder eben nicht.

Glufke: [...] Wer schon mal von Ihnen den ersten Platz innehatte, egal ob es im Beruf ist oder im Sport oder in der Musik, der weiß, dass es das eine ist, einen ersten Platz zu erreichen. Aber es ist etwas komplett anderes, ein weiteres Mal den ersten Platz zu erreichen. Und ich nehme an, dass nach dem zweiten großen Erfolg der Druck auch gegeben war, jetzt noch ein Erfolg und noch ein Erfolg? Wie bist du damit umgegangen?

Neuner: Also, ich hatte eine Zeit, als ich mit 19 Jahren Weltmeisterin geworden bin, und dann gab es das Jahr danach, wo alle gesagt haben: »Na ja, die Junge, wird sie das vielleicht noch mal schaffen oder war es nur eine Eintagsfliege?« Also war es für mich ein wesentlich schwierigeres Jahr. Und ich hatte das große Glück, zum richtigen Zeitpunkt und sehr

früh einen sehr guten Mentaltrainer zu finden, jemanden, der mich auf diesem Weg begleitet hat. Und er hat mir einfach beigebracht, wie man mit diesen Drucksituationen umgehen kann. Er hat mich auch zu meiner Spiritualität wieder ein bisschen mehr herangeführt, aber nicht abgefahren, sondern immer noch sehr bodenständig. Und er hat mir gezeigt, wie wichtig es ist, darauf zu vertrauen, dass es gut wird. Also dieses Urvertrauen wieder zu bekommen und auch wieder intuitiver im Leben zu sein. Einfach auf das Bauchgefühl und auf das Herz zu hören. Und das waren dann die Punkte, die mir sehr geholfen haben, um mit dem ganzen Drumherum umzugehen und darauf zu vertrauen, dass ich diese Leistung wiederholen kann, mehrfach.

Glufke: Trotzdem kommt der Zeitpunkt, wo man sagt, jetzt ist es auch genug. Und du hast – relativ plötzlich für die meisten – für dich beschlossen: »Ich höre jetzt auf.« Und manche waren absolut schockiert. Ich weiß nicht, ob Leute dir wirklich geschrieben haben: »Du kannst nicht aufhören!«?

Neuner: Ja!

Glufke: Welche Leute haben sich da an dich gewandt mit großer Verzweiflung, und wie ging es dir damit?

Neuner: Also, es war natürlich ein großer Aufschrei in der Biathlonwelt, als ich verkündet habe, dass ich aufhöre. Es gab viele, die verstanden haben, die gesagt haben: »Mensch, du hast doch recht, mach was Neues in deinem Leben.« Die meisten allerdings haben echt gesagt: »Bist du eigentlich völlig verrückt? Mit 25 und wir brauchen dich doch und Biathlondeutschland ...« Und die Fans waren traurig, weil sie mich einfach gerne weiterhin im Biathlon gesehen hätten. Ich treffe aber jetzt immer mehr Menschen, die sagen: »Mensch, jetzt rückblickend gesehen hast du es schon irgendwie richtig gemacht.« Und ich glaube, ein Richtig oder Falsch gibt es da sowieso nicht. Jeder Mensch muss für sich selber entscheiden, wohin der Weg geht. Und deswegen bin ich froh, dass mich sehr wichtige Menschen auf diesem Weg unterstützt haben, und ich bin froh, dass ich mich damals nicht vom Weg habe abbringen lassen, und dass ich auf mein Bauchgefühl gehört habe. Es war sicherlich keine rationale Entscheidung, es war Bauchgefühl. Ich wusste einfach, es kommt jetzt was Neues in meinem Leben. Und es kam ja dann auch etwas Neues.

Glufke: Und ich nehme an, den Schritt hast du nie bereut?



Neuner: Nein!

Glufke: Zwei wunderbare Kinder, an einem der schönsten Orte der Welt, Wallgau. [...] Wie hat sich dann dein Leben weiterentwickelt, jetzt unabhängig von Familie, und was ist heute dein Lebensinhalt?

Neuner: Ich habe das große Glück, dass viele meiner Partner, Sponsoren im Sport, weiterhin mit mir zusammenarbeiten und dass sich diese Zusammenarbeit komplett verändert hat. Früher war ich nur Werbegesicht und hab' halt diesen Sponsor auf meinem Kopf getragen, und jetzt darf ich in diese Unternehmen viel mehr eintauchen. Ich begleite Kampagnen, wir überlegen uns gemeinsame Projekte, wir machen Events. Also es ist sehr, sehr spannend. Ich habe noch zwei Charity-Programme, Dinge, die ich begleite, die mir sehr am Herzen liegen. Ich kann gar nicht alles aufzählen, was ich so mache. Jeder Tag und jeder Arbeitstag ist für mich anders, vor allen Dingen bin ich mit vielen sehr interessanten Menschen zusammen, und das ist etwas, was mir sehr gefällt, was ich sehr genieße und wo ich ganz viel Kraft für mich mitnehme. Und Wallgau, du hast es schon angesprochen, ist ein relativ überschaubarer Ort. Und von daher ist es für mich superschön, auch weiterhin rauszukommen, mit spannenden Menschen zu arbeiten und zusammenzukommen und mich auch in diesem Leben weiterzuentwickeln. Und ich bin immer neugierig und ja, versuche da eben den weiteren Schritt zu gehen.

---

# Zentrum **Stadt und Umwelt**

## **Umwelt, Klima und Gerechtigkeit – heute handeln**

Eine globale Perspektive

Impulse und Gespräch<sup>1</sup> am Donnerstag, 20. Juni 2019,  
Westfalenhallen, Halle 3

Dr. Heinrich Bedford-Strohm, Landesbischof, Ratsvorsitzender der  
Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), München  
Raju Pandit Chhetri, Direktor des Prakriti Resources Center, Kathmandu/  
Nepal  
Dr. Cornelia Füllkrug-Weitzel, Präsidentin von Brot für die Welt –  
Evangelischer Entwicklungsdienst, Berlin  
Dr. Eckart von Hirschhausen, Arzt, Kabarettist, Scientists for Future,  
Berlin  
Luisa Neubauer, Mitbegründerin der Klimaschutzinitiative *Fridays for  
Future*, Hamburg  
Prof. Dr. Johan Rockström, Direktor des Potsdam-Institut für Klima-  
folgenforschung (PIK)

### Impuls von Luisa Neubauer

Wow, es ist voll hier bei euch. [...] Das erste Mal, als ich auf dem Kirchentag war, war ich Konfirmandin in Hamburg, und der Kirchentag war in Hamburg, und ich habe ein Bettenlager betreut. Es ist sehr schön, zurück zu sein.

Das Konzept Hoffnung droht gerade ein bisschen zu scheitern, denn worin sollte man Hoffnung haben, wenn selbst die letzten Wissenschaftler sagen: »Naja, Leute, eigentlich läuft es nicht so richtig bei euch, und es sieht alles ziemlich düster aus.« Und jetzt sind wir hier bei den Experten für Hoffnung, bei der *task force*, beim *Team Hoffnung*. Das sind die Kirchen. Das sind die, die Menschen im Herzen berühren. Und deswegen ist es ganz entscheidend, dass wir hier am Kirchentag gemeinsam darü-

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde in Absprache mit den Teilnehmenden bearbeitet und gekürzt. Die Beiträge von Johan Rockström und Raju Pandit Chhetri wurden aus dem Englischen übersetzt von Johanna Lerch.

ber sprechen, was es eigentlich bedeutet, wenn die Schöpfung, wenn das, was die Menschheit bewahren möchte und was die Menschheit erhält, droht, irreversibel zerstört zu werden. Und wir bei *Fridays for Future*, wir machen das jetzt seit sechs Monaten. Viele Leute sagen zu uns: »Hey toll! Sechs Monate streikt ihr!« Und ich finde es irgendwie tragisch, denn ich denke: Ja, wir streiken seit sechs Monaten, aber das war eben nie das Ziel. Wir wollten nie sechs Monate lang die Leute davon abhalten, zur Schule zu gehen. Sondern wir wollten, dass sich was verändert. Und gerade jetzt gibt es eigentlich keinen Anlass, darauf zu vertrauen, dass sich nach sechs Monaten was ändern wird. Wir haben 30 Jahre trotz vieler Entscheidungen verschlafen, und wir haben noch genau 30 Jahre Zeit, um was zu reißen. Wir sind genau in der Halbzeit, und was wir sehen, ist: Dieselbe alte Politik verfehlt dieselben alten Ziele. Wir haben gestern Frau Merkel getroffen. Sie meint, Klimaschutz kann ja auch 'nen Tag dauern. Wir sehen, dass nach wie vor die Kohlekraftwerke um uns herum in die Gegend ballern und dass dieselben alten Männer und ein paar Frauen dasitzen und unglaubliche Angst vor Veränderungen haben. Und das ist ziemlich ernüchternd. Und ich sehe die jungen Menschen, die deutlich jünger sind als ich, die sind 12, 15 Jahre alt, und die stehen bei unseren Demos auf den Bühnen und sagen: »Sind wir noch zu retten?« Und wir wissen es nicht. Aber an der Stelle kommen wir ins Spiel. Und an der Stelle müssen wir uns davon verabschieden, dass andere Menschen für uns die Welt retten werden. Und dass andere Menschen für uns die Klimaziele einhalten werden und die Klimapolitik machen werden und die Visionen in den Raum stellen werden. Das funktioniert nicht. Das hat die letzten 30 Jahre nicht funktioniert, und es wäre naiv daran zu glauben, dass es die nächsten 30 Jahre funktionieren wird. Deshalb kommt hier eine Einladung: Liebe Menschen, die sich in Gemeinden engagieren, liebe Kirchenvertreterinnen und Kirchenvertreter, liebe Menschen, die sich mit Religion, Glaube, Gott, Frieden, Schöpfung, Hoffnung beschäftigen, werdet zu unseren Verbündeten! Schließt euch uns an! Werdet zu denjenigen, die die Welt selbst retten, die die Ärmel hochkrempeln, die sich nicht ablenken lassen, die sich nicht aufhalten lassen von Leuten, die Angst vor Zukunft haben. Die sich nicht ablenken lassen von Leuten, die sagen, das Maß der Mitte, was in dieser Politik gepredigt wird, sei der Weg vorwärts. Die sich nicht ablenken lassen von den Leuten, die behaupten, mit der Physik könnte man verhandeln. Wir lassen uns nicht ablenken von den Leuten, die sagen: »Wir machen ja schon, und überhaupt China und Indien ...« Nein, wir schließen uns zusammen.

Aber Moment noch. Das ist noch zu leicht. Und das ist noch zu bequem. Zu sagen: »Was die jungen Menschen machen, ist gut«, reicht nicht. Das ist nicht genug. Das ist nicht gut genug für unsere Zukunft

und für unseren Planeten. Was wir von euch brauchen, ist eure volle Power. Eure Zuversicht, eure Fähigkeit, Menschen zu berühren in den Herzen, nicht immer in den vollen Kirchensälen, aber immer hier drin. Am 20. September streiken wir in ganz Deutschland, und wir fordern euch alle auf mitzukommen. Wir fordern euch auf, in euren Gemeinden zu überlegen, wo Ihr Geld anlegt. Denn wenn ihr weiterhin die Schöpfung bewahren wollt, dann könnt ihr nicht mit Kirchengeldern Kohlekraft finanzieren. Und wir fordern euch auf, klimaneutral zu werden. Es wäre nicht das erste Mal, dass die Kirchen eine Revolution mitgestaltet haben, und ich bin zuversichtlich, dass wir das hinkriegen. Ich zähle auf euch. Dankeschön.

### Impuls von Eckart von Hirschhausen

Danke Luisa, dass du heute hier bist. Das ist ein ganz wichtiges Zeichen. Das ist genau, was es braucht: Aufstehen und den Arsch hochkriegen. Und danke, dass du hier bist, danke, dass du diese Power mit uns teilst heute. Ich habe Jane Goodall getroffen. Sie ist jetzt 85 und eine der Umweltaktivistinnen dieser Welt. Und sie stellte mir eine Frage: »Wenn der Mensch das intelligenteste Wesen auf dem Planeten ist, warum zerstört er sein Zuhause?« Ich habe dreimal geschluckt. Und seit sie mir diese Frage gestellt hat, versuche ich, sie weiter in die Welt zu tragen. Als Kabarettist spitze ich die gerne etwas zu. Hand hoch: Wer von euch kackt regelmäßig in sein Wohnzimmer? Betonung auf regelmäßig. Nicht aus Versehen, aus 'nem Affekt oder in einem akuten gastrointestinalen Infekt, das kann passieren. Keiner von uns macht das vorsätzlich. Warum nicht? Weil uns unser Zuhause heilig ist. Weil wir sagen: »Da soll's nicht stinken. Da will ich keinen Scheiß. Da will ich mit Freunden, Familie und allen, die mir lieb sind, eine gute Zeit haben.« Warum kriegen wir es so schwer hin zu verstehen, dass die ganze Erde unser Wohnzimmer ist? Es ist der einzige Ort, auf dem wir leben können. Und als ich diese Idee hatte – die wird man nicht mehr los. Es ist eine ärztliche Aufgabe, Leben zu schützen, auf Gesundheitsgefahren hinzuweisen, und deswegen habe ich *Scientists for Future* unterstützt, deswegen gibt es *Doctors for Future* und die *Allianz Klimawandel und Gesundheit*. Deswegen war Luisa auch dankenswerterweise beim Deutschen Pfl egetag, weil alle Gesundheitsberufe früher oder später mit diesem Thema zu tun haben und es uns alle angeht. Und deswegen gelingt gerade etwas, was über 30 Jahre ein Traum war, nämlich, dass diese Diskussion aus einem bestimmten Milieu hinauskommt in die Mitte der Gesellschaft. Und da spielen die Kirchen eine ganz wichtige Rolle.

Aber erst einmal muss man an diesem Punkt gewesen sein, dass Mutter Erde, unsere leibliche Mutter, die uns Wasser, Luft und erträglich

Temperaturen beschert, krank ist. Die ist schwerkrank. Die gehört auf eine Intensivstation. Die hat hohes Fieber und das Fieber steigt weiter. Und stellt euch vor, eure eigene Mutter ist krank. Würdet ihr da nicht auch alles stehen und liegen lassen und euch erstmal darum kümmern? Das muss die oberste Priorität sein. Und wenn wir das nicht hinkriegen, dann werden uns die nächsten Generationen genau das vorhalten. Deswegen drei kurze Gedanken: Warum hat Kirche, warum hat jeder von euch einen ganz hohen ökologischen Handabdruck? Wir reden über den Fußabdruck, aber wir reden zu wenig über den Handabdruck. Der bedeutet: Was kann ich mit meinem Handeln, mit meinem Tun und meinem Sagen verändern? Denn ihr seid Multiplikatoren hinein in die Gemeinden. Was ist der Kern des Christentums? Die Nächstenliebe. Kriegen wir es hin, nicht nur den Nächsten zu lieben, sondern auch den Übernächsten, das heißt auch noch eine Generation, die noch nicht da ist, mit in unser Mitgefühl zu holen? Das ist unser Job. Unser Herz so weit zu machen, dass wir verstehen, dass es ein spirituelles Bedürfnis ist zu wissen, was man wirklich braucht. Und ich behaupte: Wenn man das weiß, dann verbraucht man auch weniger. Dieses Versprechen, dass wir immer mehr brauchen, um glücklicher zu werden, ist Quatsch. Und da ist die Kirche am Kern dieser Wahrheit. Deswegen ist es für mich auch so wichtig, dieses Thema beim Evangelischen Kirchentag hochzuhalten. Und ich wünsche mir nichts dringender, als dass auch alle, die an der Vorbereitung für den Ökumenischen Kirchentag in Frankfurt beteiligt sind, dieses Thema Bewahrung der Schöpfung als das Oberthema wählen, und bitte unterstützt alle darin!

Was wir brauchen, ist ein Denken über mehrere Generationen hinweg. Warum bin ich Christ oder Christin geworden? Weil meine Eltern das waren, meine Großeltern, meine Urgroßeltern? Es hätte ganz anders kommen können, logischerweise, wenn ich woanders geboren wäre. Aber dieses Gefühl, dass es eine Institution gibt, die nicht nur das Tagesaktuelle bedient, sondern tatsächlich den Blick über Jahrhunderte, Jahrtausende hinkriegt. Wer, wenn nicht die Kirchen, hat die Chance, uns auf diese Transformation, die ansteht, hin zu begleiten, und zwar mit einem positiven Bild? Im Moment diskutieren wir immer, was uns weggenommen wird. Das Fleisch und die schnellen Autos und, und, und. Das ist Quatsch. Diese Transformation muss sowieso stattfinden. Lasst uns endlich darüber reden, in was für einer Welt wir leben wollen. Wie schön es sein könnte ohne stinkende Autos. Und Luisa, ich mochte sehr dein Wort, dass hier die *Task Force Hoffnung* versammelt ist. Lasst uns eins versuchen – lasst uns inmitten dieser schwierigen Zahlen und wissenschaftlichen Daten drei Dinge nicht verlieren: unsere Hoffnung, unseren Glauben und unseren Humor.

Glauben ist eine erneuerbare Energie. Und deswegen komme ich im-

mer wieder gerne auf den Kirchentag. Weil man sehr schnell das Gefühl hat, man ist ziemlich allein mit diesen Ideen. Und wenn man hier sich umguckt, merkt man: Nee, es gibt ganz, ganz viele Menschen, die guten Willens sind und die manchmal schon seit Jahrzehnten an diesen Themen dran sind, und die wir jetzt alle sozusagen mit wiederaktivieren können in der wunderbaren Art, wie du das gemacht hast. Also: Redet drüber. Das Politischste, was wir machen können, ist, das Thema hochzuhalten. Das wurde gerade auch schon gesagt. Es reicht nicht, den Strohalm wegzulassen. Damit werden wir die Welt nicht retten. Aber was gerade passiert, ist, dass vielmehr Menschen in der Mitte der Gesellschaft kapieren: Es ist *unser* Thema. Und dazu brauchen wir Multiplikatoren in den Gemeinden, in den Kirchen, auf den Kanzeln. Wir brauchen auch die Ärzte und die Pflegekräfte, alle, die noch Vertrauen haben in der Öffentlichkeit. Und deswegen setze ich mich da auch gerne für ein. Und ich versuche auch zu sagen: Natürlich macht es Sinn, weniger Essen wegzuzwerfen. Natürlich macht es Sinn, nicht wahnsinnig weit zu fliegen, um zu sich zu kommen. Das kann man auch in Mecklenburg-Vorpommern und nicht nur auf den Malediven. Und natürlich ist es auch sinnvoll, jemanden, der meint, einen SUV fahren zu müssen, auszulachen. Nun, es gibt Leute in Deutschland, die wohnen ab vom Schuss, die leben auf so gefährlichem Gelände, da kommt man nur mit so einem Geländefahrzeug hin. Das ist mir klar. Und die brauchen sicher auch die PS eines Traktors und die brauchen auch zwei Tonnen Stahl wie ein Traktor. Aber ich finde, wenn die dann aus ihrer unwegsamen Hütte wieder Anschluss ans öffentliche Straßennetz gefunden haben, sollten sie bitte auch so schnell fahren dürfen wie ein Traktor: 25 km/h. Dann ist das Thema weg. Ich atme immer noch lieber die Abgase von zehn Radfahrern ein als von einem SUV. Und letzter Punkt: Was ist mit Fleisch? Johan [Rockström], ich möchte deine Idee einer *Planetary Health Diet* unterstützen. Das, was wir essen, kann unseren Körper nähren und dem Planeten guttun. Und das ist eine revolutionäre Idee, die du in die Welt gebracht hast. Fleisch hat so viel Ackerfläche und so viel Nebenwirkungen, medizinisch gesprochen, wie ich mir lange nicht klargemacht habe. Und wir sehen es nicht, wenn wir Fleisch kaufen und essen. Warum eigentlich nicht? Mein Vorschlag: Ab heute gibt es für jedes Kilo Fleisch, das du im Supermarkt kaufst, so 'nen 20-Liter-Eimer Gülle mit dazu. Und dann heißt es: »Herr von Hirschhausen, das haben Sie mit erzeugt, das haben Sie mit eingekauft. Wussten Sie nicht? Doch, jetzt wissen Sie's! Brauchen Sie einen Deckel oder geht das so mit?« Viel Spaß beim Grillen! Mehr Menschen würden weniger Fleisch essen. Also, mehr Hoffnung, mehr Humor, mehr Zusammenhalt und lasst uns die Ökumene dafür nutzen, damit wir das Salz der Erde bleiben!

## Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Heinrich Bedford-Strohm: Erneuerbare Energien. Ja, ich brauche hier nicht viel zu sagen. Man hat es ja gespürt. Das ist Kirche – nach vorne schauen und die Herausforderungen erkennen. Menschen, die sich für Klimaschutz, für die Bewahrung der Schöpfung einsetzen, sind nicht Moralisten, sind nicht saueröpfisch und meinen, sie seien die guten Menschen und die anderen seien alle schlecht. Sie sind lebensfreudige Menschen, sind Menschen, die verliebt sind ins Leben, aber eben Leben für alle, nicht nur für einen Teil.

Und wenn es um erneuerbare Energien geht, dann glaube ich, ist in der Tat die Frage, auf welchen Ebenen kann das passieren? Ich sehe vier Ebenen. Die erste Ebene ist die individuelle Ebene. Vorhin wurde gefragt nach Anführern und Anführerinnen. Das sind wir alle. Wir können alle selber mit dazu beitragen. Für mich ist jeden Morgen, wenn ich zum Büro fahre, die beste erneuerbare Energie die Tretpedale meines Fahrrads. Und es ist für mich kein Verzicht, sondern ich freue mich jeden Tag drauf, durch den Englischen Garten zu fahren. Für andere Menschen sind es vielleicht andere Dinge. Und ich finde, da muss auch jeder und jede selber in seinem eigenen Leben sehen: Wo kann ich mit Lebensfreude mein Leben so umstellen, dass erneuerbare Energien auch wirklich genutzt werden?

Das zweite ist die Ebene der Unternehmen, und ich sage jetzt auch der Organisationen. Teil der Unternehmenspolitik oder Teil des Selbstverständnisses als Organisation ist, dass das ins Zentrum gehört. Und wir als Kirche, wenn wir das nicht ins Zentrum rücken – ja wer denn dann? Und wir machen das ja schon. In meinem Gemeindehaus als Gemeindepfarrer haben wir ein Solardach gebaut. Ich könnte jetzt viele Beispiele nennen, wo Gemeinden sich genau darum schon jetzt bemühen, und das müssen wir verstärken.

Die dritte Ebene ist die politisch-strukturelle Ebene. Das wurde ja jetzt auch schon gesagt: Die Preise müssen die ökologische Wahrheit sagen. Das muss die Grundlage unserer Wirtschaft sein. Und deswegen ist es einfach nur vernünftig, wenn jetzt Konzepte entwickelt werden und politisch diskutiert werden, die genau das tun. Gegen die CO<sub>2</sub>-Steuer wurde argumentiert unter dem Signum »Dann werden die Armen noch ärmer.« Und die Gegner der CO<sub>2</sub>-Steuer haben gesagt: »Wir vertreten die Interessen der Schwachen.« Was ist aber die Wahrheit? Das Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung hat es ausgerechnet. Bei den Modellen, die auf dem Tisch liegen, ist es genau umgekehrt. Diejenigen, die wegen ihres hohen Einkommens mehr konsumieren, die kriegen durch die Rückzahlungen später viel weniger zurück als diejenigen, die wenig Geld haben. Die profitieren davon. Es ist also ein Mythos zu sagen, die CO<sub>2</sub>-Steuer ist sozial ungerecht, weil sie die Schwachen bestraft. Es

stimmt schlicht nicht. Wenn man das Konzept intelligent macht, dann ist das nicht so.

Die vierte Ebene, die ist fast am wichtigsten. Denn die hat auch viel mit uns als Kirchen zu tun. Luisa Neubauer hat es auch gesagt: Religion erreicht den Menschen nicht nur im Kopf, nicht nur mit Statistiken und Zahlen, sondern im Herzen. Und wenn wir das wirklich ernst nehmen, was wir in fast jedem Gottesdienst laut sagen: »Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde ...«, und wenn wir mit Martin Luther sagen: »Ich glaube, dass Gott mich geschaffen hat samt allen Kreaturen ...« – ja, dann hat das doch Konsequenzen. Das heißt doch, dass die außermenschliche Natur nicht eine Sache ist, die unserer Verfügung unterliegt, sondern sie ist Mitkreatur. Und wenn sie Mitkreatur ist, dann hat sie eine eigene Würde. Und dann gehen wir ganz anders mit der außermenschlichen Natur um. Und wenn wir das beim Glaubensbekenntnis jedes Mal mit im Herzen spüren, wenn wir sagen, dass Gott der Schöpfer des Himmels und der Erde ist, und dass das unsere Mitkreatur ist, dann sickert das in unsere Seele ein. Und dann wird es Teil unserer Existenz. Und dann werden wir wirklich im Herzen, mit dem Grund unserer Existenz, offen für die Fragen, die wir eben verhandelt haben. Und wenn es dann an den Geldbeutel geht – leider ist es so, laut Studien zum Umweltbewusstsein in Deutschland: Da ist ein sehr starkes Umweltbewusstsein, aber sobald es an den Geldbeutel geht, geht es rasant nach unten. Wenn das Umweltbewusstsein Teil unserer Existenz ist, dann passiert das nicht mehr. Weil wir dann wissen, dass es um die tiefsten Gründe unserer Existenz geht, und dann sind wir auch bereit, mit dem Geldbeutel dafür einzustehen, dass das, was wir hier jetzt mit viel Beifall versehen und fordern, auch wirklich im Handeln ankommt. Es kann nicht wie bisher in fast allen Diskussionen heißen: »Wie können wir die Wirtschaft so verändern, dass wir unseren Lebensstil aufrechterhalten können und ökologisch wirtschaften können?«, sondern die Frage muss sich umdrehen: Wie können wir den Teil des Budgets am Gebrauch der natürlichen Ressourcen dieser Erde, der uns zusteht, so benutzen, dass wir ein gutes Leben führen können? Das ist die Frage der Zukunft.

Cornelia Füllkrug-Weitzel: Es ist Zeit, dass jetzt Nägel mit Köpfen gemacht werden. Die Nordkirche hat 2015 bereits ein Klimaschutzgesetz beschlossen mit einem ganz klaren Klimapfad, der dazu führt, dass die Nordkirche 2050 klimaneutral ist. Das müssen wir überall hinkriegen. Was uns in den Gemeinden die größten Emissionen bereitet, sind unsere Gebäude. Und, Leute, es kostet richtig viel Geld, für energetische Sanierung einzutreten und das konsequent zu machen. Aber das werden wir tun müssen. Unsere Nummer zwei: Wie stehen wir da in Sachen Mobili-



tät? Es ist ganz großartig, dass der Ratsvorsitzende jeden Tag mit dem Fahrrad fährt, aber wie viele unserer Gemeinden haben Verträge mit dem lokalen Automobilverkäufer und kaufen immer gerade das neueste schickste Modell etc. Auch da lohnt es sich, mal hinzugucken. Was können wir da eigentlich tun, was müssen wir da tun? Müssen wir so viel reisen? Das betrifft auch Kirche und weltweite Kirche. Und wichtig ist natürlich auch die Frage, wie wir unser Geld richtig anlegen. Tatsächlich sollten wir eine Vorreiterrolle unter den institutionellen Geldanlegern haben. Die Kirche ist da schon sehr weit gediehen. Es gibt schon Empfehlungen, wie man ein weitreichendes *Divestment* macht aus Unternehmen, die im Bereich fossiler Energien unterwegs sind oder aus besonders CO<sub>2</sub>-intensiven Unternehmen. Auch das müssen wir angehen. Auch die Frage, wie wir zu 100 Prozent erneuerbaren Energien kommen, muss in unseren Gemeinden angegangen werden. Es helfen nur Gesetze, die die Synoden beschließen. Drängen Sie darauf!

Raju Pandit Chhetri: Professor Rockström sprach gegen Ende seines Vortrages über die *Ziele für nachhaltige Entwicklung (SDGs)*.<sup>2</sup> Ich denke, wenn man vergleicht zwischen diesem Land und dem Kontext, aus dem ich komme, dann sind die Überlegungen, was hier und was in meiner Umgebung getan werden muss, sehr verschieden. Dort sprechen wir nicht darüber, keine SUVs zu fahren. Wir sprechen darüber, wie der Zugang zu Wasser und Nahrungsmitteln sichergestellt werden kann, wie wir uns schützen können vor extremen Wetterereignissen, Überschwemmungen und Dürren. Das ist zentral für uns. Und genau hier ist der Zusammenhang zur Frage der Klimagerechtigkeit. Es ist wichtig, dass Deutschland sehr schnell aus der Kohle aussteigt und aus der Subvention von fossilen Brennstoffen und Ähnlichem. Dies bedeutet für uns, dass wir unsere Bevölkerung retten können. Für uns geht es um unsere Lebensgrundlagen, um das Leben unserer Bevölkerung. Für uns geht es nicht um Luxus oder Komfort. Das muss allen klar sein. Es gibt zwei Seiten: Eine ist, was Deutschland im Inneren und als Teil der Europäischen Union tun kann, und wie schnell es die Emissionen senken kann. Die andere Seite ist, wie es Verantwortung übernimmt und Entwicklungsländern hilft, den Klimawandel zu bekämpfen. Wenn Sie darüber diskutieren, was zu Hause getan werden muss, dann sollten Sie auch über die Grenzen hinausblicken und darauf achten, was in anderen Gegenden der Welt geschieht. Es geht um mehr als um unseren täglichen Komfort. Unser Alltag, unsere Gewohnheiten, unsere Lebensweise muss sich verändern, so dass Menschen, die auf der anderen Seite der Erde leben, zumindest Lebensmittelsicherheit haben, Wasser zu trinken haben und dass sie extremen Wetter-

<sup>2</sup> Die Veranstaltung begann mit einem Impulsvortrag von Johan Rockström.

ereignissen widerstehen können. Vor nur wenigen Monaten hat Nepal zum allerersten Mal einen Tornado erlebt. Innerhalb weniger Minuten sind 28 Menschen umgekommen, Eigentum im Wert von mehreren Millionen Dollar wurde zerstört. Viele Menschen haben ihr Zuhause verloren. Nun muss die Regierung einspringen und sie unterstützen. Dies nimmt Ressourcen weg, die sonst für das Erreichen der SDG-Ziele hätten eingesetzt werden können. Stattdessen muss das Geld für Soforthilfe ausgegeben werden. Wann können wir also dieses Entwicklungsniveau erreichen? Ich denke, dass dies ein wesentlicher Weg ist, wenn Sie hier über Handlungen sprechen.

Johan Rockström: Ich möchte den letzten Punkt aufgreifen, der in einer glaubensbasierten Diskussion wie dieser sehr wichtig ist: Vor wenigen Wochen waren die Staatsoberhäupter flacher Inselstaaten bei einem hochrangigen politischen Treffen hier in Deutschland, in Berlin. Und es ist so beeindruckend, wie Staatsoberhäupter von Staaten wie Kiribati, den Malediven, Jamaika oder Barbados mit so viel ethischer Verantwortung konstruktiv über den Umgang mit dem Klimawandel sprechen. Aber sie diskutieren die Evakuierung ihrer Nationen! Sie sind vom Untergang bedroht. Stellen Sie sich das mal zwei Sekunden vor! Lassen Sie uns das mal einen Moment umdrehen. Stellen wir uns vor, dass Deutschland gefährdet ist, innerhalb der nächsten drei Jahrzehnte unterzugehen. Würden wir nicht aufbegehren? Ist es nicht ethisch fast unvorstellbar, Deutschland oder Schweden würden von der Landkarte verschwinden? Aber das ist es, womit einige Nationen jetzt konfrontiert sind. Und ich glaube, dass wir uns dessen bewusst sein müssen, wenn wir verantwortlich darüber sprechen, worum es hier überhaupt geht. Deshalb hat Luisa Neubauer recht: Es geht hier um eine Glaubensrevolution. Lassen Sie mich kurz erläutern, warum ich denke, dass eine Glaubensrevolution funktionieren kann. Auf der einen Seite haben wir die wissenschaftlich belegte Tatsache, dass wir mit desaströsen Gefahren konfrontiert sind. Aber auf der anderen Seite haben wir – und das ist fantastisch – Grund zur Annahme, dass die Transformation uns eine bessere Zukunft schaffen wird, eine gesündere Zukunft, eine Zukunft, die der Menschheit ein Leben in Würde ermöglicht. Es ist eine gute Geschichte. Aber der dritte Punkt ist schmerzhaft: Wissen Sie, ganz ehrlich, uns fehlt die politische Führung in der Welt, die uns anführt. Wir brauchen Hilfe. Die Welt muss zusammenkommen, um der politischen Führung zu helfen. Denn politische Führung ist heutzutage zum großen Teil reaktiv. Sie beweist nicht den Weitblick, die Werte und die Führung, die wir brauchen. Daher sollten wir einen Schritt zurücktreten und sagen: Was in der Europawahl geschah, war nicht weniger als ein grünes Erdbeben. Und das Epizentrum des Erdbebens ist in Deutschland. Sie sind das Epizentrum. Genau

hier gewinnt es Kraft. Sie sind heute die größte grüne Bewegung in der Europäischen Union. Ich meine, dass Luisa Neubauer und die Jugendbewegung hier in Deutschland die Machtbasis des Wandels in Europa sind. Ich denke, dass Sie die Verantwortung haben zu erkennen, dass genau hier die Diskussion über Glauben und Werte und der Wandel beginnen. Und dieser Kirchentag ist für mich der Beweis. Wir sehen den Wandel in diesem Moment, in dem wir sprechen. Und lassen Sie uns das Rad am Laufen halten. Das ist die zentrale Botschaft.

Füllkrug-Weitzel: [...] Was tut die Kirche? *Brot für die Welt* ist Teil der Kirche. Was tun wir? Wir haben einiges, was ich schon genannt hatte, getan. Aber vor allen Dingen unterstützen wir Partner weltweit dabei, ihre ganzen Lebensumstände an die nicht mehr zu ändernden Schäden, die durch den Klimawandel entstanden sind, anzupassen. Wir unterstützen sie aber auch dabei, zusammen mit unserer *ACT Alliance* weltweit Lobby-Arbeit zu machen. Partner kommen zu uns, zur Bundesregierung, zu den Parlamentariern. Wir unterstützen sie, bis sie bei den Vereinten Nationen oder bei der Europäischen Union ihre Sichtweise voranbringen, damit vor allen Dingen endlich die internationale Klimafinanzierung deutlich besser wird. Die Verpflichtungen sind bei weitem nicht eingehalten. Es ist nicht anerkannt, dass Schäden und Verluste von denen finanziert werden müssen, die sie verursacht haben. Da halten sich unsere Regierungen ganz sauber. Auch die Bundesregierung will damit nichts zu tun haben. Sie hat immerhin dazu beigetragen, dass das Thema international diskutiert wird, aber sich selbst doch zu nichts verpflichtet. Wir machen mit den Partnern zusammen bei den Vereinten Nationen auch Lobby-Arbeit, damit das Thema Klimaflüchtlinge, von dem wir heute noch gar nicht geredet haben, aufkommt. Dass es einen völkerrechtlichen Schutzstatus für Klimaflüchtlinge gibt, und dass darüber nachgedacht wird, wie man den Menschen, deren Heimat nicht mehr lebensmöglich ist infolge des Klimawandels, eine sichere Migration ermöglicht. 85 Prozent aller Flüchtlinge fliehen wegen Umweltkatastrophen, von denen der größte Teil klimabedingt ist. Wir stecken jede Menge Geld da rein, Flüchtlinge davon abzuhalten, übers Mittelmeer zu kommen. Aber wir machen uns keine Gedanken darüber, wie wir sicherstellen, dass es keine Klimaflüchtlinge mehr gibt, und wie die Klimaflüchtlinge international anerkannt werden. Wir sagen nur: »Hier nicht!«, aber sie haben keinerlei Schutzstatus völkerrechtlich, keinerlei. Es ist die größte Gruppe von Flüchtlingen, und es ist die einzige, die keinerlei Schutzstatus hat, keinerlei Rechte, und deren Zukunft schlechterdings irgendwo in den Sternen steht.

Es wird immer so dargestellt, als wäre der Klimawandel etwas für die Gesellschaft furchtbar Bedrohliches. Alle haben Angst – die Kosten, die Kosten. Es könnte ein supertolles, transformatives, solidarisches Gesell-

schaftsprojekt werden. Aus Bürgerinnen und Bürgern könnten tatsächlich nicht nur Energiekonsumenten werden, sondern auch Energieproduzentinnen und -produzenten. Wir könnten über lokale und regionale und bürgernahe Energiekonzepte nachdenken. Das wäre ein Megaschub für die Demokratie, das würde endlich Menschen das Gefühl geben, dass sie beteiligt sind in diesem Land, und es würde große Innovationen auslösen. Und es würde einen positiven Effekt haben, die Leute würden das Gefühl haben: Wir sind Gewinner, nicht Verlierer.

Rockström: Es gibt eine Sache, die wir im Kopf behalten sollten: Wir sind heute leider an einen Punkt gelangt, an dem sich die Dinge schnell ändern müssen. Wir können nicht mehr mehrere Generationen warten, bis jeder Mensch in der Welt es verstanden hat und aufsteht und das Richtige tut. Heute geht es wirklich darum, Allianzen zu schmieden und Gemeinschaften für den Wandel, den wir wollen. Es geht um Davids Sieg gegen Goliath. Es geht darum, Erfolgsgeschichten zu finden, gute Lösungen und Gemeinschaften, die sich wirklich bewegen wollen. Und an diesem Punkt sehen wir nun Minderheiten, die groß genug sind, dass sie die gleichgültige Mehrheit mitreißen können. Das ist es, was ich von diesem Kirchentag mitnehme: Wir beginnen, große »Koalitionen der Entschlossenen« zu sehen – in der Kirche, in der Wirtschaft, in der Wissenschaft, in der Politik, allgemein in den Gemeinden. Das ist aufregend, denn wir haben bereits die Lösungen. Wir haben darüber bereits in vielen Fällen gesprochen. Wir wissen, wie wir die weltweite Energiegewinnung dekarbonisieren, wie wir Transportsysteme aus vollständig erneuerbaren Energien schaffen, von Elektrizität bis Biokraftstoffen. Wir wissen sogar, wie eine *Planetary-Health-Diet* aussieht, wie wir Müll um die Hälfte reduzieren und in einer regenerativen Kreislaufwirtschaft leben können. Es geht hier nicht mehr um Verzicht. Wissen Sie, 50 Jahre lang ging es beim Umweltschutz darum, die Natur vor den bösen Menschen zu schützen, um Zahlungsbereitschaft und darum, das Böse von der Natur fernzuhalten. Das ist vorbei! Nun geht es darum, dass Erfolg mit Nachhaltigkeit beginnt. Dies ist das einzige Narrativ, das uns zu den Nachhaltigkeitszielen bringen kann. Wenn wir nicht nachhaltig werden, dann versagen wir gegenüber allem, was wir als gutes Leben für alle Menschen auf der Erde verstehen. Es ist eine gute Geschichte. Im Moment haben wir noch nicht alle Menschen an Bord. Aber Sie sind Repräsentant\*innen dafür, dass wir endlich die kritische Masse für Wandel sehen. Und deswegen verlasse ich heute diesen Raum aufgeladen mit neuer Energie. Ich denke, das ist es, was wir brauchen.

*In dieser Veranstaltung wurde eine Resolution verabschiedet, s. S. 525.*

---

# Podienreihe Dialog: jüdisch, christlich, muslimisch

## Des Friedens überdrüssig?

Wenn religiöse Visionen konkret werden

Gespräch<sup>1</sup> am Donnerstag, 20. Juni 2019, Opernhaus

Cheikh Khaled Bentounès, Ehrenpräsident und Lehrmeister Alawiya Sufi-Orden, Paris/Frankreich

Prof. Jackie Feldman, Soziologe und Anthropologe, Be'er Scheva/Israel

Prof. Dr. Dr. h. c. Margot Käßmann, Bischöfin i. R., Hannover

### Moderation:

Dr. Silke Lechner, stellvertretende Leiterin Referat Religion und Außenpolitik, Auswärtiges Amt, Berlin

Silke Lechner: Welche Momente in Ihrem Leben waren wichtig für Ihr Friedensengagement? Gibt es da etwas in der Biografie oder Schlüsselmomente, in denen Sie für sich gesagt haben: »Das hat mich motiviert, das hat mich auf den Weg gebracht, das hat mich beeindruckt«, für Ihr Verständnis für den Frieden?

Jackie Feldman: Ich bin 1978 nach Israel gekommen und schon 40 Jahre Bewohner Jerusalems. Seit Anfang der 1980er-Jahre habe ich 20 Jahre lang als Reiseführer für christliche Pilger im Heiligen Land gearbeitet, und zwar für einen palästinensisch-christlichen Arbeitgeber, zusammen mit palästinensischen, hauptsächlich islamischen Busfahrern

Wir haben auch im Laufe der *Ersten Intifada* gearbeitet, des ersten palästinensischen Aufstands Ende der 1980er-, Anfang der 1990er-Jahre. Ich war als Reiseführer mit einer Gruppe unterwegs. Als ich um fünf vor acht zum Bus kam, saß der Chauffeur darin. Ich blickte ihn an und fragte: »Mahmud, was ist passiert, dass du so eine schlechte Laune hast?« Er antwortete: »Ach ja, nichts, gar nichts.« Ich sagte: »Nein, erklär es mir.« – »Weißt du, ich lebe am Ölberg. Gestern Nacht ist eine Grenzpatrouille des israelischen Militärs gekommen und hat meinen 16-jährigen Sohn

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde in Absprache mit den Beteiligten bearbeitet und gekürzt.

aus dem Bett geholt. Er stand dann zwei Stunden in der Kälte. Wir wissen nicht genau, warum. Dann durfte er zurück. Aber ich habe Angst. Ich habe noch einen jüngeren Sohn, 14 Jahre alt, der in der Hochschule ist. Wenn jemand einen Stein wirft, dann können sie angreifen, und ich weiß nicht, was mit ihm passiert.«

In diesem Moment kam der Pfarrer der Gruppe mit einer großen Tüte mit dem Namen eines Souvenirladens darauf herein. Mahmud blickte ihn an und sagte: »*Kalb Ibn Kalb* – Hundesohn. Er ist in unser Land gekommen, um das Brot aus dem Mund unserer Kinder zu nehmen.« – Das bedeutet, wenn der Pfarrer mit der Reisegruppe bei seinem Freund einkauft, dann bekommt *er* die Kommission und nicht der Busfahrer oder der Reiseführer. Aber der Busfahrer braucht sie zum Leben, weil sein Lohn sehr gering ist. Ich dachte, in dieser Nacht hat das israelische Militär den Krieg zwischen Israel und Palästina erklärt, und er sagt: »Sie kommen in unser Land, um das Brot aus dem Mund unserer Kinder zu nehmen.«

Dann fuhren wir weiter. Es war eine Zeit von ziemlich viel Gewalt. Es hieß: Wenn wir in ein palästinensisches Viertel kommen, dann nehmt ihr eine *Kufiya*, ein palästinensisches Kopftuch, und hängt sie vor eines der Busfenster. Wenn wir zu einem Militärkontrollpunkt kommen, dann nehmt ihr die *Kufiya* herunter und legt eine israelische Zeitung vor das Fenster. Dann läuft alles, und niemand merkt, was wir gemacht haben. Aber das ist notwendig, damit die Tour weitergeht, damit wir unser Brot verdienen.

Wenn ich zu Hause mit Freunden spreche, heißt es: »Es gibt keine Lösung. Die Araber hassen uns, sie wollen uns töten.« Ich sage dann: »Ich weiß nicht, worum es für alle Araber geht, aber ich kann dir von Mahmud erzählen. Das, was er für seine Kinder will, ist dieselbe Zukunft, dieselbe Freiheit, die wir für unsere Kinder wollen.« Das hat mich sehr beeindruckt.

Lechner: Das bedeutet, die persönliche Beziehung zu dem Busfahrer Mahmud hat Sie sehr geprägt. Das Motto dieses Kirchentages ist ja »Was für ein Vertrauen«. Das passt eigentlich ganz gut zu dieser Geschichte, oder?

Feldman: Genau. Die Frage ist nicht, ob dieses Verhältnis im Bus zwischen Mahmud und mir morgen den Frieden bringt. Da sind leider viel höhere Kräfte am Werk, die ihre eigenen Interessen haben. Aber Frieden ist nicht möglich ohne Vertrauen. Leider sind die Verhältnisse zwischen Israelis und Palästinensern im Land sehr angespannt. Wir treffen einander wenig. Es ist Zufall, wenn ein Palästinenser für eine israelische Gesellschaft arbeitet, so wie ich für eine palästinensische Gesellschaft ge-

arbeitet habe. Wenn wir kein Vertrauen haben, dann geht die Tour, die Arbeit nicht weiter.

Lechner: Sie haben lange als Reiseführer für christliche Gruppen, die nach Israel kamen, gearbeitet. Was bedeutet es eigentlich für das Verhältnis zwischen Israelis und Palästinensern, wenn eine dritte Gruppe von außen kommt? Es gibt ja Prozesse, in denen ein dritter Akteur hilfreich sein kann. Das kann aber auch gegenteilig wirken. Wie haben Sie das erlebt?

Feldman: Manchmal haben wir gesehen, dass der kürzeste Weg zwischen Jerusalem und Ramallah über Genf, Oslo oder Berlin führt. Wenn ich die verschiedenen Programme der unterschiedlichen Gruppen sehe, dann weiß ich: Viele wollen helfen, Frieden zu bringen. Aber dafür muss man viel lernen. Das ist schwer, weil man manchmal mit den eigenen Begriffen kommt. Es kann helfen. Manchmal ist ein physisch neutrales Gebiet nötig. Kommt man in Westjerusalem oder in Ostjerusalem zusammen, im besetzten Gebiet oder in einem unter palästinensischer Herrschaft? Diese Fragen sind schwierig zu beantworten. Manchmal braucht man ein neutrales Gebiet.

Ich habe öfter das Gefühl, dass viele Friedensgruppen eine Seite in diesem Konflikt einnehmen. Manche Gruppen bezeichnen Jesus als palästinensischen Flüchtling. Sie gehen in Flüchtlingslager, weil Jesus nach Bethlehem geflüchtet sein soll. So besuchen sie zum Beispiel *El Aida*. Andere wollen auf den Spuren ihrer Vorfahren gehen. Sie fahren in eine Siedlung im Westjordanland, um zu sehen, welchen Preis die Juden für ihr Gebiet bezahlt haben. Es sind wenige, die beide Seiten sehen und verstehen, die Geduld genug haben. Ich sehe das positiv, aber begrenzt.

Lechner: Gibt es in der Tora oder in den jüdischen Schriften eine Stelle, die Sie besonders inspiriert oder die für Sie besonders wichtig ist, bei der Sie sagen, dass sie zentral für Ihr Engagement für den Frieden oder für Ihr Friedensverständnis ist?

Feldman: Ja. Wir sind jetzt zwei Wochen nach dem *Schawuot*-Fest, dem jüdischen Pfingstfest, *Schawuot* hat zwei ganz verschiedene Bedeutungen. Auf der einen Seite ist es das Fest des Empfangs der Gesetze auf dem Berg Sinai. Es sind sieben Wochen vom *Pessach*-Fest bis zum *Schawuot*. Das *Pessach*-Fest – Exodus – erinnert an den Auszug aus Ägypten, die Befreiung. Beim *Schawuot* geht es um die Offenbarung der Tora. Es ist ein Moralgesetz, das nicht mit Gebiet, mit Territorium verbunden ist. Das wurde auf dem Berg Sinai empfangen. Der Berg Sinai war nie ein Wallfahrtsort für Juden. Es ist die Idee eines Ortes in der Wüste, der nieman-

dem gehört. Und so ist die Tora, das Gesetz, etwas, das nicht an ein bestimmtes Gebiet gebunden ist. Aber es ist überall. Man muss sich leer wie in der Wüste fühlen, um die Gesetze zu empfangen.

Es gibt eine zweite Bedeutung von *Schawuot*, das ist die ältere, die biblische Bedeutung. Es ist eigentlich ein Erntefest, ein Fest der ersten Früchte. Man brachte die erste Gerste zum Tempel.

Man könnte das dem Empfang der Gesetze gegenüberstellen. Denn was bedeutet ein Fest, bei dem man die erste Garbe darbringt? Das ist eigentlich eine Feier der Autochthonie, der Einheit zwischen Volk und Boden. In Deuteronomium 26 steht: »Wenn du in das Land, das der Herr, dein Gott, dir als Erbbesitz gibt, hineinziehst, es in Besitz nimmst und darin wohnst, dann sollst du die ersten Früchte, die erste Garbe zum Tempel bringen.« (Dtn 26,1)

Normalerweise feiert das Volk, das im Land geboren ist, oder feiern heidnische Kulturen, die aus dem Leib der Götter und Göttinnen geboren sind, die ewige Verbundenheit zwischen Land, Volk und Gott des Landes. Aber nachdem man den Korb zum Tempel gebracht hat, sagt man im Gegenteil: »Mein Vater war ein heimatloser Aramäer. Er zog nach Ägypten, lebte dort als Fremder mit wenigen Leuten und wurde dort zu einem großen, mächtigen und zahlreichen Volk.« (Dtn 26,5)

Dann geht es weiter im Buch Deuteronomium. Zuerst: Wir sind nicht in dem Land geboren. Wir sind Fremde. Wir alle sind Einwanderer. Das Land gehört nicht uns, sondern es ist das Land Gottes. Am Ende dieser biblischen Stelle heißt es: »Dann sollst du fröhlich sein und dich freuen über alles Gute, das der Herr, dein Gott, dir und deiner Familie gegeben hat: du, die Leviten und die Fremden in deiner Mitte.« (Dtn 26,11)

Ich denke, die Herausforderung, die aus dieser Stelle folgt, ist: Auch wenn wir froh sind, auch wenn wir Gott danken für die Gaben des Landes, müssen wir daran erinnern, dass das Land nicht nur uns gehört. Es gehört Gott. So sind wir verpflichtet. Unsere Freude kann nur echt sein, wenn wir uns an die Fremden in unserer Mitte erinnern. So heißt es an einer anderen biblischen Stelle: »... denn mein ist das Land; denn ihr seid nur Fremdlinge und Beisassen bei mir.« (Lev 25,23) Die Herausforderung ist: Auch wenn wir Besitzer sind, sollten wir uns daran erinnern, dass wir nur Fremde sind. Wir können uns nur freuen, wenn wir die Fremden, die Anderen zwischen uns erkennen und sie an unserer Freude teilhaben lassen.

Lechner: Frau Käßmann, so ähnlich wie ich Jackie Feldman gefragt habe, möchte ich auch Sie fragen: Gibt es biografische Momente, die Sie geprägt haben und die auch heute noch wichtig für Ihr Friedensengagement sind? Gibt es vielleicht Kindheitserinnerungen oder etwas, von dem Sie sagen: »Das waren Schlüsselmomente, die mich heute noch prägen«?



Margot Käßmann: Ich denke, von der Prägung her sind es drei Punkte. Das Erste ist die familiäre Prägung. Meine Eltern waren damals im Krieg sehr jung. Mein Vater hat im Alter von 18 bis 25 Erfahrungen als Soldat gemacht. Für ihn war ganz klar: Das ist so furchtbar, es darf nie wieder Krieg geben. Die Familie meiner Mutter hatte in Hinterpommern alles verloren, und sie selbst musste von Rügen aus in ein Internierungslager nach Dänemark flüchten. Das spielte zu Hause eine große Rolle. Krieg ist der Horror, das ist furchtbar. Eigentlich muss man alles tun, um Krieg zu vermeiden, das zu verhindern. Ich erinnere mich an die Angst zu Hause – 1968 war ich zehn Jahre alt –, als die Sowjetarmee in Prag einmarschierte. Prag ist 400 Kilometer entfernt. Das erschien meinen Eltern gar nicht so viel. Es gab ein Grundgefühl von Angst vor dem, was sich in der Welt tut. Daher war immer klar: Du musst alles tun, um für den Frieden einzutreten.

Biografisch der zweite Punkt war ein Schulstipendium, mit dem ich 1974/75 in die USA kam. Alle anderen Stipendiaten waren Afroamerikaner. Die Stipendiaten saßen dort, und die reicheren Ostküstenkinder saßen woanders. Ich habe dann über die Mitschülerinnen und Mitschüler Martin Luther King zwar nicht kennengelernt – er war schon tot –, aber ich habe Texte von ihm gelesen, ihn auf Bändern gehört. Für diese Form, fromm und politisch zu sein und sich so klar von Gewalt abzugrenzen, selbst wenn die Freunde sagen – Malcolm X und andere –: »Eigentlich müssen wir jetzt Gewalt anwenden«, habe ich ihn bewundert. Bis zuletzt hat er gesagt: keine Gewalt. Er hat sich gegen den Vietnamkrieg engagiert. Es wurde gesagt: »Er ist Theologe. Was versteht ein Pfarrer vom Krieg?« Trotzdem hat er die ganze Zeit ganz klar Stellung bezogen. Das habe ich bewundert.

Das Dritte war dann Vancouver. Sie haben den Ökumenischen Rat der Kirchen erwähnt. Da war ich 25 Jahre alt. Übrigens möchte ich eine kleine Klammerbemerkung machen: 1983 war der Kirchentag in Hannover. Das war damals schon mein zweiter. Ich habe eben durchgezählt: Dies ist mein 20. Kirchentag. Ich bin also ein Oldtimer beim Kirchentag. Ich war Jugenddelegierte der EKD für Vancouver. In Vancouver sollte dann – es war der 6. August, der Tag des Gedenkens an den Abwurf der Atombombe auf Hiroshima – aus jeder Delegation – Westeuropa, Osteuropa, Nordamerika, Südamerika – eine junge Person aus Westeuropa mit anderen jungen Leuten aus aller Welt am Pazifik für den Frieden beten. Das war ich.

[...] Wir standen am Pazifik, und es hat mich bewegt, dass da lauter Menschen, Anfang, Mitte 20, aus allen Nationen für den Frieden gebetet haben. Das ist eigentlich meine Vision. Es spielt gar keine Rolle, woher du kommst, sondern wir wollten für den Frieden eintreten. Das hat dann die Grundlage für mein späteres Engagement für den Frieden gelegt.

Lechner: Ich möchte noch einmal bezüglich der Erinnerungen aus dem Elternhaus nachfragen. Wenn ich es richtig verstanden habe, bedeutet das auch, dass bei Ihnen relativ viel darüber geredet wurde. Es war jedenfalls klar: Was ist die Konsequenz aus diesen Ereignissen? Es war dann vielleicht wichtig, dass man darüber nachgedacht und es nicht einfach verschwiegen hat. Oft waren diese Situationen ja so traumatisierend, und die Elterngeneration hat gar nicht darüber gesprochen.

Nun sind viele Menschen in unser Land gezogen, die auch in Kriegssituationen waren. Spricht man sie eigentlich darauf an? Das muss natürlich jeder selber entscheiden. Aber die Frage ist: Wie spricht man darüber? Wie fragt man nach? Sowohl damals als auch heute scheint mir das eine wichtige Frage zu sein.

Käßmann: Ich habe in der letzten Zeit zwei Bücher von Sabine Bode gelesen. Sie forscht darüber, was die Kriege eigentlich für die Kinder und sogar die Enkel der Kriegsgeneration bedeuten und wie sich die Traumatisierung der Eltern bis in die Generation der Enkel fortsetzt.<sup>2</sup> Ich denke oft daran. Wir haben darüber gesprochen. Die Erzählungen haben uns Kinder bewegt, auch, dass Deutschland Täternation war, gar keine Frage. Meine Mutter hat sich immer mit Schuld gefragt: »Wie konnte man so den falschen Leuten vertrauen? Oder: Wie kann es sein, dass wir so betrogen wurden?« Das hat sie schwer erschüttert. Und das hat natürlich auf die Kinder und bis auf die Enkelgeneration gewirkt.

Deshalb müssen wir sagen: Wenn traumatisierte Menschen aus den Kriegen dieser Welt – aus Afghanistan, aus Syrien und aus dem Südsudan – zu uns kommen, brauchen sie eine Chance, das zu verarbeiten. Sie müssen natürlich erst einmal ankommen. Sie müssen Obdach, Nahrung, Arbeit usw. finden. Aber dann ist es sehr wichtig, Formen zu finden, darüber zu sprechen, weil auch ihre Kinder und Kindeskiner mit der Traumatisierung im Land leben. Es ist jedoch nicht einfach, eine Sprache zu finden für das, was dich erschüttert, schockiert, deine Lebensgrundlage zerstört hat. Das in Worte zu fassen ist nicht leicht. Es ist in Deutschland ja auch nicht leichtgefallen. (...) Vielleicht haben wir eine Chance, auch in den Kirchengemeinden, wenn Ältere aus unserem Land, die selbst noch den Krieg erlebt haben, mit Geflüchteten davon erzählen. Es ist etwas ganz anderes, wenn du dich zu jemandem herablässt und ihn verstehen willst, als wenn du sagen kannst: Ich verstehe dich, weil ich Ähnliches erlebt habe.

<sup>2</sup> Sabine Bode: Die vergessene Generation – Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen. Stuttgart 2014; Dies.: Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation. Stuttgart 2013.

Ich denke, wir brauchen solche Foren. Vielleicht können wir es in den Kirchengemeinden schaffen – es gibt ja viele Kontakte zu Flüchtlingen –, einen geschützten, vertrauensvollen Raum zu bieten, in dem über die Kriegserlebnisse gesprochen werden kann.

Lechner: Ich habe noch eine Nachfrage zur internationalen Ökumene. Sie haben Vancouver erwähnt. Dort wurde ja der *Konziliare Prozess für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung* gestartet. Das ist eine Formulierung, die uns jetzt schon seit einigen Jahrzehnten prägt. Ist es ein Konzept, das Sie lange bewegt hat? Hat sich in der Einstellung gegenüber dieser Formulierung vielleicht auch etwas geändert? Welche Rolle spielt das heute?

Käßmann: Das Konzept hat mich 1983 begeistert. Heino Falcke hat damals vorgeschlagen, ein Konzil des Friedens zu schaffen. Allan Boesak aus Südafrika sagte: »Die Europäer benutzen die Friedensfrage, um der Gerechtigkeitsfrage aus dem Wege zu gehen.« Das weiß ich noch. Darlene Keju-Johnson aus dem pazifischen Raum sagte: »Und was ist mit der ökologischen Frage? Die Atomwaffentests der Franzosen im Pazifik zerstören unsere Lebensgrundlagen.« Dann war auf einmal klar: Das gehört zusammen. Ich finde, das ist bis heute offensichtlich. Diese Fragen sind verknüpft. Krieg zerstört Menschen. Krieg zerstört die Umwelt. Die Gerechtigkeit steht auf dem Spiel. Deshalb finde ich es wichtig, dass diese Trias schon sehr früh, seit 1983, für uns zusammengedacht wurde.

Ich engagiere mich weiter für den Frieden an allen möglichen Punkten. Aber wir müssen schon sehen, dass das elementar zusammengehört. Auch die Wirtschaft gehört dazu. Wenn ich sehe, dass Wirtschaftsunternehmen überlegen, gegen die Bundesregierung zu klagen, weil Waffenexporte eingeschränkt werden sollen, dann muss man sich fragen: Was bedeutet das? Tritt die Ökonomie hier tatsächlich an und sagt: »Wir müssen doch Geld an den Kriegen dieser Welt verdienen«, während wir die Kriege nachher betrauern und auch noch beklagen, dass die Flüchtlinge aus diesen Kriegen zu uns kommen? Da gibt es Zusammenhänge. Ich finde, die müssen thematisiert werden.

Lechner: Gibt es eine biblische Stelle, die für Sie besonders prägend ist? Es gibt sicherlich sehr viele, aber gibt es irgendetwas, bei dem Sie sagen: »Das bewegt mich, das inspiriert mich, das drückt eigentlich gut aus, worum es für mich bei meinem Friedensengagement geht«?

Käßmann: Da geht es für mich schon um das Evangelium insgesamt. Mahatma Gandhi hat einmal gesagt: »Man kann aus dem Evangelium keine Legitimation von Gewalt herauslesen.« – Die vielleicht beste Stelle

ist: Jesus selbst im Garten Gethsemane, als ihn jemand verteidigen will. Diesen Impuls hat der Mensch wohl, dann doch zur Gewalt zu greifen, zur Selbstverteidigung, zur Verteidigung des besten Freundes. Und er sagt: »Steck das Schwert an seinen Ort.« Er will es nicht. Er will auch nicht, dass sein eigenes Leid durch Gewalt verhindert wird. Das ist die einzige Chance, die ich sehe, diese Spirale der Gewalt überhaupt zu durchbrechen. Das ist für mich das beste Beispiel dafür.

Lechner: Cheikh Bentounès, [...] Sie leben heute in Frankreich, sind aber in Algerien aufgewachsen und haben dort den Bürgerkrieg hautnah erlebt. Mit Margot Käßmann habe ich schon über das Thema gesprochen. Sie haben persönlich erlebt, was ein Bürgerkrieg anrichtet. Wie hat Sie das geprägt, und was bedeutet das für Ihren Einsatz für den Frieden?

Cheikh Khaled Bentounès: Tatsächlich bin ich in Algerien geboren und habe in meiner Kindheit den Bürgerkrieg hautnah miterlebt. Ich habe Menschen in meinem direkten Umfeld, auf der Straße links und rechts von mir sterben sehen. Aber zugleich habe ich das Glück gehabt, dass ich den Frieden, der sozusagen der Name Gottes ist, an einem Ort habe zelebrieren können, was mir in meinem Leben sehr geholfen hat.

Schon sehr früh habe ich gelernt, dass Gewalt und Krieg nichts Göttliches sind. In meiner Kindheit wurde das immer mit der Gesundheit des Menschen verglichen. Es wurde uns beigebracht, dass Krieg im Prinzip nichts anderes ist, als wenn man gesund war und dann krank wird. Das heißt, der Körper ist in einem gesunden Zustand. Wenn aber Krieg kommt, dann geht er in einen anderen Zustand über, er wird krank. Frieden zu verlieren bedeutet auch, die Harmonie in uns zu verlieren. Wenn unser Körper gesund ist, ist das vergleichbar mit Harmonie und Liebe. Die Krankheit des Krieges, die in dem Moment ankommt, bedroht letzten Endes genau diese Harmonie.

Lechner: Gibt es in Ihrem Leben Schlüsselmomente, die Sie inspiriert haben? Sie sind ja sehr aktiv, haben sehr viele Projekte, sind unermüdlich im Einsatz. Was hat Sie für diese Arbeit motiviert? Ich habe auch gehört, dass Sie zu der Position des Lehrmeisters Ihres Ordens gar nicht so ganz freiwillig kamen. Das ist vielleicht für uns auch interessant zu hören.

Bentounès: Ich war zu dieser Zeit in Paris, im jungen Alter, war in der Moderne, habe Handelsmessen organisiert, stand sozusagen voll im Wirtschaftsleben. In dem Moment, in dem mein Vater gestorben ist, habe ich sprichwörtlich den Himmel auf mich fallen sehen, als man mir dann diese Funktion hat anvertrauen wollen. Als mir diese Funktion vom Rat der Weisen des Ordens anvertraut wurde, habe ich eine sehr schwierige

Zeit durchgemacht, die fast zehn Jahre dauerte. Ich habe in mir selbst einen Transformationsprozess durchgemacht, der vergleichbar ist mit dem inneren Tod. Denn ich hatte einerseits meinen Vater verloren, der für mich ein großes Vorbild und ein Vorreiter war. Andererseits habe ich der riesigen Verantwortung eines großen Ordens gegenübergestanden, was mich sehr überforderte.

Dank des Rates der Weisen, der weisen Menschen um mich herum, die mir geholfen haben, mich selbst zu transformieren, ist es mir gelungen, meinen eigenen Frieden zu finden und diese Funktion zu verstehen, damit ich sie in Zukunft erfüllen konnte.

Lechner: Ich möchte Sie ähnlich wie die beiden anderen fragen, ob es in Ihrer Heiligen Schrift, im Koran, eine Stelle gibt, die für Sie wichtig ist, die für Sie Ihr Friedensengagement zum Ausdruck bringt, die Sie inspiriert und die für Sie persönlich eine Rolle spielt.

Bentounès: Wenn man den Koran liest, dann wird man den Gedanken des Friedens sehr oft wiederfinden. Es ist quasi eine Einladung, danach zu suchen. Das ist wie eine Perle, die sich irgendwo befindet, die man permanent in seinem Leben suchen soll. Das heißt, man muss in seinem Leben auch mit Neugierde ausgestattet sein, um permanent danach zu suchen.

Es gibt einen sehr zentralen Vers im Koran, in dem es heißt: »O ihr, die ihr glaubt, tretet allesamt in den Frieden ein ...« (Sure 2, Vers 208). Hier geht es darum, dass man wirklich eintreten soll, also wie von einem Zustand in den anderen zu wechseln. Es gibt einen Zustand davor, der anders ist als der Zustand danach. Das ist ein Wechsel der Situation, ein Wechsel des Seins.

Lechner: In den Frieden eintreten ist ja eine aktive Formulierung. Das gefällt mir gut. Denn Frieden ist kein Endzustand, den man erreichen kann. Es ist ein Prozess, etwas, um das man immer wieder kämpfen muss, daher vielleicht auch ein guter Titel für diese Veranstaltung.

Auf Ihrer Webseite steht der Slogan – dazu die letzte Frage –: Frieden ist eine Wahl – »La paix est un choix«. Warum haben Sie das auf die Webseite gesetzt?

Bentounès: Tatsächlich ist das eine aktive Auswahl, ein Entscheiden für den Frieden. Ein Mensch hat Frieden mit sich selbst geschlossen, lebt in Frieden mit sich selbst. Das ist ein Zustand, den man für sich anstreben sollte. Diese Person lebt natürlich auch in Frieden mit seinem Ehepartner, den er liebt, mit seinem Nachbarn, mit seinen Freunden etc. Das geht aber immer von einem selbst aus. Man wechselt quasi von der sogenann-

ten Ich-Kultur zur Wir-Kultur. Das heißt, in dem Moment, in dem ich diese Vision habe, spreche ich nicht mehr von *meinem* Land, sondern von *unserem* Land, nicht von *meinen* Dingen, sondern immer von *unseren*. In dem Moment manifestiert sich die Wir-Kultur.

---

# Zentrum Wandel

## Mit Blick auf die Zukunft ...

Ein Kamingespräch über Veränderungen, Visionen und Tatkraft

Gespräch<sup>1</sup> am Freitag, 21. Juni 2019, Union Gewerbehof

Kevin Kühnert, Bundesvorsitzender der Jusos, Berlin

Dr. Ellen Ueberschär, Vorstand der Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin

Ellen Ueberschär: Wir wollen in unser Gespräch mit der Beantwortung der Frage »Welche Idee von der Zukunft hat mich in letzter Zeit begeistert?« einsteigen.

Als Vorstand einer Grünen-nahen Stiftung, als jemand, die selber mit der Bürgerbewegung aufgewachsen ist, als jemand, die die 30 Jahre seit dem Fall der Mauer aktiv miterlebt hat, begeistert mich, wie viele Leute sich in unterschiedlichen Themenfeldern für die Demokratie und für die Offenheit dieser Gesellschaft engagieren. Für die »*Unteilbar*«-Demonstration<sup>2</sup> waren 40.000 Menschen gemeldet worden. Das ist für eine solche Demo in Berlin eine erwartbare Zahl. Es waren aber 250.000 Menschen da.

Ich selbst war an diesem Tag aber im sächsischen Zwickau. Dort gab es eine »*Unteilbar*«-Demo mit sehr viel weniger Menschen; das hat nur keiner so richtig wahrgenommen. Schade, denn ich finde, das ist eine der ganz wichtigen Botschaften: Es gibt überall engagierte Zivilgesellschaft. Als im Dezember 2018 in Katowice die UN-Klimakonferenz stattfand, haben hier in Deutschland einige gefragt: »Hä? Greta? *Who?* Was ist mit diesem Mädchen mit den Zöpfen?« Aus dem Engagement dieses Mädchens ist in einem halben Jahr eine Bewegung geworden, die mir persönlich manchmal wirklich die Tränen in die Augen treibt, weil ich sehe, wie die junge Generation um ihre Zukunft kämpft. Wir sind die erste Generation, die zu spüren bekommt, dass sich was ändert. Wir werden in richtig große Krisen geraten. Aber wir sind auch die letzte Generation,

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde in Absprache mit den Teilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

<sup>2</sup> Das Aktionsbündnis *#unteilbar* zugunsten einer offenen und solidarischen Gesellschaft hatte für den 13. Oktober 2018 zu einer Großdemonstration in Berlin aufgerufen.

die wirklich noch was drehen kann. Das ist für uns eine wahnsinnig anspruchsvolle Situation. Wir haben sehr viele gute Konzepte, aber was wir vor allem brauchen, ist Umsetzung.

Und ich glaube, dass wir darüber hier gut ins Gespräch kommen können. Kevin, du wirst bald 30. Ich finde, alle Menschen unter 30 Jahren haben einen ganz neuen Blick auf die Frage, was uns eigentlich bevorsteht.

Kevin Kühnert: Ich mache mir viele Gedanken über unsere Demokratie, auch aufgrund der aufgeheizten Situation, die wir mitunter in unserer Gesellschaft haben. Es gab eine Studie, die vor wenigen Monaten herausgearbeitet hat, dass in den alten Bundesländern die Akzeptanz unserer Demokratie bei rund 70 Prozent liegt, im Osten aber unter 50 Prozent. Das zeigt uns doch, dass es ein erhebliches Potenzial an Unzufriedenheit gibt – übrigens in Ost- und Westdeutschland.

Und ich finde es auch vor diesem Hintergrund immer spannend, wie man Konflikte in einer Gesellschaft auflösen kann. Was mich fasziniert hat, war der Ansatz, mit dem in Irland der Konflikt um die Schwangerschaftsabbrüche ausdiskutiert wurde – auch wenn das Ergebnis nicht voll und ganz meiner Position entspricht. In einem tief katholischen Land, wo über Jahre und Jahrzehnte eine extrem aufgeheizte und unversöhnliche ethische und moralische Debatte geführt wurde, hat man erkannt, dass man mit den herkömmlichen politischen Ritualen, Mehrheiten im Parlament entscheiden zu lassen, irgendwie nicht weiterkommt. Man fragte sich: Vielleicht geht es um mehr als eine parlamentarische Mehrheit? Vielleicht geht es vielmehr darum, eine Debatte gesellschaftlich zu befrieden oder Gruppen zueinanderzubringen. Die Iren haben sich deswegen entschieden, per Losverfahren landesweit Bürgerinnen- und Bürgerkonferenzen einzuberufen – mit zufällig ausgewählten Leuten mit unterschiedlichen Backgrounds und jeglichen Alters. Und die sind zusammgekommen und haben das Thema ausdiskutiert oder zumindest versucht, einer Lösung näher zu kommen, ihre wechselseitigen Positionen zu verstehen, Widersprüche aufzulösen, auch Irrtümer, die in der Debatte kursierten. Am Ende waren nicht alle einverstanden, aber es gab mittels Volksabstimmung die Möglichkeit, mit einer relativ deutlichen Mehrheit dieses Kapitel *ad acta* zu legen. Das hat bei mir die Frage aufgeworfen, ob es in einer hochkomplizierten Zeit in unserer Gesellschaft ein paar Fragestellungen gibt, die wir mit den herkömmlichen politischen Instrumenten alleine nicht beantworten können und Alternativen wie die aus Irland brauchen. Und ich würde dir, Ellen, die Frage gern zurückspielen, ob das, was wir bei *Fridays for Future*, aber auch bei anderen Bewegungen, wie zum Beispiel den Aktionen rund um das Urheberrecht oder bei *Unteilbar* erlebt haben, dass nämlich überwiegend junge



Menschen auf die Straße gehen, ob uns das nicht auf eine Repräsentationskrise unserer Demokratie hinweist. Es ist toll, dass diese Menschen demonstrieren, aber es ist ja auch eine Art Hilferuf, weil sie sich sonst von den Parlamenten und Regierungen nicht gehört fühlen. Vielleicht ist das ein Hinweis darauf, dass wir bei der Wahl unserer demokratischen Instrumente umdenken müssen – gerade im Hinblick auf eine Jahrtausendfrage wie die nach der Abmilderung des Klimawandels.

Ueberschär: Ich möchte zuerst etwas auf deine Bemerkung zu den Zustimmungswerten zur Demokratie sagen: Die Böll-Stiftung macht mit Forschern aus Leipzig seit Jahren eine Untersuchung über die Veränderung der Einstellungen in der Mitte der Gesellschaft. Die Zustimmungsraten in den östlichen Bundesländern sind in den letzten 20 Jahren von unter 30 Prozent auf fast 50 Prozent gestiegen. Also ich finde, das darf man auch nicht vergessen. Daran sieht man, dass die Demokratie auch an Zustimmung gewinnt.

Aber klar, wir sehen, dass trotzdem viele eigentlich kein Vertrauen mehr in den politischen Prozess haben und ihnen nicht so klar ist, wo und von wem sie in unserem System eigentlich repräsentiert werden. Du hast als Beispiel gerade die Menschen in den neuen Bundesländern und die jungen Leute genannt. Ich bin sehr stolz darauf, in einem Land zu leben, in dem die politischen Institutionen funktionieren. Und gleichzeitig kann und muss der deliberative Prozess<sup>3</sup> ausgeweitet werden. Das Konzept der Zufallsbürger und Zufallsbürgerinnen hat sich übrigens auch in Deutschland bereits bewährt. Baden-Württemberg hat im Staatsministerium eigens eine Staatsrätin für Zivilgesellschaft und Bürgerbeteiligung. Und die klären viele politische Fragen genau mit diesem Zufallsbürgerprinzip. Im Landtag kam dort beispielsweise die Frage auf, ob Abgeordnete auch unter die Beamtenversorgung fallen sollen. Nun sind Abgeordnetendiäten ja ein hochemotionales Thema, denn viele finden, die sind viel zu hoch. Das ist natürlich Unsinn, aber es reicht offenbar nicht, das zu erklären. Deswegen ist eine Gruppe von Zufallsbürgern und Zufallsbürgerinnen nach repräsentativen Kriterien ausgewählt worden – verschiedene Leute aus verschiedenen Gebieten, verschiedene Generationen usw. Und die haben gemeinsam eine Lösung gefunden, die dazu geführt hat, dass dieses Thema weder politisiert noch skandalisiert

<sup>3</sup> Kernidee der deliberativen Demokratie ist, dass durch Austausch von Argumenten in einem (machtfreien) Diskurs Verständigung oder Konsens erzielt werden können und so gefundene Lösungen den Ansprüchen der Vernunft in sachlicher und moralischer Hinsicht gerecht werden. [[https://de.wikipedia.org/wiki/Deliberative\\_Demokratie](https://de.wikipedia.org/wiki/Deliberative_Demokratie), zuletzt gesehen 14.10.2020].

worden ist. Kaum einer außerhalb Baden-Württembergs hat davon Notiz genommen.

Als die DDR zu Ende war und sich die Frage stellte, welche Art von Verfassung wir eigentlich im vereinigten Deutschland haben wollen, war ich Teil eines Kuratoriums für einen demokratisch verfassten Bund deutscher Länder. Das war ein Versuch zu zeigen: Wenn wir jetzt ein neues Land sind, dann brauchen wir eine Verfassung. Denn auch die Mütter und Väter des Grundgesetzes wollten dem Land erst eine wirkliche Verfassung geben, wenn es wiedervereinigt ist. Diese erste gesamtdeutsche Bürgerinitiative für dieses Anliegen wurde im Sommer 1990 gegründet. Und eine der ganz wesentlichen Fragen in diesem Prozess war: Wie kriegt man mehr Partizipation hinein in die repräsentative Demokratie? Schon damals war klar, dass wir eine ergänzende Stimme brauchen. Und in einer Gesellschaft der Vielfalt, die wir jetzt erleben, brauchen wir das auch.

Kühnert: Eine Studie aus dem letzten Jahr hat mich fasziniert. Sie heißt »Rückkehr zu den politisch Verlassenen«, ist vom *Progressiven Zentrum* in Berlin, einer Denkfabrik, erstellt worden und hatte eigentlich nur eine Fragestellung: Warum wählen Menschen rechtsradikal beziehungsweise rechtspopulistisch? Um das herauszufinden, haben sie einen Blick auf die Hochburgen dieser Parteien geworfen, denn dort wird man ja in besonderer Weise auf die Faktoren treffen, die dieses Wahlverhalten bestimmen. Sie haben das nicht nur in Deutschland in den Hochburgen der AfD gemacht, sondern auch in Frankreich in den Hochburgen des *Front National*. Sie haben an den Haustüren ausführliche Interviews und persönliche Gespräche mit den Menschen geführt und dabei festgestellt: Wenn diese Menschen anfangen, über ihren Alltag, über Ängste und Hoffnungen zu reden, und darüber, wie sie sich die Zukunft ihrer Kinder vorstellen, dann reden sie in aller Regel nicht von Kopftüchern, Islam, Überfremdung oder sonst irgendwas. Vielmehr reden sie über eine gesellschaftliche Entwicklung, in der sie sich zunehmend als abgehängt vom Rest betrachten – deswegen auch der Titel der Studie. Und das wird in erster Linie gar nicht mal ökonomisch begründet. Viele Leute – nicht nur, aber auch im Osten, oder zum Beispiel hier im Ruhrgebiet – sehen das Versprechen des Grundgesetzes, gleichwertige Lebensverhältnisse in Stadt und Land, auch zwischen Ärmeren und Reicheren zu schaffen, nicht verwirklicht. Sie sehen die Bus- und Bahnlinien, die eingestellt wurden, weil es sich halt nicht mehr rechnete. Sie nehmen wahr, dass öffentliche Wohnungen verkauft wurden, die jetzt dringend gebraucht würden, weil Leute nach bezahlbarem Wohnraum suchen. Sie erzählen, dass der Supermarkt im Ort zugemacht hat, und dass sie eine halbe Tagestour fahren müssen, um zur Fachärztin zu kommen. Sie berichten,

dass die Kinder und Jugendlichen im Ort keinen Treffpunkt beziehungsweise Anlaufpunkt mehr haben und somit irgendwie hilflos im öffentlichen Raum herumsitzen. Das hat mir sehr zu verstehen geholfen und deckt sich auch mit meinen Erfahrungen, die ich bei vielen politischen Terminen vor Ort mache: Der Unzufriedenheit liegt zugrunde, dass das Gefühl besteht, die Politik wäre weit weg, in Berlin, in Brüssel, und da ginge es nur um die ganz, ganz großen Fragen. Aber irgendwie scheint für viele vergessen worden zu sein, dass der Alltag vor Ort auch funktionieren muss, und dass unser Staat und unser Zusammenleben eben keine betriebswirtschaftliche Rechnung sind, sondern dass sie auf Grundwerten und auf einem Teilhabeversprechen beruhen. Und zwar unabhängig davon, ob man zu zehnt auf dem Dorf wohnt oder in einer Stadt mit dreieinhalb Millionen Menschen.

Uberschär: Die Leute sehen, dass eine Schere aufgeht zwischen dem, was sie an Mobilität, Bildung, Gesundheit vor Ort haben, und dem, was an Grundwerten in diesem Land existiert, auf die sich auch alle verständigt haben. Man kann das vielerorts beobachten. Ich war letzte Woche in Stockholm, wo es eine interessante Partei gibt, die auf dem Land viel Anerkennung erfährt. Schweden hat ja wenige Großstädte und wohnsinnig viel Land mit unglaublich weit entfernten Dörfern. 15 Menschen in einem Dorf, für einen Riesen-Quadratkilometerbereich nur ein Polizist, keine Entbindungskliniken – das ist oft der Alltag. Die Schweden stehen also genauso vor der Frage: Wie sichern wir die Mobilitätsinfrastruktur, die Gesundheitsinfrastruktur und die Bildungsinfrastruktur? Das sind hier und dort zentrale Kernfragen. Welche Konzepte haben wir dafür? Wir haben großes technologisches Potenzial, aber welche Ideen haben wir, um damit all diese Probleme zu lösen? Es heißt, egal wo ich hinkomme, immer: Wir haben kein Erkenntnisproblem. Wir haben ein Umsetzungsproblem. Es gibt unglaublich viele Thinktanks, die tolle Studien machen; es gibt technologisch versierte Menschen, die mit Apps und anderen Mitteln Möglichkeiten schaffen, Menschen miteinander zu verbinden und die fehlende Infrastruktur auszugleichen. Es gibt beispielsweise voll ausgerüstete Untersuchungszentren, die zu den Leuten fahren können, wenn vor Ort die Gesundheitsfürsorge nicht mehr gegeben ist. Aber wir müssen es auch machen!

Kühnert: Ich möchte bezüglich der demokratischen Legitimation noch auf zwei weitere Punkte eingehen. Zuerst zum Wahlrecht: Die allermeisten Parteien und gesellschaftlichen Akteure befürworten mittlerweile eine Herabsetzung des Wahlminderalters. Ich befürworte das auch. Wir sehen ja, wie viele junge Menschen auf die Straße gehen und ihren Anteil einfordern. Es fällt in der Diskussion um das Wahlalter übrigens häufig

der Begriff der Reife, zum Beispiel, wenn argumentiert wird, dass 16- oder 17-Jährige prinzipiell reif genug sind, um wählen zu gehen. Dabei geht es im Wahlrecht aber gar nicht um Reifefragen. Wir machen nämlich keinen Reifetest, bevor jemand zu einer Abstimmung gehen kann. Es gehört zu meinem demokratischen Recht, dass ich mir in der Wahlkabine sogar die Augen zubinden kann, bevor ich ankreuze, oder eine Münze werfe. Die Frage, wer wählen können soll, muss also immer auch etwas normativ beantwortet werden.

Und zweitens möchte ich etwas zur unmittelbaren Beteiligung an Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozessen sagen. Ich selbst habe mich über Formen der Jugendbeteiligung politisiert, also über Schülervertretungsarbeit und über ein Kinder- und Jugendbüro, in dem ich in Berlin mein Freiwilliges Soziales Jahr abgeleistet habe. Berlin hat nun vor ein paar Monaten ein Jugendbeteiligungsgesetz verabschiedet, das alle zwölf Bezirke dazu verpflichtet, Mitbestimmungsmöglichkeiten auszubauen, beispielsweise durch Kinder- und Jugendparlamente. Das ist zwar super, aber auch sehr voraussetzungsvoll, denn es funktioniert nach dem Prinzip, dass der Politikbetrieb möchte, dass andere so Politik machen, wie man selbst: durch langfristiges Engagement und Repräsentationsprinzip. Es muss aber auch legitim sein, dass Menschen einfach sagen: Ich will in meiner Nachbarschaft einen Bolzplatz haben, dafür setze ich mich ein. Ich will mich dabei aber nicht noch um die Anliegen der anderen kümmern. Ich habe vielleicht auch einfach nicht die Zeit, das zu tun. Gebt mir einfach Raum und Unterstützung, mich um mein persönliches Anliegen kümmern zu können. Dafür gibt es beispielsweise Kinder- und Jugendbüros, die eine Art Dolmetscherfunktion einnehmen zwischen jungen Menschen auf der einen und Politik und Verwaltung auf der anderen Seite. Denn eines der Hauptprobleme ist ja, dass wir nicht alle die gleiche Sprache sprechen. Politik und Verwaltung haben eine unglaublich technische, voraussetzungsvolle Sprache. Viele junge Menschen winken schon ab, bevor sie ihr Anliegen überhaupt vorgetragen haben, weil sie das Gefühl haben, sich erst so ausdrücken können zu müssen wie jene, um mitmachen zu können. Aber das ist ausdrücklich nicht demokratisch, erst ein bestimmtes Vokabular auswendig lernen zu müssen. Demokratie erfordert auch, Leute darin zu unterstützen, für ihre eigenen Anliegen wirksam werden zu können. Und gerade Jüngere brauchen dabei Hilfe und Unterstützung von Menschen, die dafür ausgebildet wurden. Und daher kann ich für solche Kinder- und Jugendbüros als positive Beispiele nur werben.

Ueberschär: Das ist richtig, aber dass junge Leute so viel Hilfe und so viel Unterstützung brauchen, klingt mir ein bisschen nach einem zu paternalistischen Ansatz, den die Jugendlichen so gar nicht brauchen. Und es ist

ja ein grundsätzlicher Unterschied, ob Leute sich aktiv ein Thema zu eigen machen, nicht zum Jagen getragen werden müssen, sondern auch mal gegen den Widerstand der politischen Prozesse ihr Engagement zeigen. Vielleicht »betüddeln« wir manche Leute in dieser Hinsicht zu viel und geben auf der anderen Seite zu wenig Raum für das eigene Engagement. *Fridays for Future* ist ein wegweisender Meilenstein dafür, wie junge Leute sich organisieren können. Wenn man sieht, was da alles möglich ist, müssen wir umgedreht überlegen, wie wir den politischen Prozess so verändern, dass er am Ende in repräsentative institutionelle Vorschläge mündet. Denn das Engagement selbst, das haben die Leute, man muss nur aufpassen, dass man es nicht erstickt. Ich persönlich habe nie verstanden, warum man sich im Alter von 14 Jahren seine Religion aussuchen darf, aber nicht die Partei oder die Wahlentscheidung. Ich finde das Wahlalter und das Religionsmündigkeitsalter könnten ein Alter sein.

Kühnert: Du hast *Fridays for Future* erwähnt und ich will ehrlich sein und sagen, dass die Jusos und die SPD die ökologische und politische Brisanz des Klimawandels ganz schön verpennt haben. Ich freue mich, dass mein Verband jetzt auch mit auf der Straße ist, wenn freitags demonstriert wird. Ich weiß, dass wir uns noch vor etwas mehr als einem halben Jahr auf unserem Bundeskongress mal wieder über der Frage des Kohleausstiegsdatums entzweit haben. Wir haben für uns selber im Verband dann quasi auch eine kleine Kohlekommission eingerichtet, die diesen Konflikt nochmal separat besprechen sollte. Damals fanden wir das logisch. Heute, ein halbes Jahr später, wirkt das ein bisschen aus der Zeit gefallen, wenn man darauf schaut, was die große Kohlekommission da inzwischen beschlossen hat. Da ist die Zeit über uns hinweggegangen. In der Sozialdemokratie, und damit auch für uns Jusos, spielen da einfach viele kulturelle und historische Aspekte mit rein. Ich muss das gerade hier in Dortmund nicht groß weiter begründen. Wir sind sehr stark durch die Montanindustrie geprägt. Die kollektive Identität speist sich vielerorts daraus. Die Tagespolitik darf und muss sich aber davon freimachen. Man kann ein ungebrochenes Verhältnis zu seiner Geschichte haben, ohne sich den technischen Neuerungen und der Erkenntnis des objektiv Notwendigen deswegen verschließen zu müssen. Und deswegen ist es mir auch so wichtig, dass sich die regierende Große Koalition daran messen lässt, ob sie ihr selbst gesetztes Ziel erreicht, nämlich ein rechtswirksames Klimaschutzgesetz noch in diesem Jahr zu verabschieden. Und zwar nicht eins, das nochmal betont, dass wir uns allgemein zu den Pariser Klimaschutzziele bekennen, sondern ein Klimaschutzgesetz, das für jeden einzelnen Sektor – Verkehr, Landwirtschaft, Bauen, Energie, usw. – ausdefiniert, in welchen konkreten Schritten wir vorangehen. Wie bauen wir klimaschädliche Subventionen ab? Beispielsweise beim

Kerosin oder auch in der völlig verfehlten momentanen Landwirtschafts-subsventionspolitik der Europäischen Union, wo vor allem die Größe des Ackers darüber entscheidet, wer Geld bekommt, und nicht die Frage, was auf dem Acker am Ende tatsächlich passiert. Das sind Auseinandersetzungen, die jetzt im Moment ganz konkret stattfinden und bei denen ich meiner Partei nur zurufen kann, dass sie da viel Glaubwürdigkeit gewinnen kann. Glaubwürdigkeit in dieser Debatte gewinnt man nicht mehr über Worte, sondern darüber, was man jetzt am Ende vorweisen kann und wie klar und hart man in die Konflikte mit den anderen auch tatsächlich reingegangen ist.

Die Sozialdemokratie hat immer auch die Aufgabe, in dieser Debatte den sozialen Aspekt stark zu machen. Sie tut das manchmal mit einer merkwürdigen Sprache, die mich stört. Von uns kommt dann häufig der Satz: Wir müssen den Widerspruch zwischen Umwelt und Arbeit überwinden. Ich zucke jedes Mal zusammen, weil ich überhaupt nicht verstehen kann, wie zwei eigentlich grundpositiv besetzte Begriffe künstlich in einen permanenten Widerspruch gestellt werden können. Es wird der Eindruck vermittelt, man müsse sich entscheiden. Tatsache ist doch, dass wir seit Jahren sehen, wie erneuerbare Energien und Forschungen im Bereich von Zukunftstechnologien eine Menge Arbeitsplätze generieren. Die Arbeit geht uns trotz aller Unkenrufe nicht aus, sondern sie steigt tatsächlich eher an. Natürlich müssen wir Lösungen für die finden, die mitten in ihrer Erwerbsbiografie Jobs verlieren werden. Aber so zu tun, als würden wir hier vor einem durch den Klimaschutz verursachten, apokalyptischen Umbruch in unserer Arbeitsgesellschaft stehen, das hat ein Verhetzungspotenzial, das wir nicht herbeiführen sollten. Wir sollten vielmehr die Chancen in den Vordergrund stellen. Den sozialen Aspekt müssen wir dort viel stärker machen, wo es um die Einflussmöglichkeiten des Einzelnen geht. Wir müssen uns klarmachen, dass Klimaschutz und Verbesserung von Lebensbedingungen am Ende nicht nur über Selbstoptimierung funktionieren. Der sozialdemokratische Ansatz muss daher ein gesellschaftsoptimierender Ansatz sein. Denn wer Geringverdiener oder Geringverdienerin ist und im Supermarkt vor den Bio-Lebensmitteln steht, der kauft die nicht deshalb nicht, weil er Klimaschutz doof findet, sondern weil er sie sich nicht leisten kann. Und wer im ländlichen Raum wohnt, wo zweimal am Tag der Bus fährt, der hat kein Erkenntnisdefizit, dass es sinnvoll wäre, mit Bus und Bahn zur Arbeit zu fahren, sondern es fehlt eine Möglichkeit, das tatsächlich zu machen. Wenn wir an diese Punkte nicht rangehen, nehmen wir Leute aus dem Spiel raus.

Ueberschär: Ich freue mich natürlich, dass sich die SPD offensichtlich in eine Richtung bewegt, die mir sehr sympathisch ist. Ich glaube, wir brau-

chen ein *Mainstreaming* für Klimafragen, genau wie wir das für Genderfragen haben. Deswegen fand ich das Argument besonders wichtig, dass das, was wir jetzt erleben, ein Investitionshemmnis ist. Wir haben eine Wirtschaft mit vielen Unternehmerinnen und Unternehmern, die darauf warten, dass die politischen Weichen so gestellt werden, dass aus den technologischen Erkenntnissen und Entwicklungen wirklich ein *Business Case* gemacht werden kann, dass daraus ein Wertschöpfungsprozess entsteht, der in der Lage ist, den Ressourcenverbrauch vom Wohlstand abzukoppeln. Das Ziel muss sein, dass wir weniger Ressourcen für ein ähnliches Wohlstandsniveau verbrauchen. Und das nicht nur in Deutschland, sondern global.

Wenn wir das Ruder wirklich rumreißen wollen, brauchen wir einschneidende Maßnahmen im Klimabereich in allen Sektoren. Und klar ist: Wir brauchen für die Lösung dieser extrem großen Zukunftsfrage stabile Mehrheiten. Selbst wenn die Grünen bei der Bundestagswahl mit einem Ergebnis von 20 Prozent durch die Decke gehen, dann sind das trotzdem nur 20 Prozent. Wir brauchen aber die anderen auch, mindestens 60 Prozent, wenn wir einen gesellschaftlichen Wandel daraus machen wollen. Und das zu erreichen ist die Frage der politischen Erzählung, die sich damit verbindet. Kevin hat diesen angeblichen Widerspruch zwischen Klimaschutz und Arbeitsplätzen vorhin schon angesprochen. Das ist eine zukunftsfeindliche Erzählung. Was wir brauchen, ist eine positive Erzählung, die die Menschen wirklich mitnimmt, damit wir das Teilhabe- und das Inklusionsversprechen wirklich einlösen.

Das Schwierige an der Sache ist, einerseits eskalieren zu müssen und ganz deutlich zu machen: Je mehr die von Klimawissenschaftlern beschriebenen *tipping points*<sup>4</sup> erreicht werden, und einige haben wir ja schon überschritten, umso mehr schränken sich unsere Handlungsmöglichkeiten ein. Das heißt, je schneller wir handeln, umso mehr Möglichkeiten haben wir. Und das darf den Leuten aber andererseits keine Angst machen, sondern soll eher motivieren, die Herausforderungen gemeinsam anzugehen. Wir haben es in der Vergangenheit geschafft, FCKW aus der Atmosphäre rauszubringen. Alle erinnern sich an die Ozonlochdiskussion. Und das Ozonloch ist kleiner geworden. Oder als ich so alt war wie Kevin und noch jünger, hatte ich immer Angst, dass ein Atomkrieg ausbricht. Ist er nicht. Wir haben das geschafft, auch wenn es durch die Aufkündigung des INF-Vertrages durch die USA und die Ver-

<sup>4</sup> Deutsch: Umkipppunkte. Entwicklungsstufen des Klimawandels und einhergehende Phänomene, die einen Stopp oder eine Verlangsamung der Entwicklung erschweren, unmöglich machen oder den Negativtrend sogar beschleunigen. Beispiel: Auftauen von Permafrostböden mit einhergehender Freisetzung des bislang dort gebundenen CO<sub>2</sub>.

letzung durch Russland im Moment wieder schlechter aussieht. Auch das besorgt mich. Aber wir haben schon einige große Herausforderungen bewältigt. Die Menschheit ist in der Lage, Dinge in den Griff zu kriegen. Wir kriegen das mit dem Klimawandel in den Griff. Aber wir brauchen Mehrheiten.



---

# Zentrum **Weltanschauungen**

## **Wie politisch darf Religion sein?**

### Visionen für die Gesellschaft

Vortrag und Gespräch<sup>1</sup> am Samstag, 22. Juni 2019, St. Ewaldi

Dr. Friedmann Eißler, Wissenschaftlicher Referent Ev. Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, Berlin

Prof. Dr. Stephan Holthaus, Rektor Freie Theologische Hochschule Gießen

Lama Kaddor, Religionspädagogin, Islamwissenschaftlerin und Publizistin, Duisburg

Prof. Dr. Dr. h. c. Margot Käßmann, Bischöfin i. R., Hannover

Bundestagspräsident Dr. Wolfgang Schäuble MdB, Berlin

#### **Moderation:**

Dr. Harald Lamprecht, Beauftragter für Weltanschauungs- und Sektenfragen Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens, Dresden

#### **Impuls von Friedmann Eißler**

Die Frage: »Wie politisch darf Religion sein?« Sehr, möchte man antworten, oder ganz und gar. Wobei zunächst nicht die Religionen politisch sind, sondern Menschen, die Religionen angehören. In der freiheitlich demokratischen Gesellschaft sind alle eingeladen, ja aufgefordert, sich am politischen Prozess zu beteiligen. Das gilt selbstverständlich auch für Menschen mit religiösen Überzeugungen, Christinnen, Juden, muslimische Menschen, Buddhisten, aber auch religiös indifferente Menschen mit einer nichtreligiösen Weltanschauung, Atheisten, Agnostiker, andere. Alle.

Es stimmt, die Kirchenmitgliederzahlen gehen zurück. Aber bei allem Rückgang sind immer noch mehr als 50 Prozent der Bevölkerung Mitglied in einer der großen christlichen Kirchen. Mehr als ein Drittel der Bevölkerung unseres Landes ist konfessionslos. Fünf bis sechs Prozent sind muslimischen Glaubens. Und das deutsche Religionsverfassungsrecht eröffnet einen weiten Raum zur selbstbestimmten Gestaltung ge-

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde in Absprache mit den Teilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

sellschaftlicher Teilhabe. Religionsfreiheit ist zu Recht ein hohes Gut. Dazu gehört unter anderem auch die Freiheit zur freien Religionsausübung. Der deutsche Staat ist, gerade weil er sich neutral verhalten soll, dabei sogar auf das Engagement von Kirchen und Religionsgemeinschaften angewiesen. Die Trennung von Religion und Staat gehört zu den zentralen und auch besonders leidvoll erkämpften Errungenschaften der europäischen Geschichte. Der Staat hält sich in Wahrheitsfragen und letzten Fragen der Religionen und auch der Weltanschauungen zurück. Doch er drängt eben die Religion nicht ins Private. Wir haben keinen Laizismus wie in anderen Staaten. Der Staat duldet und schützt Religionsgemeinschaften nicht nur, sondern unterstützt sie sogar aktiv bei ihrer Entfaltung, denn der Staat kann das ideelle Potenzial und die Werte nicht selber schaffen, die er doch braucht. Konkret zeigt sich das an Kitas, in der Wohlfahrt, in der Kranken- und Altenpflege und vielen anderen Bereichen.

Also politische Religion in diesem Sinne? Kein Problem, sondern geradezu wünschenswert und vor allem Alltag. Das gesellschaftliche Engagement mit religiöser Begründung ist in Deutschland nicht nur möglich, sondern Teil der demokratischen Kultur und geradezu notwendig. Insofern ist selbstverständlich auch ein politischer Islam keineswegs per se ein Problem. Es gibt grundsätzlich eine enge Beziehung zwischen Religion und Politik. Und doch sind beide auch klar zu unterscheiden. Schwierig wird es, wenn diese grundsätzliche Unterscheidung, die Trennung von Religion und Staat nicht wirklich respektiert wird. Wo und wie das passiert, ab wann es kritisch wird, ist nicht immer einfach festzustellen. Es verwundert nicht, dass es darüber zunehmend heftige Debatten und immer wieder Streit gibt. Wo sind die Grenzen, die zivilgesellschaftliches Engagement von politischer Instrumentalisierung der Religionen trennen? Und wie sind sie zu identifizieren?

Ich nenne vier Beispiele, bei denen in letzter Zeit solche Fragen aufkamen:

1. Die Ankunft von vielen Flüchtlingen, besonders seit 2015, hat für Spannungen zwischen Staat und Kirchen gesorgt. Sind kirchliche Interventionen in der Flüchtlingspolitik legitimer Ausdruck einer öffentlichen Theologie? Oder findet hier eine Kompetenzüberschreitung statt, so dass es heißen müsste: Schuster, bleib bei deinen Leisten?

2. Vor fast genau einem Jahr hängte der Freistaat Bayern per Dekret Kreuze auf. Ist das legitimer Ausdruck der kulturellen Identität oder Instrumentalisierung der Religion für politische Zwecke, zum Beispiel als klare ablehnende Geste gegenüber dem Islam?

3. Nicht wenige Christen aus dem rechten oder evangelikalen Spektrum betonen, überhaupt nicht politisch zu sein, mischen sich aber in Sachen Homo-Ehe, zur Abtreibungsgesetzgebung oder zu Genderfragen

eminent politisch ein. Was ist Beteiligung im öffentlichen Diskurs mit religiöser Überzeugung? Und ab wann wird Religion für politische Zwecke instrumentalisiert?

4. »Der Stoff aus dem die Konflikte sind«<sup>2</sup>: das Kopftuch oder die islamischen Bekleidungs Vorschriften für Frauen. Ist der berüchtigte Quadratmeter nun Ausdruck der persönlichen Frömmigkeit oder politisches Symbol? Und anschließend daran: Geschlechtertrennung oder Halal-Speisen in Kitas – welche Scharia-Normen sind mit der freiheitlich demokratischen Ordnung vereinbar? Und wann wird der politische Islam zum Islamismus, der unseren Lebensstil zum Feindbild erhebt und die gemeinsame Basis zu unterlaufen versucht? Und es gibt ja auch Stimmen, die die islamischen Verbände in Deutschland für politische Organisationen halten und diesen überhaupt den Charakter von Religionsgemeinschaften absprechen.

Diese Beispiele werfen letztendlich folgende grundsätzlichen Fragen auf: Wie viel Trennung von Staat und Religion wollen wir? Wie viel und welche Art von Kooperation brauchen wir? Sind unserer Strukturen fit für die Herausforderungen der Gegenwart und welche Visionen sind tragfähig für die Zukunft?

#### Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Harald Lamprecht: Herr Schäuble, in einem Aufsatz für die Zeitschrift *Pastoraltheologie*<sup>3</sup> haben Sie 2016 geschrieben: »Religion ist politisch, aber sie ist nicht Politik.« Und Sie haben zugleich kritisiert, es gehe der evangelischen Kirche oft primär um Politik. Was meinen Sie damit? Wie sollen sich Religionsgemeinschaften in politischen Fragen denn zu Wort melden?

Wolfgang Schäuble: Das Grundgesetz fordert die weltanschauliche Neutralität des Staates, macht die Religion aber nicht zur Privatsache, sondern zum Teil des öffentlichen Raums und sieht in ihr eine ganz wichtige Voraussetzung für eine stabile Freiheitsordnung. Es gibt ja die berühmte Aussage des vor kurzem verstorbenen Verfassungsrechtlers Ernst-Wolfgang Böckenförde, dass der freiheitliche Staat von Voraussetzungen lebt, die er selber gar nicht zu schaffen im Stande ist. Das ist im Grunde die kürzeste Form, die Bereiche Religion und Politik zu unterscheiden. Und

<sup>2</sup> Sabine Berghahn, Petra Rostock (Hrsg.): *Der Stoff aus dem die Träume sind. Debatten um das Kopftuch in Deutschland, Österreich und der Schweiz.* Bielefeld 2009.

<sup>3</sup> Wolfgang Schäuble: *Das Reformationsjubiläum 2017 und die Politik in Deutschland und Europa.* In: *Pastoraltheologie*, 105. Jg. 2016, Heft 1, S. 44–53.

natürlich ist Religion, das heißt die Art, wie Menschen aus ihrem Glauben leben, immer auch politisch, denn sie leben ja in dieser Welt. Und deswegen müssen Religionsgemeinschaften und Kirchen ihr Wort in die politische Debatte einbringen. Aber wenn die Offenheit des Staates für unterschiedliche Glaubenshaltungen, wenn die Religionsfreiheit gewährleistet sein soll, dann kann nicht eine Religion oder eine Überzeugung die politische Entscheidung ersetzen. Politik ist am Ende – nach Diskussionen und Kompromissen – eine Entscheidung der Mehrheit.

Und es ist in der Tat wichtig, dass man in der Öffentlichkeit wahrnimmt, dass Kirche nicht nur für politische Diskussionen steht, sondern zunächst mal für etwas Anderes, für die Verkündigung. Und bei uns kommt das meiner Meinung nach ein bisschen zu kurz. Ich finde, wir Protestanten sollten darauf achten, dass wir als Kirche wahrgenommen werden.

Lamprecht: Frau Käßmann, auch Sie kennen den Vorwurf, die evangelische Kirche sei zu stark politisiert. Können Sie das nachvollziehen?

Margot Käßmann: Nein, das kann ich nicht nachvollziehen. In Zeitungen wird über die politischen Kontroversen des Kirchentages berichtet. Aber es wird nicht berichtet, dass jeder Kirchentagstag um 09.30 Uhr mit einer Bibelarbeit anfängt. Das, was politisch hier in Dortmund diskutiert wird, geschieht auf der Grundlage des Nachdenkens über die Bibel und aufgrund der Botschaften der Gottesdienste, die wir hier feiern. Aber die sind natürlich medial nicht so interessant wie eine richtig knackige politische Kontroverse.

Ich denke schon, unsere Kirche hat zu allererst das Evangelium zu verkündigen, die Menschen in den schönsten und schwersten Zeiten ihres Lebens zu begleiten und ein aktives Gemeindeleben zu gestalten. Aber Kirche ist immer auch politisch. Und ich finde, eigentlich hat sich das in den letzten Jahrzehnten doch sehr gut entwickelt. Als ich jung war, da war klar: Evangelische wählen SPD und Katholiken wählen CDU. Das war einfach so. Heute hat sich das wesentlich verändert. Herr Schäuble ist evangelisch und dezidiert in der CDU. Genauso sind Angela Merkel und Ursula von der Leyen evangelisch, und viele andere. Und Andrea Nahles, bis vor kurzem Vorsitzende der SPD, ist katholisch. Da hat sich sehr viel vermischt und das finde ich gut.

Die evangelische Kirche ist vielfältig. Wir ringen, wir streiten. Und dieses Streitbare bei gleichzeitigem gegenseitigen Respekt ist in unserer aktuellen gesellschaftlichen Debattenkultur mit den ständigen Hasspöbeleien etwas Großartiges und Wichtiges. So wünsche ich mir den Diskurs in unserem Land, und dazu können wir als Protestanten, glaube ich, viel beitragen.

Martin Luther hat sich schon in seiner Schrift »An den christlichen Adel deutscher Nation« sehr klar dagegen ausgesprochen, dass die Kirche die Politik bestimmt. Und ich finde, dass das in Deutschland eigentlich gut funktioniert. Wir stehen im Dialog mit allen Parteien, die die Menschenwürde achten und für Demokratie und Recht einstehen. Und gleichzeitig veröffentlicht die evangelische Kirche manchmal eine Denkschrift, die die Politik ärgert oder reizt. Aber dann gibt es Gespräche darüber. Das ist ein gutes Miteinander.

Lamprecht: Gibt es auch Positionsaussagen evangelischer Christen, die Ihnen zu politisch sind?

Käßmann: Wenn mir jemand die eigene Position von seiner christlichen Grundauffassung her begründet, finde ich das respektabel. Und wenn ich anderer Meinung bin, muss ich das aushalten, und der andere auch. Aber ich erwarte, dass diejenigen, die sich aus der christlichen Haltung heraus äußern, auch darüber nachdenken, ob das tatsächlich etwas mit biblischer Botschaft zu tun hat.

Lamprecht: Herr Professor Holthaus, die *Konferenz Bekennender Gemeinschaften* hat Anfang des Monats zehn Thesen mit dem Titel »Evangelium statt Zivilreligion – Kirche muss Kirche bleiben«<sup>4</sup> veröffentlicht. In These vier wird kritisiert, dass »die gesellschaftliche Mehrheitsmeinung [...] weitgehend kirchliche Entscheidungsprozesse in Fragen des Glaubens und der Ethik« bestimmt. Und in These acht heißt es: »Der biblische Ruf zur Umkehr, der Ruf aus der Sünde und Trennung von Gott, die aktive missionarische Weitergabe der Grundlagen des Glaubens und des Evangeliums wird ersetzt durch regelmäßige polit-moralische Forderungen zur Verwirklichung des Reiches Gottes, der Weltverbesserung und demgemäß angepasster Religiosität im Sinne einer Wohlfühlreligion.« Ich frage Sie jetzt mal als Wissenschaftler, der sich mit Fragen der Wirtschaftsethik aus einer christlichen Perspektive heraus beschäftigt: Kann es nicht auch Umkehr von Sünde sein, für eine gerechtere Wirtschaftsordnung einzutreten?

Stephan Holthaus: Die Kritik der *Konferenz Bekennender Gemeinschaften* kann ich nachvollziehen. Als Freikirchler komme ich aus einer anderen Tradition, die in der Frage, wie politisch die Kirche sein darf, etwas sensibler ist als in der evangelischen Kirche von heute. In der Geschichte hat die Kirche mitunter den Fehler gemacht, viel zu politisch zu sein. Und

<sup>4</sup> <https://www.gemeindenetzwerk.de/?p=16470> [zuletzt gesehen am 28.01.2020].

die Freikirchen waren vielleicht zu unpolitisch. Diese Spannungen muss man sehen und aushalten. Wichtig ist: Die Prioritäten müssen klar sein.

Welche Priorität hat Kirche? Die Verkündigung des Evangeliums. Und daraus kann natürlich politisches Engagement folgen. Aber ich habe mitunter den Eindruck, dass in der evangelischen Kirche ab und an die politische Botschaft viel zu stark ist. Wenn ich sonntags nur das von der Kanzel höre, was ich am Tag vorher in der Zeitung gelesen habe, brauche ich die evangelische Kirche nicht. Wir sind in der Welt als Christen, aber sind nicht von der Welt. Die Priorität hat das Heil. Und ich wünsche mir von der evangelischen Kirche wie auch von meinen Kollegen, die als Pastoren in Verantwortung stehen, dass das Letzte im Zentrum der Botschaften steht und nicht das Vorletzte. Das hat ja Dietrich Bonhoeffer so schön deutlich gemacht. Und das wäre auch meine Kritik an vielen politischen Statements der evangelischen Kirche: Der Himmel sollte zuerst kommen und danach sehr wohl und sehr deutlich das Wohl der Erde.

Lamprecht: Wenn ich Frau Käßmann richtig verstanden habe, wäre es doch aber gar nicht so schädlich, wenn der Pfarrer in der Lage ist, das aus dem Evangelium zu begründen, was am Tag vorher in der Zeitung gestanden hat.

Holthaus: Auf keinen Fall. »Suchet der Stadt Bestes« ist ein biblisches Prinzip. Das sich Christen für Gerechtigkeit, für das Wohl dieser Welt einsetzen, ist ein natürlicher Ausfluss dessen, was im Heil, in Christus, ja in mir angelegt ist. Wir sollen uns für diese Welt einsetzen, aber dabei darf nicht die Botschaft des Evangeliums dermaßen in den Hintergrund gedrängt werden, dass es nur noch um ein innerweltliches Wohlfühlprogramm geht. Für die Hungernden? Ja. Für die Gerechtigkeit? Ja. Für die guten Werke? Ja. Aber die Priorität muss das Evangelium haben.

Käßmann: Ich höre das voller Respekt, aber mich stört die Andeutung einer Wohlfühlreligion, das finde ich despektierlich. Im Evangelium steht: Da, wo ihr Menschen in Not besucht, wo ihr die Gefangen besucht, wo ihr die Hungernden speist, genau da begegnet ihr Jesus Christus. Das ist natürlich etwas eminent Politisches, aber gerade in dem innerweltlichen Handeln begegnen wir Jesus Christus und damit auch dem Heil. Und das hat ja nichts mit Wohlfühlen zu tun; das ist manchmal ganz schön anstrengend und eine harte Auseinandersetzung.

Lamprecht: Wir wollen nicht bei einer innerkirchlichen Diskussion verbleiben. Frau Kaddor, Sie waren Gründungsvorsitzende des *Liberal-Islamischen Bundes*. Warum haben Sie diesen Bund gegründet und wie äußert er sich politisch?

Lamya Kaddor: Die islamische Verbandslandschaft wurde lange Zeit durch vier sehr große, etablierte Verbände geprägt, nämlich den *Zentralrat der Muslime* (wobei der der kleinste ist), den *Verband der Islamischen Kulturzentren*, den *Islamrat für die Bundesrepublik Deutschland* und die *Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion e.V. (DITIB)*. Das hat auf mich, die ich hier in Westfalen geboren und aufgewachsen bin, und auf mein persönliches muslimisches Leben überhaupt keinen Einfluss gehabt. Ich bin gar nicht so fromm, wie viele vielleicht meinen. Ich war letztlich schon immer liberal-gläubig. Früher setzte ich mich freilich instinktiv für eine zeitgemäße Auslegung der islamischen Quellen ein und versuchte, danach zu leben, heute systematisierter. Jene vier Verbände tun das nicht – was legitim ist. Denn natürlich kann man auch einem konservativen Glaubensverständnis folgen; das möchte ich hier ausdrücklich sagen. Und man darf auch dafür einstehen, und es ist legitim, dass dabei bestimmte Interessen rivalisieren. Aber ich fühlte mich eben nicht vertreten, und andere Musliminnen und Muslime auch nicht. Und daraus erfolgte dann der konsequente Schritt, einen islamischen Verein zu gründen. Und zwar einen, der in Deutschland beheimatet ist, der keine direkten, aber auch keine wirklichen indirekten Verbindungen zu bestimmten Herkunftsländern hat. Unsere Mitglieder sind bunt gemischt und unterschiedlicher Herkunft. Uns eint neben dem Glauben unsere Beheimatung in Deutschland. Und wir wollen uns weitgehend nur zu Dingen äußern, die auch in einem Kontext zu Deutschland stehen – natürlich immer in Verbindung mit Religion, denn das ist das primäre Ziel dieses Vereins. Wir wollen eine religiöse Stimme sein.

Und wozu äußern wir uns? Die jüngste Pressemitteilung, die der Liberal Islamische Bund herausgegeben hat<sup>5</sup>, war bezogen auf die Beileidsbekundung einiger muslimischer Funktionäre, aber auch islamischer Organisationen wie dem *Islamrat für die Bundesrepublik Deutschland*, zum Tode von Mohammed Mursi, des ehemaligen Staatspräsidenten Ägyptens. Wir fanden es merkwürdig und auch sehr befremdlich, dass man sich derart öffentlich dazu äußert. Schließlich war Mursi Muslimbruder, und auch nicht irgendeiner. Er wurde demokratisch gewählt, aber er war kein Demokrat. Da gibt es nichts zu heroisieren, und schon gar nicht sollte man ihn zum Märtyrer machen. Wir waren uns aber nicht sicher, ob es eine gute Idee ist, dass sich unser Verband zu dieser eher außenpolitischen Sache äußert. Aber sie hat ja irgendwie doch auch mit den Muslimen in Deutschland zu tun. Also haben wir es getan, und ich glaube, das war auch richtig. Daran sieht man, dass auch unser Verband, der sich nicht politisch äußern möchte, seinen Umgang mit der Verbindung

<sup>5</sup> Pressemitteilung vom 21. Juni 2019: <https://lib-ev.jimdo.com/> [zuletzt gesehen am 28.01.2020].

von Religion und Politik finden muss. Es lässt sich nicht trennen. Und es ist ja auch ein Privileg, sich unabhängig von Regierung und Regierungsverantwortung politisch äußern zu dürfen. Das bedeutet Unabhängigkeit und die ist auch gewünscht. Wofür wären wir denn sonst da? Ich bin ja nicht nur ein religiöses Wesen, ich denke auch politisch. Und ich glaube, dass die religiöse Perspektive für den politischen Diskurs doch auch ganz förderlich sein kann. Deshalb kommen wir nicht ganz daran vorbei, uns hin und wieder politisch zu äußern, aber eben nur in einem gewissen Maß und ohne ein bestimmtes Klientel zu bedienen.

Lamprecht: Viele Menschen haben Angst vor einem politischen Islam. Was antworten Sie solchen Menschen?

Kaddor: Der Begriff »politischer Islam« ist sehr schwer greifbar. Die einen verstehen unter politischem Islam die Islamisten, also Muslime, die politische Ambitionen hegen und am liebsten irgendwo eine Art Gottesstaat errichten würden. Für andere symbolisiert das Tragen eines Kopftuches bereits einen politischen Islam. Diese Positionen gilt es zu unterscheiden. Ich persönlich spreche vom politischen Islam analog zum Islamismus, wenn versucht wird, einen islamischen, religiösen Gottesstaat zu erbauen. Das kann mit direkter Gewaltanwendung versucht werden, wie beim sogenannten *Islamischen Staat (IS)* sunnitisch-orthodoxer Prägung, oder auf parlamentarischem Weg durch die Nutzung demokratischer Strukturen.

Mit diesem politischen Islam, dem Islamismus, sollten wir alle ein Problem haben. Denn er bedroht in erster Linie Musliminnen und Muslime wie beispielsweise mich und viele andere und übrigens auch liberale Kopftuchträgerinnen, die es ja durchaus gibt. Wir müssen diesem Islamismus den Kampf ansagen, was in Deutschland, denke ich, relativ erfolgreich auch geschieht, denn die Politik hat das Thema ernst genommen.

Das bedeutet aber nicht, dass es keine jungen Menschen mehr gibt, die sich in diese Richtung radikalieren. Aber eine große Gefahr wie beispielsweise 2015 und 2016 sehe ich im Moment persönlich nicht.

Lamprecht: Sie verteidigen die Freiheit, ein Kopftuch zu tragen, obwohl sie selbst keines tragen.

Kaddor: Ich finde das nicht widersprüchlich. Alles andere würde meinem Verständnis von Liberalität widersprechen. Wobei ich natürlich zwischen dem freiwillig getragenen Kopftuch und dem aufgezwungenen differenziere. Es gibt für mich nichts Abscheulicheres als den Zwang, irgendetwas im Sinne des Glaubens zu tun – und das gilt übrigens für



jede Religion. Meine Eltern sagten immer: Du musst beten; du musst lernen, wie das alles geht. Es hat mich total genervt. Zwang und Glaube sind nicht vereinbar.

Das Tragen des Kopftuches mag für viele vielleicht noch fremd sein, wobei man sich nach über 60 Jahren des weit verbreiteten muslimischen Lebens in Deutschland doch langsam daran gewöhnt haben könnte. Man könnte langsam verstanden haben, dass diese Frauen uns nicht alle umbringen oder uns ihren Glauben aufdrücken wollen. Als ich noch jung war, wurde ich häufig gefragt, warum ich kein Kopftuch trage, und es wurde gedroht, dass ich in die Hölle komme, wenn man meine Haare sehe. Aber das hat sich inzwischen gewandelt, vielleicht auch weil Kopftuchträgerinnen inzwischen mehr Solidarität von Nicht-Kopftuchträgerinnen erfahren. Ich glaube, wir kommen langsam weg von gegenseitigen Beurteilungen wie »gute Muslimin« und »schlechte Muslimin« oder »gottgefällige« und »nicht gottgefällige«, auch wenn wir nun gerade wieder eine gesamtgesellschaftliche Debatte über das Kopftuch haben. Aber die kommt halt turnusmäßig ungefähr einmal im Jahr – eine unendliche Geschichte.

Lamprecht: Aktuell wird diskutiert, bis zu welchem Alter das Tragen des Kopftuches ein Problem darstellt, da man beobachtet, dass immer mehr Kinder dazu verpflichtet werden.

Kaddor: Das erzwungene Tragen von religiösen Symbolen, egal ob Kopftuch oder etwas Anderes, darf bei Kindern unter 14 Jahren keine Rolle spielen. Aber ich bin auch gegen ein Kopftuchverbot bei dieser Altersgruppe. Was würde denn passieren? In der Schule dürften junge Mädchen kein Kopftuch tragen, außerhalb wäre es aber weiterhin ein Muss. Sie lernen: Da draußen muss ich das Kopftuch ablegen, in meiner Community soll ich es tragen. Es gibt ein klares Richtig und ein Falsch, man muss sich entscheiden. Zu was sonst, außer zu Zerrissenheit und Stigmatisierung kann das führen? Aber genau das wollen wir doch vermeiden, wenn wir junge Menschen mit Zuwanderungsgeschichte integrieren wollen. Es darf nicht heißen »deutsch oder muslimisch«, sondern »deutsch *und* muslimisch«. Wir müssen mehr mit den Eltern reden und nicht die Schülerinnen in eine Dilemma-Situation verfrachten. Das hielte ich für einen großen Fehler.

Holthaus: Es ist ja auch gar nicht so lange her, dass das Kopftuch in unserer Gesellschaft generell einen festen Platz hatte. Ich selbst komme aus einer Freikirche, in der bis in die 1960er- und 1970er-Jahre Kopftuch getragen wurde. Heute gibt es in Deutschland große russlanddeutsche Gemeinden, in denen man praktisch alle Frauen mit Kopftuch sieht. Ich

wäre sehr vorsichtig, hier ein Verbot einzuführen. Denn ein solches berührt auch die Religionsfreiheit. Der Staat sollte sich nicht einmischen, wenn sich Menschen freiwillig und aus ihrem Glauben heraus für das Kopftuch entscheiden. Es wäre ja auch unvorstellbar, dass der Staat das Tragen von Kreuzen als unzulässiges religiöses Bekenntnis verbietet.

Schäuble: Ich fühle mich durch eine Person mit Kopftuch nicht bedroht. Vielleicht ist das ja für einige hier beruhigend zu hören. Und ich habe auch gerade das Gefühl, wir diskutieren ein Problem, das es, jedenfalls seitens des Staates, noch nicht gibt. Es ist ja bei uns nicht verboten, ein Kopftuch zu tragen.

Käßmann: Aber es wird darüber diskutiert.

Lamprecht: Und es hängt davon ab, in welchem Amt Sie sich befinden.

Schäuble: Gut, es gibt bestimmt Sonderfälle. Pfarrern oder Pfarrerinnen wird die Ordnung ihrer Kirche sicherlich sagen, dass sie sonntags im Gottesdienst kein Kopftuch tragen sollen. Einsatzkräfte der Polizei müssen bestimmte Uniformen tragen, damit sie erkennbar sind und ihre Funktion auch wahrnehmen können. Im Krankenhaus können schon aus hygienischen Gründen nur bestimmte Kleidungsstücke getragen werden. Aber niemand käme auf die Idee, über ein generelles Kopftuchverbot nachzudenken. Das wäre ja grob verfassungswidrig. Wir sollten da also nicht unnötig problematisieren.

Ich finde es aber gut, dass es innerhalb der muslimischen Community diese Debatte gibt. Und ich stimme mit Frau Kaddor überein, dass Recht der Frauen, ein Kopftuch zu tragen, ist zu verteidigen. Aber das Recht, es zu tragen, ist etwas anderes als der Zwang, es zu tragen. Und genau da ist für mich die Grenze. Religion muss politisch sein, aber sie hat eben keine politischen Entscheidungen zu treffen oder staatliche Entscheidungen zu erzwingen – nicht der politische Islam, aber übrigens auch nicht der politische Protestantismus oder Katholizismus. Dann wären Toleranz und Freiheit am Ende.

Kaddor: Ich bin sehr froh, in einem Rechtsstaat zu leben, in dem ein Kopftuchverbot nicht denkbar ist. Aber es geht noch um mehr, nämlich um die unterschiedliche gesellschaftliche Bewertung. Die führt beispielsweise dazu, dass Kopftuchträgerinnen bei gleicher Qualifikation erwiesenermaßen einen sehr viel schwereren Zugang zu einem Beruf haben.

Vielleicht darf ich einen Appell formulieren, Herr Schäuble, wenn Sie schon mal hier sitzen. Der Politik ist es nicht ausreichend gelungen, unserer Gesellschaft zu vermitteln, dass wir alle Teil einer Einwanderungs-

gesellschaft sind. Es wurde nicht vermittelt, dass sich Gesellschaften immer im Wandel befinden. Man hat zu lange signalisiert: Alles ist gut und bleibt, es tut sich hier nichts. Und uns geht es ja auch gut. Trotzdem verändert sich unsere Gesellschaft. Ich finde, da könnte man deutlicher sagen, dass dies selbstverständlich ist. Wir müssen uns davon nicht bedroht fühlen. Betonen Sie stärker, dass Vielfalt, auch religiöse Vielfalt, uns nicht bedroht, sondern etwas Positives darstellt. Das würde mal richtig guttun.

Käßmann: Ich denke, Frau Kaddor hat recht. Wir wollen als unterschiedlich religiöse Menschen in Deutschland leben; und es ist zuallererst die Aufgabe des Staates, dafür eine freiheitlich demokratische Grundordnung als Basis des Zusammenlebens zu schaffen. Gleichzeitig braucht es die politischen Signale für eine postmigrantische Definition des Deutschen. Das definiert sich ja nicht mehr darüber, ob meine Eltern und Großeltern von hier stammen. In unserem Land leben Menschen unterschiedlicher Herkunft und Religion zusammen. Das ist eine Bereicherung.

Was das Miteinander der Religionen angeht, können die liberaler eingestellten relativ gut miteinander reden. Das gilt übrigens auch fürs Judentum. Wenn es auf allen Seiten fundamentalistisch wird, gestaltet es sich oft schwieriger, weil dann die Wahrheitsfrage im Raum steht. Wenn ein religiöser Mensch sagt, er habe die einzig mögliche Wahrheit, dann wird er alle anderen, die diese nicht teilen, abwerten. Viele müssen deshalb lernen zu sagen: Ich habe für mich meine Wahrheit gefunden. Aber ich respektiere, dass andere Menschen einen anderen Weg zu Gott finden. Nur wenn die Religionen diese Haltung einüben und auch anerkennen, dass Menschen ohne Religion in unserem Land frei leben dürfen, sind wir fähig, in einem demokratischen Land unsere jeweils eigene Religion frei und mit ihren politischen Aspekten auszuleben.

Holthaus: Also, da möchte ich Frau Käßmann doch ein bisschen widersprechen. Man kann sehr wohl fundamentale Überzeugungen haben und trotzdem andersglaubende Menschen respektieren und mit ihnen ins Gespräch kommen. Wenn Herr Schäuble sagt, er sei von Herzen CDUler, ist das ja auch nicht automatisch eine Abwertung von Mitgliedern anderer Parteien. Es kommt auch da darauf an, wie ich mit anderen umgehe und ob ich andere Meinungen auch respektieren kann. Und wir brauchen auch Menschen, die ein klares Wahrheitsverständnis in religiösen Fragen und klare Überzeugungen für ihr persönliches Leben haben. Das ist doch eine gute Voraussetzung für Diskussion und Dialog.

Lamprecht: Haben Sie schwierige Auseinandersetzungen mit Fundamentalisten in Ihren Reihen?

Holthaus: Es ist völlig klar, dass es auch in meinen Kreisen Leute gibt, die dermaßen fundamental unterwegs sind, dass ein Dialog überhaupt nicht mehr möglich ist. Das gibt es in allen Religionen. Da arbeiten wir dran und müssen lernen, aber ich denke, da hat sich auch vieles getan. Es ist ein Problem, wenn anderen der Glaube abgesprochen wird und man nicht mehr gesprächsfähig ist, weil man nur noch sich selbst sieht. Wir Christen haben, auch was das Politische angeht, die Verpflichtung in Frieden mit Andersdenkenden und auch anderen Religionen umzugehen und miteinander zu leben. Wer Dialog und das Gespräch verweigert, ist im Grunde genommen eine Gefahr für die freiheitliche Gesellschaft. Es kommt jedoch leider in allen Religionen vor. Und das nicht nur bei konservativen oder fundamentalen Positionen. Es gibt auch linke Meinungen und Überzeugungen, die nicht mehr diskursfähig sind. Deswegen müssen wir in einem freiheitlich demokratischen Rechtssystem auch den religiösen Dialog führen, und dafür stehe ich.

Lamprecht: Frau Käßmann, wie demokratisch ist denn der Glaube? Kann man den durch Mehrheitsentscheidung bestimmen? Das wird uns evangelischen Christen ja häufig vorgeworfen.

Käßmann: Glaube lässt sich nicht durch Mehrheitsentscheidungen bestimmen. Jeder Mensch ist erstmal individuell gläubig. Und im evangelischen Verständnis muss noch nicht mal Kirchenmitglied sein, wer gläubig ist. Ich wünsche mir natürlich, dass Christen Mitglieder der Kirche sind. Aber Luther hat sehr klar gesagt, die Kirche sei keine Heilmittlerin, sondern jeder Mensch kann selbst ein persönliches Verhältnis zu Gott entwickeln, kann persönlich beten.

Die Kirche war trotzdem von Anfang an ein Gemeinschaftsunternehmen. Jesus ist nicht allein durch Israel/Palästina gewandert, sondern mit Frauen und Männern an seiner Seite. Von Beginn an wurden in der Geschichte des Christentums Gemeinden gegründet. Aber es ist unvorstellbar, die Glaubensüberzeugung von Einzelnen niederzustimmen, weil 75 Prozent etwas Anderes glauben. In Glaubensfragen geht das nicht. Aber bei der Verabschiedung einer Kundgebung oder einer Friedensschrift der EKD-Synode ist das natürlich etwas Anderes. Da wird heiß und heftig diskutiert und am Ende muss es eine Mehrheitsentscheidung für einen Text geben. Aber ich habe noch nie erlebt, dass danach die unterlegene Fraktion beleidigt den Saal verlässt. Selbst bei einem so hochsensiblen Thema wie der Homosexualität – und kaum eine ethische Frage wurde in den letzten 20 Jahren in der evangelischen Kirche so heftig diskutiert – gab es am Ende in fast allen Synoden Mehrheitsentscheidungen, die anerkannten, dass Gott die Menschen in ihrer Liebe verschieden geschaffen hat und wir weder verurteilen noch benachteiligen

dürfen. Das war ein langer und wichtiger Prozess, bei dem auch einige in ihren Glaubensüberzeugungen verletzt wurden. Diese Spannungen auszuhalten und zusammenzubleiben, war schwer. Schwierige ethische Fragen, die uns in unserer persönlichen Haltung direkt betreffen, sind ja schnell emotional sehr aufgeladen. Aber ich bin überzeugt, dass die evangelische Kirche trotz allem diese Entscheidung nun gemeinsam trägt. Niemand sollte sich niedergestimmt fühlen und der Respekt vor der anderen Meinung bleibt.

*In dieser Veranstaltung wurde eine Resolution verabschiedet, vgl. S. 533.*

---

# Podienreihe **Wirtschaft, Demokratie, Eigentum**

## **Demokratie unter Druck**

### Wie Vertrauen in das Politische wächst

Vortrag und Gespräch<sup>1</sup> am Freitag, 21. Juni 2019, Warsteiner Music Hall

Prof. Dr. Gesine Schwan, Politikwissenschaftlerin und Präsidentin  
Humboldt-Viadrina Governance Platform, Berlin  
Sven Giegold MdEP, Brüssel/Belgien

#### **Moderation:**

Prof. Dr. Stefanie Molthagen-Schnöring, Kommunikations-  
wissenschaftlerin, Berlin

#### **Impuls von Gesine Schwan**

Ich bin gebeten worden, in 20 Minuten zu erklären, wie der Stand unserer Demokratie ist. Und dann auch noch zu sagen, wie wir da wieder rauskommen, weil der Stand im Moment nicht besonders erfreulich ist. Ich werde mein Bestes tun.

Dass der Stand nicht besonders gut ist, haben die Europawahlen, haben die vielen neuen Erscheinungen von Gewalt auf der Straße, von scharfen, intoleranten Kommunikationsformen gezeigt. Dass die Situation sehr schwierig ist, ist, glaube ich, offenkundig. Und wenn wir versuchen, das auf einen Fokus zu bringen, dann passt das Kirchentagsmotto, meine ich, sehr gut. Wenn ich das richtig sehe – ich habe mich gestern mit einem Theologen länger darüber unterhalten –, dann ist das ein staunender Ausruf: »Was für ein Vertrauen!« Ein Wundern darüber, dass dieses Vertrauen aufgebracht wird. Und das Vertrauen wird offensichtlich zurzeit nicht aufgebracht, in was und wen auch immer.

Dieses Vertrauen, das Bauen darauf, dass es gut wird, dass man mit anderen zusammen etwas machen kann, das die Grundlage von Demokratie ist, ist über weite Strecken sehr erodiert, ist geschmolzen. Jetzt können wir entweder sagen: Wenn das Vertrauen nicht da ist und die

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch mit Sven Giegold wurde in Absprache mit den Beteiligten bearbeitet und gekürzt.

Demokratie ist gefährdet, dann müssen wir anständig Polizei, Militär und Gefängnisse auffahren. Oder wir sagen: Die Menschen sind vertrauensfähig und vertrauenswürdig, aber es gibt Umstände, soziale Umstände, politische Umstände, materielle Umstände, die diese Vertrauensfähigkeit und diese Vertrauenswürdigkeit sehr stark kaputt machen. Ich gehöre zu den Zweiten. Ich sage: Der liebe Gott hat die Menschen nicht einfach gut, aber auch nicht böse geschaffen, sondern mit sehr unterschiedlichen Potenzialen. Und wir haben Einfluss darauf, ob die besseren Potenziale sich durchsetzen oder die schlechteren. Und wenn die schlechteren sich durchsetzen, dann muss man natürlich immer noch ans individuelle Verantwortungsbewusstsein der Menschen appellieren. Jede Tat ist dann den Personen zuzuordnen, die sie tun. Aber auf der anderen Seite muss man auch die Umstände anschauen, unter denen plötzlich so viel Gewalt, so viel Ressentiment, so viel Häme, so viel Feindseligkeit, so viel Härte auftauchen.

Als Politikwissenschaftlerin, aber auch als Philosophin, sage ich: Wir müssen uns die Umstände angucken, die diese negative Häufung von Erscheinungen gefördert haben. Das kann ich nur in Stichworten tun, aber ich will es wenigstens ganz kurz historisch und systematisch erläutern. Historisch gibt es einen Vorlauf, mindestens seit dem Ende der 1970er-, jedenfalls seit den 1980er-Jahren, wo global, aber auch bei uns, sehr viel Neues entstanden ist. Das Ende des Ost-West-Konflikts, das ich natürlich als Berlinerin sehr begrüßt habe, hat mit dazu geführt, dass viele im Westen meinten, sie müssten jetzt gar nicht mehr die Demokratie verteidigen oder wirklich gut pflegen. Denn sie hat sowieso gesiegt, und jetzt können wir uns auf etwas anderes konzentrieren. Sie ist auch nicht mehr nötig, um unsere Wirtschaft, unsere Marktwirtschaft, durchzusetzen. Diese Einstellung gab und gibt es heute vielfach. Viele meinen, die Wirtschaft zum Florieren zu bringen, ist das Entscheidende. Demokratie ist nicht so wichtig. So denken auch Verantwortungs- und Entscheidungsträger in unserer Gesellschaft, und das ist sehr gefährlich. Denn ohne diese Demokratie wird es auf Dauer sicher auch ein Florieren von Wirtschaft geben, aber ein sehr zerstörerisches Florieren von Wirtschaft. Und das wollen wir nicht.

Eine weitere globale Erscheinung war, schon unabhängig von dem historischen Ereignis von 1989, dass sich mehr und mehr – technisch, technologisch, aber eben auch ökonomisch – eine Entgrenzung des Nationalstaates durchgesetzt hat, die sich dann auch politisch durchgesetzt hat, insbesondere zunächst im angelsächsischen Raum, also in USA und Großbritannien unter Reagan und Thatcher. Damit ist die Demokratie, die wir ja kennen aus dem nationalstaatlichen Rahmen (wir denken immer an einen demokratischen Staat), sehr beeinträchtigt worden, weil mit der Entgrenzung wichtiger Tätigkeiten, vor allem der wirtschaftli-

chen, aber auch der technologischen, und damit auch der Kommunikation, grundsätzlich der Bereich, in dem nationale Demokratien handeln konnten, entgrenzt wurde. Es entstand eine Art Hase-Igel-Situation: Immer wenn die Demokratie, der demokratische Staat, irgendetwas machen wollte zugunsten der Bürgerinnen und Bürger, um entweder die Folgen von ökonomischem Scheitern oder vom Schließen von Unternehmen und Arbeitslosigkeit einzudämmen, dann war der Igel (in der Geschichte ist es ja eigentlich die Frau des Igels) schon weit weg; man kam nicht hinterher.

Was nationale Regierungen bis heute machen können, ist einiges. Aber viel weniger, als von ihnen erwartet wird. Und zwar nicht, weil sie schlechter oder korrupter oder sonst irgendetwas sind. Sondern weil ihr Regelungsbereich viel enger ist als der Regelungsbereich der transnationalen Konzerne, der Akteure, der Technologie. Und wenn diese Diskrepanz besteht, muss man sich nicht wundern, dass die demokratische Politik Unzufriedenheit auslöst. Das ist völlig naheliegend. Sehr naheliegend ist auch, dass man das ganz schnell personalisiert. Natürlich sind auch einzelne Politikerinnen und Politiker daran schuld, aber es ist erstmal eine allgemeine Tendenz, die wir zu Kenntnis nehmen müssen, und wo wir auch Abhilfe schaffen müssen, damit wieder mehr Deckungsgleichheit entsteht zwischen dem, was wir demokratisch politisch regeln können, und dem, was andere Akteure machen. Da muss es mehr Koordination geben.

Naheliegend wäre ja nun, dass sich Regierungen zusammentun und dann gemeinsam wieder den Bereich Wirtschaft, Soziales, Technologie demokratisch gestalten. Aber wir sehen in der Europäischen Union, wie schwer es ist, dass sich Regierungen von Nationalstaaten einigen. Und das hat wiederum einen Grund. Sie erhalten nämlich jeweils ihre Macht aus Wahlen – das wollen wir in der Demokratie so. Aber aus Wahlen von nationalen Wählerinnen und Wählern, die keineswegs unbedingt ein Interesse haben an den Dingen, die irgendwo in einem ganz anderen Staat stattfinden. Die Finnen sind nicht automatisch interessiert an Italien, die Spanier sind nicht automatisch interessiert an Estland, usw. Das sind sehr unterschiedliche Interessen und sie legen nahe, dass diejenigen, die die Macht von ihren nationalen Wählerinnen und Wählern erhalten wollen, keine Rücksicht nehmen auf das, was in anderen Ländern passiert. Sondern im Gegenteil – und das ist eine Dynamik, die in der EU stattgefunden hat – sich sogar mentale, kulturelle Vorteile, also Meinungsvorteile verschaffen, indem sie auf andere runterblicken, andere schlechtmachen oder verantwortlich machen für Missstände. Man hat in den Nationalstaaten in Europa in den letzten 15 Jahren für Missstände andauernd andere – andere Staaten oder die EU – verantwortlich gemacht und nicht die eigene Position. Das ist alles sehr naheliegend, aber nicht schön.



Es kam hinzu, dass zusammen mit den ökonomischen und politischen und den theoretisch politischen Entscheidungen, die seit dem Ende der 1970er-, aber ganz stark seit den 1990er-Jahren stark wurden zugunsten dessen, dass möglichst der Markt alles regeln soll und nicht die Politik (die beschuldigt wurde, dass sie korrupt und unfähig und kurz-sichtig und bürokratisch und sonst was alles ist), etwas geschehen ist, was dann immer passiert; nämlich nicht ein Ausgleich zwischen den Menschen, sondern ein immer stärkeres Auseinanderdriften zwischen den Positionen, zwischen Eigentum, Bildung usw. in der Gesellschaft. Es gab die Theorie, dass der Markt automatisch immer wieder ein Gleichgewicht schafft, und damit auch ungefähr eine Gleichheit in der Gesellschaft stattfindet beziehungsweise dass die Ungleichheiten produktiv sind, weil die Menschen sich dann mehr anstrengen und auf diese Weise Wirtschaftsleistung, Wachstum usw. gefördert werden. Aber was entstanden ist und was wir heute ganz klar sehen, ist, dass die Ungleichheit immens gesteigert wurde. Und das hat Folgen für die Menschen und die Gesellschaften. Es ist nicht so, dass durch diese Ungleichheit die Produktivität gesteigert wurde oder insgesamt das Wohlbefinden. Das haben viele wissenschaftliche Untersuchungen gezeigt. Sondern durch diese Ungleichheit ist sehr viel Ärger entstanden, sehr viel Ungerechtigkeitsgefühl, sehr viel Zerstörung von Selbstwertgefühl. Was noch gesteigert worden ist durch diese ganze Theorie der Marktradikalität – den Markt ins Zentrum zu stellen –, ist, dass der Wettbewerb zu einem allgemeinen Prinzip gesellschaftlichen Verhaltens gemacht wurde. Das halte ich persönlich für eine besonders giftige Entwicklung. Sie hat ganz viele Menschen zerstört. Es liegt schon im Begriff, wenn man im Wettbewerb steht, dass einige vielleicht gewinnen. Der Rest sind Verlierer. Diese Durchsetzung des Wettbewerbsprinzips nicht nur auf dem Markt der Wirtschaft, sondern im Bildungswesen und woanders auch, hat sehr viele Verlierer und damit unglückliche Menschen geschaffen, die sich natürlich dagegen wehren, dass sie sich immerfort irgendwo hintendran fühlen. Ich erinnere mich an eine Rede von Olaf Henkel, als er Präsident des Bundesverbandes der Industrie wurde. Da hat er eine programmatische Rede gehalten. Er hat gesagt, wir müssen von einer Wettbewerbs-Wirtschaft zu einer Wettbewerbs-Gesellschaft kommen. Und das war der kardinale Fehler und kardinale Missgriff. Denn das bedeutet, dass man zum Beispiel mit den kleinen Dötchen<sup>2</sup> in der 1. Klasse oder Vorschule schon beginnt, dass sie nicht die Letzten sind, sondern die Ersten. Dass sie alle um die Wette rennen, dass sie die Besten sind. Dass sie von zu Hause mitbekommen, in der Angst des Wettbewerbs, dass sie unbedingt die

<sup>2</sup> Im Rheinland und im Ruhrgebiet übliche Bezeichnung für jüngere Menschen, besonders Schulanfänger\*innen, Anm. d. Hrsg.

Besten sein müssen, und sie müssen nach bestimmten Normalitätsvorstellungen ganz schnell laufen. Das schafft kein gutes Lernverhalten und das schafft kein gutes Selbstwertgefühl. Und wer kein gutes Selbstwertgefühl hat (das entsteht durch familiäre Zuwendung, durch Zuwendung von nahen Personen, aber auch durch Leistung), der kann nicht gut lernen und kann auch nicht gut vertrauen. Das ist ein ganz kardinaler psychologischer und sozial-psychologischer Zusammenhang. Diese Manie des Wettbewerbs – ich bin zehnfache Großmutter, wobei ich sagen muss, dass zwei aus der eigenen Familie kommen, acht kommen aus der Familie meines Mannes – kann man überall sehen. Die Idee, dass es normale Entwicklung von Kindern gäbe, die Idee, dass sie dauernd um die Wette rennen müssen, um Erste zu sein, ist nichts als zerstörerisch. Sie setzt auf eine Motivation, die nicht sagt: Wir haben Freude daran, gemeinsam unsere Herausforderungen zu bewältigen, gemeinsam ein Theaterstück aufzuführen, gemeinsam einen Weg für unsere Kommune zu finden. Sondern sie setzt darauf, dass wir als Einzelne wie die Verrückten rennen und immer besser sein müssen als die anderen, und dass unser Selbstwertgefühl davon abhängt, dass wir besser sind als die anderen, und umgekehrt, dass die anderen schlechter sind. Das ist eine irrsinnige sozial-psychologische Konstruktion und sie liegt meines Erachtens der Unzufriedenheit, der Wut, dem Ressentiment überall zu Grunde.

Darüber hinaus ist in den letzten Jahren aufgrund der politischen Konstellationen immer weniger in Erscheinung getreten, dass es in einer demokratischen Politik – auch in einer repräsentativen Demokratie, die durch Parlament und Parteien sehr stark strukturiert ist – notwendig ist, alle Probleme von verschiedenen Seiten zu sehen und Alternativen aufzuzeigen. Wenn eine Atmosphäre entstanden ist, und sie ist entstanden mit diesem berühmten *there is no alternative*, dass es nur *so* geht und nicht anders, und wenn damit verbunden ist, dass überhaupt keine Frage mehr gelöst wird, sondern man ein Krisenmanagement nach dem anderen macht, dann ist das ein Misstrauen in die Politik, das selbstverständlich entsteht. Und warum ist das so gewesen? Da haben natürlich handelnde Personen eine Rolle. Aber auch: Die Lösungen von Konflikten und Interessengegensätzen in der Politik gehen nicht so, dass keiner merkt, was passiert – sozusagen im Kleinen fummeln. So kann man politische Konflikte nicht lösen. Sondern man muss sie offen darlegen und man muss auch sagen, wenn man bestimmte Risiken eingeht – weil es vielleicht gut ist für die nächsten zehn Jahre und nicht gut ist für den Erfolg in den nächsten fünf Monaten. Das muss man offen besprechen. Es ist ein Misstrauen in Menschen – da haben wir wieder Vertrauen und Misstrauen – und ein Misstrauen in die Demokratiefähigkeit von Menschen, wenn man meint, man müsse alles irgendwie unter der Decke

halten. Hauptsache sie sind gut versorgt mit Geld und kaufen ein, dann werden die Menschen schon ruhig sein. Das ist eine undemokratische Einstellung, eine antidemokratische Einstellung, eine zerstörerische Einstellung. Und es ist auch eine Versuchung und eine Gefahr, wenn Menschen, durchaus objektiv und analytisch festgestellt, in Verliererpositionen kommen; und viele Ostdeutsche haben aus vielen Gründen eher verloren als Westdeutsche – bei allen Vermischungen, die es jetzt gibt. Dann ist es eine Verführung zu sagen: Ich bin sowieso Verlierer, ich gebe jetzt auf, ich resigniere und ich bin jetzt nur noch in aggressiver Opposition. Das kennen wir alles. Wenn wir das Gefühl haben, es bringt sowieso nichts, dann werde ich nur wütend, denn dann werde ich bemerkt. Das ist aber nicht gut für die Demokratie. Und deswegen müssen wir Wege finden, uns mit solchen Fragen und Biografien der Verlierer (die es nicht nur in Deutschland gibt, sondern überall in Europa) positiv auseinanderzusetzen.

Eine große Lehre ist die Entwicklung der Europäischen Union, wo sehr viele Diskrepanzen entstanden sind und wo wir nicht einfach sagen können, soll doch jedes Land für sich sorgen. Das geht nicht mehr. Wir haben profitiert davon, dass es anderen Ländern schlecht geht – das müssen wir wirtschaftlich erkennen. Allein die Euro-Währung, gegen die so viele was hatten, hat im Grunde unserer Wirtschaft wahnsinnig gutgetan, weil sie viel zu niedrig ist in der Bepreisung, für die Südländer gleichzeitig viel zu hoch. Das sind systemische Probleme, die nicht damit zusammenhängen, dass wir besonders klug oder fleißig sind, sondern andere sind auch fleißig und klug. Unter diesen Währungsbedingungen kamen sie auf keinen grünen Zweig, und wir haben dann auch noch durch Erzwingung von Politiken in Europa durchgesetzt, dass die Diskrepanzen zwischen den verschiedenen Volkswirtschaften größer geworden sind und nicht besser, und dass innerhalb der Volkswirtschaften die Diskrepanzen auch größer geworden sind. Das gilt nicht nur für Deutschland Ost-West, das gilt für Nord-Süd und das gilt auch für Ost- und Westeuropa. Und wenn wir da rauskommen wollen zugunsten der Demokratie, dann müssen wir die Vergangenheit redlich angucken und wir müssen *zugleich* jetzt etwas tun.

Ich plädiere ganz stark dafür, dass Bürgerinnen und Bürger wieder spüren können müssen, dass sie selbst etwas in der Hand haben, dass sie selbst etwas bewirken können, dass sie mitgestalten können, dass sie ihre Ideen einbringen können. Unsere Bürgerinnen und Bürger sind viel ausgebildeter als vor 200 Jahren. Da ist ganz viel großartiges, auch moralisches Potenzial. Wir müssen mehr Mitgestaltungs-, Mitbestimmungsmöglichkeiten für Bürgerinnen und Bürger schaffen, und zwar erstens nicht diffus und zweitens nicht gegen die repräsentative Demokratie. Ich weiß, dass viele die repräsentative Demokratie im Moment nicht so

mögen. Aber der Gegensatz dazu ist direkte Demokratie, wo einfach entschieden wird und man nicht vermittelt. Das ist der Sinn der repräsentativen Demokratie, dass die verschiedenen Interessen unter Gemeinwohlgesichtspunkten vermittelt werden können. Damit aber trotzdem mehr Mitgestaltung ist; und natürlich, in einem 80-Millionen-Volk wie Deutschland – und 500 Millionen sind wir in Europa – kann ja nicht jeder alles mitbestimmen: Aber es gibt die Ebene der Kommunen, und dort kann mehr Mitgestaltung und Mitbestimmung geschehen. Sie sind sowieso weltweit die Orte, im Unterschied zu den nationalen Regierungen, wo Innovation geschieht, wo konkret Klimaarbeit gemacht wird, wo konkret Mobilitätssysteme durchdacht werden, wo konkret Flüchtlinge aufgenommen werden. Das sind die Kommunen und dass sie dort mitbestimmen – und das ist mein konkreter institutioneller Vorschlag –, dass Kommunen und Städte sich Beiräte einrichten, wo die Politik, also Verwaltung, Kommunen und Bürgermeister, aber auch die Unternehmen in diesen Bereichen und die Zivilgesellschaft zusammenkommen, durch Losverfahren ergänzt, aber auch sonst, und sich überlegen: Wo wollen wir in den nächsten zehn Jahren sein? Also Entwicklungspolitik nicht nur für den Globalen Süden, sondern für uns. Und dann werden wir automatisch merken, dass wir nicht Entwicklungspolitik nur für Kleinkleckersheim machen können. Wir hängen zusammen. Wir werden gemeinsam diese Entwicklung machen. Bürgerinnen und Bürger können mitentscheiden in ihrer Alltagsumwelt, aber im Kontext mit den großen globalen Bewegungen, wie wir das gestalten. Und das nenne ich dann gute Demokratie.

### Gespräch mit Sven Giegold

Stefanie Molthagen-Schnöring: Herr Giegold, Sie sind jetzt 10 Jahre dabei im Europaparlament. Was kann man dort im Sinne der Demokratie bewegen?

Sven Giegold: Ich bin da ja als Quereinsteiger reingekommen. Ich war nie vorher in einer politischen Partei, ich gehörte eher zu denen, die Parteien und deren Beschlüsse von der Seitenlinie kritisiert haben. Und dann habe ich da erlebt, wie es möglich ist, als Abgeordneter in Zusammenarbeit mit den Abgeordneten anderer Parteien Mehrheiten zu schaffen für Dinge, die ich nie erwartet hätte. Ich habe da eine positive Demokratieerfahrung gemacht. Die Liste der Dinge, die jetzt in europäischen Gesetzen stehen, die von uns da reingebracht wurden, die ist wirklich lang. Und das Gleiche können die anderen Europaabgeordneten auch sagen, solange sie dort konstruktiv mitarbeiten. Denn das Europaparlament ist ein starkes Parlament. Es gibt auch die, die innerhalb des Parlaments

eigentlich Fundamentalopposition machen, die erreichen dort auch nicht viel.

Was wir aber immer wieder erleben, ist, dass die Beschlüsse des Europaparlaments mehr am europäischen Gemeinwohl orientiert sind als die Position der Mitgliedsländer, weil wir eben eine gesamteuropäische Perspektive haben. Einzelne Partikularinteressen sind nicht so stark wie in einzelnen Staaten, die im Rat der Mitgliedsländer vertreten sind. Und ich will zwei ganz aktuelle Beispiele nehmen, wo das, glaube ich, brennt. Wir reden hier auf dem Kirchentag ganz viel über Seenotrettung. Schon vor zwei Jahren hat das Europaparlament parteiübergreifend von Christdemokraten, Linken, Liberalen, Grünen und Sozialdemokraten beschlossen: Wir wollen eine gemeinsame Grenzsicherung, einen fairen Verteilungsschlüssel für Flüchtlinge und ein Ende des Sterbens auf dem Mittelmeer. Aber gleichzeitig macht der Rat der Mitgliedsländer hier nicht mit. Und das wird hingenommen. Das fällt aber alles auf Europa zurück. Und deshalb ist es so entscheidend, dass Menschen mehr mitbekommen, wer in den europäischen Institutionen für was verantwortlich ist und welche Entscheidung blockiert hat. Nur wenn sie wissen, welches Mitgliedsland blockiert hat, welche politische Partei blockiert hat, und nicht ein diffuses Europa für schuldig erklärt wird; nur wenn in dem Sinne demokratische Transparenz, über Medien, über uns Politiker, über die Zivilgesellschaft hergestellt wird, nur dann werden die Bürgerinnen und Bürger die europäische Demokratie wirklich tief wertschätzen lernen.

Das zweite ganz Aktuelle ist meiner Meinung nach der Umgang mit dieser weltweiten großartigen Jugendbewegung *Fridays For Future*. Das ist eine ganz zentrale Frage: Macht eine neue Generation von Engagierten jetzt die Erfahrung, dass ihren Forderungen endlich Taten folgen? Und das ist auch nicht nur eine Frage des Klimaschutzes, es ist auch eine Frage der Demokratie. Wenn die jetzt erleben, dass ihren legitimen Forderungen auf eine gute Zukunft nicht Folge geleistet wird, dann werden die irgendwann auch unzufrieden – zu Recht – mit den demokratischen Institutionen werden. Und das ist zentral, und da liegt ein ganz zentraler Schlüssel hier in Deutschland. Deutschland ist ein reiches Land, ein wirtschaftsstarkes Land, und wenn überhaupt ein Land Klimaschutz entschlossen vorantreiben kann und davon auch noch wirtschaftlich profitieren kann, dann ist das Deutschland. Ich finde es nur noch peinlich, dass nach den Klimarankings der Europäischen Kommission und europäischer NGOs die deutsche Bundesregierung und Deutschland bei der Umsetzung der von uns selbst mitbeschlossenen Klimaziele an drittletzter Stelle in Europa liegt. Wenn wir so mit unseren Jugendlichen umgehen, dann müssen wir uns nicht wundern, wenn die irgendwann sauer und verdrossen werden. Und deshalb ist die Verantwortung dieses Jah-

res, dass endlich Klimaschutz ernsthaft und konsequent gemacht wird, und zwar in ganz Europa, und dass Deutschland dabei nicht mehr Bremser, sondern Vorreiter ist. Das sind wir auch der Demokratie schuldig.

Molthagen-Schnöring: Sie waren ja Berichterstatter des Europaparlaments für Transparenz, Rechenschaftspflicht und Integrität in den EU-Institutionen. Und wir wissen aus Umfragen durchaus, dass auch der Eindruck entsteht, dass eben bestimmte Interessengruppen sich stärker durchsetzen, einen stärkeren Einfluss haben. Wie kann man denn solche Einflussnahmen im Interesse der Demokratie regeln?

Giegold: Die Hoffnung an die Europäische Union von vielen Bürgerinnen und Bürgern ist ja, genau das Problem zu überwinden, was die Globalisierung geschaffen hat, nämlich dass die Nationalstaaten den mächtigen Interessen, den großen transnationalen Unternehmen, die Demokratie nicht mehr wirksam entgegenhalten können. Aber Europa als Ganzes, als immer noch größter Binnenmarkt der Welt kann das. Wir können Regeln setzen, an die alle sich halten werden. Und jetzt ist nur das Problem, und das haben Sie vorhin mit Herrn Barner schon angediskutiert: Ist es nicht so, dass die Unternehmen, die wir eigentlich kontrollieren wollen, oder auch mächtige Partikularinteressen anderer Art, selbst so viel Einfluss in unserer Demokratie haben, dass es uns selbst mit der schönsten Europäischen Union nicht gelingt, diese Regeln für alle durchzusetzen? Das ist ja auch die Erklärung, warum wir so häufig scheitern, auch Offensichtliches schnell zu tun, wie zum Beispiel, dass alle Unternehmen überall ihren fairen Anteil bezahlen müssen an Steuern. Und jetzt muss man fragen: Wieso ist das so? Und meiner Meinung nach ist es eben so, dass mächtige Sonderinteressen es leichter haben, ihre Interessen international zu repräsentieren, als es vielen Bürgerinnen und Bürgern und NGOs fällt. Und daher ist es so entscheidend, wenn wir die Demokratie und den Respekt für die Demokratie befördern wollen, dass wir dem Lobbyismus und der Macht des Geldes in unseren demokratischen Institutionen klare Grenzen und Transparenzregeln setzen. Das ist elementar.

In den letzten drei Jahren habe ich zusammen mit Kolleginnen und Kollegen gegen ganz viele Widerstände – und zwar auch aus Ecken, wo ich das nicht erwartet habe – eine Auseinandersetzung geführt, dass alle Lobbytreffen im europäischen Parlament transparent aufgelistet werden müssen. Das hat enorme Widerstände erzeugt. Ich kann Ihnen sagen, wenn man gegen Finanzmarktmacht und Steueroasen kämpft im Europaparlament, ist man vergleichsweise beliebt. Wenn man will, dass alle Abgeordneten ihre Lobbytreffen offenlegen müssen, bekommt man sehr viel negatives Feedback. Aber es hat drei Jahre gedauert und kurz vor der

Europawahl, unter dem Druck des nahenden Wahlkampfes, ist es dann gelungen, und ab dem 2. Juli werden alle wichtigen Lobbytreffen im Europaparlament öffentlich gemacht und damit wird das Europaparlament das lobbytransparenteste Parlament, das es in Europa überhaupt gibt. Das ist ein riesiger Erfolg. Und jetzt gilt es, einen Schritt weiterzugehen. Das Europaparlament ist nur eines. Aber wir brauchen das auch im Rat der Mitgliedsländer, und deshalb erwarte ich von der deutschen Bundesregierung und vom Deutschen Bundestag, dass sie die gleiche Lobbytransparenz einführen, die wir jetzt in der Europäischen Kommission und im Europaparlament geschaffen haben. Auch in Deutschland muss die Macht des Geldes in der Demokratie transparent und öffentlich werden, damit wir sie danach auch kontrollieren können.

Molthagen-Schnöring: Sie sind ja kirchentagserfahren. Was würden Sie jetzt den Kirchentagsbesucher\*innen hier in der Halle mitgeben, was sie für die Demokratie machen können, wenn sie Montag wieder zuhause sind?

Giegold: Es gibt die billigen Antworten. Ich mag auf diese Frage eigentlich kein Patentrezept, weil ich finde, wir sind so unterschiedlich, und unsere Rolle in der Demokratie ist nicht für alle gleich. Das heißt, es kommt darauf an, was jeder und jede kann, welches Thema ihm oder ihr am Herzen liegt. Und ich kenne das aus manchen progressiven Bewegungen, die sagen: »Das ist das einzig wichtige Thema, das ist das einzig Richtige zu tun.« Das ist aber eine Patentrezeptlogik, die gerade nicht angemessen ist. Und die andere billige Antwort ist: »Machen Sie es wie viele andere. Treten Sie irgendwo bei.« Und dann sagt man noch, wen man nennen will. Das finde ich alles nicht sehr elegant. Deshalb würde ich nur eins zurückgeben: Ich glaube, dass alle sich überlegen sollten, wie man die Institutionen – und damit meine ich sowohl in der Zivilgesellschaft wie auch in Parteien, Gewerkschaften, Verbänden –, wie man die durch eigene Mitgliedschaft stärkt und nicht sagt: »Ich bin nur ein Einzelner, und das war's.« Sondern wir brauchen Menschen, die sich organisieren, denn nur organisierte Interessen des Gemeinwohls sind auch starke Interessen in einer Demokratie. Und das zweite, was ich vielleicht noch sagen will mit Blick auf die Zukunft: dass wir auf keinen Fall den Raum des Internets den Rechtsextremen überlassen dürfen. Schauen Sie mal, was auf *YouTube* angeguckt wird. Das macht einem Sorgen. Und da kann man nicht darüber reden, dass man vor allem mit Verboten weiterkommt. Sondern diesen Raum, den müssen wir gemeinsam erobern. Als demokratische Politikerinnen und Politiker, als Kirchen, wie wenig präsent sind wir bisher im Netz? Aber genauso auch kritische Organisationen. Lassen Sie diesen Raum der sozialen Medien nicht einfach denen

mit den plattesten Sprüchen, mit der größten Hetze, sondern senden Sie da selber. Senden Sie positive Botschaften, verbreiten Sie die Kampagnen von Nicht-Regierungsorganisationen und machen Sie das zu einem demokratischen Raum, der nicht mehr von den Trollen und Idioten besetzt wird, und von denen, die unsere Demokratie kaputt machen wollen. Sondern erobern wir uns das Internet als wirklichen Ort einer starken Zivilgesellschaft, in der wir auch einen Raum haben, unseren Forderungen der Vielen gegen die besonderen Interessen von wenigen Mächtigen Durchsetzungskraft zu verleihen.



---

# Thementag **Yes, we care!**

## **Kein ich ohne wir – Kein wir ohne mich**

Wie gelingt schöpferische Zukunftsgestaltung?

Vortrag am Samstag, 22. Juni 2019, Westfalenhallen, Halle 1

Dr. Vandana Shiva, Trägerin des Alternativen Nobelpreises, Neu Delhi/  
Indien

**What we sow: Of roots, diversity, and freedom**

This panel is addressing all the issues of our times. Issues that are going to decide whether humanity has a future or it does not. Whether, a hundred years from now, we will be extinct like other species or we will find a way. Whether we will be able to transcend the hate that we witnessed a century ago. That is coming back with the same instruments. We are one humanity on one planet and we cannot get away from that. We might be all different. It does not change our humanity. And in spite of all the illusions of anthropocentrism and man being superior to other species and, therefore, we can kill every insect and every bird – that is just an illusion. We are earth citizens like the insects and the birds. In my country, we have a very beautiful phrase, which I always use; it ought to shape my thinking and my activism: *Vasudhaiva Kutumbakam* – the family of the earth. We never thought of ourselves as separate from nature. We never thought ourselves as masters of nature. That's why over 10,000 years, Indian civilisation could sustain itself as an ecological civilisation. But when we started to mimic the West in the ideas of development through colonisation and then all of the development that we have witnessed in recent years, including the globalisation of corporate rule, we are witnessing both the threat to humanity and the threat to the earth. I grew up in the Himalayan forests. For me, the forests and I were not separate. In our philosophy – you know India is famous for Yoga – when you breathe, you breathe in and you breathe out, and you say *soham*: You are, therefore, I am. If the breath did not give us oxygen, we would be very dead. A treeless planet would be an oxygenless planet. As a young person, I saw the forest disappear when I went to do a trek. I saw a stream go. I decided to give the rest of my life to the defence of the earth, of our waters and our forests. I joined an amazing movement called *Chipko* – which means to hug. Standing under the ultimate expression of

the oneness of the tree my sisters said: »We will hug the trees. You will have to kill us before you kill the tree.« They got inspiration from centuries of Indian practice of democracy. We ultimately have the instrument of saying »no« to violence and destruction. That is what the young people are practising today. It is called civil disobedience. But it is civil disobedience against uncivil rule. We managed to protect the Himalayan forests, and the forests were then recognised for the conservation of water and soil. From that, I learnt compassionate courage. Because you cannot have courage if you are not compassionate. If you see yourselves as separate, you are weak. It is different when you see yourselves as one with the soil, with the water, with the forests ...

I have spent most of the last 35 years looking at the phenomenon that agriculture has become like war. In 1984, the place where I did my Master of Science was a prosperous land in Punjab. From that year on it became a land at war. 30,000 people were killed in violence. On December 3rd in 1984, a pesticide tank leaked in the city of Bhopal killed 7,000 people in one night. The tragedy is not over; people are still dying. The same gases that were evolved to kill people in the concentration camps in Hitler's Germany by *IG Farben* became the ancestors of the agri-chemicals, that we are now told are necessary for growing food. No, they do not grow more food. Everywhere where chemical agriculture has been introduced, you have water scarcity, desertification, extermination of species and displacement of people as refugees. The violence against the earth and the violence against people is one violence because we are interconnected.

Three years ago, when the ships were allowed to land in Lampedusa, it was the year of soil. We planned a manifesto on soil, but we realised we cannot talk about soil without looking at why people were being uprooted. That year the uprooted came from Syria and many from Africa. We found that in 2009 there had been a severe drought in Syria as well as in sub-Saharan Africa. In Syria, a million people were uprooted. They became refugees within the country. Two years later, the opportunists of the industrial machine decided they would have an endless war, which is carrying on. Half of Syria is refugees outside Syria. In Chad, where Boko Haram started, there was a 22,000 m<sup>2</sup> lake. 80 percent of that water was diverted to grow commodities for export. Today the lake is dry. And the conflicts are growing. According to the United Nations, desertification and land degradation will create 700 million refugees within the next few years. We ought to deal with the violence against people and the violence against nature. 90 per cent of all plant species have been pushed to extinction by monoculture farming. Insecticides have killed 83 percent of all insects on this planet including the bees and the pollinators, which give us one third of the food. That same system of a violent agriculture, which came from war, is creating a war against the planet. I have written

a book called *Soil not Oil*. 50 percent of all greenhouse gases come from a fossil-fuel-based, chemical-based globalised industrialised agriculture. We could solve this problem tomorrow if everywhere people were allowed to grow their food and take care of the earth. No one will be a refugee. There are refugees because of a violent agriculture being imposed on them by what I call the *poison cartel*, that grew in Hitler's Germany. They still function as a group of four. A group of four controls 60 percent of our seeds. I have dedicated my life to saying: No, Mr. Monsanto, I am sorry. You live under an illusion, when you think, that because of the genetic engineering of seed, you will own the seed. You can't play god. You do not create the seed. You do not invent the seed. The seed is the expression of creation. It is the promise of the future.

That is what I have done for 32 years. Saved seeds, distributed seeds, created laws that say seeds, plants and animals are not inventions of the *poison cartel*. They are our commons, which we have to collectively take care of. In our movement Navdanya we take a pledge: We've received this amazing richness by diversity from nature and our ancestors. We owe it to the future, to hand it over in the integrity, beauty, purity, diversity, with which we received it. Therefore, we cannot obey and practise any system that destroys it. We will not obey. Because we have higher laws to obey. The laws of Gaia. The laws of creation. The laws of humanity. That is what guides us.

At a time where there is the idea that displacement is a right and destruction of the earth is the right of a few, the same elite is talking about escape. They are planning for the earth to be dead. Elon Musk, who goes around trumpeting about his electric car, has a SpaceX, saying the earth will be uninhabitable, we will be extinct. So the only future is an escape to Mars. Well, Mars is a dead planet. This earth is a living planet. It is irresponsible to think of escape. An extinction is not inevitable if you care for the earth. If you care for other species. If you care for other people.

Everywhere our duties to the earth have been criminalised. That is why my whole life has been a Satyagraha. *Satyagraha* is Ghandi's word for the power of truth. *Satya* = truth, *Agraha* = force. It is 150 years since the anniversary of Ghandi's birth. It is a good time to renew both our non-violent power as well as our commitment to care for the earth. We neither have to create more refugees, nor do we have to treat refugees, that are being created by the criminal acts of those who are violating every planetary boundary, every local right, and every human right. I watch this in my country. They now want to declare 11 million indigenous people, who have protected the forest and lived in the forest, as illegal in the forest. So they can get the minerals. They can get the forest. They can get the water. When you have created so much scarcity, then for every drop of water, every bit of land, you are going to kill people. It is

a war against the earth and humanity. It is a war in which love and compassionate courage has to be the resistance through which we shape the future. We live, just like the first nations of the United States lived, on the principle of the seventh generation: every act you make must be measured on the impact on the 7<sup>th</sup> generation to come. The 2<sup>nd</sup> generation is here saying you are threatening our future. We are not giving time for the 7<sup>th</sup> generation of the human species or other species. And to our young friends from *Fridays for Future* – because we are in a human emergency and an ecological emergency: Yes, go for a strike every day of the week for planting gardens together, where all hands, including the hands of refugees, become part of reclaiming this paradise and not allowing it to become destroyed by the continuation of the militarised mind and violence and greed.

*In dieser Veranstaltung wurden zwei Resolutionen verabschiedet, s. S. 535 und S. 540.*

---

# Podienreihe **Zivilgesellschaft, Arbeit, Sozialstaat**

## **Vom Wert der Arbeit**

### **Wie weiter mit Arbeitswelt und Sozialstaat?**

Gespräch und Vortrag<sup>1</sup> am Samstag, 22. Juni 2019, Warsteiner Music Hall

Prof. Dr. Anke Hassel, Direktorin Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut, Hans-Böckler-Stiftung, Berlin  
Hubertus Heil MdB, Bundesarbeitsminister, Berlin  
Dr. Hans-Peter Klös, Leiter Wissenschaft beim Institut der deutschen Wirtschaft, Köln

#### **Moderation:**

Britt Lorenzen, Wirtschaftsmoderatorin, Dortmund

#### **Gespräch mit Anke Hassel und Hans-Peter Klös**

Britt Lorenzen: Was ist denn überhaupt ›die Arbeitsgesellschaft‹? In den 1980er-Jahren wurde schon einmal diskutiert, ob die Arbeitsgesellschaft am Ende sei. Können wir daraus lernen?

Anke Hassel: In den 1980er-Jahren hatten wir schon mal eine Diskussion darüber, ob uns die Arbeit ausgehen würde, und es war eine Zeit, wo wir auch sehr stark über Arbeitszeitverkürzung gesprochen haben und die Arbeitszeit tatsächlich auch verkürzt wurde. Heute sind wir wieder in einem ganz ähnlichen Diskurs. Geht uns die Arbeit aus? Wenn man sich die Daten anschaut und die Fakten, dann muss man eindeutig sagen: nein. Es gibt überhaupt keinen Indikator, keine Anzeichen dafür, dass uns die Arbeit ausgeht. Es gibt immer mehr Beschäftigte auf dem Arbeitsmarkt, die Leute bleiben länger im Arbeitsmarkt. Es gibt immer mehr Frauen im Arbeitsmarkt. Die Frauen arbeiten mittlerweile auch länger. [...]

<sup>1</sup> Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Die Texte wurden in Absprache mit den Beteiligten bearbeitet und gekürzt.

Hans-Peter Klös: Ich bin zunächst sehr froh, dass wir heute unter dem Vorzeichen von nahezu Vollbeschäftigung in manchen Regionen das Thema Arbeit diskutieren können. Ich erinnere mich an frühere Debatten zur Zukunft der Arbeit, zum Ende der Arbeit und die Sorge vor dem technischen Fortschritt. Hier ist ein äußeres Zeichen des Strukturwandels.<sup>2</sup> Und dieser Strukturwandel war maßgeblich davon geprägt, dass neue Technik, neue Technologien, neue Verbrauchsgewohnheiten Einzug gehalten haben; und wir haben trotzdem – und ich würde sagen, gerade *wegen* des technologisch bedingten Strukturwandels – ein Höchstmaß an Beschäftigung in diesem Land, nebenbei auch an sozialversicherungspflichtiger Beschäftigung. Eine Erosion des Normalarbeitsverhältnisses, des Vollzeitbeschäftigungsverhältnisses, ist statistisch auch nicht belegt. Sondern wir haben glücklicherweise den größten Teil der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter im Arbeitsmarkt drin; und sie haben mit neuen Beschäftigungsformen mit dazu beigetragen, dass wir in einem Maße in einer Erwerbsgesellschaft sind, wie wir es in der Form vorher noch nicht gehabt haben. Und auch das Thema Beschäftigung für ältere Arbeitnehmer hat sich in einer Weise entwickelt, wie wir es vor einigen Jahren noch nicht erwartet hätten. Deutschland ist mittlerweile ganz mit oben auf den Ranglisten der Beschäftigungsquoten von älteren Personen. Und wir sollten insgesamt in einer Debatte über den Wert der Arbeit und auch den Wertewandel nicht vergessen, dass es eine Basis für ökonomische Prosperität ist, wenn viele Menschen Arbeit haben und durch eigene Arbeit eigenes Einkommen erzielen können.

Hassel: Auf der anderen Seite: Was wir sehen können, ist, dass wir jetzt durch den Erfolg der Arbeitsgesellschaft – die Herausforderung heute ist der Erfolg der Arbeitsgesellschaft und nicht das Ende der Arbeitsgesellschaft –, nämlich dadurch, dass wir so viele Menschen in Arbeit haben, auch neue Probleme kreieren. Diese Probleme haben zu tun mit *Work-Life-Balance* und mit Stress in den Familien. Wir sehen heute, dass dadurch, dass Frauen nicht mehr zu Hause bleiben und ihre Kinder erziehen, sondern dass Frauen wieder in ihren Job zurückwollen, dass die Menschen älter werden, länger in Arbeit bleiben, man es oft schwieriger findet, seine Familie überhaupt noch vernünftig zu betreuen. Die Kinder brauchen noch Unterstützung in der Schule, und ein Modell, das man früher mal hatte, mit zwei erwerbstätigen Eltern, stößt mittlerweile an seine Grenze. Wir merken, dass das in den meisten Familien gar nicht funktioniert. Wir sind eher wieder in einer Situation, wo wir uns überlegen müssen: Was sind denn eigentlich gute Modelle? Wie können sich Familien Arbeit aufteilen; die Arbeit mit Kindern, die Arbeit mit älteren

<sup>2</sup> Gemeint ist der Ort des Gesprächs, eine ehemalige Fabrikhalle, Anm. d. Red.

Menschen. Wir müssen mittlerweile auch alle unsere Eltern versorgen und pflegen und uns darum kümmern und gleichzeitig berufstätig sein. Und da ist dann die Herausforderung, weil vieles von dem, was wir an sozialer Absicherung haben, ja ganz eng an die Arbeit geknüpft ist und diejenigen, die dann weniger arbeiten, teilzeitbeschäftigt sind zum Beispiel, es viel schwerer haben, zum Beispiel später eine Rente zu haben, von der sie dann auch noch auskömmlich leben können. Es geht mehr um die Vereinbarkeitsfrage, die heute die große Herausforderung ist.

[...]

Klös: Mein Bild fällt optimistischer aus. Erst mal steckt hinter der gestiegenen Erwerbsbeteiligung der Ausdruck dessen, dass diese Erwerbswünsche, in diesem Fall von Frauen, am Arbeitsmarkt bedient werden können. Das ist ja erst mal ein schöner Befund. Der Befund ist deswegen auch gut, weil dahinter natürlich eine fundamental gestiegene Qualifikation von Frauen steckt, die im Durchschnitt mittlerweile besser ist als die von Männern, was die formale Qualifikation anbelangt. Es wäre volkswirtschaftlich nahezu widersinnig, wenn es dieser Gesellschaft nicht gelänge, mit diesen Qualifikationen etwas Positives zu machen, für eine Person selbst, aber auch für die Gesellschaft, für das Unternehmen. Genauso wichtig ist aber auch, dass die Erwerbsbiografie nach wie vor durch das Thema Kinder beeinflusst wird: Wir haben in den ersten drei Lebensjahrzehnten vergleichsweise ähnliche Verläufe von Männern und Frauen auf dem Arbeitsmarkt, dann kommt die Zäsur. Und diese Zäsur führt dann zu unterschiedlichen Erwerbsverläufen, Karriereverläufen. Da ist es wichtig, dass die bisherigen Anstrengungen auch von der Bundesregierung, von Unternehmen, von Betriebsräten, von Betriebsparteien zur Familienfreundlichkeit des Arbeitslebens weiter fortgesetzt werden. Da sind wir in Deutschland relativ erfolgreich gewesen. Wir hatten einen Modernisierungsrückstand, den haben wir aber abgearbeitet in den letzten Jahren, weil die Betreuungsinfrastruktur und die Ganztagsbeschulung systematisch ausgebaut worden sind. Es sind große Erfolge in kurzer Zeit; und diesen Kurs der Vereinbarkeit in der öffentlichen Infrastruktur und in der betrieblichen Arbeitszeitinfrastruktur fortzusetzen, wird dazu beitragen, dass sich das Thema Vereinbarkeit, aus meiner Sicht jedenfalls, für die Zukunft nicht mehr als das zentrale Problem erweisen wird.

Lorenzen: Rekordbeschäftigung auf der einen Seite, Digitalisierung vernichtet Arbeitsplätze auf der anderen Seite. Wie passt das zusammen?

Klös: Ich hatte ja schon vorsichtig angedeutet, dass man als professioneller Beobachter von technologischen Veränderungen im Kern doch etwas

mehr Zuversicht hat, dass jede technologische Veränderung zwar natürlich Anpassungsdruck auslöst, völlig unbestritten, aber dass am Ende unterm Strich eher mehr als weniger Beschäftigung steht. Das heißt nicht, dass wir nicht vor wirklichen Herausforderungen auch in der betrieblichen Anpassung stehen. Ich glaube aber, dass diese technologische Entwicklung eher beschäftigungsfördernd sein wird – das wäre meine persönliche Vermutung. Sie werden sich erinnern an die Schlagzeilen vor etwa fünf Jahren. Da gab es eine Studie aus Oxford, dass jeder zweite Arbeitsplatz von der Digitalisierung gefährdet sei. Man muss sich über die Tragweite solcher Schlagzeilen durchaus Gedanken machen. Das betrifft auch die Zunft der Wirtschaftsforscher, die sehr sorgfältig überlegen müssen, mit welchen Botschaften sie an die Öffentlichkeit gehen und auch eine Verantwortung dafür haben. Wir können mittlerweile sagen, dass der technische Fortschritt es uns ermöglicht, die Veränderungen der Arbeitswelt, auch den Wert der Arbeit, so zu justieren, dass die Wahrscheinlichkeit für Menschen mit Qualifikationen, am Arbeitsmarkt Erfolg zu haben, zunimmt. Die Frage bleibt: Wie kriegen wir alle dafür qualifiziert?

Lorenzen: Frau Hassel, traditionelle Berufsbilder, verschwinden die tatsächlich ganz vom Berufsmarkt? Werden die wirklich verdrängt?

Hassel: Also einige Berufsbilder werden natürlich verdrängt. Wenn wir keine Kohleindustrie mehr haben, keine Stahlindustrie, dann brauchen wir auch die Berufsbilder, die mit den Industrien zu tun haben, später nicht mehr auszubilden. Auf der anderen Seite gibt es aber auch einen Anpassungsprozess. Berufe werden neu interpretiert, sie werden reformiert. Es werden neue Ausbildungsinhalte hinzugefügt. Ich denke jetzt an den Gesundheitssektor, Krankenschwestern zum Beispiel, wo ja auch sehr viel neue Technologie Einzug hält und wo die Frage ist: Wie können wir in den Pflegeberufen den Umgang mit neuen Technologien auch schon in das Berufsbild und die Berufsausbildung mit reinnehmen? Das findet ja aktiv auch schon statt. Das ist gar nicht das Problem.

Deutschland hat an einer anderen Stelle ein Problem: Wir basieren unsere Ausbildung, was eigentlich gut ist, immer noch sehr stark auf dem dualen Ausbildungssystem. Bei uns ist es ja immer noch so, dass ungefähr die Hälfte einer Kohorte nicht an die Universität, sondern noch in die duale Berufsausbildung geht. Das ist in allen anderen Ländern der OECD überhaupt nicht so. Wir haben in allen anderen Ländern mittlerweile zwei Drittel bis 80 Prozent einer Schülerkohorte, die eine universitäre Ausbildung macht. Wir machen das nicht. Unser Arbeitseinstieg nach der Schule funktioniert sehr gut in Deutschland. Aber wir machen am Anfang des Erwerbslebens eine sehr spezifische Ausbildung in einem



Ausbildungsberuf. Die ist eben spezifischer als ein Universitätsstudium oder eine Fachhochschule. Und wir müssen einen Weg finden, wie wir, aufbauend auf diesen Ausbildungsberufen, für die Menschen, die vielleicht ihren Beruf wechseln müssen oder vielleicht auch wechseln möchten, einen Übergang schaffen in eine Zusatzqualifikation, eine Neuqualifikation und eine Höherqualifikation. Nach allem, was wir aus Studien wissen – und das ist jetzt nicht für die Zukunft, sondern was auch schon in den letzten 20 Jahren passiert ist – fallen dort, wo Arbeit wegfällt, solche Bereiche für Menschen mit mittlerer Qualifikation weg. Das betrifft bei uns die duale Berufsausbildung. Und neue Berufe und Beschäftigungen werden geschaffen für Menschen mit hoher Qualifikation. Also insgesamt findet eine Höherqualifizierung des gesamten Arbeitsmarktes statt. Und da wir sehr viele Menschen mit mittlerer Qualifikation haben, müssen wir Wege finden, damit wir ihnen helfen, zu einer höheren Qualifikation zu finden.

Lorenzen: Das klingt ja fast schon zu gut?

Klöß: Es ist ziemlich voraussetzungsvoll, um es mal so zu sagen. Die berufliche Bildung in dieser sehr spezifisch deutschen Ausprägung gibt es in der Form in ähnlichen Ansätzen nur in Österreich und in der Schweiz. Das sind schon sehr singuläre Modelle der beruflichen Qualifizierung. Der Kern der Beruflichkeit, diese mittlere Qualifikation, ist auch hoch korreliert mit den Fragen der »Mittelschicht«. Und deswegen steht diese Art von Qualifizierung schon für das gesamte Geschäftsmodell. Deutschland ist ein Land mit relativ hohem Exportanteil, das Land der *hidden champions*, der Weltmarktführer, die nicht immer in den Metropolen sitzen, sondern vielleicht manchmal auch im Sauerland. Das ist schon hochgradig von der Voraussetzung abhängig, dass wir ausreichend qualifizierten Nachwuchs, und zwar nicht zwingend nur im akademischen Bereich, haben. Dieses Geschäftsmodell beruht sehr stark auf der Verfügbarkeit von technischen Qualifikationen, wir nennen das abgekürzt »MINT« (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft und Technik). Und wir beobachten, dass die Lücke bei den beruflich qualifizierten MINT-Kräften stark aufgeht. Wir haben wirklich Engpässe in der Versorgung mit technisch qualifizierten, beruflich qualifizierten Menschen. Und deswegen tun wir gut daran, auch auf der Bundesebene viel Augenmerk darauf zu richten, wie diese berufliche Qualifizierung mit diesem spezifisch deutschen Modell gesichert werden kann, auch höherwertig gemacht werden kann – Stichwort »höhere Berufsbildung«. Und auch unser aller elterliches Wahlverhalten, das, was wir unseren Kindern raten, was sie werden sollen – nicht zu schnell und nicht zu einfach sagen: »Studiert, das wird schon werden«, sondern: »Guckt mal auf die beruf-

liche Bildung, was da für Möglichkeiten sind.« Dafür muss diese berufliche Bildung attraktiv gemacht werden, auch in den Köpfen der Menschen.

Lorenzen: Frau Hassel, Sie sagten, die Wirtschaft kommt ihrer Verantwortung nicht nach. Was genau meinen Sie damit?

Hassel: Ich meine eigentlich zwei Dinge. Zum einen, wenn wir über Löhne und Gehälter sprechen: Wir haben jetzt eine Phase eines wirtschaftlichen Aufschwungs hinter uns in den letzten 15 Jahren und wir haben gesehen, dass sich in manchen Bereichen auch die Gehälter gut entwickelt haben. Aber wir haben auch gesehen, dass die unteren 20 bis 30 Prozent des Arbeitsmarktes zwar in Arbeit sind, aber eigentlich nicht dazugewonnen haben. Und es gibt eine deutliche Schere, die aufgegangen ist zwischen denen, die am unteren Ende des Arbeitsmarktes sind, und denen, die eben deutlich besser verdienen. Wir sehen das auch, wenn man sich Löhne in den Dienstleistungsberufen anschaut und Löhne in der Industrie. In den Kernbereichen des deutschen Wirtschaftsmodells verdient man ganz gut. In den Dienstleistungsbereichen, insbesondere in den persönlichen Dienstleistungen oder auch in den sozialen Dienstleistungen, haben die Löhne und Gehälter überhaupt nicht mitgehalten. Und ich denke, das ist wirklich ein Problem für die Gesellschaft, weil es natürlich auch Wahlmöglichkeiten für die Einzelnen wieder einschränkt: Wenn ich immer nur damit beschäftigt bin, überhaupt genug zu verdienen, dass ich über die Runden komme, dann kann ich mich natürlich nicht weiterentwickeln. Ich finde schon, dass die Wirtschaft an der Stelle eine Verantwortung hätte, statt bei jeder Auseinandersetzung um die Frage zu sagen: »Jetzt ist nicht die Zeit, um nach höheren Löhnen zu rufen.« Das ist ja quasi die Standardantwort der Wirtschaft darauf. An der Stelle gibt es doch ein erhebliches Manko.

In dem größeren Bild – in einem größeren globalen Rahmen – sehen wir natürlich, dass sich mittlerweile große globale Unternehmen entwickelt haben, die sich auf den Weltmärkten tummeln und sich ihre Regulierungssysteme so aussuchen, wie es ihnen gerade in den Kram passt. Es gibt viele Unternehmen, die sehr viel Geld und auch professionelle Hilfe in Anspruch nehmen, um sich Steueroptimierungsmodelle auszudenken oder Ähnliches, und die sehr gut verdienen. Die deutschen Unternehmen schieben sehr hohe Gewinne vor sich her, die sie nicht reinvestieren. Und ich denke, es würde dem deutschen Standort viel besser gehen, wenn die deutsche Wirtschaft sich wirklich stärker auch an ihre Verantwortung erinnern würde und wieder investieren würde; investieren in Menschen, aber auch investieren in Geschäftsmodelle.

Klös: Ich werde zumindest versuchen, ein wenig mit meiner Sicht auf diese Argumente zu erwidern. Ich fange einmal an mit der vielleicht ganz generellen Beobachtung. Ich möchte auf den fundamentalen Unterschied zwischen einem kapitalistischen System und einem sozialen marktwirtschaftlichen System hinweisen. Wir führen ja in diesem Land eine Debatte – Kevin Kühnert hat sie ein bisschen mitbefeuert: Welches System haben wir eigentlich? Und ich will noch mal daran erinnern: Wir haben eine soziale Marktwirtschaft und zu der gehört ein starker sozialer Ausgleich. Und der ist, ausweislich aller der Quoten, die wir haben (Sozialleistungsausgaben, Sozialleistungsquoten, Abgabenquoten), bezogen aufs Bruttoinlandsprodukt, nahezu gleichauf mit den Höchstständen im wiedervereinigten Deutschland. 30 Prozent des BIP werden für Sozialleistungen aufgewendet, die Abgabenquote aus Steuern und Sozialversicherungsbeiträgen beträgt über 40 Prozent. Es liegt also im Zweifel nicht daran, dass wir nicht genügend aufwenden für soziale Absicherung von Strukturwandel, von Anpassungslasten. Das ist mein erster Befund.

Der zweite Befund ist: Die Einkommensspreizung hat sich seit 2005 im Wesentlichen seitwärts bewegt. 2005 war das Jahr, in dem die Arbeitsmarktreformen in Kraft getreten sind, die viele von Ihnen unter dem Stichwort *Hartz IV* kennen. Es gibt große Diskussionen, auch innerhalb der SPD, welche Wirkung das gehabt hat. Aus der arbeitsmarktökonomischen Perspektive kann ich sagen, dass die damaligen Hartz-Reformen ein Teil eines Beitrages dazu waren, dass der deutsche Arbeitsmarkt heute relativ gut dasteht. Und diese Entwicklung, die Spreizung der Einkommen seit 2005, läuft seitwärts. Wir haben, und das dürfen wir nicht vergessen, seither einige Millionen Menschen in Deutschland willkommen heißen, die natürlich auch eine Auswirkung auf die Qualifikations- und Einkommensverteilung haben, wenn sie auf den Arbeitsmarkt kommen. Und deswegen will ich insgesamt nur sagen: Wir müssen im Blick behalten, dass sich die Einkommensspreizung durch das Thema Digitalisierung nicht in eine Richtung entwickelt und der Trend von vor 2005 wieder fortgesetzt wird.

Letzter Punkt: Die Digitalisierung weist derzeit noch eine gewisse Tendenz zum *the winner takes it all* auf, der Gewinner kriegt alles. Das müssen wir im Blick behalten, auch für die Gestaltung von nationaler Politik. Wenn die *Silicon Valley Companies* das Tempo vorgeben, die Börsenkapitalisierungen zunehmen, die Verdienste dort steigen und auch die Möglichkeiten, andere Unternehmen zu übernehmen; wenn sich das möglicherweise weiterentwickelt, dann hätten wir so was wie eine Spreizungstendenz durch Digitalisierung. Das müssen wir im Blick haben.

Hassel: Der Sozialstaat funktioniert, es wird wirklich auch umverteilt. Das war aber gar nicht mein Punkt. Wenn wir wirklich den Unterschied machen wollen zwischen Kapitalismus und sozialer Marktwirtschaft, dann müssen wir die soziale Marktwirtschaft ernst nehmen. Wenn wir uns Vermögensungleichheit anschauen in Deutschland und den USA, werden wir feststellen, dass es dort gar keinen Unterschied gibt. In Deutschland sind die Vermögen genauso ungleich verteilt wie in den USA. Wenn wir uns die Vermögensverteilung im unteren Rand der Gesellschaft anschauen, die unteren 30 Prozent, dann werden wir feststellen, dass die unteren 30 Prozent der Deutschen keinerlei Vermögen haben, sondern meistens Schulden. Und das ist ein riesiges Problem, das ist ein Verteilungsproblem. Und an der Stelle geht es mir nicht darum, ob der Sozialstaat umverteilt. Sondern mir geht es um das, was die Ökonomen oder auch die Soziologen dann die Primärverteilung nennen: nämlich das, was man am Markt verdienen kann. Und wer behält den größten Teil von dem, was man am Markt verdienen kann? Und dann sind wir bei *the winner takes it all*. Der deutsche Kapitalismus sieht anders aus als der amerikanische, das ist schon richtig, weil der Sozialstaat ein anderer ist. Aber die Unternehmen und was die Unternehmen zurückhalten und was die Unternehmen ihren Beschäftigten geben, da gibt es dann vielleicht doch nicht so große Unterschiede, und da würde ich den deutschen Unternehmen auch einen Vorwurf draus machen.

Klös: Auch da fällt mein Bild etwas anders aus. Punkt eins: Vermögensverteilung. Skandinavische Länder, Norwegen und Dänemark, haben ähnliche Vermögenskonstellationen wie Deutschland. Einer der Gründe dahinter ist, dass wir das deutsche Rentenversicherungssystem nicht in diese Vermögensstatistik eingehen lassen. Deutschland hat immer noch ein gutes staatliches Rentenversicherungssystem, was in den Vermögensstatistiken nicht Eingang findet. Der zweite Punkt: Die Lohnquote, Frau Hassel, ist wieder gestiegen. Es gibt keinen strukturellen Verfall der Lohnquote, dies nur als Hinweis.

Lorenzen: Ich würde aber gerne abschließend nochmal in eine Richtung gehen: Wie können wir jungen Leuten Mut machen, wie können wir jungen Leuten heute Perspektive bieten? Haben die eine Zukunft?

Hassel: Ja, natürlich haben die eine Zukunft. Wie gesagt, nach allem, was wir über den Arbeitsmarkt aus der Vergangenheit wissen, gibt es genügend Jobs. Wenn es einen Trend gibt, ist es ein Trend zu höherqualifizierten Jobs. Und insofern würde ich der Jugend sagen: Bleibt in den Schulen! Ihr könnt auch zwischendurch eine Ausbildung machen, aber überlegt euch, ob ihr nach der Ausbildung vielleicht dann doch noch mal

eine Zusatzqualifikation, also eine universitäre Qualifikation, macht. Denn die wird in Zukunft eine Voraussetzung sein. Aber sie haben auf jeden Fall eine Zukunft.

Klôs: Das Thema Nachwuchs- und Fachkräftengpässe ist sehr relevant. Fragen Sie in Ihrem persönlichen Umfeld, wo es Nachwuchsmangel gibt. Es fehlen tatsächlich Köpfe, überall. Das Beste, was wir tun können für die Absicherung und für die Gestaltung des digitalen Wandels, ist, das Thema Digitalisierung in Bildung und Qualifizierung strukturell zu verankern, und zwar von frühen Kindesbeinen an. Deswegen ist der *Digitalpakt Schule* so wichtig, er hätte viel früher kommen müssen. Er muss konsistent kommen, die Länder dürfen sich da nicht rausnehmen. An der Stelle bin ich tatsächlich für mehr bundesstaatliche Vorgaben. Die Hochschulen müssen sich noch mehr öffnen für die Weiterbildung von Erwachsenen. Sie haben auch einen Bildungsauftrag in dieser Hinsicht. Im Kern ist Deutschland relativ gut ausgestattet dafür, diesen digitalen Wandel erfolgreich zu bestehen. Aber ich denke, wir haben an der Stelle doch so etwas wie eine nationale Kraftanstrengung vor uns.

[...]

#### Vortrag von Hubertus Heil

Aus zwei Gründen bin ich wirklich tief berührt, heute hier sein zu können. Zum einen erinnere ich mich an meinen ersten Kirchentag vor 40 Jahren. Damals war ich sechs Jahre alt und meine Mutter hat mich damals mit nach Nürnberg genommen, 1979, und da war eine ähnliche Veranstaltung. Da saßen auch Leute auf Papphockern, da waren Politikerinnen und Politiker, die geredet haben. Am Rednerpult redete der damalige Bundeskanzler Helmut Schmidt und mir war als Kind ein wenig langweilig. Ich habe in der ersten Reihe gehockt, habe mich zur Bühne durchgeschlängelt und saß dann irgendwann vorm Rednerpult. Der Bundeskanzler sprach und ich machte Faxen. Am nächsten Tag war ein Foto von mir mit Helmut Schmidt in der Zeitung, da stand drunter: »Der Knabe, der dem Kanzler ganz, ganz nah sein wollte«. Der Kirchentag hat mich also durchaus politisiert.

Das Zweite, was mich bewegt, hat mit dem Ort zu tun. Diese Stadt und diese Halle erinnern mich an meine Heimatstadt, und damit bin ich beim Thema. Ich komme aus der niedersächsischen Kleinstadt Peine. Meine Heimatstadt hat 50.000 Einwohner: In meiner Kindheit und Jugend haben noch 10.000 Menschen in dieser 50.000-Einwohner-Stadt im Stahlwerk in Peine gearbeitet. Es gab dann einen heftigen Strukturwandel. Von 10.000 Leuten in den 1980er-Jahren sind es heute noch 800 Menschen, die in der Branche Arbeit finden. Wir hatten hohe Arbeitslosen-

quoten, 16, 17, 18 Prozent, und sind jetzt unter dem Bundesschnitt, also unter 5 Prozent. Das heißt, wir haben es in den letzten Jahren bei allen Härten geschafft. In den 1990er-Jahren habe ich Niedersachsen verlassen und bin sehr bewusst, auch weil meine Mutter aus dem Osten stammte, zum Studium nach Potsdam gegangen, habe in Brandenburg gelebt und gearbeitet. Ich habe dort nicht den Strukturwandel der Arbeit kennengelernt, sondern richtige Strukturbrüche. Es sind industrielle Kerne weggeschmolzen, [...] Und ich glaube, dass vieles, was wir in unserer Gesellschaft heute erleben, auch mit den Brüchen und den Narben dieser Zeit zu tun hat. Wir müssen diese Erfahrung von Strukturwandel und Strukturbrüchen im Hinterkopf haben, wenn wir den Wandel der Arbeitswelt, der jetzt mit dem Schlagwort der Digitalisierung verbunden wird, für unsere Gesellschaft gut gestalten wollen.

Und was wir dafür brauchen, ist eine Haltung, die – worüber ich ganz froh bin – bei allen Unterschieden zwischen den arbeitgebernahen und den gewerkschaftsnahen ökonomischen Positionen eben deutlich geworden ist: Dieses Land hat bei allen Problemen allen Grund zu realistischer Zuversicht. [...] Wenn das Thema Strukturwandel hier diskutiert wird, dann müssen wir aufpassen, dass die Sorgen, die Menschen mittlerweile davor haben, die getriggert werden durch Studienergebnisse oder durch reißerische Geschichten, aber die vorhanden und in die Mitte der Gesellschaft gekrochen sind, unsere Gesellschaft nicht spalten und lähmen. Und wir erleben jetzt schon, dass einige politische Scharlatane versuchen, aus diesen und anderen Ängsten und Sorgen in einer sich rasant wandelnden Gesellschaft ein politisches Geschäftsmodell zu machen. [...]

Wie sieht die Lage ökonomisch aus? [...] Wir haben keine absoluten statistischen oder wissenschaftlichen Gewissheiten, aber wir können schon mit ein paar plausiblen Annahmen arbeiten, und ich beziehe mich auf eine Untersuchung, die wir als Bundesarbeitsministerium zusammen mit dem Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit (IAB) gemacht haben.<sup>3</sup> Sie gibt uns auf einer mittleren Strecke zumindest mal ein Szenario, wie es weitergehen kann. Wir rechnen damit, eine mittlere wirtschaftliche Entwicklung unterstellt, dass wir in den nächsten sechs Jahren bis 2025 durchaus 1,3 Millionen Arbeitsplätze verlieren werden, durch Digitalisierung, durch Rationalisierung, durch Produktivitätsfortschritte, wie man ökonomisch sagt. In der gleichen Zeit erwarten wir, dass ungefähr 2,1 Millionen neue Arbeitsplätze

<sup>3</sup> Gerd Zika, Christian Schneemann, Anett Grossman, Michael Kalinowski, Tobias Maier, Anke Mönning, Frederik Parton, Stefan Winnige, Marc Ingo Wolter: BMAS-Prognose »Digitalisierte Arbeitswelt« Nr. 201905. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), Nürnberg 2019.

entstehen. Bis 2025 wird das Saldo also noch positiv sein; langfristig wird es schwierig mit den Prognosen.

Sechs Jahre sind ein überschaubarer Zeitraum. Das ist aber genau unser Problem. Im Gegensatz zum Strukturwandel meiner Heimatstadt – über 30 bis 40 Jahre –, reden wir über einen massiven Umbruch in den nächsten sechs Jahren. Nach allem, was wir wissen, wird uns in Deutschland die Arbeit nicht ausgehen. Das ist die gute Nachricht. Die anstrengende Nachricht ist, dass es in vielerlei Hinsicht andere Arbeit sein wird. Betrachten wir die einzelnen Sektoren, dann kann man große Unterschiede feststellen. Gerade im Bereich Handel, Banken und Versicherungen werden wir erleben, dass digitale Lösungen menschliche Arbeit ersetzen können. Das Stichwort dafür ist *Künstliche Intelligenz*. [...] Ein Beispiel: Wenn Sie heute in einem Callcenter anrufen und das Glück haben, Netz zu haben und durchzukommen, dann können Sie sich schon jetzt nicht immer sicher sein, ob am anderen Ende der Leitung wirklich ein Mensch ist oder ein hochintelligentes Spracherkennungsprogramm, das Ihre Fragen einigermaßen beantworten kann. Die Frage für mich als Arbeitsminister und für uns als Gesellschaft ist: Was machen wir eigentlich mit den Menschen, die heute in einem Callcenter arbeiten, morgen? Und was machen wir eigentlich mit den Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern, die an der Kasse arbeiten, wenn die Kassen jetzt auch stärker digitalisiert werden? In diesem Bereich reden wir nicht über Weiterbildung im Sinne von Qualifizierung in der betrieblichen Arbeit, sondern ganz handfest auch von Angeboten für Umschulung. In anderen Bereichen, zum Beispiel in der Industrie und bei industriebezogenen Dienstleistungen, werden wir erleben, dass wahrscheinlich die Arbeit nicht verschwindet, dass aber die Qualifikationsanforderungen sich verändern. [...]

Es geht nicht nur um die Finanzierung von Weiterbildung und Qualifizierung, damit die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer von heute die Arbeit von morgen machen können. Es geht auch um die Kultur von Weiterbildung. Wir reden immer so gerne von lebenslangem Lernen, und, meine Damen und Herren, ich befürchte, dass viele Menschen das nicht als Verheißung wahrnehmen, sondern als Drohung. Wir müssen ein bisschen aufpassen, dass wir Menschen, die 35, 45 Jahre alt sind, die eine ordentliche Ausbildung haben, ob beruflich oder akademisch, nicht den Eindruck vermitteln: »Bisher warst du super, aber so können wir dich nicht mehr gebrauchen.« Das ist nicht, was wir für eine lernende Gesellschaft brauchen, um den Menschen eine Chance zu geben. Konkret haben wir in der vorletzten Woche mit Wirtschaft, Gewerkschaften, meiner Kollegin Bundesbildungsministerin Anja Karliczek und den Ländern eine nationale Weiterbildungsstrategie auf den Weg gebracht. Dadurch ist es zum Beispiel möglich, dass seit dem 1. Januar 2019 die *Bundesagentur für Arbeit* Investitionen vor allen Dingen von kleinen und mittel-

ständischen Unternehmen in Weiterbildung finanziell unterstützen kann. Die Idee ist, in diesem Wandel, wo immer es geht, Arbeitslosigkeit zu verhindern, bevor sie entsteht und damit auch einen Beitrag zur Fachkräftesicherung zu leisten.

Ich will einen dritten und letzten Bereich nennen: Es gibt einen Bereich, in dem die Nachfrage nach menschlicher Arbeit nicht nur nicht zurückgeht, sondern weiter massiv steigen wird. Das sind die sozialen Dienstleistungsberufe: Gesundheit, Bildung, Pflege. Der Fachkräftemangel, den wir dort haben, ist hausgemacht. Wenn Sie sich die Altenpflege ansehen, da wird zu schlecht bezahlt. Und das ist etwas, das wir ändern müssen. Und ein Grund dafür ist übrigens die soziale Marktwirtschaft. Die ist jetzt herausgefordert. Ich bin ein Anhänger der sozialen Marktwirtschaft, aber wir müssen uns ansehen, was das denn eigentlich heißt. Es heißt, dass wir Interessen in diesem Land ausgleichen müssen. Nicht nur als Staat, im Sinne von sozialen Sicherungssystemen und Umverteilung, sondern, wie Anke Hassel eben gesagt hat, auch im Bereich der Primärverteilung, also von Gewinnen, Löhnen und Gehältern. Die gute Nachricht ist, dass wir Mechanismen haben, die das können und um die uns alle beneiden, nämlich die Sozialpartnerschaft. Die schlechte ist, dass nur noch 27 Prozent der Betriebe in Deutschland oder 54 Prozent der Beschäftigten in Deutschland unter dem Dach eines Tarifvertrages sind. Bei Altenpflegerinnen und Altenpfleger sind diese Werte noch geringer. Und das ist der Grund, warum es in der Altenpflege so schlecht ist. Das ist ein Problem, über das wir reden müssen. Denn es führt dazu, dass wenige den Beruf ergreifen und dass die Menschen, die diesen Beruf wirklich gerne machen, das Gefühl haben, dass die Regierung, dass das Land keinen Respekt hat vor ihrer Arbeit. Und am Ende des Tages hat es auch Folgen für die Alterssicherung.

Ich will an dieser Stelle deutlich machen, dass es nicht nur um die Frage geht, was wir tun müssen, damit Arbeitnehmer von heute die Arbeit von morgen machen können. Sondern wir müssen auch über die Qualität der Arbeit reden und die Frage, wie wir aus technischem Fortschritt sozialen Fortschritt machen. Denn das ist die große Gestaltungsaufgabe. Wir haben zum Beispiel, das ist mein letztes Beispiel, um diese Diskussion anzuregen, immer mehr Probleme in dieser neuen Arbeitsgesellschaft zu unterscheiden: Was ist ein Arbeitnehmer im Sinne von abhängig beschäftigt, und was ist selbstständig? Daran hängt übrigens viel, der soziale Schutz der Menschen im Alter zum Beispiel. Sarah Jochmann wird nachher aus ihrem Bereich berichten, da geht es um Plattformökonomie und die Frage, wie mit Kurieren im Bereich von Essen-Bring-Diensten umgegangen wird. Und wir dürfen nicht vergessen, dass auch die Digitalisierung eine menschliche Kehrseite hat. Wir haben zum Beispiel immer mehr Menschen, die im Internet einkaufen, meine Fami-



lie auch. Das führt dazu, dass wir in Deutschland inzwischen ein riesiges, wachsendes Aufkommen von Paketen haben. In diesem Jahr werden in Deutschland 3,3 Milliarden Pakete ausgeliefert; bei 80 Millionen Menschen ganz schön viel. Und das wird auch in zehn Jahren wahrscheinlich nicht alles von Flugdrohnen gemacht werden, sondern es sind wirklich ganz handfeste Paketschlepper, die diese Pakete nach Hause bringen. Wir erleben aber gerade in dieser Branche, dass Arbeit entwertet wird, dass Löhne gedrückt werden, dass Menschen keinen sozialen Schutz haben, dass mit Konstruktionen von Sub-Sub-Sub-Sub-Sub-Unternehmen die Menschen ausgebeutet werden. Und, das will ich zum Schluss sagen: Ich will eine soziale Datenökonomie, eine soziale Marktwirtschaft auch im digitalen Zeitalter. Aber wer Digitalisierung mit Ausbeutung verwechselt, der muss mit Widerstand rechnen in dieser Gesellschaft. Ich freue mich auf die Diskussion.

---

# Resolutionen

Seit seiner Gründung 1949 ist der Deutsche Evangelische Kirchentag großes Forum bürgerschaftlichen Engagements und politischer Teilhabe. Ein unmittelbares Werkzeug dafür wurde beim Kirchentag in Dortmund 2019 50 Jahre alt: 1969 wurde unter dem Kirchentagspräsidenten Richard von Weizsäcker während des Kirchentages in Stuttgart erstmals die Möglichkeit geschaffen, Resolutionen einzubringen und zu verabschieden. Resolutionen sind Willensbekundungen von Kirchentagsteilnehmenden, die per Abstimmung in thematischen Veranstaltungen bzw. durch Unterschriften im Markt der Möglichkeiten beschlossen wurden. Sie sind wesentliche Mitbestimmungs- und Beteiligungsformen, aber keine Äußerung des Deutschen Evangelischen Kirchentags selbst.

## Resolution 1 Für eine gerechte und nachhaltige Bodenordnung mithilfe einer Bodenwertsteuer

### Veranstaltung:

Zentrum **Stadt und Umwelt**

Im Quartier passiert's! Gesund, gerecht, generationenfreundlich leben

Donnerstag, 20. Juni 2019

### Antragstellende:

Initiative für Natürliche Wirtschaftsordnung e. V. (INWO), Frankfurt/Main

### Verantwortlich:

Beate Bockting (stellv. Vorsitzende)

Klaus Willemsen

Vlado Plaga

### Adressiert an:

Bundesregierung: Bundesfinanzminister Olaf Scholz

Finanzminister\*innen der Bundesländer

Burkhard Jung, Präsident des Deutschen Städtetages

Reinhard Sager, Präsident des Deutschen Landkreistages

Uwe Brandl, Präsident des Deutschen Städte- und Gemeindebundes

Das Bodenrecht spielt in der ökologischen und sozialen Debatte eine herausragende Rolle. Jeder Mensch sollte gleichberechtigt Zugang zum Bo-

den erhalten und die Gemeinschaft sollte sich auf Regeln zum Schutz des Bodens einigen.

Boden wird immer mehr zum Anlage- und Spekulationsobjekt. Derzeit gibt es kaum Hebel, um unnötigen Flächenverbrauch zu vermeiden. Es ist möglich, Bodenflächen aufzukaufen, Preissteigerungen abzuwarten und diese Flächen nach einiger Zeit teurer wieder zu verkaufen. Die Inanspruchnahme von Flächen dringt so an den Stadtrand, obwohl innerorts viele voll erschlossene Baulücken geeignet wären, vorrangig ausgenutzt zu werden. Die ökologische Folge ist ein verschwenderischer Umgang mit Boden und Landschaft. Die sozialen Folgen sind steigende Mieten, Gentrifizierung und Segregation. Gleichzeitig wächst das Vermögen von Bodeneigentümern durch die Bodenwertsteigerungen ohne deren eigene Leistung. Damit muss Schluss sein!

Die anstehende Grundsteuerreform bietet in diesem Jahr eine historisch einmalige Chance, die Weichen für ein gerechtes, effizientes und ökologisches Bodenrecht zu stellen: Die Grundsteuer könnte zu einer Bodenwertsteuer reformiert werden, wie es seit 2012 im Aufruf »Grundsteuer: Zeitgemäß!«<sup>1</sup> gefordert wird.

Die Auswirkungen:

- Die Bodenwertsteuer verteuert Bodenspekulation, spart damit Flächen und bremst den weiteren Mietpreisanstieg.
- Die Bodenwertsteuer verhindert, dass sinnvolle Investitionen in den Erhalt von Altbauten bestraft werden. Damit werden ebenfalls Flächen geschont.
- Die Bodenwertsteuer entlastet den ökologisch sinnvollen Geschosswohnungsbau und damit Mieter und Eigentümer in Mehrfamilienhäusern. Sie ist sozialverträglicher.
- Die Bodenwertsteuer erfüllt die Vorgaben des Bundesverfassungsgerichtes. Es droht mit ihr kein Einnahmeausfall für die Kommunen.

Konkret fordern wir, dass:

- Bundesfinanzminister Olaf Scholz seinen komplizierten Vorschlag mit Gebäudewertkomponente aufgibt und einen neuen Gesetzentwurf ausarbeiten lässt, der die Grundsteuer zu einer Bodenwertsteuer reformiert.
- die Bundesregierung ein Gesetz zur Einführung einer Bodenwertsteuer in den Bundestag einbringt.

<sup>1</sup> <http://www.grundsteuerreform.net/> [zuletzt gesehen am 27. 11. 2019].

- die Länderfinanzminister sich für die Verabschiedung einer Bodenwertsteuer im Bundesrat und gegebenenfalls (bei Öffnungsklausel) in den Ländern stark machen.
- Burkhard Jung, Reinhard Sager und Uwe Brandl sich als kommunale Spitzenvertreter mit ihren Verbänden für die Bodenwertsteuer als vorzugswürdige Alternative im Grundsteuer-Reformprozess einsetzen.

Wir Teilnehmende des Kirchentags setzen uns für eine gerechte und nachhaltige Bodenordnung ein, in Deutschland und weltweit. Unterstützen Sie uns!

## Resolution 2

### Gottes Güter umsonst – Einfach frei

**Veranstaltung:**

Zentrum **Stadt und Umwelt**

Umwelt, Klima und Gerechtigkeit – heute handeln. Eine globale Perspektive

**Donnerstag, 20. Juni 2019**

**Antragstellende:**

Gemeingüter-Initiative von *Pauluskirche und Kultur* der Evangelischen Lydia-Gemeinde Dortmund

**Verantwortlich:**

Friedrich Laker, Pfarrer

**Adressiert an:**

Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)  
Die Kirchenleitungen der Landeskirchen

Martin Luthers Gnadenlehre sagt: Der Glaube ist ein Geschenk. Da gibt es nichts, was du dafür leisten musst. Du bist ein geliebtes Kind Gottes. Von Anbeginn an.

»Dass die Menschen an allen Gütern der Gemeinschaft teilhaben können unabhängig von ihrer Leistung, das wäre – so der Reformationshistoriker Berndt Hamm – die Überführung der Gnadenlehre Luthers in eine Gesellschaftstheorie. *Commons*, Gemeingüter als Konsequenz aus Luthers Gnadenlehre: Weil wir Menschen sind, nimmt uns Gott an. Weil wir Menschen sind, steht uns zu, was wir zum Leben brauchen – nicht aufgrund irgendeiner Leistung.«<sup>2</sup>

»*Commons*, das heißt Gemeingut: Etwas gehört uns gemeinsam, wir pflegen und hegen es gemeinsam, und schützen es davor, dass sich jemand exklusive Rechte daran sichert auf Kosten aller anderen.«<sup>3</sup> Dies ist besonders relevant für unsere grundlegenden Lebensgüter. Wer verfügt heute über unsere basalen Lebensgüter? Es sind vornehmlich Privatinteressen,

<sup>2</sup> Christoph Fleischmann: Gottes Güter umsonst, [https://www.deutschlandfunkkultur.de/reformation-und-oekonomie-gottes-gueterumsonst.1278.de.html?dram:article\\_id=398826](https://www.deutschlandfunkkultur.de/reformation-und-oekonomie-gottes-gueterumsonst.1278.de.html?dram:article_id=398826) [zuletzt gesehen am 27.11.2019].

<sup>3</sup> Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): Newsletter »Vielfalt statt Macht« Nr. 3, 25.07.2018.

zum Beispiel große Konzerne, die über unsere essenziellen Lebensgüter verfügen und diese als ihr exklusives Eigentum betrachten. Wir fragen: Sollten nicht alle lebenswichtigen Güter wie Wasser, Saatgut, Medikamente, Wohnen, Energie und heutzutage auch Digitales für alle als *Commons* frei verfügbar sein? »Eine Ressource ist ›frei‹, wenn (1) man sie ohne Erlaubnis nutzen kann; oder (2) die Erlaubnis, sie zu nutzen, neutral vergeben wird.«<sup>4</sup> So wie die Bibel, die jeder lesen und verstehen darf, so wie der Glaube, den nicht allein die Kirchen bestimmen dürfen.

Was steht mir als Mensch zu, einfach weil ich Mensch bin? »Wenn wir uns zu dieser Haltung durchringen können: Dass Menschsein an sich bedeutet, dass wir teilhaben an den Ressourcen dieser Erde, die uns geschenkt worden sind. Und dann versuchen wir, diese Ressourcen dieser Erde so gemeinschaftlich zu verwalten, dass wir es nicht abhängig machen von der Leistung des Einzelnen und dem Geldeinkommen des Einzelnen. Das ist tatsächlich ein Paradigmenwechsel, denn da geht es um die Frage, wie verhalten wir uns zu dem Anderen und wie können wir dafür sorgen, dass alle mitkommen und niemand ausgeschlossen wird? [...] Weil wir Mensch sind, steht uns [frei] zu, was wir zum Leben brauchen. Und nicht: Nur wer arbeitet, darf auch essen.«<sup>5</sup>

»Die Logik des Kapitalismus heißt teilen. Nur teilen darin nicht die Menschen, sondern sie werden geteilt.«<sup>6</sup> Wir rufen den Rat der EKD und die Kirchenleitungen auf, sich mit dem Thema *Commons* als Praxis gegen die Teilung der Menschen zu befassen. Ebenso fordern wir einen intensiven kirchlichen Dialog darüber, wie das Konzept der *Commons* den christlichen Urwert des Teilens widerspiegelt. Darin sehen wir auch einen Schlüssel, der individuellen Übernutzung unserer Erde sowie dem Klimakollaps entgegenzuwirken.

Bitte unterstützen Sie diese wichtigen sozial-ökologischen Anliegen

<sup>4</sup> Zitat des US-amerikanischen Rechtswissenschaftlers Lawrence Lessig in Wikipedia: <https://de.wikipedia.org/wiki/Gemeingut> [zuletzt gesehen am 27. 11. 2019].

<sup>5</sup> Silke Helfrich, in: Christoph Fleischmann: Gottes Güter umsonst, <https://www.deutschlandfunkkultur.de/gottes-guter-umsonst-reformation-und-okonomie-featurevon.media.c5129c4eadd9fb0a0ecd25e8f4ef5c70.pdf>, S. 2 [zuletzt gesehen am 27. 11. 2019].

<sup>6</sup> Silke Helfrich, David Bollier und Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): Die Welt der Commons – Muster gemeinsamen Handelns. Bielefeld 2015, Klappentext.

## **Resolution 3**

# **Die Ziele des Pariser Klimaabkommens konsequent umsetzen**

**Veranstaltung:**

Zentrum **Stadt und Umwelt**

Von der Kohle zur Sonne. Weichenstellungen in der Energie- und Klimapolitik

**Freitag, 21. Juni 2019**

**Antragstellende:**

Pilgerbasis Paris 2015

Ökumenisches Netzwerk Klimagerechtigkeit

Familie Galler, Berlin

**Verantwortlich:**

Wolfgang Löbnitz

**Adressiert an:**

Klimapolitische Sprecher\*innen der Bundestagsfraktionen

Ständige Mitglieder des Klimakabinetts

Ministerpräsident\*innen der Bundesländer

Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbände

Gewerkschaften ver.di und IG BCE

Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)

Kirchenleitungen der evangelischen Landeskirchen in Deutschland

Deutsche Bischofskonferenz

Die Klimakrise bedroht die Stabilität der Ökosysteme. Wird das verbleibende enge Zeitfenster nicht zur Umsteuerung genutzt, ist mit Schäden zu rechnen, die für Millionen von Menschen in vielen Teilen der Erde eine existenzielle Bedrohung darstellen. Bereits 2015 bei Verabschiedung des Pariser Klimaabkommens war jedoch klar, dass die vorliegenden nationalen Verpflichtungen zur Reduzierung der Treibhausgasemissionen nicht ausreichen, um die Erderwärmung auf das Ziel von 1,5 Grad Celsius zu begrenzen.

Ambitioniertere Anstrengungen sind erforderlich, aber das Gegenteil davon ist bisher der Fall – auch in Deutschland! Nicht nur das Ziel 2020 von 40 Prozent Treibhausgasminderungen (bezüglich 1990) wird deutlich verfehlt. Ohne entscheidende Weichenstellungen in 2019 sind auch die Ziele 2030 und 2050 gefährdet, denn es wird von Jahr zu Jahr schwieriger, die wachsende Lücke zu schließen.

Seit Monaten setzen allein in Deutschland Zehntausende Schüler\*innen ein Zeichen für konsequentes Eintreten gegen die Klimakrise. Wir zollen ihnen großen Respekt und unterstützen das Anliegen der jungen Generation. Ihr eindringlicher Ruf ist angesichts des zögerlichen Handelns in Politik und Gesellschaft mehr als berechtigt. Wir rufen deshalb zur Solidarisierung mit dem Anliegen von *Fridays for Future* auf.

Wir fordern Bundesregierung, Bundestag und Bundesrat auf,

- 2019 ein sektorübergreifendes und mit Sanktionen belegtes Klimaschutzgesetz zu verabschieden, das die Treibhausgasreduzierung entsprechend des 1,5-Grad-Zieles garantiert,
- mit Blick auf die Pariser Ziele den *Klimaschutzplan 2050* zu schärfen, um schon bis 2035 das Netto-Null-Ziel zu erreichen,
- bis 2025 mindestens die Hälfte der Kohlekraftwerke abzuschalten und den Strukturwandel in den betroffenen Regionen sozial abzufedern,
- den Bestand aller noch von Tagebauen bedrohten Dörfer wie auch den Erhalt des Hambacher Waldes zu sichern,
- die Bepreisung aller Treibhausgasemissionen einzuführen und sich für eine europäische Regelung einzusetzen,
- alle umwelt- und klimaschädlichen Subventionen schnellstmöglich in sozialverträglicher Weise abzubauen,
- entschieden für den Aufwuchs der internationalen Klimaschutzfinanzierung einschließlich Entschädigungs-, und Anpassungsleistungen einzutreten.

Wir bitten die Evangelische Kirche in Deutschland sowie alle Landeskirchen und Gemeinden,

- zu vermitteln, dass der Einsatz für den Erhalt der Schöpfung das Glaubensbekenntnis an den »Schöpfer des Himmels und der Erden« glaubwürdig macht,
- klar zu benennen, dass Klimaschutz und Nachhaltigkeit nicht nur politische und technische Herausforderungen sind, sondern Fragen, die sich jeder auch persönlich stellen muss – ohne Verzicht unsererseits wird es nicht gehen,
- darauf hinzuwirken, dass Gemeinden Orte des Aufbruchs sind, wo Klimaschutz und Nachhaltigkeit im Alltag Schritt für Schritt umgesetzt werden,
- die ökumenische Bewegung für Klimagerechtigkeit zu unterstützen, die Christen unterschiedlicher Konfessionen vereint und die Wahrnehmung der Kirchen stärkt.



## Resolution 4

# Sicherheit und Vertrauen in der digitalen Gesellschaft stärken

**Veranstaltung:**

Podienreihe **Digitalisierung und Künstliche Intelligenz**

Macht – Ohnmacht – Machen. Freiheiten digitaler (Christen-)Menschen

Freitag, 21. Juni 2019

**Antragstellende:**

netzpolitik.org

**Verantwortlich:**

Markus Beckedahl,

Ingo Dachwitz

**Adressiert an:**

Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel, Bundesinnenminister Horst Seehofer und Bundesjustizministerin Christine Lambrecht (ab 27. Juni 2019)

Sicherheitslücken, Datenlecks, kommerzielle Überwachung – ein Skandal nach dem nächsten erschüttert das Vertrauen in die Digitalisierung und ihre Akteure. Heute wissen Computer, Smartphones und vernetzte Haushaltsgeräte oft mehr als engste Freunde. Praktische Helfer wie Sprachassistenten versprechen Bequemlichkeit, aber wer kontrolliert und sichert sie? Und wer sonst hat Zugriff auf diese Daten?

Unternehmen speichern alles und machen Profite mit der Analyse, Beeinflussung und Vorhersage unseres Verhaltens. Doch die Bedrohung für das IT-Grundrecht kommt nicht nur von wirtschaftlicher Seite. Die letzten Jahre sind von einer beispiellosen Ausweitung staatlicher Befugnisse geprägt, die uns Edward Snowden mit Wucht ins Bewusstsein brachte. Immer wieder müssen das Bundesverfassungsgericht und der Europäische Gerichtshof Gesetze zurückrufen, weil es ihnen an Verhältnismäßigkeit und Augenmaß mangelt.

Das Bundesverfassungsgericht formulierte 2008 das wegweisende *Grundrecht auf Gewährleistung der Vertraulichkeit und Integrität informationstechnischer Systeme*. Dieses Grundrecht ist heute wichtiger denn je, aber es wird bisher nicht mit Leben gefüllt.

Dabei ist das Recht auf vertrauliche Kommunikation eine Voraussetzung für das Funktionieren einer demokratischen Gesellschaft. In einer digita-

len Welt muss alle Kommunikation – ob nun die Transaktion zwischen Banken oder die private Nachricht im Messenger auf dem Handy – auf sicherer Ende-zu-Ende-Verschlüsselung basieren. Für die private Kommunikation gilt: Nur wer sich sicher sein kann, nicht permanent beobachtet zu werden, kann sich frei informieren, bilden und entwickeln. Der Schutz der Kommunikation ist auch eine Voraussetzung für unabhängigen und kritischen Journalismus. Weltweit sind die Pressefreiheit und der Schutz von Quellen unter Druck. Sichere Kommunikation schützt diese und andere elementare Bestandteile der Demokratie.

Wir fordern deshalb:

- Ein klares Bekenntnis der Bundesregierung zum Grundrecht auf Gewährleistung der Vertraulichkeit und Integrität informationstechnischer Systeme.
- Die Bundesregierung muss ihren widersprüchlichen Kurs bei der IT-Sicherheit aufgeben und sich zu ihrem selbst ausgegebenen Ziel bekennen, Deutschland zum »Verschlüsselungsstandort Nummer 1« zu machen. Dazu gehört auch ein Recht auf Verschlüsselung.
- Sicherheitslücken in digitalen Systemen müssen zum Schutz der Allgemeinheit sofort geschlossen werden und dürfen nicht von staatlichen Stellen ausgenutzt oder zurückgehalten werden.
- Hersteller von Hardware für den Massenmarkt sollten verpflichtet werden, vernetzte Geräte mit Sicherheits-Updates zu versorgen.
- Eine staatliche Förderung von vertrauenswürdigen, quelloffenen und datenschutzfreundlichen Kommunikations- und Sicherheitslösungen.
- Die effektive Durchsetzung von Datenschutzrechten gegenüber Unternehmen durch eine bessere personelle Ausstattung von Datenschutz- und Verbraucherschutzbehörden.
- Einen massiven Ausbau von Förderprogrammen zur Steigerung von Digitalkompetenzen für alle Teile der Gesellschaft.

## **Resolution 5**

# **Für eine sozialverträgliche CO<sub>2</sub>-Abgabe durch Pro-Kopf-Rückverteilung**

**Veranstaltung:**

Zentrum **Stadt und Umwelt**

Grün, smart, nachhaltig? Visionen für die Stadt der Zukunft

**Samstag, 22. Juni 2019**

**Antragstellende:**

Initiative für Natürliche Wirtschaftsordnung e.V. (INWO), Frankfurt/Main

**Verantwortlich:**

Beate Bockting

Klaus Willemsen

Vlado Plaga

Andreas Berner

**Adressiert an:**

Die Bundesregierung: Bundesumweltministerin Svenja Schulze

Alle Abgeordneten des Deutschen Bundestags

Wir haben keine Zeit mehr. Die CO<sub>2</sub>-Emissionen müssen schnell reduziert werden, um die Klimaziele zu erreichen. Wie erreichen wir das? Mit einer CO<sub>2</sub>-Abgabe. Damit verbundene Mehrbelastungen müssen jedoch sozial abgedeckt werden, sonst sind sie nicht politisch durchsetzbar.

Die Abgabe zahlt jeder, der CO<sub>2</sub> erzeugt. Firmen geben sie an die Kund\*innen weiter. Der CO<sub>2</sub>-Ausstoß wird dadurch verteuert. Um das System sozial zu gestalten, sollen die Einnahmen vollständig pro Kopf an die Bevölkerung zurückverteilt werden – jede\*r erhält gleich viel! Wenn Menschen unterdurchschnittlich viel CO<sub>2</sub>-Ausstoß verursachen, bekommen sie mehr zurück, als sie bezahlen.

Anders als bei einer CO<sub>2</sub>-Steuer ohne Rückverteilung wird in diesem System niemand das Gefühl haben, zu viel zu geben oder zu wenig zu bekommen! Das macht Klimaschutz attraktiv und zugleich sozial gerecht.

Welche ökologischen Vorteile hat das?

- Die Pro-Kopf-Rückverteilung setzt persönliche Anreize zum Klimaschutz: Wer weniger CO<sub>2</sub>-Ausstoß verursacht, hat mehr Geld in der

Tasche als vorher. Kaufverhalten und Lebensstile werden sich schneller ändern.

- Unternehmen werden schnell auf das veränderte Kundenverhalten reagieren. Umweltschädliche Energieerzeugung, zum Beispiel aus Kohle, wird teurer und verschwindet. Erneuerbare Energien werden gefördert.
- Umweltschutz ist damit keine Frage mehr des individuellen Verzichts, sondern der ökonomischen Effizienz.

Ein Rechenbeispiel:

Mit 115 Euro Kosten pro Tonne CO<sub>2</sub> (wie in Schweden) ergeben sich derzeit Einnahmen von rund 100 Milliarden Euro im Jahr. Jede\*r Bürger\*in erhält 100 Euro im Monat, eine vierköpfige Familie also 400 Euro. Der Preis pro Tonne steigt langfristig mit sinkendem Verbrauch.

Konkret fordern wir:

Die Bundesumweltministerin möge einen Gesetzentwurf einbringen, der drei Punkte beinhaltet:

- Die Emission von CO<sub>2</sub> soll mit einer Abgabe belastet werden.
- Die Einnahmen aus den Abgaben sollen pro Kopf an alle Bürger\*innen zurückverteilt werden. Steuerfreibeträge und Subventionen sind zu selektiv und daher ungeeignet.
- Die Kosten für eine einzelne Tonne CO<sub>2</sub> sollen langfristig steigen, damit bis 2030 eine spürbare Reduktion des CO<sub>2</sub>-Verbrauchs erfolgt.

Wir Teilnehmende des Kirchentages fordern ein schnelleres Vorgehen beim Klimaschutz. Eine Pro-Kopf-Rückverteilung belohnt diejenigen, die unser Klima weniger belasten. Unterstützen Sie unsere Resolution!

## **Resolution 6**

# **Mit interreligiösem Dialog Leben retten und Zukunftsperspektiven bauen – in Deutschland und im Nahen Osten!**

**Veranstaltung:**

Zentrum **Weltanschauungen**

Wie politisch darf Religion sein? Visionen für die Gesellschaft

**Samstag, 22. Juni 2019**

**Antragstellende:**

Gesellschaft für bedrohte Völker

Seine Exzellenz Bischof Anba Damian, Diözesanbischof von Nord-  
deutschland der Koptisch-Orthodoxen Kirche

Ali Ertan Toprak, Präsident der Bundesarbeitsgemeinschaft der Immig-  
rantenverbände in Deutschland e. V.

**Verantwortlich:**

Dr. Kamal Sido und Lina Stotz, Gesellschaft für bedrohte Völker

**Adressiert an:**

Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung  
(BMZ)

Auswärtiges Amt (AA)

Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)

Dank des Engagements vieler ehrenamtlicher Helferinnen und Helfer, Verbände und Kirchen zum Thema Migration und Integration werden in ganz Deutschland Brücken gebaut: Brücken zwischen Menschen verschiedener Kulturen, Sprachen, Religionen, aus Deutschland und der Welt. Der Dialog zwischen Kulturen und Religionen ist wichtig, denn er verbindet und bereichert.

Unterschiede zu überbrücken und den interreligiösen Dialog zu fördern, ist jedoch nicht nur in Deutschland wichtig. Für verfolgte Gläubige aus dem Nahen Osten kann interreligiöser Dialog Leben retten und Zukunftsperspektiven bauen. Nach vielen Jahren des Kriegs im Irak und Syrien, in dem auch deutsche Waffen zum Einsatz kamen, kann nun – aufgrund der Rückeroberung der durch den »Islamischen Staat« besetzten Gebiete – endlich auf ein Ende der Gewalt gehofft werden. Doch dem Frieden steht noch einiges im Wege: Diskriminierung und Anfeindungen zwischen Religionsgemeinschaften sind noch immer Alltag. Kämpfe dauern an. Viele Dörfer liegen noch in Trümmern. Frieden, Wiederauf-

bau sowie Dialog zwischen Religionsgemeinschaften sind dringend nötig, um Christen, Jesiden und anderen Minderheiten im Nahen Osten – der Wiege ihrer Religionen – wieder ein sicheres Zuhause zu bieten, in dem sie bleiben oder in das sie zurückkehren können. Ein solcher Einsatz würde der gesamten leidgeplagten Bevölkerung im Nahen Osten zugutekommen.

Eine Politik des friedlichen Zusammenlebens aller Religionen muss sowohl in Deutschland als auch im Nahen Osten gestärkt werden. Daher stellen wir folgende Forderungen:

1. Opfern von Verfolgung muss weiterhin ein sicheres Zuhause in Deutschland geboten werden, in dem religiöse Vielfalt großgeschrieben wird. Dafür ist zentral, dass Politik und Kirche in Deutschland diverse kulturelle und religiöse Gruppen einbeziehen, wie den Zentralverband der Assyrischen Vereinigungen in Deutschland, den Zentralrat der Êzîden in Deutschland, Pater Emanuel und das christliche Hilfswerk CAPNI, die Koptische Kirche Deutschland und die Bundesarbeitsgemeinschaft der Immigrantenverbände in Deutschland.
2. Das friedliche interreligiöse Miteinander im Nahen Osten muss gefördert werden. Deutschland ist daher aufgerufen, die Beziehungen zwischen religiösen Gruppen und den Schutz von Minderheiten thematisch und finanziell stärker ins Zentrum der Entwicklungshilfe und Außenpolitik im Irak und Syrien zu stellen.
3. Deutsche Rüstungsexporte an die Türkei haben sowohl innerhalb des Landes als auch im Syrisch-Kurdischen Afrin zur Vertreibung und Verfolgung von Christen, Jesiden, Aramäern, Aleviten, Kurden und anderen Minderheiten und der besonderen Gefährdung von Frauen und Kindern beigetragen. Dies muss von der Bundesregierung, auch im Dialog mit der Europäischen Staatengemeinschaft, anerkannt werden. Weitere Genehmigungen und Lieferungen dürfen nicht erfolgen, solange Afrin besetzt ist.

## Resolution 7

### Schicken wir ein Schiff!

**Veranstaltung:**

Thementag **Yes We Care!**

Kein ich ohne wir – Kein wir ohne mich. Wie gelingt schöpferische Zukunftsgestaltung?

**Samstag, 22. Juni 2019**

**Antragstellende:**

Sven Giegold, Europaabgeordneter

Dr. Beatrice von Weizsäcker, Juristin und Publizistin

Joachim Lenz, Pfarrer und Direktor der Berliner Stadtmission

Christina Biere, Pfarrerin

Lioba Diez, Pfarrerin

**Adressiert an:**

Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und alle Gliedkirchen

Am Weltflüchtlingstag haben wir beim 37. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Dortmund in der großen Westfalenhalle bei der Veranstaltung *Gemeinsam für offene Häfen in Europa* Mattea Weihe von der *Sea-Watch* zur Situation auf dem Mittelmeer gehört: »Weil keine Rettungsschiffe durch die Gewässer fahren, die Rettungen durchführen, steigt die Todesrate weiter, wenn wir nicht jetzt handeln. Wir brauchen wieder Schiffe, die Sorge tragen können, dass der nächste Weltflüchtlingstag gebührend gefeiert werden kann. Wir als *Sea-Watch* wollen gemeinsam mit der Zivilgesellschaft, den Städten und Kommunen, der Kirche und euch allen ein Zeichen setzen und ein Schiff in das tödlichste Gewässer der Welt schicken. Ein Schiff der Gemeinschaft, der Solidarität und Nächstenliebe. Ein Schiff von uns, von euch, von allen.«

Als Kirche dürfen wir dem Scheitern der europäischen Regierungen nicht zusehen. Kleine symbolische Schritte zur Aufnahme von Flüchtlingen sind wichtig, aber beenden das Sterben im Mittelmeer durch die fehlende Seenotrettung und die fehlenden sicheren Fluchtwege nicht.

Daher fordern wir die EKD und ihre Gliedkirchen auf, selbst mutig zu handeln: Schickt selbst ein Schiff in das tödlichste Gewässer der Welt. Ein Schiff der Gemeinschaft, der Solidarität und Nächstenliebe. Ein Schiff von uns, von euch, von allen.

## **Resolution 8**

### **Schritte für mehr Tierschutz**

**Veranstaltung:**

Zentrum **Stadt und Umwelt**

Wert-schätzend?! Unser Umgang mit Lebensmitteln

**Samstag, 22. Juni 2019**

**Antragstellende:**

Aktion Kirche und Tiere (AKUT) e. V., Markkleeberg

**Verantwortlich:**

Karin Lüders

Christian Lüders

**Adressiert an:**

Bundeslandwirtschaftsministerin Julia Klöckner

Bundesbildungsministerin Anja Karliczek

Wir AKUT-Mitglieder erachten die industrielle Tierhaltung, die Tierversuche und das damit verbundene qualvolle Leben und Sterben der Tiere als tiefe Verletzung der Mitgeschöpflichkeit. Wir halten es für unvereinbar mit der Würde von Tieren und Menschen, das immense Leid weiterhin tatenlos hinzunehmen. Nächstenliebe, Barmherzigkeit und Moral müssen alle Geschöpfe einbeziehen. Wir halten daran fest, dass Tiere sind wie wir: leidensfähige, intelligente und soziale Individuen.

Ernst genommen werden muss Paragraf 1 des Tierschutzgesetzes, »aus der Verantwortung des Menschen für das Tier als Mitgeschöpf dessen Leben und Wohlergehen zu schützen.«

Daher ist eine umfassende Agrarreform notwendig, und Tierversuche sind deutlich stärker zu reglementieren.

**Konkret fordern wir:**

Besonders quälische Haltungsbedingungen müssen verboten werden, wie zum Beispiel die lebenslange Anbindehaltung von Milchkühen, die Kastenhaltung von Muttersauen, die Käfighaltung von Enten, Hühnern und Kaninchen.

Der Zucht müssen Grenzen gesetzt werden: Erforderlich ist der Erlass einer Rechtsverordnung für sogenannte Nutztiere, um Quälzuchten zu



definieren und das Züchten bestimmter Arten, Rassen und Linien zu verbieten.

Tiertransporte müssen reduziert werden: Die Transporte lebender Tiere sollen auf maximal acht Stunden ohne Verlängerungsmöglichkeit begrenzt werden. Der Transport lebender Tiere in Länder außerhalb der EU muss verboten werden.

Tierversuche müssen deutlich reduziert werden: Sogenannte schwer belastende Tierversuche müssen verboten werden. Alternativen zu Tierversuchen müssen finanziell deutlich stärker gefördert werden. Tierversuche zur Aus-, Fort- oder Weiterbildung sollen verboten werden. Es braucht eine verpflichtende Datenbank, um Doppel- und Wiederholungsversuche zu vermeiden. Wissenschaftlich betrachtet, sind die Ergebnisse von Tierversuchen nur äußerst selten auf den Menschen übertragbar.

Verstöße gegen den Tierschutz müssen konsequent belegt, verfolgt und geahndet werden. Eine verpflichtende Videoüberwachung in allen Schlachthöfen und deren engmaschige Kontrolle durch unabhängige Gutachter sind nötig.

Um dem Staatsziel Tierschutz, das seit 2002 Verfassungsrang hat, endlich näherzukommen, dürfen ausschließlich ökonomische Interessen nicht länger als »vernünftiger Grund« gelten, um Tieren Schmerzen und Leiden zuzufügen. Grundgesetzlich verankerte Ziele eines demokratischen Staates dürfen nicht länger durch Verordnungen, Ausnahmen und überlange Fristen unterlaufen werden.

## Resolution 9

# Bezahlbarer Wohnraum für alle

**Veranstaltung:**

Podienreihe **Wirtschaft, Demokratie, Eigentum**

Eigentum verpflichtet – echt jetzt? Was wir tun können

**Samstag, 22. Juni 2019**

**Antragstellende:**

Diakonie Deutschland – Evangelisches Werk für Diakonie und  
Entwicklung e. V.

Diakonischen Werk Rheinland-Westfalen-Lippe e. V. – Diakonie RWL

**Verantwortlich:**

Heike Moerland

**Adressiert an:**

Bundesregierung: Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel

Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbände, stellvertretend für  
alle Städte und Gemeinden: Präsident des Deutschen Städtetages  
Burkhard Jung

Wohnen ist ein Menschenrecht. Wohnen ist ein existenzielles Grundbedürfnis des Menschen und Voraussetzung, um ein gelingendes Leben führen zu können. Die Herstellung und der Zugang zu Wohnraum sowie der Umgang mit Grund und Boden sind nicht dem freien Markt zu überlassen. Denn eine Wohnung ist keine Ware wie Gebrauchsgüter des täglichen Bedarfs.

Jährlich müssten 400.000 neue Wohnungen gebaut werden.<sup>7</sup> Ein Großteil davon muss öffentlich gefördert werden, um faire Mieten anbieten zu können. Die Mieten steigen nicht nur in Ballungszentren. Mieten und Nebenkosten umfassen bei vielen Menschen mit wenig Geld mittlerweile mehr als 40 Prozent des Haushaltseinkommens. Damit bleibt für den täglichen Bedarf zu wenig Geld übrig.

Betroffen sind in besonderem Maße arbeitslose Menschen, Alleinerziehende, Senior\*innen mit einer kleinen Rente, Menschen mit einer Behinderung, Geflüchtete oder Familien mit vielen Kindern. 860.000 Menschen waren in Deutschland im Jahr 2016 nach Schätzung der Bun-

<sup>7</sup> Technische Universität Darmstadt und ISP Eduard Pestel Institut für Systemforschung e.V.: Deutschland-Studie 2019, [https://www.bauindustrie.de/media/documents/Deutschlandstudie\\_2019\\_Langfassung.pdf](https://www.bauindustrie.de/media/documents/Deutschlandstudie_2019_Langfassung.pdf) [zuletzt gesehen am 27.11.2019].

desarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe ohne eigene Wohnung, Tendenz steigend.<sup>8</sup> Sie finden auf dem Wohnungsmarkt keinen bezahlbaren Wohnraum.

Wir fordern die Bundesregierung auf,

- dafür zu sorgen, dass alle Menschen ihr menschenrechtlich verbürgtes Recht auf angemessenes Wohnen wahrnehmen können,
- eine ressortübergreifende Wohnstrategie vorzulegen, die alle Akteure einbezieht. Neben der Wohnungswirtschaft sind dies vor allem die Länder, Städte und Kommunen, aber auch Wohlfahrtsverbände, Kirchengemeinden, private Initiativen und Betroffene,
- den privaten Wohnungsmarkt so zu regulieren, dass auch die Interessen verletzlicher Gruppen berücksichtigt werden.

Wir fordern alle Städte und Gemeinden auf,

- in besonders betroffenen Städten bis zur Umsetzung der Wohnstrategie der Bundesregierung den Wohnraum-Notstand auszurufen. Damit wird sichergestellt, dass die Wohnungsnot auf breiter Basis öffentlich diskutiert wird,
- Maßnahmen zu ergreifen, um für alle Bevölkerungsgruppen, insbesondere für von Armut betroffene Menschen, Wohnraum dauerhaft vorzuhalten,
- für den sozialen Wohnungsbau zu werben,
- Rahmenbedingungen für einen sozialverträglichen Umgang mit Grund und Boden zu schaffen,
- bei der Planung neuer Baugebiete 40 Prozent für öffentlich geförderter »fairen« Wohnraum einzuplanen – mit einer ausreichenden Zahl an Wohnungen für Alleinstehende und große Familien,
- den Anteil von kommunal verfügbarem Wohnraum durch Bau, Erwerb, Kooperationsvereinbarung oder den Erwerb von Belegungsrechten auszuweiten, um die Möglichkeit einer Belegungssteuerung zu haben,
- auf den Verkauf eigener kommunaler Wohnungsbestände zu verzichten und bisherige Verkäufe nach Möglichkeit rückgängig zu machen,
- präventive Hilfestrukturen zur Vermeidung von Wohnungslosigkeit zu stärken und auszubauen.

<sup>8</sup> BAG Wohnungslosenhilfe e. V.: Pressemitteilung vom 14.11.2017 und dies.: Statistikbericht 2017 (Betrag), in: wohnungslos 4/18, Seite 122 ff.

# Resolution 10

## Zukunftssicherung statt Rüstung und Zerstörung

### Veranstaltung:

Thementag **Yes We Care!**

Kein ich ohne wir – Kein wir ohne mich. Wie gelingt schöpferische Zukunftsgestaltung?

Samstag, 22. Juni 2019

### Antragstellende:

Christiane und Herbert Wekel

### Adressiert an:

Die Bundesregierung: Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel

Wir Friedenskinder – geboren nach dem Zweiten Weltkrieg und wahlberechtigt zum Zeitpunkt des Mauerfalls – wir bekennen unsere Schuld:

Wir haben es zusammen nicht vermocht, so für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung zu sorgen, dass unsere Kinder und alle, die nach uns kommen, eine lebenswerte Erde erben.

In Erkenntnis dessen und in der Hoffnung, dass eine zukunftssichere Änderung unseres Zusammenlebens möglich ist, bitten wir die Regierung unseres Landes:

- die Ausgaben für Rüstung pro Jahr um sieben Prozent zu senken.
- Die freiwerdenden Mittel sollen zur Hälfte dafür genutzt werden, wachsende Not und Armut in unserem reichen Land, gerade bei Kindern und älteren Menschen, zu lindern.
- Die andere Hälfte der Ersparnisse sollte in Anbetracht unserer Rolle als Profiteur in einer globalisierten Weltwirtschaft und der daraus erwachsenden Verantwortung den Hilfsorganisationen der UNO zur Verfügung gestellt werden.

Wir erkennen außerdem, wie dringend notwendig ein gesamtgesellschaftlicher Austausch über die Lebensperspektiven zukünftiger Generationen ist, und müssen zugeben, diesen vernachlässigt zu haben. Wir befürworten daher das Engagement Tausender Schüler\*innen bei der Initiative *Fridays for Future* und sehen diese Bewegung als Konsequenz der Untätigkeit älterer Generationen.

Vor diesem Hintergrund bitten wir die Bundesregierung, alles Notwendige in die Wege zu leiten, damit dieses politische Engagement für die Zukunft und Überlebensfähigkeit der Erde möglich bleibt. Konkret fordern wir:

- die Straffreiheit der streikenden Schüler\*innen von *Fridays for Future*, als Anerkennung ihrer wichtigen demokratischen Funktion.

Bitte unterstützen Sie diese Forderungen durch Ihre Stimme!



---

# Ende

## Schlussgottesdienst Werft euer Vertrauen nicht weg

Predigt am Sonntag, 23. Juni 2019, Signal Iduna Park

Dr. min. Sandra Bills, Pastorin ökumenische Bewegung Kirchehoch2,  
Hannover

Einstieg

Letztens jemand beim Bier zu mir: »Du, Sandra, nimm's mir echt nicht übel. Aber ich kann auch ohne Kirche. Also, es ist ja nicht so, dass ich nicht an Gott glaube. Aber dafür brauche ich keine Kirche! Eure Zeit ist irgendwie vorbei. Weißte?«

*Werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat.*

*Geduld habt ihr nötig, auf dass ihr den Willen Gottes tut und das Verheißene empfangt. (Hebräer 10,35–36)*

Kommt Ihnen bekannt vor?

Diese Zeilen aus dem Hebräerbrief stammen aus einem Schreiben an eine Gemeinde, bei der die Luft raus ist. Man lebt aus dem nostalgischen Verweis auf die gute alte Zeit. Hach, damals: volles Haus, gute Gemeinschaft, brennend im Glauben. Jetzt das krasse Gegenteil: Die Gemeindeversammlungen schrumpfen (Hebräer 10,25), manche suchen die Antworten für ihr Leben an anderen Orten (Hebräer 13,9). Viele sind bei einem Kinderglauben stehengeblieben und der taugt nicht (Hebräer 5,11–6,3). Das Alte trägt nicht mehr und noch gibt es keine Idee, wie es anders gehen könnte. Kommt Ihnen bekannt vor? Mir auch.

Vielleicht ist unsere Zeit wirklich vorbei. Wenn ich in mich reinhore, ist auch mir vieles in der Kirche fremd. Manchmal gehe ich traurig aus Gottesdiensten, hungriger als zuvor. Vertrautes stirbt: Volkskirche bröckelt. Die Volksparteien auch. Manche erkennen ihre Heimat nicht wieder. *Wetten, dass ...?* gibt's nicht mehr, das Maibaumaufstellen zieht selbst auf dem Dorf nicht mehr.

*Werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat.*

*Geduld habt ihr nötig, auf dass ihr den Willen Gottes tut und das Verheißene empfangt.*

Der Hebräerbrief ist für mich eine Mischung aus Trost und Arschtritt.  
Mensch, *werft euer Vertrauen nicht weg!!!?*

Oh, ich glaube, ich habe mich ver-traut

Wenn das Alte nicht mehr trägt – kann ich stattdessen mir vertrauen?  
Einfach an mich selbst glauben? *Chakka – du schaffst es!*

Ich komme mir oft unzulänglich vor. Dann bin ich gar nicht so selbstsicher, wie immer alle von mir denken. Nicht so schlagfertig und gutaussehend, wie ich gerne wäre. Kann ich mir vertrauen? An Tagen, an denen meine Unzufriedenheit so stark ist, dass ich nicht mal aus dem Bett komme? Egal, wie sehr ich mich auch anstrenge! Ganz ehrlich? Nein! Nein, ich kann mir dann nicht vertrauen.

Genau dann brauche ich Gottes Vertrauen in mich. Der mir vertraut, wenn ich selbst zu schwach bin. Das ist die Verheißung, das ist Gottes Vorschuss-Vertrauen. Ich schenke dir was, einfach, weil ich dich gern hab, so wie du bist: Gnade.

»Kommt alle her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid« (Matthäus 11,28), sagt Jesus, »die ihr nicht klarkommt, bei denen es gerade nicht so läuft im Leben.« Jesus ist nicht wie ein Türsteher vor dem angesagtesten Club der Stadt, der kritisch an dir hoch- und runterschaut und dann sagt: »Nee, sorry, geschlossene Gesellschaft.« Jesus ist der Türsteher, der weiß, wie es ist, als Letzter bei den Bundesjugendspielen durchs Ziel zu gehen und wieder keine Siegerurkunde zu bekommen. Er kennt das in uns, was wir lieber verstecken wollen.

Er kennt den Jungen, der auf dem Schulhof alleine steht. Das Mädchen, das von *Germany's Next Topmodel* träumt und sich immer zu dick fühlt. Den Anzugtyp, der alles zusagt, immer atemlos, und es dann nicht einhält, weil er kurz vor dem Burn-Out ist. Uns alle. Das sind wir: Gottes geliebte Gurkentruppe.

Wir gehören zu Jesus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, der sich mit Prostituierten, Steuerbetrügnern und Aussätzigen umgab. Der ihnen zuhörte, sie tröstete und heilte. Er liebte sie, mit einer Liebe, die stärker ist als der Tod.

Ich habe Sehnsucht danach. Weil ich diese Liebe selbst brauche. Und weil ich ahne, dass es nicht nur mir so geht. Und weil ich genauso ahne, dass Gott vielen diese Sehnsucht geschenkt hat. Wir brauchen Gott und wir brauchen einander. Ich brauche euch, damit ich meine Sehnsucht teilen kann. Ich brauche euch, damit ihr mich erinnert, Gott vertraut mir. Deshalb bin und bleibe ich Teil von Kirche, von dieser Vertrauensgemeinschaft, die Jesus nachfolgt. Mit meiner ganzen Geduld!



Vertrauen als Unerschrockenheit aus dem Glauben

*Werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat.*

Geduld habt ihr nötig, auf dass ihr den Willen Gottes tut und das Verheißene empfangt.

Wir leben in Umbruchzeiten. Wie die Gemeinde des Hebräerbriefes. Das Alte trägt nicht mehr und das Neue suchen wir – und das birgt so viel Chancen.

Mal angenommen. Nur mal rein hypothetisch: Wir machen ernst damit! Mit dem Vertrauen. Wir glauben Jesus, dass weder die Siegerurkunde der Bundesjugendspiele, noch der Body-Mass-Index, noch unser Gehalt oder das, was wir pflichtbewusst auf die Reihe kriegen, über uns entscheiden. Wenn wir ihm das glauben, dann sind wir frei.

Nur mal angenommen. Wir würden das echt durchziehen. Dieses Vertrauen, diese Unerschrockenheit aus dem Glauben. Vielleicht zeigt sich das in neuen Formen von Kirche: Kirche als rollende Frittenbude. Glaube, Liebe, Currywurst. Wenn wir vertrauen, kommen uns vielleicht ganz andere Ideen und Visionen als bisher. Und das bleibt sicher nicht nur auf die Kirche beschränkt. Wenn ich verstehe, dass alles Gnade und Geschenk ist, dann gehe ich mit dem Geschenkten auch großzügig um.

Wenn wir Jesus glauben: *Was ihr dem Geringsten meiner Brüder und Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan* (Matthäus 25,40), dann ist für uns Leben retten kein Verbrechen, sondern Christenpflicht. Man lässt keine Menschen ertrinken! Punkt! Und dann dreht sich unsere Kirchenwoche nicht nur um den Sonntag, sondern auch um den Freitag. #*FridaysForFuture*. Wir suchen und fragen dann gemeinsam mit anderen, welcher Lifestyle und welche Werte dem Willen Gottes entsprechen. Auch mit denen jenseits unserer Filterblase. Wir sehen, wo Gott in der Welt wirkt – durch die Leute von *Sea-Watch*, *SOS Méditerranée* und *Sea-Eye*, durch Greta Thunberg und die Schülerinnen und Schüler, durch so viele andere – und dabei machen wir mit.

Schluss

*Werft euer Vertrauen, eure Unerschrockenheit, euren Glaubensmut nicht weg.*

Behaltet euer Vertrauen, seid unerschrocken, zeigt gemeinsam euren Glaubensmut. Wir haben Gott an unserer Seite. Seine Zeit ist ganz und gar nicht vorbei. Unsere Zeit als Christinnen und Christen in dieser Welt ist nicht vorbei. Ich bin sicher: Wir werden gebraucht. Vielleicht mehr denn je.

Wir haben sein Versprechen, seine Verheißung: Gott liebt uns durch alles hindurch.

Worauf warten wir noch?  
Worauf warten wir noch?  
Amen.

## Predigt am Sonntag, 23. Juni 2019, Seebühne im Westfalenpark

Dr. Kristin Jahn, Superintendentin Ev. Kirchenkreis Altenburg

Ein kleines Dorf ganz im Osten von Thüringen. Mittendrin stehen eine Kirche und ein Pfarrhaus. Vor über 30 Jahren war das der Treffpunkt für alle, die anders waren, für alle, die mehr wollten, als nur mitzumachen in einem abgeschlossenen Land. Hannes war auch oft dort. Ein Verwandter der Pfarrersfamilie. Er hat die Jugend angezogen, weil er Fragen stellte, die sonst keiner stellt. Er hat die Jugend zum Nachdenken gebracht. Ökologie – was ist das denn hier und heute? Sie haben diskutiert bis tief in die Nacht und manchmal staatsfeindliche Lieder gesungen: *Großer Gott, wir loben dich* und nicht die Regierung, die wir sehen. Wenn die Tür des Pfarrhauses offenstand, dann ging für die Jugendlichen im Ort der Himmel auf.

Heute ist das Pfarrhaus verkauft. Hannes hat an der Uni studiert. Er ist Christ und nimmt das sehr genau. Für ihn ist der Glaube nicht nur was zum Händefalten, sondern etwas, das dich verändert und regiert. Hannes war da schon immer radikal. Heute sagt er: »Ich will dieses Abendland retten. Was wird denn noch aus diesem Land? Pfarrhaus um Pfarrhaus wird verkauft. Gemeinden werden zusammengelegt. Wo bleibt denn noch Gott und Christus?« Im Januar 2013 hat Hannes die AfD in Thüringen mitbegründet. Er meint: Die Flüchtlinge aus den muslimischen Ländern bedrohen unser Land. Multikulti sei nur was für Naive. Und Hannes glaubt ganz fest an Gott.

Hannes ist kein Einzelfall, ihr Lieben. Was ist richtig, was ist wichtig, und was ist unser Weg? Abschottung oder ein offenes Land? Wie retten wir Christus, oder rettet Christus vielmehr uns? Der Verfasser des Hebräerbriefes hat seinen Freunden inmitten ihrer Glaubenskrise einen Brief geschrieben. Ein kleines Wort, das schwebte wie ein roter Luftballon über allem.

»Gedenkt der früheren Tage, an denen ihr, nachdem ihr alles verstanden hattet, einen großen Kampf erduldet habt, indem ihr zum Teil selbst durch Schmähungen und Bedrängnisse zum Schauspiel geworden seid und zum Teil Gemeinschaft hattet mit denen, welchen es so erging. Denn ihr habt mit den Gefangenen gelitten und den Raub eurer Güter mit

Freuden erduldet, weil ihr wisst, dass ihr eine bessere und bleibende Heimat besitzt. Darum werft euer Vertrauen nicht weg.« (Hebräer 10,32–35)

Klara lebt heute noch am Ort. Sie hat die Türen aufgemacht. Für wildfremde Leute. Sie kann nicht fassen, was aus Hannes geworden ist. Sie kennt ihn von den Treffen im Pfarrhaus. Bei ihm fand sie als Kind offene Türen und Freiheit. Und dieser Hannes will jetzt ein abgeschlossenes Land? Der Mensch, der an den Gott der Liebe glaubt, der sagt jetzt: »Flüchtlinge, geht nach Hause!« Klara bekommt das gar nicht zusammen. Sie hat versucht, ihn anzurufen. Versucht, mit ihm zu reden. Sie hat Hannes gefragt: »Was ist so schlimm daran, wenn ein Mensch ein anderes Wort für Heimat kennt und eine andere Brotsorte liebt? Was ist so schlimm daran, wenn das Gewürzregal eines Menschen größer ist als deines? Haben wir davon nicht immer geträumt – von der ganz großen, offenen Welt? Hannes, wir wissen doch von einem ganz anderen Land, das besser und bleibender ist!«

Klara hat eine Ausbildung gemacht zur Pflegekraft und dann noch einmal studiert. Sie leitet mittlerweile ein Pflegeheim und macht dort die Türen auf. Sie erzählt mit den Sterbenden von Gott. Sie sagt: »So machen wir das hier. Wir lassen hier keinen allein. So wie Christus auch keinen allein lässt.« Sie sorgt sich um die Zukunft in diesem Land. Sie will keinen unnützen Plastikmüll und meint, dass alles auch anders geht, wenn man einmal die Folgen bedenkt. Ihre Mitarbeiter schauen Klara oft verständnislos an. Sie sagen: »Du mit deinem Gott!« Sie reden über Flüchtlinge, die angeblich klauen. Aber Klara fragt sie dann: »Habt ihr das denn gesehen?« Sonntags fährt sie quer über Land und feiert dort Gottesdienst. Als Lektorin in einem Kirchenkreis. Sie macht Menschen sonntags den Himmel auf und erzählt vom grenzenlos liebenden Gott. Auch wenn das nicht immer allen passt. Sie verkneift sich auch im Frauenkreis ihres Dorfes kein Wort, wenn die Alten über die Fremden herziehen. Wenn sie sagen, dass alles nur schlechter wird, sagt Klara: »Es geht uns doch gut! Wovor habt ihr eigentlich Angst?«

*Werft doch euer Vertrauen nicht weg. Geduld aber habt ihr nötig.*

Und ihr hier im Gottesdienst! Was werdet ihr sagen, wenn ihr heute nach Hause fahrt? Ihr habt in fremden Betten geschlafen und von fremden Tellern gegessen. Ihr habt mit wildfremden Leuten an einem Tisch gegessen. Menschen haben euch die Türen aufgemacht. Lieder und Worte haben euch berührt. Ihr habt Menschen Obdach gegeben, Essen und Brot. Ihr habt Menschen geholfen und mit Fremden gelacht. Ihr habt Pfadfinder an eurer Seite gehabt.

*Werft euer Vertrauen nicht weg.*

Nehmt das mit in euren Tag. In den Alltag eurer Dörfer und Städte,

damit ihr das Verheißene empfangt. Euren Kirchentagsschal werdet ihr vielleicht eines Tages verlegt haben und das dicke Programmheft auch. Aber nicht die Erfahrung von geteiltem Brot und Gottes Liebe. Die ist euch hier begegnet im Angesicht eines Fremden. Gott ist größer als ihr glaubt!

Als Anfang Juni der CDU-Politiker Walter Lübcke erschossen wurde, erschienen im Internet Hasskommentare, nach dem Motto: »Weiter so!« Walter Lübcke hatte sich im Sommer 2015 klar für die Aufnahme von Flüchtlingen ausgesprochen. Vielen hat das nicht gepasst. Dutzende reagierten mit Häme und Mordaufrufen. Als Klara das mitbekam, hat sie sich gesagt: »Jetzt erst recht! Eintreten für ein freies Land! Erzählen von Christus, der zu uns kommt. Ein Flüchtlingskind, dessen Brot ganz anders schmeckt, und das Gott seine Heimat nennt. Denn unser Kreuz hat keine Haken. Unser Gott deckt für alle den Tisch!«

»Jetzt erst recht!« – das haben sich auch Menschen im sächsischen Ostritz gesagt. Sie haben dort am Wochenende ein Nazi-Treffen sabotiert, indem sie den Ausschank von Alkohol verboten haben. Zu gefährlich, sagte der Staat. Das Technische Hilfswerk hat auf Geheiß der Polizei 4.200 Liter Bier abtransportiert und im Nachbarort St. Marienthal gab es kein einziges Bier mehr zu kaufen, dafür haben aufrechte Bürger gesorgt. Sie hatten alles weggekauft! Die Nazis saßen auf dem Trockenen! Widerstand, ihr Lieben, das kann lustig sein!

»Jetzt erst recht!« haben sich Christen in Walter Lübckes letztem Wohnort gesagt und zur Mahnwache aufgerufen. Hunderte Bürger sind ihnen in Kassel gefolgt und haben gegen Gewalt und Rechtsextremismus demonstriert. »Wenn ihr einen von uns erschießt, dann steht unsere Hoffnung tausendfach auf! Tausendfach!!« Lasst uns das den Nazis und Verbrechern entgegenrufen! Wir lassen uns nicht bange machen von Gewalt! Wir glauben nicht an die Macht von Waffen! Wir glauben nicht an Grenzzäune und Mauern! Wir glauben an einen zärtlichen Gott, der Menschen verbindet über Grenzen hinweg durch seinen liebevollen Geist. Ein Gott, der alle zu sich ruft, und in einem Flüchtlingskind zu uns kommt! Und dieses Kind zeigt uns Tag für Tag, was richtig ist, was der Weg für uns ist, und wie ihr das Verheißene empfangt: Anklopfen, beten und mein Herz auftun für den Menschen nebenan. So soll es sein in diesem Land!

Amen.

## Wort des Kirchentages am Sonntag, 23. Juni 2019, Signal Iduna Park

Hans Leyendecker, Kirchentagspräsident, Leichlingen

Liebe Kirchentagsgemeinde, liebe Schwestern und Brüder,  
ein wundervoller Kirchentag liegt hinter uns – denn der Kirchentag hat seine Losung an sich selber erfahren: »Was für ein Vertrauen.«

Wir hatten Vertrauen in den Ort des 37. Deutschen Evangelischen Kirchentages – und: Dortmund kann Kirchentag! Ein großer Dank: An alle Dortmunderinnen und Dortmunder, die Mitarbeiter in der Verwaltung, die Straßenbahnfahrerin, die Feuerwehrleute und den Polizisten, die Gemeinden, die Menschen in der Region und den BVB, dessen Verantwortliche uns von Anfang an unterstützt haben.

Der Kirchentag hat seine Losung an sich selbst erfahren: Darum auch Dank an die Helferinnen und Helfer, die Musiker und Posaunisten, die Künstler und überhaupt: Euch Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Ihr alle habt ermöglicht, dass wir gegenseitig Vertrauen erlebt haben: durch Lachen und Freundlichkeit, durch Geduld und Gebet.

Wir haben mit den Augen unserer Herzen das Elend in dieser Welt gesehen. Wir haben uns über Ungerechtigkeiten empört. Wir haben Lösungen diskutiert und Wege gesucht. Klar ist: Wir müssen handeln! Haltung zeigen! Mut haben! Uns was trauen!

Nur zusammen und mit Gottvertrauen können wir eintreten für Menschenwürde. Pilatus wusch sich die Hände in Unschuld. Europäische Politikerinnen und Politiker waschen sie in dem Wasser, in dem Flüchtlinge ertrinken. Wir haben aber auch viele gute Nachrichten und mutmachende Beispiele gehört. Menschen, die sich kümmern, umeinander, füreinander. Die einstehen für mehr Gemeinschaft. Die zeigen, dass man sich nicht fürchtet, dass man keine Angst hat, dass man den öffentlichen Raum nicht »denen« überlässt, die das Gemeinwesen zerstören wollen.

Wir alle können etwas tun – und uns mit unserem Vertrauen den Spaltern und Hetzern in unserer Gesellschaft entgegenstellen: Lasst uns nicht nur über Defizite bei der Integration reden, immer über das, was nicht so gut läuft, sondern mit Respekt, Hochachtung und Dankbarkeit von den vielen Menschen, die in Kirchengemeinden, Vereinen und politischen Initiativen mitmachen und mittun: Euer Engagement ist bester Bürgersinn! Wir ziehen von Dortmund aus wieder in die Welt – mit Gottvertrauen in unseren Herzen.

Wer Vertrauen hat, verzweifelt nicht!

Wer Vertrauen hat, handelt!

Lasst uns gehen – und unsere Welt menschenfreundlich machen!



---

# Berichte

## Staunen – Hoffnung – Vertrauen

### Eine Bilanz des 37. Deutschen Evangelischen Kirchentages

Hans Leyendecker, Kirchentagspräsident, Leichlingen

Wenn der Duden die Redewendungen zum Wort Staunen auflistet, steht da unter anderem: »Bauklötze staunen«.

Beim Wort Hoffnung verweist das Wörterbuch auf den fünften Vers im fünften Kapitel des Briefes von Paulus an die Römer: »Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden«.

Und bei Vertrauen wird eine alte russische Redewendung zitiert: »Vertraue, aber prüfe nach«.

»Was für ein Vertrauen« – das war die Losung des 37. Deutschen Evangelischen Kirchentags in Dortmund, und bei der Prüfung, ob das Leitwort gehalten hat, staunte mancher Bauklötze und auch die Hoffnung ist nicht zuschanden geworden.

Staunen, Hoffnung, Vertrauen. Das steht also über der Bilanz dieses Kirchentags.

Die Losung war kein Zeigefinger, sondern eine Einladung an alle – und sie wurde angenommen. Der Kirchentag erwies sich wieder einmal als ein großes Herz, das immer wieder in einer anderen Stadt pulsiert, und von wo aus neue Kraft in die Adern der Kirche und der Gesellschaft gepumpt wird.

Ein Kirchentag ist aber mehr als nur ein Ereignis von fünf Tagen alle zwei Jahre. Ebenso wichtig wie dieses Ereignis ist der Kirchentag zwischen den Kirchentagen: der Prozess der Vorarbeit und der Nacharbeit, in den Tausende Menschen einbezogen sind. Auch der Dortmunder Kirchentag war, wie es schon in Psalm 90 heißt, »Mühe und Arbeit«; aber diese Arbeit machte offenbar vielen große Freude und hat sich gelohnt. Das Gelingen macht insbesondere in einer fragmentierten Gesellschaft Mut.

Wir haben selten so viel Freundlichkeit und Entgegenkommen erlebt wie in Dortmund. Die Gastgebenden in Dortmund haben das Beisammensein mit ihnen zu einem unvergesslichen Erlebnis gemacht. Wir haben in diesen Tagen Vertrauen erlebt. Menschen haben sich gefunden, die sich vorher fremd waren. Vertrauen hat Grenzen überschritten. Was uns unterscheidet, brauchte uns nicht mehr zu trennen. Es gab in den Mona-

ten davor bei manchem die Furcht, dass Dortmund, dass das Revier nicht attraktiv wäre. Die gekommen sind, haben gelernt, dass das ein Vorurteil war. Dortmund hat mit sprödem Charme den Kirchentag bezaubert. Und der Kirchentag hat es verstanden, Dortmund und seine Bürger\*innen mit hineinzunehmen in das Glaubensfest.

Der gastgebenden Landeskirche mit Annette Kurschus an der Spitze und dem Landesausschuss Westfalen gilt großer Dank. Ebenso dem Land Nordrhein-Westfalen und der Stadt Dortmund. Danke auch den vielen Helfer\*innen, die mit erstaunlicher Kondition und großer Freundlichkeit Tag und Nacht da waren. Dank den vielen Ehrenamtlichen, die Stände betreut, für Essen gesorgt haben und großen Dank der Musik, die allerorten war und auch vor vollen Bahnstations gute Stimmung herverzauberte. Dank und Lob gebühren aber auch dem Kirchentagspublikum in Dortmund. Die Teilnehmenden waren freundlich, fröhlich und begeistert. Und begeistert vom Publikum waren auch Polizei und Feuerwehr: »Alle so friedlich, bitte kommt wieder«, sagten Beamte. Und auch Prominente wie der Dortmunder Oberbürgermeister Ullrich Sierau und der Ministerpräsident Nordrhein-Westfalens, Armin Laschet, das spürte man, waren Feuer und Flamme für dieses Ereignis. Die Wertschätzung, die dem Kirchentag diesmal entgegengebracht wurde, war enorm. Es gebe keine Veranstaltung in Deutschland im Jahr 2019, in der der Austausch so möglich sei wie bei diesem Evangelischen Kirchentag, erklärte beispielsweise Regierungschef Laschet. Viele andere Vertreter\*innen aus Politik und Wirtschaft äußerten sich ähnlich. Sie betonten, der Kirchentag sei in diesen unruhigen Tagen die einzige Institution, die viele tausend Menschen aus unterschiedlichen Milieus zusammenbringen könne. Der Kirchentag sei verlässlich und stabil. Im Innern wie im Außen. Die *Ruhr Nachrichten* schrieben am Ende: »Der Kirchentag war jeden Cent wert«.

Mir war das viele Lob manchmal schon unheimlich. Denn der Kirchentag ist in seiner Vielfalt und Fülle von niemandem ganz zu übersehen – selbst nicht von den Organisator\*innen dieses Kirchentags.

Wir hatten, das steht fest, einen Kirchentag mitten in der Stadt. Kein Messegelände, abgeschottet, weit vor den Toren. Eine Messe, nah dran.

Der Kirchentag fand statt auf Dortmunds Straßen und Plätzen, an allen wichtigen Orten in der Stadt. Die Reinoldikirche wurde zur Wunderkirche, die alte Zeche Zollern zu einem Kulturort. In der Nordstadt, die Hoffnung braucht, fanden viele Veranstaltungen statt. Gewöhnlich ist Dortmund wegen des Fußballvereins Borussia Dortmund eine Stadt, die schwarz-gelb trägt. Diesmal war Dortmund grün.

Ein Fenster zum Himmel, eine Tür zur Welt oder Forum und Fest in einem. Es gibt viele Beschreibungen für einen gelungenen Kirchentag. Welche Formel wir auch immer verwenden, es ist die Verbindung von beidem, die das Besondere eines Kirchentages ausmacht.



Das war in Dortmund so. Der Kirchentag war ein großes Glaubensfest. Immer wieder haben sich alte und junge Teilnehmende um den Geist eines Festes bemüht. Sie haben es nicht nur getan in heißen Diskussionen, welche im Rampenlicht standen, sondern in Bibelarbeiten, beim Feierabendmahl und in den Kirchen und Gemeinden der ganzen Stadt. Neugier auf Unbekanntes und eine gelebte Spiritualität haben diesen Kirchentag geprägt.

Der Abendsegen, die Politischen Nachtgebete und die Gottesdienste waren starke und bewegende Erlebnisse. Es war tatsächlich das erhoffte Fest des Glaubens. Der Dortmunder Kirchentag hat uns Christenmenschen gestärkt und anderen hat er möglicherweise eine Ahnung davon gegeben, was ein Leben mit Gott und in Gemeinschaft ausmacht. Auch gab es einen »Pavillon der Guten Nachrichten«, in dem wir die guten Nachrichten miteinander teilten, um uns nicht von dem Zerrbild aus Ängsten und Lebensrisiken verrückt machen zu lassen. Dieser Ort sollte ein Versuch sein, etwas gegen die seltsame Lust an der Krise zu tun.

Der Versuch ist gelungen. Der Pavillon war ein Magnet in der Stadt, und einige der vielen Guten Nachrichten, die Kirchentagsbesucher auf grüne Zettel schrieben, werden künftig in einem Dortmunder Museum ausgestellt und so zur bleibenden Erinnerung. Der Deutsche Evangelische Kirchentag ist im Jahr 1949 gegründet worden und steht auf der derselben Basis wie das Grundgesetz: einer von der Menschenwürde getragenen Gesellschaft. Aus dem Glauben heraus wuchs das Engagement für eine menschenwürdige Gesellschaft.

Das zentrale Anliegen von Reinold von Thadden-Trieglaff, einem der Gründer des Kirchentages, war es, den Geist der Bekennenden Kirche wachzuhalten und alle Menschen zu einer aktiven und kritischen Auseinandersetzung mit der Gesellschaft aufzufordern. Dieser pommersche Junker hat schon in sehr jungen Jahren gezeigt, dass er Rückgrat hatte, nicht nur eine Wirbelsäule. Nicht parteiisch im Sinn einer Partei, sondern gerade und gradlinig zu sein – das ist sein Auftrag an den Kirchentag, und das Präsidium des Kirchentages hat bei der Vorbereitung versucht, diesen Auftrag zu erfüllen.

Es erregte europaweit Aufsehen (selbst die *Neue Zürcher Zeitung* griff das Thema groß auf), als das Präsidium schon 2018 beschloss, keine Vertreter\*innen der AfD auf ein Podium des Kirchentags einzuladen. Rassist\*innen, Holocaustleugner\*innen und Hetzer\*innen hätten dort keinen Platz. Eingeladen wurden die Funktionär\*innen der AfD allerdings zum Gottesdienst, zur Bibelarbeit, zum Zuhören und zum Segen.

Das war eine Veränderung gegenüber dem Kirchentag 2017 in Berlin und Wittenberg. Damals war noch die Vorsitzende der *Christen in der AfD* eingeladen worden, die aber bezeichnenderweise die AfD nach der weiteren Radikalisierung der Partei verlassen hat.

Erst Monate danach hat das Bundesamt für Verfassungsschutz in einem 436 Seiten starken vertraulichen Gutachten Teile der AfD zum »Extremismus-Verdachtsfall« erklärt und die Gesamtpartei auf den Prüfstand gestellt.

Die AfD, die den Kirchentag schon mal als »schizophrene Irrsinnveranstaltung« bezeichnet hat, reagiert scheinbar empört über den Beschluss und es gab auch vereinzelt Kritik aus Kirchen-Gremien. Wer Populist\*innen ausgrenzt, tue ihnen einen Gefallen, hieß es. Das ist wahr und falsch zugleich. Das Wort »Populismus« ist oft eine niedliche Bezeichnung für eine sehr gefährliche Sache – für eine Politik, die auf Grund- und Menschenrechte und auf Achtung von Minderheiten pfeift.

Der Kirchentag muss immer fähig zum Diskurs sein, aber manchmal muss er auch Kante zeigen. Gegen Feinde der Demokratie braucht es deutliche Zeichen. Das ist der Kirchentag schon Leuten wie Thadden-Trieglaff schuldig.

Ein bisschen unterging bei all dem Getöse, dass der Kirchentag Wähler\*innen und Sympathisant\*innen der Partei eingeladen hat. Nicht wenige sind dann gekommen und haben sich bei Veranstaltungen wie im »Barcamp« auch erklärt.

Generell gilt, der Kirchentag muss offen sein. Er muss den Dialog suchen. Er ist gut darin, die abweichende Meinung zu Wort kommen zu lassen; aber er ist noch nicht genug auf dem Weg, den anderen verstehen zu wollen. Freiheit und Verantwortung sollten Säulen eines Kirchentags sein. Wenn unsere Welt nicht untergehen soll in Gewalt und Finsternis, in Dummheit und Hass, dann brauchen wir Menschen diese Hoffnung.

Es braucht Menschen, die den Rücken steif machen, wenn die Schöpfung Gottes zerstört werden soll, die Schöpfung im Ganzen und seine Geschöpfe dazu. Freiheit, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit können nur gelingen, wenn Menschen Beispiele geben, Zeichen setzen – wie auf dem Dortmunder Kirchentag.

Eine Veranstaltung drängte sich ins Programm, für die eigentlich kein Platz schien. Wir hatten schon 2397 Veranstaltungen, die Hallen waren ausgebucht, kein Zelt war mehr frei, aber Leoluca Orlando, der Oberbürgermeister von Palermo, der Sozialrevolutionär und große Streiter für Menschenrechte, erklärte sich bereit zu kommen. Wir änderten das Programm und buchten für ihn und für weitere großartige Streiter der Seenetretung die Große Westfalenhalle.

Das Kirchentagspublikum reagierte großartig – obwohl die Veranstaltung nicht angekündigt war, kamen Tausende Zuhörer. Dass man das Meer nicht denen überlassen darf, die aus dem *Mare Nostrum* ein Mare Monstrum machen wollen, war Konsens.

Manchmal hilft auch ein Satz, um jemanden vorzustellen. »*Io sono persona.*« Den Satz sagt Orlando: »Ich bin ein Mensch, ich bin einzigartig, ich

bin etwas wert«, sagt dieser Satz und er gilt für Beheimatete und auch für Unbeheimatete. Dieser Satz findet sich in der Charta von Palermo, die Orlando 2015 verfasst hat und so ähnlich steht es auch in der Bibel. Es ist der Gegenentwurf zu der Gleichgültigkeit, die so viele in diesen Tagen erfasst hat. »Öffnet die Häfen!«, fordert Orlando.

Auf dieser Veranstaltung und auch auf anderen Veranstaltungen wurde für sichere Häfen geworben. »Man lässt niemanden ertrinken. Punkt.« Dieser Satz aus der Predigt im Schlussgottesdienst von Sandra Bils ist so etwas wie eine andere Überschrift zum Kirchentag geworden.

Dass wir nicht stumm sind, dass wir etwas ändern können: Auch das ist eine Botschaft des Dortmunder Kirchentags. Die nüchterne Hoffnung des Glaubens hat dieser Kirchentag ausgestrahlt und gleichzeitig versucht, Mut zur Solidarität mit den Mitmenschen und der Mitwelt zu vermitteln.

Das alles ist schon eine ganze Menge.

## Vertrauen als Erfahrung

### Eine Bilanz des 37. Deutschen Evangelischen Kirchentages

Prof. Dr. Julia Helmke, Generalsekretärin des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Fulda

*Am Anfang war Vertrauen:* Vertrauen in eine Stadt, die sich immer wieder neu erfindet. Vertrauen in die Kraft der Kirchentagsbewegung, die nach dem Kirchentag zum Reformationsjubiläum in Berlin und Wittenberg, den Kirchentagen auf dem Weg und vor dem 3. Ökumenischen Kirchentag in Frankfurt nach neuer Vergewisserung suchte. Vertrauen in all die Menschen, die trotz und bei aller Zeitverdichtung und Informationsüberfluss mitwirken, teilnehmen und sich begeistern lassen. Dortmund war ein Glücksfall: Eine Stadt, die sich immer wieder neu erfunden hat, die viele der aktuellen Herausforderungen des Jahres 2019 in ihrer DNA trägt, durchlebt und in Handeln und Leben übersetzt hat. Dazu zählen Geschichten von erheblicher Migration und Integration, von Abbruch und Neuanfang von Lebenswirklichkeiten, von einer Neubestimmung und Gleichzeitigkeit von Identitäten. Eine Stadt, die schwarz vom Kohlenstaub war und nun zu den (landschaftlich) grünsten Großstädten Deutschlands zählt. Eine Stadt, die mit Arbeitslosigkeit zu kämpfen hat und mit sozialen Schwierigkeiten, und die zugleich viele Nationalitäten friedlich beheimatet und Zehntausende Studierende anzieht. Ein Oberbürgermeister und eine Verwaltung, die sich ganz auf den Kirchentag eingelassen haben, und eine Landeskirche, vor allem ein Landesausschuss, die sich seit Langem auf einen Kirchentag in Dortmund freuten. Als weiterer Glücksfall kam ein Präsident dazu, der ab der ersten Minute nach seiner Wahl in einem Vollzeitjob für Dortmund »brannte«, mit einer Standleitung nach Fulda und großem Interesse seiner Kolleg\*innen aus dem Medienbereich am Phänomen Kirchentag.

*Am Anfang stand die Losung:* Sie war diesmal wieder Zeitansage, verbunden und gegründet in der Wahrheit biblischer Texte, die es dem Vertrauen nicht zu einfach machen und gerade damit helfen, Vertrauen zu leben. Entstanden, und das ist mir wichtig, ist unsere Losung gerade auch im Gespräch mit dem Jugendausschuss des Kirchentages und im Hinhören auf die Ängste der jungen Generation, ihre zuweilen entmutigten Zweifel, und auch auf ihre Sehnsucht und ihr trotzig-reformatorisches »Dennoch«: eine Generation, die sich engagiert, die europäisch und grenzüberschreitend geprägt ist und sich zugleich abgehängt fühlt von manchen Gewissheiten, die nicht mehr weiß, wem sie vertrauen kann.

*Durchgehend blieb die Erschütterung:* Dass Lügen zu vermeintlich legitimen »alternativen Fakten« werden, dass gesellschaftliche Vereinbarungen – gerade, was die Erinnerungskultur und die Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus, Rassismus und den Umgang damit betrifft – aufgekündigt werden. Gewissheiten fallen in sich zusammen; sie geraten ins Kippen und das Vertrauen in bisherige politische Denk- und Handlungsmuster, ja die Handlungsfähigkeit insgesamt schwindet. Wir können nicht so weitermachen wie bisher. Doch: Wie können wir (uns) verändern, was bedeutet das für den Kirchentag? Diese Gedanken waren leitend bei vielen Vorbereitungssitzungen für die Programmgestaltung. Erschütterung und Vertrauen schließen sich nicht aus, bedingen einander vielleicht sogar, ebenso wie vertraute Formate und Veränderungen in Form und Inhalten. Zwei Begriffe haben sich durchgezogen durch viele Diskussionen: »Filterblasen« und »Komfortzone«. Und dies ist verbunden worden mit der Aufforderung: Wir müssen aus den Filterblasen heraus und wir müssen die eigene Komfortzone verlassen. Beides stimmt, und zugleich lebt Kirchentag gerade davon: sich zu treffen mit Gleichgesinnten und auch Trost (*comfort*) und Stärkung zu erfahren in der Gemeinschaft. Der Dortmunder Kirchentag hat gezeigt, dass Menschen sich haben ansprechen lassen, die Kirchentag, ja zum Teil Christ-Sein bisher gar nicht oder nur randständig wahrgenommen haben. Erstmals hatten wir zum Beispiel für jüngere Erwachsene jüdischen und muslimischen Glaubens ein interreligiöses Stipendienprogramm; ihre Begeisterung für die Möglichkeit zur Begegnung über religiöse und kulturelle Grenzen hinweg hat uns gezeigt, dass wir hier auf dem richtigen Weg sind.

*Am Anfang, in der Mitte und auch beim Kirchentag selbst stand die Partizipation:* »Beteiligt uns. Wir wollen uns beteiligen. Und: Wir gehören dazu. Hört uns zu!« Diese Botschaft haben wir häufig auf dem Weg der Vorbereitung vernommen. Sie hat sich auf dem Kirchentag verstärkt und ist zu einer Botschaft geworden, die sowohl in Kirche als auch Gesellschaft aufmerksam(er) gehört werden soll. Kirchentag lebt von Beteiligung. So habe ich in der Vorbereitung auf Dortmund unglaublich viele Menschen kennenlernen können, die große Verantwortung übernehmen in der Organisation, in der Begleitung schutzwürdiger Personen, der Begleitung der Helfer\*innen, oder die auch ganze Programmelemente oder Zentren stemmen. Das ist Kirchentag. Mehr als ein Drittel derer, die bei einem Kirchentag als Besucher\*innen gezählt werden, wirken auch an der einen oder anderen Stelle mit – tragen als Sänger\*innen oder Bläser\*innen zur musikalischen Gestaltung bei, sind dezidiert Helfer\*innen und ermöglichen, dass viele Menschen dabei sein können. Ich denke an die Johanner\*innen oder Pfadfinder\*innen, aber auch Moderator\*innen von Workshops und vieles mehr. Das ist ein hohes Gut und ein großer Schatz der Kirchentagsbewegung. Hier geschieht viel Arbeit im Verborgenen.

Die Möglichkeiten, Partizipation zu erfahren, haben wir auf dem Kirchentag in diesem Jahr verstärkt. So gab es ein Workshophaus mit über 160 einzelnen Workshops, die die Verbundenheit und Durchlässigkeit zwischen geistlichem, kulturellem und gesellschaftspolitischem Programm deutlich machten. Planspiele sind seit einigen Jahren ein Renner. Konzentriert über einen längeren Zeitraum, spielerisch und ernsthaft, um miteinander Themen anzusprechen, miteinander zu ringen und gemeinsam nach Lösungen zu suchen. Barcamps sind ein weiteres Format, das wiederholt und ausgebaut worden ist – für so unterschiedliche Themen und Zielgruppen wie Ökumene, Gottesdienst und offene politische Fragen. Digitale Formate sind sowohl mit liturgischen als auch mit zivilgesellschaftlichen Fragestellungen aufgenommen worden. Veranstaltungen im Anschluss miteinander zu reflektieren, mit der Option von Netzwerkentwicklung, war eine weitere Idee – die sogenannten Kneipengespräche, deren Potenzial noch nicht erschöpft ist. Resolutionen zu Veranstaltungen, die als Format vor 50 Jahren eingeführt worden sind, um Christenmenschen für die Möglichkeiten von demokratischer Teilhabe zu begeistern und zu bilden und diese Teilhabe einzuüben, haben bereits in Berlin 2017 und nun in Dortmund 2019 eine wahre Renaissance erlebt. Die Resolution »Schicken wir ein Schiff« ist wenige Monate später als Selbstverpflichtung der Evangelischen Kirche in Deutschland wirksam geworden. Ein weiteres partizipatives Format im Bereich der Gottesdienste sind die *Politischen Nachtgebete*. Sie sind ebenfalls vor mehr als 50 Jahren entwickelt worden, um liturgisches und politisches Handeln zu verschränken beziehungsweise auch zu konfrontieren – gegen Ohnmacht und zur Ermutigung, gemeinschaftlich vorbereitet und gestaltet.

*Was bleibt: Vertrauen als Erfahrung.* In Dortmund geschah mehr als nur Sprechen und Hören. Kirchentag ist zu einem Raum der Erfahrung von tätigem Vertrauen geworden. Er stützt die, die sich einsetzen für Klimaschutz, für eine wirkliche Nachbarschaft von Europa und Afrika. In Dortmund gab es ein starkes Signal für das Geschenk von Europa, dessen Seele im Gestrüpp von Ökonomisierung und Nationalismus verlorengeht, für das praktische Tun des Friedens, für menschenwürdige Arbeitsbedingungen und Sicherheit im weltweiten Netz, für eine Ethik der Digitalisierung.

Der Kirchentag 2019 in Dortmund hatte gut besuchte Zentren bei allen Themen, die für ein gelingendes Miteinander im Alltagsleben stehen, für interreligiösen Dialog, für Geschlechtergerechtigkeit, für die vielfältigen Möglichkeiten, zeitgemäß christliche Gemeinde und Gemeinschaft zu sein. Das *Zentrum Gottesdienst* war ebenso regelmäßig überfüllt wie die *Werkstatt Mission und Inspiration*. Kirchentag ist Ausnahme-situation; und zugleich träumen Menschen hier von einer Gemeinde vor Ort, die lebendig ist und bleibt. Die beiden Zentren, die von

der Evangelischen Kirche von Westfalen geprägt worden sind, haben uns in Bewegung gebracht: Das *Zentrum Sport*, mit vielen Angeboten für Leib, Geist und Seele, und das *Zentrum Wandel*, das die Transformation in den Mittelpunkt stellte – ökonomisch, ökologisch, zwischen Stadt und Land, Kirche und Gesellschaft. Das wird bleiben.

Der *Markt der Möglichkeiten* hat sich als lebendiges Herz des Kirchentages bewährt; die Netzwerke sind weiter ausgebaut worden.

Weit über 100.000 Menschen haben am Kirchentag teilnehmen können. Die gastgebende Stadt ist im besten Sinne grün geworden; der Kirchentag hat die Stadt geprägt und die Stadt die Inhalte und die Atmosphäre dieses Kirchentages. Dazu gehört: Der Kirchentag ist sicher und friedlich geblieben. Es ist nicht selbstverständlich, dass ein solch komplexes Großereignis mit so vielen Mitgestaltenden, Mitwirkenden und Teilnehmenden, mit so vielen unterschiedlichen Erwartungshaltungen und über 2.300 Veranstaltungen innerhalb von fünf Tagen gelingen kann. Vertrauen ist zu einer Kraft geworden, die aktiviert und hilft, menschliche Enge und Vorurteile zu überwinden. Das ist spürbar geworden in den konzentrierten und heiteren Dortmunder Tagen.

*Wie geht es weiter?* Dortmund zeigte einen Blick zurück auf 70 Jahre Kirchentag, 50 Jahre Resolutionen, 40 Jahre Feierabendmahl. Das nährt den Blick nach vorne: Wir können die Herausforderungen der Zeit nur gemeinsam lösen, ökumenisch gemeinsam, mit neuen Verbündeten in der Zivilgesellschaft für demokratische, politische und wirtschaftliche Impulse. Kirchentag hat Bindungskraft und braucht Bindungskräfte und weitere Verbündete, für einen Kirchentag der Zukunft und in Zukunft.

## **Abend der Begegnung – Was für ein Vertrauen: »Da machse wat mit!«**

Marit Günther, Beauftragte der Evangelischen Kirche von Westfalen für den 37. Deutschen Evangelischen Kirchentag Dortmund 2019

Grün beschaltete Menschen mit munter-neugierigen Gesichtern unter durchsichtigen Regenponchos, bunten Regenschirmen oder Kapuzen streifen durch die Dortmunder Innenstadt auf Entdeckungstour über den westfälischen Abend der Begegnung. Es sei die These erlaubt, dass noch nie so glückliche und strahlende Augen bei nasskalten Temperaturen und amtlicher Unwetterwarnung bei einem Bummel durch die Dortmunder Innenstadt gesehen wurden. Die mit allem Nötigen ausgerüsteten Besucher\*innen, von Rucksack bis Schuhwerk, von guter Laune bis wettertauglichem Gottvertrauen, trotzen sämtlichen meteorologischen Vorhersagen und flanieren von Begegnung zu Begegnung über das muntere Standtreiben.

Wie auf einer Kette fädeln sich die zwölf westfälischen Regionen durch die Straßen. Westfalen – das ist Ballungsraum und Landidyll. Eine Region der Vielfältigkeit – urban und modern. Und trotzdem verbindet die Menschen die ur-westfälische Bodenständigkeit: im Miteinander und im Glauben. Davon darf jeder Gast an diesem Abend einen besonderen Schatz sammeln: ein Stück westfälischer Erde und westfälischen Gottvertrauens! Und weil das kostbar ist, gibt es dies in Perlenform: aus Kohle, Sandstein, Holz, Draht, Feuerstein und vielem mehr. Jede Perle hat ihre Geschichte, die zur Begegnung an den Ständen, zum Verweilen und Kennenlernen einlädt. Dazu gibt es an den Ständen viele Köstlichkeiten, die von den Gemeinden mutig und auch mal neu ausprobiert wurden, sei es die Rückbesinnung auf jahrhundertalte Rezepte, oder auch mal die Entdeckung der veganen Currywurst. Im Stadtgarten laden Vertrauensspiele darüber hinaus gleich dazu ein, dass Motto des Kirchentages spielerisch auszuprobieren.

Der Abend der Begegnung ist die Visitenkarte der gastgebenden Landeskirche, die sich an diesem Abend den Gästen vorstellt. Aber er ist eigentlich viel mehr. Die Vorbereitungen und Planungen ergeben die Chance für eine innerkirchliche Wirkung und auch die Möglichkeit, gewohnte Zusammenhänge neu zu denken. Fragen, wer wir sind, was uns ausmacht, was uns verbindet und auch unterscheidet, sind immer wichtige Fragen in einem Strukturprozess – aber als Präparation eines Stadtfestes eine neue und interessante Herausforderung, die uns gute zwei Jahre in Westfalen auf den Weg genommen hat.

Erstmalig wurden mit großer Hilfe des Landesausschusses in den ein-



zelen Regionen der Landeskirche Beauftragte für den Abend der Begegnung berufen. Sie waren in vielerlei Hinsicht ein organisationsstärkender und auch identitätsbildender Faktor. Die gastgebenden Gemeinden haben sich nicht mehr – wie auf vergangenen Kirchentagen – einzeln angemeldet, sondern sich in ihrer Region an Vorbereitungsabenden getroffen und mitunter auch Konzepte und Ideen für den Abend entwickelt und gesammelt. So konnten nicht nur regional, sondern auch überregional Preisabsprachen getroffen werden, es wurden Fahrgemeinschaften mit Buchung gemeinsamer LKWs organisiert, es gab Austausch über das Corporate Design unter Berücksichtigung der eigenen regionalen Besonderheiten, und dergleichen mehr. Der alte – teils sicherlich schon überstrapazierte – Spruch »Der Weg ist das Ziel« hat sich für uns als gastgebende Kirche in diesem Punkt bewahrheitet und lässt viele nachhaltige Begegnungen in den Regionen der Landeskirche zurück – und sei es die einfache Tatsache, anderen Ehrenamtlichen in der Kirche zu begegnen und mit ihnen zusammen einen Teil eines großen Ganzen zu erarbeiten.

Der Auftaktabend des Kirchentages stand unter der augenzwinkernenden Überschrift »Was für ein Vertrauen: *Da machse wat mit!*«. Über diesen Zusatz in Mundart gab es im Vorfeld geteilte Meinungen, gleichwohl ist im Nachhinein festzustellen: Es hat sich tatsächlich gezeigt, dass bei allen organisatorischen Vorbereitungen, Plänen – und Studien von Wetterberichten ein Abend wie dieser nicht allein in unserer Hand liegt. Wenn dunkle Wolken aufziehen, Sturm droht und jede Zelt- und »Nervenschnur« noch einmal extra stark gespannt werden muss, spürt man tatsächlich im wahrsten Sinne des Wortes, dass Vertrauen auch lehrt: *Da machse wat mit!*

Für uns als gastgebende Landeskirche war es aber natürlich mehr als eine Mutprobe, sondern ein Geschenk des Miteinanders, des gemeinsamen Vertrauens und allem voran die wunderbare Möglichkeit, Gastgebende zu sein. Danke dafür!

## »Alle werden gehört«

### Partizipative Formate beim Kirchentag

Thomas Bastar, Freier Journalist und Redakteur, Hamburg

Kirchentag an sich ist Begegnung, Austausch, Partizipation. Manche Elemente der Beteiligung gibt es seit Langem, etwa die Anwält\*innen des Publikums bei Podien oder Hauptvorträgen. Sie sammeln Fragen und Anregungen der Zuhörer\*innen und bringen sie zur Sprache. Auch bei Workshops sind die Teilnehmenden mehr oder weniger direkt beteiligt – mit Wortbeiträgen, Fragen oder einfach beim Mitmachen der angebotenen Übungen. In Dortmund unternahm es der Kirchentag nun, mit einer ganzen Reihe neuer Formate die direkte Beteiligung der Kirchentagsteilnehmer\*innen deutlich zu stärken.

»Barcamps« waren eines der neuen Formate. Ein Barcamp ist laut Wikipedia »eine offene Tagung mit offenen Workshops, deren Inhalte und Ablauf von den Teilnehmenden zu Beginn der Tagung selbst entwickelt und im weiteren Verlauf gestaltet werden.«<sup>1</sup> Auf dem Dortmunder Kirchentag gab es Barcamps zu den Themen Ökumene und Kirchenentwicklung sowie das Barcamp »Das soll doch noch gesagt werden dürfen!«

»Manche Menschen fühlen sich in unserer Gesellschaft nicht gehört, darum sollten wir einander gut zuhören«, leitete Jan Witza vom Landesjugendpfarramt Sachsen dieses Barcamp ein. Co-Moderatorin Dr. Annika Schreiter, Studienleiterin für politische Jugendbildung an der Evangelischen Akademie Thüringen, lud zum offenen Austausch ein: »Alles kann zur Sprache kommen, alle werden gehört.« Wichtig sei dabei aber der »Respekt füreinander als von Gott geschaffene Menschen«.

In einer Vorstellungsrunde nannten die rund 180 Teilnehmer\*innen ihre Namen, manche auch nur den Vornamen. »Das ist möglicherweise das erste Podium mit einer persönlichen Vorstellungsrunde bei einem Kirchentag«, bemerkte Jan Witza. Dann begann die Themensammlung für die Gesprächsgruppen, die anschließend in neun Räumen stattfinden sollten. 25 Personen stellten eine Themenidee vor. Erwartbare Themen wie Asyl und Flüchtlingspolitik oder der Umgang mit rechten Parolen (»Soll man mit Nazis reden?«) waren dabei, aber auch viele andere Themen wie nach der Priorisierung in der Medizin, der Aufgabe der Kirchen in der Klimakrise, Sterbehilfe im Alter, Schule, Abtreibung oder die Frage

<sup>1</sup> <https://de.wikipedia.org/wiki/Barcamp> [zuletzt abgerufen 20.11.2019].

»Warum gibt es in den Gemeinden so wenig Interesse für Theologie?« Damit die Diskurse in den Gesprächsgruppen offen und unverstellt stattfinden können, waren Aufzeichnungen durch Presse und TV-Kameras dort ausgeschlossen. Eine gute Stunde lang wurde in den Gesprächsgruppen meist ziemlich rege, manchmal persönlich, oft auch kontrovers debattiert. Danach stellten die Themeninitiator\*innen Ergebnisse im Plenum vor. Eine Frau aus der Gruppe über rechte Parolen teilte etwa mit, sie sei immer noch »geflasht, wie wir uns bei so vielen verschiedenen Meinungen doch auf gemeinsame Werte einigen konnten«. Wichtig sei es, den anderen zuzuhören, es gebe eben viele Ohnmachtsgefühle bei Menschen, die man hören sollte. Umstritten blieb, ob es richtig war, die AfD vom Kirchentag auszuschließen. Aus der Medizin-Gruppe wurde berichtet, dass die Gewinnmaximierung in der Medizin kritisch hinterfragt wurde, aus der Gruppe zum Schulthema die Forderung, Kinder nicht nur als künftige Arbeitnehmer\*innen zu sehen.

Etwas anders waren die Barcamps beim Werkstatttag »Start-up Kirche« angelegt. Der Tag war von vornherein in drei thematische Bereiche eingeteilt. Zum Thema »Kirche im sozialen Raum« regte Dr. Rolf Kötter vom Institut für Aus-, Fort- und Weiterbildung der Evangelischen Kirche von Westfalen an, über die Grenze der Kirchengemeinden hinaus zu denken und so »Neuland« zu gewinnen. Danach teilten sich die Teilnehmer\*innen in zwei Gruppen. Alle, die schon ein konkretes Projekt in Planung oder Durchführung hatten, waren eingeladen, in einem Planspiel über die nächsten Schritte für ihr Projekt zu reflektieren. In den vier Rollen als »Pioniere«, »Siedler«, »Poeten« und »Visionäre« konnten sie sich über ihre Ideen, Pläne und die Wahrnehmung der verschiedenen Rollen austauschen: Zu welchem Typ von Gemeindeglied gehöre ich, welche Vorurteile habe ich über die anderen »Typen«, was können die anderen zum Projekt beitragen? Die andere Gruppe blieb im Saal und lernte als Anregung zwei Modellprojekte kennen: Mit dem »Haus der Begegnung« macht ein Team der Kirchengemeinde in dem kleinen Ort Globig (Sachsen-Anhalt) – zunächst in einem Zelt, später in einem angemieteten Gebäude – Angebote für alle Generationen der Dorfbewohner\*innen, nachdem diese zunächst nach deren Bedürfnissen gefragt worden waren. Rolf Kötter kommentierte das Projekt: »Mit einem Zelt anzufangen und direkt die Bedarfe der Menschen zu erfragen, beweist: Man muss nicht gleich groß anfangen und es muss nicht kompliziert sein.« Das andere vorgestellte Projekt, »Stadtteileleben« in Gotha, entstand aus der Vision einzelner Gemeindeglieder vor zehn Jahren für eine Plattenbausiedlung. Einem ersten Begegnungsnachmittag auf dem Parkplatz eines Supermarkts zum Nikolaustag mit Plätzchen und heißem Tee folgten viele weitere Angebote wie Spiele- und Begegnungsnachmittage, »Family-Brunch«, ein Mentoring-Programm für Jugendliche, ein »Kids Club«

und ein Taufkurs für Eltern zusammen mit ihren Kindern. Statt der oft üblichen Defizitorientierung in den Kirchengemeinden (»Wer macht das Sommerfest, wie schaffen wir die 16 Weihnachtsgottesdienste?«) seien hier die Bedürfnisse der Menschen im Stadtteil wahrgenommen und positiv aufgegriffen worden, kommentierte Rolf Kötter dieses Projekt. Anschließend war Zeit, über diese Projekte miteinander ins Gespräch zu kommen.

Workshops gibt es seit vielen Jahren auf den Kirchentagen. In Dortmund waren viele davon in einem »Workshophaus« zusammengeführt. Jeweils eine Stunde vor Beginn der Veranstaltungen am Vormittag und am Nachmittag war die Anmeldung geöffnet. Der Andrang war groß. Eine lange Schlange zog sich dann durch das Schulgebäude bis vor die Tür. An der Wand hinter einem Tresen waren die einzelnen Workshopthemen aufgelistet – und schnell klebte auf mehr und mehr Ankündigungen ein Zettel »Workshop ausgebucht«. Da ergab sich dann für manche Interessierte die Möglichkeit, sich schnell für einen anderen Workshop zu entscheiden, bei dem noch Plätze frei waren.

Das Themenspektrum der Workshops reichte von geistlichen Angeboten wie Kontemplation, Bibliodrama oder Methoden der Bibellexegese über Digitalisierung, Geschlechterwelten, Umwelt und fairer Handel, Älterwerden, Inklusives Design und Themen der Kirchenentwicklung bis zur »Werkstatt.Inspiration.Mission«.

Ein schnell ausgebuchter Workshop fand zum Thema »Wie reagiere ich klug auf populistische Parolen?« statt. Andreas Fisch von der Komende Dortmund, dem Sozialinstitut des katholischen Erzbistums Paderborn, leitete das Gespräch an und nannte als zentralen Tipp für alle Situationen: »Wertschätzung ist die Grundlage von allem!« Zu einem von einer Teilnehmerin vorgestellten konkreten Beispiel lud Fisch ein, gemeinsam mögliche Reaktionen zu benennen: Ein Kollege äußert sich abfällig über »schwarze männliche Asylbewerber, die ohne Bedenken ihre Frauen und Kinder in ihrer Heimat zurücklassen« – wie reagiere ich darauf? Viele Vorschläge kamen zusammen: Von »Woher weißt du das?« über »Hast du Kontakt zu dieser Gruppe von Menschen?« bis »Was müsste passieren, dass du Frau und Kinder zurücklässt?« und »Welche Folgen hat dieses Verhalten für dich persönlich?«

Ein ganz anderes und ganz neues Format der Beteiligung waren die Kneipengespräche, zu denen nach vier Podien in »Hövels Hausbrauerei« eingeladen war. Nach dem Podium Europa waren es rund 40 Personen, die sich mit drei Referentinnen dorthin auf den Weg machten und dann bei einem kleinen Imbiss, Bier oder anderen Getränken miteinander ins Gespräch kamen. Die Referentinnen verteilten sich an den langen Tischen. Einige Teilnehmer\*innen machten Anmerkungen zum Verlauf des Podiums, andere stellten Fragen, die offengeblieben waren. Beson-

ders das Insider-Wissen der Referentinnen war gefragt, etwa wie die damals noch offene Besetzung des Amtes des Kommissionspräsidenten ausgehen würde oder woran es liegen könnte, dass die ärmeren Länder der EU wirtschaftlich so wenig vorankämen.

Das Teilnehmungsformat Planspiel gibt es schon länger bei Kirchentagen. In diesem Jahr wurden Planspiele angeboten zu den Themen globale Unternehmensverantwortung, Seenotrettung im Mittelmeer, Machtstrukturen in Zeiten von #MeToo und Umgang mit rechtsextremen Menschen im Ehrenamt. Beim Planspiel »Ein Zertifikat für alle Fälle« ging es um menschenunwürdige Arbeitsbedingungen in der Textilindustrie des fiktiven südasiatischen Landes Camviadesh und die Situation nach dem Brand in einer dortigen Textilfabrik mit mehreren hundert Toten. Über globale Unternehmensverantwortung diskutieren Gewerkschafter\*innen, deutsche und asiatische Industrievertreter\*innen, Verbraucherschützer\*innen, christliche und andere NGOs und Fashion-Blogger\*innen, alle repräsentiert durch Teilnehmende des Planspiels. Insgesamt 22 Personen kamen in eine zum Teil heftige Debatte, wie auf die Katastrophe zu reagieren sei, welche Maßnahmen nötig sind, um zu gerechten Bedingungen zu kommen. Am Ende kamen die Diskutierenden zu einem Kompromiss: der Empfehlung, ein europaweites Mode-Label für faire Arbeitsbedingungen einzuführen, die durch eine unabhängige Kommission zu kontrollieren sei.

Schließlich war auch für die Publikumsbeteiligung bei Podiumsveranstaltungen in Dortmund eine Neuerung zu verzeichnen: Neben den Anwält\*innen des Publikums bestand bei sieben Podien auch die Möglichkeit, per Smartphone über die App »sli.do« Fragen zu stellen. Diese neue Beteiligungsmöglichkeit wurde rege genutzt. Der Vorteil gegenüber dem alten Zettel-Verfahren: Alle konnten mit Hilfe der App die Fragen der anderen mitlesen. 70 bis 170 Fragen waren es pro Podium. Bei einer Befragung nach dem Podium Europa gaben rund zwei Drittel der Teilnehmer\*innen im Saal an, dass sie die neue Möglichkeit der digitalen Beteiligung für gut befanden.

Auf der Abschlusspressekonferenz konnte die Generalsekretärin des Kirchentags, Julia Helmke, dann feststellen, dass traditionelle, vor allem aber auch innovative Formate von Partizipation insgesamt gut aufgenommen worden seien. Julia Helmke betonte: »Wir wollen diese partizipativen Formate mitnehmen zum Ökumenischen Kirchentag 2021.«

## Pavillon der guten Nachrichten

Ute Engel, Koordinatorin der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck für den 3. Ökumenischen Kirchentag, Fulda  
Silke Roß, Redakteurin, Zentrum für Mission und Ökumene, Hamburg

Ein Wunsch des Präsidenten des 37. Evangelischen Kirchentages in Dortmund, Hans Leyendecker, war es, den Kirchentag zu einem »Ort der guten Nachrichten« zu machen. Neben der Tatsache, dass schon »Evangelium« übersetzt »Gute Nachricht« bedeutet und so auch Kirchentage in diesem Sinne grundsätzlich als »Orte der guten Nachrichten« bezeichnet werden können, sollte ein expliziter Ort für gute Nachrichten gestaltet werden. Durch eine großzügige Zuwendung der Brost-Stiftung wurde die Verwirklichung dieser Idee ermöglicht.

Die Idee:

Als Korrektiv und Kontrapunkt zu einer »überdramatisierten Weltsicht« (Hans Rosling) und gegen eine angsteinflößende Untergangsstimmung sollte ein starkes Zeichen gesetzt werden, ein Zeichen in Form eines »Pavillons der guten Nachrichten«.

Der Ort:

Der »Pavillon der guten Nachrichten« war ein besonderer, künstlerisch gestalteter Ort. Ein sieben Meter hoher, transparenter, halbrunder Holzpavillon – deutlich sichtbar auf dem Weg vom Hauptbahnhof zur Innenstadt – wirkte wie ein Eintrittstor zum Kirchentag, wie eine erste gute Nachricht. Er stand nicht nur Kirchentagsbesucher\*innen, sondern der ganzen Stadtbevölkerung offen. Das Innere wirkte freundlich, einladend und beruhigend mit seinen Holzkonstruktionen, Holzmöbeln und Pflanzen, mit der grünschillernden Beleuchtung und dem Geruch nach Holz, mit Vogelstimmen, Wind- und Wassergeräuschen.

An Stellwänden hingen Abreißblocks mit Blättern zum Mitnehmen. Diese zeigten Grafiken und Statistiken guter Nachrichten aus den vergangenen Jahrzehnten: die Steigerung des Schulbesuchs von Mädchen, den Rückgang extremer Armut, die Ausweitung von Naturschutzgebieten, den Rückgang von Krankheiten und Katastrophen usw. Daneben zeigten Bildschirme *Ted-Talks* und Videoclips sowie weitere Grafiken zu guten Nachrichten; auf einer interaktiven Touchpad-Weltkarte konnten die Besucher\*innen gute Nachrichten aus aller Welt auswählen und lesen. Gleichzeitig lagen grüne Zettel bereit, auf denen eigene gute Nach-

richten festgehalten und an einem »Baum« aus Stangen in der Mitte des Pavillons befestigt werden konnten.

Besucher\*innen:

Der Pavillon war sehr gut besucht. Es waren ständig zwischen 50 und 100 Personen im Pavillon. Dabei bewies er die eigentümliche Fähigkeit, sich selbst zu regulieren. Er war nie leer – er war oft nah an der Überfülle, aber nie wirklich überfüllt. Zwischen 20.000 und 25.000 Menschen haben den Pavillon während des Kirchentags besucht.<sup>1</sup>

Der Pavillon war ein Ort zum Verweilen: Die meisten Menschen blieben lange vor den Bildschirmen und an den Tischen. Menschen kamen zum Teil wiederholt in den Pavillon und zeigten Bekannten ihre geschriebenen Nachrichten oder die Grafiken, die sie interessant fanden. Dabei war der Pavillon nicht nur für Kirchentagsbesucher\*innen interessant. Die handgeschriebenen Zettel zeigten eine erstaunliche Menge von Nachrichten, in denen die Bewohner\*innen Dortmunds den Kirchentag positiv kommentieren.

Der Pavillon war ein außerordentlich kommunikativer Ort: Menschen besprachen untereinander die gelesenen Nachrichten und diskutierten mit den beiden Journalistinnen, Silke Ross und Marie-Elisabeth Most-Werbeck, die den Pavillon betreuten.<sup>2</sup> Aus den Diskussionen ergaben sich zum Teil seelsorgerliche Gespräche. Auch die beschriebenen grünen Zettel erzählen vom Kommunikationsbedürfnis, von der Mitteilungsleidenschaft von Menschen. Die Besucher\*innen schrieben neben den guten Nachrichten auch Dank und Wünsche, Gebete und persönliche Erlebnisse; sie schrieben von Begegnungen, von einem wunderbaren Kirchentag und von einer freundlichen Stadt Dortmund. All diese Mitteilungen hingen wie Blätter am Baum an den Stangen in der Mitte des Pavillons – gut lesbar für alle anderen Besucher\*innen.

Der Pavillon war ein internationaler Ort: Viele Sprachen und Schriften finden sich auf den beschriebenen Zetteln, wie Spanisch und Türkisch, Chinesisch und Japanisch, Englisch, Russisch, Ukrainisch, Serbisch und Tamil. Einige sind direkt ins Deutsche übersetzt, andere bleiben einer deutschsprachigen Leserschaft fremd und rätselhaft. Sicher ist: Hier werden jedenfalls gute Gedanken geteilt.

<sup>1</sup> Gezählt und hochgerechnet: Zustrom/Abgang von 8–10 Personen pro Minute.

<sup>2</sup> Vor allem die Nachricht, dass die Zahl der Mobiltelefone gestiegen ist, wurde diskutiert – auch kontrovers. Aus welchem Blickpunkt ist dies eine gute Nachricht und aus welchem Blickpunkt gerade nicht? Auch die gestiegene Zahl der Gitarren pro Kopf wurde diskutiert. Inwiefern ist dies eine gute Nachricht? Ist diese Grafik überhaupt relevant?

Ein Fazit:

Offenbar hat der Kirchentag mit dem »Pavillon der guten Nachrichten« einen Nerv getroffen und ein Bedürfnis gestillt. Menschen suchen nach guten Nachrichten und wollen selbst gute Nachrichten in die Welt setzen.<sup>3</sup> Wie aus den beschriebenen Blättern hervorgeht, geht es dabei nicht darum, sich von den Problemen in der Welt abzuwenden. Gerade die Initiativen, die sich mit den Problemen auseinandersetzen und Lösungen suchen, werden als gute Nachrichten genannt: *Fridays for Future*, Initiativen zur Unterstützung von Geflüchteten, Umweltschutzaktionen und kleine Aktivitäten von Einzelnen. Offenbar geben diese guten Nachrichten Hoffnung und Zukunftsvertrauen – und die Kraft, Probleme anzugehen.

Einige Beispiele:

»Mein Rasenmäher ist kaputt – und nun weiß ich, wieviel Leben in unserem Garten herrschen kann: Vögel, Insekten, ein Feldhase, Eichhörnchen und viele schöne Blumen tummeln sich bei uns.« Der kaputte Rasenmäher – eine gute Nachricht? Im »Pavillon der guten Nachrichten« war das so. »Bald bin ich nicht mehr die Kleinste in unserer Familie« – jemand anders kommentiert dazu: »Schön, dass immer wieder Kinder geboren werden.« Nicht selten weiten persönliche Erlebnisse den Horizont: »Ich habe mein Abitur geschafft – und mit mir haben überall in der Welt immer mehr Mädchen ihren Schulabschluss gemacht.« »Meine Enkelkinder gehen jeden Freitag für den Klimaschutz auf die Straße, ich denke, ihre Generation wird unsere natürlichen Ressourcen besser nutzen als wir.« Ein Grundschüler schreibt: »Der Förderverein unserer Schule hat uns neue Spielsachen für den Pausenhof spendiert.« »Liebe ist unendlich teilbar«, heißt es auf einem Zettel, der neben einem anderen hängt mit dem Hinweis: »Gut, dass immer mehr Menschen bei uns ›aufwachen‹ und Hass und Hetze entgegentreten.« Eine Muslima dankt für das Stipendium, das ihr ermöglicht hat, den Kirchentag zu besuchen, und eine Kirchentagshelferin freut sich, dass sie im Bereich Versorgung so viele Menschen glücklich gemacht hat. Offensichtlich hat auch das Kirchentagsprogramm viele Gedanken und Überlegungen freigesetzt. Vermutlich ist das auch der Grund für diese Nachricht: »Herr Maas ist in Wirklichkeit viel sympathischer als im Fernsehen.«

<sup>3</sup> Insgesamt wurden fast 5.000 Zettel beschriftet.



## Klimaschutz und Klimaanpassung gehen beim Kirchentag erstmals Hand in Hand

Seit vielen Jahren engagiert sich der Kirchentag aktiv für einen nachhaltigen Umweltschutz. 2018 wurde die mehr als 10 Jahre alte Umwelterklärung des Kirchentages grundlegend überarbeitet, welche die Basis allen Handelns des Kirchentages bildet und verbindlich für alle Mitarbeitenden gilt: »Für die Vor- und Nachbereitung, Durchführung sowie Verwaltung sehen wir uns in der Pflicht, mit der Lebensgrundlage, dem Planet Erde bzw. Gottes Schöpfung, verantwortungsvoll umzugehen. Unser Handeln soll nachhaltig sein, d. h. im Einklang stehen mit Umweltschutz, gesellschaftlich gerechten Bedingungen und Wirtschaftlichkeit.«<sup>1</sup>

Ein wichtiger Baustein, um das zertifizierte regelmäßige umweltorientierte Handeln weiterzuentwickeln, sind die verschiedenen Umweltprojekte, die der Kirchentag vor Ort realisiert. In Dortmund waren dies vor allem das *KIAnG-Projekt*, das *Gläserne Restaurant* sowie der *Bio-Markt der Köstlichkeiten* (früher Naturkostmarkt) und schließlich die *Dortmunder Wege zur Nachhaltigkeit*.

Die ökofaire Verpflegung in den verschiedenen Bereichen des Kirchentages konnte weiter ausgeweitet werden. In Dortmund wurde so neben dem *Gläsernen Restaurant* und dem *Biomarkt der Köstlichkeiten* erstmals auch die *Helfendenverpflegung* biozertifiziert.

### Klimaanpassung von Großveranstaltungen (KIAnG)

Christof Hertel, Projektleiter *Klimaanpassung von Großveranstaltungen*,  
Deutscher Evangelischer Kirchentag, Dortmund  
Kathrin Hölscher, Mitarbeiterin Stabsstelle Umwelt, Deutscher Evangelischer Kirchentag, Dortmund

Der Klimawandel stellt eine Großveranstaltung wie den Kirchentag vor besondere Herausforderungen. Mit Wetterphänomenen wie Hitze, Starkregen, Sturm und Gewitter muss in Zukunft häufiger gerechnet werden. Wie kann der Kirchentag sich auf solche Ereignisse besser vorbereiten? Eine Vielzahl von Fragen stellten sich den Vorbereitenden: Wie können

<sup>1</sup> Verein zur Förderung des Deutschen Evangelischen Kirchentages e.V. & 37. Deutscher Evangelischer Kirchentag Dortmund 2019 e.V. (Hrsg.): Umwelterklärung Dortmund 2019 Fulda/Dortmund, [https://static.kirchentag.de/production/htdocs/fileadmin/dateien/zzz\\_NEUER\\_BAUM/Ueber\\_uns/Umwelt\\_engagement/UEberarbeitete\\_Seiten/Umwelterklaerung\\_Dortmund.pdf](https://static.kirchentag.de/production/htdocs/fileadmin/dateien/zzz_NEUER_BAUM/Ueber_uns/Umwelt_engagement/UEberarbeitete_Seiten/Umwelterklaerung_Dortmund.pdf) [zuletzt gesehen am 27. 1. 2020].

Menschen, Infrastruktur und Versorgungswege noch besser geschützt werden? Wie Kommunikationswege für Ernstfälle verbessert werden? Wie Veranstaltungsräume klimafreundlich gekühlt und vorhandene Ressourcen (Schattenplätze, kühle Orte, Gewässer) gut genutzt, Menschen auf Möglichkeiten hingewiesen werden, sich vor Hitze zu schützen?

Um geeignete Maßnahmen zu entwickeln und umzusetzen, wurde für den Dortmunder Kirchentag das Projekt *Klimaanpassung von Großveranstaltungen am Beispiel des 37. Deutschen Evangelischen Kirchentags Dortmund 2019* (KlAnG) entwickelt, das im Rahmen der »Deutschen Anpassungsstrategie an den Klimawandel« durch das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit gefördert wird. Mitarbeitende der Kirchentagsgeschäftsstelle in Dortmund aber auch Vertreter\*innen von Kommunen und Veranstaltungsorganisationen konnten sich am Projekt beteiligen und eigene Vorschläge einbringen.

Rund 40 Maßnahmen konnten in Dortmund ausprobiert und umgesetzt werden. Schon bei der Planung wurde etwa darauf geachtet, die Veranstaltungszelte und Fußwege zu den Veranstaltungsorten im Schatten anzulegen. Beim Bau der Zelte wurden Frischluftschneisen eingeplant und als Schutz gegen Sturm standen Notgewichte für die Zelte zur Verfügung. Containerbauten und Fahrzeuge wurden in hellen Farben gehalten, damit sie sich nicht zu sehr aufheizten. Ein weiteres wichtiges Feld war die Verbesserung der Kommunikation: Hinweise zu den Trinkwasserstellen, Ruheräumen und Verhaltenstipps bei hohen Temperaturen waren sichtbar und in klarer Sprache angebracht. Über die Programm-App konnten die Organisator\*innen Wetterwarnhinweise an die Kirchentagsgäste verschicken. Die Helfenden im Außenbereich standen zudem über eine SMS-Kette mit der Organisationsleitung in enger Verbindung, um bei extremen Wetterbedingungen schnell und kompetent zu reagieren und im Ernstfall auch eine Veranstaltung geordnet und sicher abbrechen zu können. Die gute Kommunikation des Organisationsteams für den Ernstfall musste sich bereits am Eröffnungstag in Dortmund bewähren. Ein Gewitter mit Sturm war angesagt und es war nicht klar, ob die Eröffnungsgottesdienste und der Abend der Begegnung unter freiem Himmel würden stattfinden können. Die Kirchentagsleitung ließ sich dabei von fortlaufend von einem Meteorologenteam beraten. Am frühen Nachmittag kam dann die Entwarnung an alle Beteiligten: Das Gewitter würde an der Dortmunder Innenstadt vorbeiziehen und der Abend könne wie geplant stattfinden.

Neben zahlreichen schon in Dortmund umgesetzten Maßnahmen stellte sich die Frage, wie in Zukunft temporäre Veranstaltungsorte entwickelt werden könnten, die ohne energieintensive Temperatursteuerung auskommen. Im Rahmen des KlAnG-Projektes wurde daher ein Wettbewerb ausgeschrieben, bei dem Studierende Konzepte für die Küh-

lung temporärer Veranstaltungsbauten einreichen konnten. Gewinnerin des Wettbewerbs war Ann-Kathrin Bülte von der Fachhochschule Dortmund, die in ihrem Entwurf eine innovative Wasserkühlung für einen Rundbau vorschlug.

Nicht alle Ideen des KlanG-Projektes konnten beim Kirchentag umgesetzt werden. Zum Beispiel konnten die vorgesehenen Brumisateure, Geräte, die durch Sprühnebel für Abkühlung in einigen Zelten sorgen sollten, nicht eingesetzt werden, da gesundheitliche Fragen offen waren. All diese Beispiele sowie die Herausforderungen und Erfahrungen des KlanG-Projektes können auf der Seite [www.klimaangepasst.de](http://www.klimaangepasst.de) nachgelesen werden.

Das Portfolio des KlanG-Projektes zeigt deutlich: Es gibt eine Vielzahl von einfachen Dingen, die zu bedenken schon viel bringt, wie etwa die Berücksichtigung von Schattenplätzen bei der Orteplanung. Daneben gibt es aber größere und aufwendigere Bereiche, die in Zukunft von Bedeutung sein werden, etwa die Frage, wie sich temporäre Bauten klimafreundlich kühlen lassen. Das Projekt konnte durch seinen neuen Blickwinkel die Risiken, die von Extremwetterereignissen für die Organisation ausgehen, minimieren und das Besuchererlebnis qualitativ steigern.

## Wege zur Nachhaltigkeit (WzN)

Axel Rolfsmeier, Projektleiter *Wege zur Nachhaltigkeit*, Institut für Kirche und Gesellschaft der Evangelischen Kirche von Westfalen, Schwerte

Nicht nur drüber reden – nein, sich auf den Weg machen, anfassen, erleben, schmecken, sehen und hören, wie Nachhaltigkeit im Alltag gelebt werden kann: Das war 2017 die Motivation, in Dortmund das Projekt *Wege zur Nachhaltigkeit* zu gründen.<sup>2</sup> Hinter der Idee verbirgt sich die Installierung von Stadtführungen zu Orten und Initiativen, die sich dem Klimaschutz, der sozialen Gerechtigkeit, der Biodiversität, dem fairen Handel, der Bildung für nachhaltige Entwicklung – allumfassend: der Nachhaltigkeit im Alltag – verschrieben haben.

Das *Institut für Kirche und Gesellschaft der Evangelischen Kirche von Westfalen* (IKG) und das *Amt für Mission, Ökumene und kirchliche Weltverantwortung* (MÖWe) haben mit 44 Initiativen aus Dortmund ein Netzwerk gegründet. In vielen Vorbereitungs- und Organisationstreffen wurden dann sechs Stadtführungen in unterschiedlichen Dortmunder Stadtteilen entwickelt. Diese Stadtführungen zu Orten der Nachhaltigkeit haben beispielsweise Titel wie *Fair – in Gemeinde, Ernährung und Ar-*

<sup>2</sup> [www.wegeurnachhaltigkeit.de](http://www.wegeurnachhaltigkeit.de) [zuletzt gesehen am 8.7.2020].

beitswelt oder *Total global – aktiv vor Ort* oder *International, vielfältig, integrativ – die Nordstadt*. Alle Führungen wurden während des Kirchentags mehrfach angeboten.

»Uns geht es darum, die Nachhaltigkeitsziele der UN als im Alltag praktikierbar darzustellen«, fasst Projektleiter Axel Rolfsmeier vom IKG die Ziele des Projektes zusammen. Dazu wurden sowohl die Wegführungen angeboten als auch im *Zentrum Stadt und Umwelt* Veranstaltungen zu den herausfordernden Themen wie Klimawandel, Mobilität, nachhaltige Quartiersentwicklung, Energie und Ernährung. »*Wege zur Nachhaltigkeit* sind ein wichtiger Bestandteil der Dortmundener DNA«, beschrieb Oberbürgermeister Ullrich Sierau die Wichtigkeit des Themas bei der Projekteröffnung im September 2018. Sierau, von Haus aus Stadtplaner, hat als Oberbürgermeister die Schirmherrschaft über das Projekt und beim Kirchentag eine Führung auf den *Wegen zur Nachhaltigkeit* übernommen.

Für Kirchentagsbesucher\*innen waren die Führungen eine tolle Möglichkeit, die Stadt kennenzulernen und sich weiterzubilden. Stimmen von Teilnehmenden zur Frage »Was hat Ihnen an der Führung besonders gefallen?«:

*Die Vielfalt*

*Das zivilgesellschaftliche Engagement der Initiativen*

*Die Offenheit, Kreativität und Leidenschaft der Menschen*

*Es gab interessante Fakten/Wissenswertes über Dortmund.*

*Ich habe neue gute Ideen für nachhaltige Gestaltung des eigenen und öffentlichen Lebens erhalten.*

*Eine gute Organisation, Vielfalt, Kompetenz der Führung/Gesprächspartner*

*Die Menschen, die von ihrem Projekt berichtet haben, das hat mich besonders beeindruckt.*

*Eine coole Stadt, tolle Leute, hier geht was!*

*Dortmund ist mehr als der BVB!*

*Die Stadt ist im Bereich Nachhaltigkeit sehr engagiert.*

*Dortmund ist sehr engagiert und macht schon viel.*

Alle Teilnehmenden sprachen sich dafür aus, ähnliche Führungen auch in anderen Städten anzubieten. Die Führungen besitzen Marketingpotenzial und könnten ein Baustein für die Entwicklung eines neuen Stadt- oder Stadtteil-Images sein (Vielfalt, lokales Engagement, Nachbarschaft und Nachhaltigkeit).

»Die Führungen auf den *Wegen zur Nachhaltigkeit* haben in hervorragender Weise aufgezeigt, wie Bildung im Sozialraum funktionieren kann«, resümiert Pfarrer Klaus Breyer, Leiter des IKG, den innovativen Bildungsansatz. Die Verbindung der Großveranstaltungen im *Zentrum Stadt und Umwelt* mit den Wegführungen und den Aktiven in den Initia-

tiven vor Ort war ein großes Anliegen des Projektes. So diskutierte Elmar Schulte-Tigges von der Solidarischen Landwirtschaft in Dortmund unter anderem mit Robert Habeck (Grüne) und Joachim Rukwied (Bauernverband) über die politischen Rahmenbedingungen einer nachhaltigen Ernährung in Deutschland. Die großen globalen Herausforderungen wurden im Zentrum vorgestellt und diskutiert, und auf den *Wegen zur Nachhaltigkeit* wurden die Lösungen erfahrbar gemacht.

Im wahrsten Sinne des Wortes »erfahren« haben die Teilnehmenden des Fahrradgottesdienstes, wie mit dem Rad Gott gelobt werden kann und die Schöpfung bewahrt wird. Eine tolle Erfahrung, gemeinsam auf einem Radweg zu sein, über gesperrte Straßen zu fahren, die für den Autoverkehr ausgelegte Stadt anders, ruhiger zu erleben und an Haltepunkten Gottesdienst, begleitet von Posaunen, zu feiern. *Wege zur Nachhaltigkeit* in Dortmund – zur Nachahmung empfohlen.

## **Migration, Integration, Anerkennung – der Rote Faden beim Dortmunder Kirchentag**

Dr. Joy Asongazoh Alemazung, Politikwissenschaftler, Projektleiter  
Engagement Global, Stuttgart

Ansgar Gilster, Historiker, Referent Migration und Integration, Kirchenamt  
der Evangelischen Kirche Deutschland (EKD), Hannover

Viele Menschen unterschiedlichster Herkunft und mit direkter oder indirekter Migrationserfahrung leben in Deutschland und sind Teil einer vielfältigen Gesellschaft. In dieser diversen, unübersehbaren Realität stecken gleichermaßen Chancen und Herausforderungen, die politisch gestaltet werden müssen. Wie finden aber dieses Thema und diese bunte gesellschaftliche Wirklichkeit ihren Weg in den Evangelischen Kirchentag? Wie kann Kirchentag unterschiedlichsten Stimmen Gehör verschaffen – und bereits bei der Programmplanung seine Gremien und Vorbereitungsprozesse interkulturell öffnen?

Ein Roter Faden für die Vorbereitung und das gesamte Programm

Im Vorfeld des Dortmunder Kirchentages setzte sich eine Arbeitsgruppe mit Mitgliedern der Präsidialversammlung, der gastgebenden Landeskirche und weiteren Spezialist\*innen intensiv mit diesen Fragen auseinander und erarbeitete das Konzept des sogenannten »Roten Fadens Migration, Integration, Anerkennung«: Das Ziel war vor allem, die Vielfalt der gesellschaftlichen Wirklichkeit besser im Kirchentag, seinen Veranstaltungen und Vorbereitungsstrukturen abzubilden. Getragen wurde diese Arbeit vom Bewusstsein, dass es kein Selbstläufer ist, den Kirchentag hier breiter aufzustellen, dass es eine andere Kultur der Einladung und Öffnung braucht. Ein erster Schritt sollte sein, mehr Menschen mit Migrationserfahrung in die ehrenamtlichen Projektleitungen zu berufen sowie die Verankerung des Themenfelds als Querschnittsthema in möglichst vielen Veranstaltungen des Kirchentages.

Das Konzept ist noch nicht an allen Stellen aufgegangen, aber es wurden insgesamt mehr Menschen mit Migrationshintergrund von Beginn der Planungen an mitgedacht, zahlreiche Gespräche geführt und Recherchen durchgeführt, um diese für die Arbeit der Projektleitungen zu gewinnen. Daher wurde auch auf ein eigenes Zentrum »Migration« verzichtet zugunsten einer breiten inhaltlichen Aufstellung der Themen.

Das Konzept des »Roten Fadens« und die neue Projektleitungsstruktur sorgten dafür, dass multikulturelle und biografische Erfahrungsschätze

in das Programm einfließen und entsprechende Referent\*innen gewonnen werden konnten. Schlussendlich konnten mehr als 100 Veranstaltungen quer durch das ganze Programm im Rahmen des Roten Fadens stattfinden. Sie wurden im Programmheft und der Programm-App deutlich gekennzeichnet und das Konzept erläutert. Deutlicher als bei früheren Kirchentagen wurde, dass Migration kein Ausnahmezustand ist, sondern den Alltag großer Bevölkerungsteile prägt, dass Integration nicht nur in Bezug auf neuankommende Geflüchtete gedacht werden darf, sondern als Frage von sozialer Teilhabe letztlich alle Menschen betrifft. Dies unterstrich auch die Schirmherrin des Roten Fadens, Annette Kurschus, Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen, bei der Auftaktveranstaltung des »Roten Fadens Migration, Integration und Anerkennung« mit dem Titel »Dazu gehören – aber wozu? Einwanderung ist, wenn alle sich bewegen müssen«:

*Migration und Integration finden statt, mitten im Alltag: In Schule und Wirtschaft, in Sport und Wissenschaft, in Revier und Quartier, wir erleben sie in Kirche, im Gottesdienst, in der Musik. Migration und Integration brauchen unser Feingefühl und unser Mitdenken. Ich halte es für selbstverständlich, dass Migrant\*innen aktiv beim Kirchentag mitwirken und dass sich die Themen der Migration quer durch alle Programmbereiche ziehen.<sup>1</sup>*

Neben Zusammenleben und Miteinander in Deutschland standen auch die internationalen Herausforderungen der Entwicklungspolitik im Fokus – unter anderem im *International Peace Centre*, einem Mitwirkungsangebot in englischer Sprache insbesondere für nichteuropäische Gäste des Kirchentages. Zusätzlich fanden Podien zum Thema Friedenspolitik und internationale Ordnung und zu den Zielen für Nachhaltige Entwicklung der Vereinten Nationen statt. Vor rund 1.000 Kirchentagsbesuchern diskutierte zum Beispiel Bundespräsident a. D. Horst Köhler mit der ehemaligen Präsidentin Liberias und Nobelpreisträgerin Ellen Johnson-Sirleaf, dem VW-Vorstandsvorsitzenden von Südafrika Thomas Schäfer und Christos Stylianides, dem damaligen EU-Kommissar für humanitäre Hilfe und Krisenmanagement, über Herausforderungen und Handlungsoptionen in den Beziehungen zwischen der Europäischen Union und den afrikanischen Staaten. Als weitere Beispiele sei an Veranstaltungen wie »Recht auf Asyl?! Theater und Musik im Dialog mit Kirche und Politik« erinnert, aber auch an einen deutsch-polnischen Partnerschaftsgottesdienst oder das Podium »Deutschland: Paradies für LBTTIQ\*-Geflüchtete?«. Es bleiben viele Begegnungen und die Möglichkeit zum Blickwechsel. Seinen großen Abschluss fand der Rote Faden am Sams-

<sup>1</sup> Vgl. den Beitrag »Dazu gehören – aber wozu? Einwanderung ist, wenn alle sich bewegen müssen« (Auftaktveranstaltung des Roten Fadens), S. 178.

tagabend in einem thematischen Konzert mit Adel Tawil, das auch im Gesamtprogramm einen musikalischen Höhepunkt darstellte.

Seenotrettung: Europa darf seine Seele nicht verlieren

Eine Zuspitzung und besondere Aufmerksamkeit erlangte der »Rote Faden« mit seinem Einsatz und der Fürsprache für die zivile Seenotrettung und gegen das anhaltende Sterben von Menschen im Mittelmeer – mit verschiedensten Aktionen: In einem Politischen Nachtgebet wurde der Opfer der europäischen Abschottungspolitik gedacht. In einer großen Aktion wurden Banner mit Zehntausenden Opfernamen in einem Trauermarsch durch die Dortmunder Innenstadt zur Reinoldikirche getragen und am Turm hochgezogen – nachdem zuvor Kirchentagsteilnehmende tagelang und mit großer Anteilnahme die Namen der Ertrunkenen auf die Banner geschrieben hatten.<sup>2</sup>

Kurz vor dem Kirchentag spitzte sich die Situation auf dem Mittelmeer und dessen Häfen nochmals zu. Vor diesem Hintergrund kündigte der Bürgermeister von Palermo, Leoluca Orlando, seine Teilnahme am Kirchentag an, passend zum Weltflüchtlingstag am 20. Juni. Sofort reagierte die Programmleitung des Kirchentages auf den spontanen Gast aus Italien und ermöglichte die Großveranstaltung »Gemeinsam für offene Häfen in Europa«. Mehrere Tausend Menschen füllten die Westfalenhalle, um gemeinsam mit Kirchentagspräsident Hans Leyendecker, Leoluca Orlando, dem Ratsvorsitzenden der EKD, Heinrich Bedford-Strohm, Präses Kurschus, dem Düsseldorfer Oberbürgermeister Thomas Geisel, der Stadträtin Birgit Zoerner aus Dortmund sowie Mattea Weihe von *Sea-Watch* und Sonya Bobrik von *Seebrücke – schafft sichere Häfen* auf der Bühne ein großes gemeinsames Zeichen für Solidarität und Seenotrettung zu setzen.<sup>3</sup>

Ein Anfang ist gemacht ...

Das Experiment mit dem Roten Faden zum Themenfeld Migration und Integration, Anerkennung und Teilhabe, ist beim Dortmunder Kirchentag in weiten Teilen aufgegangen. Und war doch nur ein Anfang, den Kirchentag in Zukunft noch viel selbstverständlicher vielfältig zu planen und durchzuführen. Hier muss der Kirchentag für die Zukunft noch nachlegen – insbesondere was die Berufung in die ständigen Gremien und Ausschüsse angeht, denen die programmgestaltenden Projektleitun-

<sup>2</sup> Vgl. [www.fluchtgedenken.de](http://www.fluchtgedenken.de) [zuletzt gesehen am 27.11.2019].

<sup>3</sup> Vgl. Beitrag »Gemeinsam für offene Häfen in Europa. Leoluca Orlando im Gespräch über humane Flüchtlingspolitik«, S. 302.



gen nachgeordnet sind. Nur wenn sich der Kirchentag so öffnet und Kirchentag für alle ist, wird er weiter seine gesellschaftliche Relevanz beweisen können. Wie der Kirchentag gerade auch gemeinsam mit anderen gesellschaftlichen Akteuren – mit Städten und Kommunen, mit Vereinen und sozialen Bewegungen – etwas bewegen kann, zeigte wiederum das Thema Seenotrettung: Die Resolution auf dem Dortmunder Kirchentag »Schicken wir ein Schiff!«, die die EKD und alle Landeskirchen aufforderte, ein zusätzliches Rettungsschiff ins Mittelmeer zu schicken, war erfolgreich.<sup>4</sup> Bereits im September 2019 fasste die EKD einen entsprechenden Beschluss und war Mitgründerin eines Vereins, der sich mit anderen Bündnispartner\*innen dafür einsetzt, zivile Seenotrettung zu stärken und ein Schiff zum Einsatz zu bringen.<sup>5</sup>

<sup>4</sup> Vgl. »Resolution 7. Schicken wir ein Schiff!«, S. 535.

<sup>5</sup> Vgl. [www.united4rescue.com](http://www.united4rescue.com). Das Rettungsschiff wurde im Januar 2020 gekauft.

## Teilnehmen aus dem Ausland

### Eine Nachbetrachtung des Internationalen Zentrums in Dortmund

#### Leitungsteam des Internationalen Zentrums:

Karen Baumann, Informations- und Qualitätsmanagerin, Erding  
Gerhard Koepsel, Unternehmensberater, Marschacht  
Dr. Bianca-Jeanette Schröder, Altphilologin, Tutzing  
Franziska Thies, Humangeographin und Quartiersmanagerin,  
Frankfurt/Main

Fast 4.000 ausländische Teilnehmende aus gut 80 Nationen sind zu diesem Kirchentag angereist. Alle Kontinente sind vertreten. Menschen jeden Alters und mit unterschiedlichsten Sprachen nehmen am Deutschen Evangelischen Kirchentag teil. Ihnen allen steht das Internationale Zentrum, kurz IZ, als Treff- und Servicepunkt zur Verfügung. Ein großer Saal mit Tischen und Stühlen, Getränken und ganz vielen Informationsmöglichkeiten ist der Kern des IZ. Ein Leitungsteam und 80 Helfer\*innen sorgen im Regelbetrieb von morgens bis abends und mit Notfalltelefon auch nachts für die gebotene Präsenz, um den Bedürfnissen und Wünschen der Teilnehmenden aus dem Ausland gerecht werden zu können. Fast immer sind es sprachliche Hürden, die es zu überwinden gilt. Gelegentlich werden ganz praktische Hilfestellungen in Alltagssituationen benötigt. Besonders das sehr komplexe Programmheft des Kirchentages, das größtenteils in deutscher Sprache geschrieben ist, ist eine große Herausforderung, die mit Unterstützung besser bewältigt werden kann.

Der ukrainische Chor reist 36 Stunden per Bus an, die Flüge des nigerianischen Pastoralkollegs sind heillos verspätet, die bulgarische Jugendgruppe ist mit dem Nachtzug gekommen. Das englische Ehepaar kommt schon seit 25 Jahren zum Kirchentag, die indische Delegation ist zum ersten Mal in Europa, die niederländische Familie hat vergessen, ihr Quartier zu bestätigen. Aus den USA sind die Vertreter\*innen der *United Church of Christ* (UCC) als Partnerkirche der gastgebenden Landeskirche von Westfalen angekommen. Ein Bischof aus Uganda wird mit Herzproblemen in die Klinik eingewiesen, zwei norwegische Pastoren wollen wissen, ob es Platzreservierungen für die Bibelarbeit von Margot Käßmann gibt. Dankbar für kühle Getränke und einen schattigen Platz ist eine Familie mit Kleinkind aus einer nigerianischen Gemeinde. Ein reformierter Pastor aus Angola trifft auf einen italienischen Waldenser. Eine tschechische Gruppe singt mit dem nigerianischen Frauenchor gemein-

sam Lieder. Ihnen allen ist gemein, dass sie Teilnehmende sind, die ihre Themen finden, engagiert zuhören und mitdiskutieren, die den Markt der Möglichkeiten begeistert besuchen, die als Chöre mit ihren Auftritten begeistern, die Teil der Gemeinschaft Kirchentag werden.

Unverzichtbar bei Kirchentagen ist das ehrenamtliche Engagement von Gruppen und Einzelpersonen. Im IZ treffen 80 Einzelhelfer\*innen, zumeist aus der Kirchentagsregion, aufeinander und werden während des Kirchentages übersetzen, Stadtpläne begutachten, Teilnehmende zu Quartieren begleiten, Einlasskontrollen durchführen, Programmhefte wälzen, mit Teilnehmenden gemeinsam Veranstaltungen besuchen. Wer sich dahinter verbirgt? Eine wird bald 80, ist aber schon seit zehn Jahren immer wieder unermüdliche Helferin im IZ. Eine junge Mutter bringt Baby und Mann mit zur Schicht, gemeinsam sind sie immer im Gespräch mit den Besucher\*innen. Ein Mittvierziger wollte einfach mal helfen und sich das mit dem Kirchentag von innen anschauen. Er hat den Bischof aus Uganda auf der Intensivstation begleitet. Sein Helfen hat tief beeindruckt. Eine kommt aus dem Schwärmen gar nicht heraus, wie schön die Taizé-Nacht zusammen mit den norwegischen Pastoren war. Am Ende ist aus 80 Einzelhelfer\*innen ein großes Team geworden, das mit vielen neuen Eindrücken auseinanderght und sich auf den nächsten Kirchentag freut.

Über allem ragt die Losung von Dortmund: *Was für ein Vertrauen!* Sich auf das Miteinander einzulassen. Über Lebensrettung im Mittelmeer zu diskutieren, Nachhaltigkeit aus Sicht verschiedener Länder zu betrachten, Gebet und Gesang als vertrauensstabilisierendes Glaubenserlebnis wahrzunehmen. Vertrauen hat viel mit gegenseitiger Wahrnehmung zu tun. Dieser Aspekt internationaler Begegnung wird von Dortmund in Erinnerung bleiben.

## Acht Kröten als Startkapital oder vom Leben auf dem Baum ...

Eindrücke aus dem Zentrum Kinder und dem Zentrum Jugend

Silke Roß, Redakteurin, Zentrum für Mission und Ökumene, Hamburg

Kirchentage sind ohne Kinder und Jugendliche nicht vorstellbar. Immer mehr Familien besuchen die zahlreichen Veranstaltungen und Angebote, und für viele kirchengemeindliche Jugendgruppen gehört die Kirchentagsfahrt einfach dazu. Für die Jugendlichen ist es oft eine spannende Erfahrung, dass in anderen Regionen Gleichaltrige ebenfalls in kirchlichen Gruppen organisiert und engagiert sind: »Wir sind total viele Christen«, sagt der 13-jährige Richard aus Mecklenburg: »Das finde ich absolut super, denn in meiner Schule sind wir total wenige.« Er ist mit einer Gruppe des Jugendpfarramts der Nordkirche nach Dortmund gekommen. Die Erfahrung, gemeinschaftlich mit vielen anderen Jugendlichen verbunden zu sein, ist im Jugendzentrum besonders gut spürbar. Es ist eine richtige Zeltstadt, die einerseits die Vertrautheit der eigenen Gruppe ermöglicht, andererseits aber die Begegnung mit anderen Jugendlichen unterstützt.

Auf einer Landkarte markieren die Jugendlichen, woher sie gekommen sind, aber dann ziehen sie los und stürzen sich in die Angebote – und die sind vielfältig! Schwarzlichttheater, das Riesen-Baumhaus, das flexible Labyrinth und jede Menge Platz zum chillen, reden und diskutieren. Auffällig sind die vielen Angebote zu politischer Auseinandersetzung und Engagement. Hier ist deutlich spürbar, dass in diesem Jugendzentrum die »Generation Greta« unterwegs ist.

Ein besonderes Kirchenerlebnis bietet die *Container.Kiez.Kirche* der Evangelischen Jugend Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Mehrere Container, eine Kletterwand und ein Wasserbassin bilden einen eigenen Erlebnisraum. Jugendliche haben die Möglichkeit, den Kirchraum nach ihren Vorstellungen zu gestalten und so »ihre Kirche« mit Leben zu füllen. In den Containern, die im Inneren ein wenig an einen bunten Partyraum erinnern, stehen Bibeln, Musikinstrumente und viele Materialien zum kreativen Gestalten zur Verfügung. An der Kletterwand und beim »Über-das-Wasser-laufen« in Walking-Bällen wird die Kirchentagslosung *Was für ein Vertrauen* fass- und erlebbar. Zahlreiche partizipative Formate und ein vielseitiges Programm laden zum Mitmachen ein. Die *Container.Kiez.Kirche* erschließt neue Räume und zeigt, dass Kirche nicht an einem Gebäude, sondern an den sie formenden Menschen hängt.

Insgesamt wird im gesamten Zentrum Jugend deutlich, dass junge Menschen sich gern engagieren und ausprobieren wollen – und sie zu vielen Themen auch etwas zu sagen haben. Klimaschutz, politisches Engagement und die Zukunft der Gesellschaft sind von je her wichtige Themen beim Kirchentag, hier werden sie großgeschrieben. Viele Angebote thematisieren die Zukunft unserer Welt – und die Jugendlichen nehmen die Herausforderung an. »Die Losung *Was für ein Vertrauen* bietet gerade für uns Jugendliche eine spannende Reibungsfläche«, sagt die 17-jährige Luisa: »Denn wir müssen uns fragen, wie weit wir den älteren Generationen vertrauen können und wo wir selbst handeln müssen – da ist es gut, sich zwischendurch daran zu erinnern, dass es noch eine größere Kraft als uns Menschen gibt, auf die wir vertrauen können.«

Vertrauen ist überhaupt das sich durchziehende Thema, das manifestiert sich in den vielen Mitmachangeboten, die nur erfolgreich funktionieren, wenn man die Aufgabe gemeinsam löst. Nur zusammen können Jugendliche Riesenmikado, Labyrinth und Wasserbälle bewegen und so Spaß haben und gewinnen. Um Vertrauen geht es auch in den zahlreichen Gesprächsangeboten – denn oft kann man mit unbekanntem Menschen und in einer fremden Umgebung über Dinge reden, die sonst eher im Verborgenen bleiben. Trotzdem führt die in sich eher geschlossene Struktur des Zentrums Jugend innerhalb kürzester Zeit dazu, dass Kontakte schnell geknüpft werden und Unbekannte nicht lange fremd bleiben. »Das Schöne ist, dass alle anderen, die hier sind, aus demselben Grund hier sind«, sagt Richard: »Darum ist es so einfach, miteinander zu reden. Und beim Essen, in den Bibelarbeiten, in der Bahn und manchmal sogar bei den Konzerten und dem Abendsegen läuft man sich ja immer wieder über den Weg.«

Beispielsweise in der *Homebase* des Evangelischen Jugendpfarramts der Nordkirche. Rund zwanzig junge Menschen sitzen um ein großes Plansch Becken, halten die Füße ins kühle Nass und diskutieren miteinander. Ähnlich ist die Situation an dem großen Baumhaus des CVJM – zwischen den hohen Bäumen spannen sich Brücken und Pfade durch den Park, und neben der Bühne laden schattige und sonnige Plätze im Freudenbaumpark zum Chillen ein. Gesang, Gelächter und der Trubel einer Open-Air-Party sind überall zu hören – die Stimmung im Zentrum Jugend ist offensichtlich richtig gut.

Ähnlich ist die Stimmung im wenige Haltestellen entfernten Zentrum Kinder im Dietrich-Keuning Haus. Hier laden Bühnen und Mitmachangebote drinnen und draußen zu einem besonderen Kirchentagserlebnis ein. »Mir gefallen die Bibelgeschichten total gut«, sagt die neunjährige Hannah: »Die sind richtig spannend.« Spannend sind auch die überdimensionalen Bauwerke, die in der Halle entstehen. Mit Bauklötzen, Holzstücken und allen möglichen anderen Baustoffen errichten die

Kinder in wenigen Stunden ihre ganz eigene Welt. Wer es lieber sportlich mag, kann sich im lebendigen Tischkicker ein spannendes Fußballmatch mit anderen Kindern liefern. Dabei sind alle Spieler\*innen quasi »fest« auf ihren Positionen und haben nur den Bewegungsspielraum einer Tischkicker-Figur. Auch hier dreht sich alles um das Thema Vertrauen.

In besonderer Weise wird dieses Thema in der Kinderstadt, einem der Highlights des Zentrums Kinder, aufgenommen. Die Kinderstadt ist ein Kooperationsprojekt der Evangelischen Kirche Hessen-Nassau und kommt aus Seligenstadt.

»Also, wer in die Kinderstadt einzieht, bekommt erstmal einen Ausweis und neun Kröten – die können dann gegen Essen oder Trinken oder so eingetauscht werden«, so werden wir von Nathan und Louis (9 und 6) in die Kinderstadt eingeführt: »Allerdings wird eine Kröte gleich einbehalten – das sind Steuern. Von denen bezahlt das Rathaus zum Beispiel die Stadtwerke, und die sorgen dafür, dass kein Müll rumliegt und es sauber ist.«

Nathan und Louis arbeiten für einen Tag im Rathaus der Kinderstadt. Zusammen mit 120 anderen Kindern besuchen sie mit ihren Familien und Freunden den Kirchentag in Dortmund. Einen Vormittag lang sind sie nun in die Kinderstadt eingezogen. »In der Kinderstadt leben die Kinder ein paar Stunden lang quasi autark«, erzählt David Ruddat, Mitglied der Projektleitung Kinderzentrum. »Und wir sind selbst überrascht, wie wenig Schwierigkeiten die Kinder damit haben.« Vollkommen selbstverständlich verhandeln sie mit den anderen, nach welchen Regeln die Stadt funktionieren soll, engagieren sich in den verschiedenen »Arbeitsplätzen«, die von der Arbeitsagentur vergeben werden.

»Wir arbeiten im Saftladen«, erzählen Marie und Lina: »Da machen wir verschiedene Getränke, die andere Kinder dann gegen Kröten eintauschen können. Und dafür, dass wir das machen, bekommen wir wieder Kröten.« Bei der Arbeitsagentur gibt es eine lange Schlange, denn die meisten Kinder möchten gern verschiedene Jobs ausprobieren: »Ich habe bei der Post gearbeitet und Briefe und Nachrichten hin und her getragen«, erzählt der zehnjährige Marvin, aber jetzt möchte ich mal kochen.« Das wird nicht leicht, denn die Stellen in der Kinderküche sind immer schnell wieder vergeben. Alternativ kann Marvin sich aber auch eine Tätigkeit in den Stadtwerken oder im Rathaus vorstellen. »Eine Polizei gibt es hier nicht«, sagt er, »weil wir keine brauchen. Wenn es Probleme gibt, also zum Beispiel irgendwo eine Pfütze ist, dann sagt jemand im Rathaus oder in den Stadtwerken Bescheid und dann machen die das weg.«

In der Kinderstadt kann man aber nicht nur arbeiten und Kröten verdienen, man kann auch spielen (das kostet keine Kröten), sich entspannen (ist auch kostenlos) oder für wenige Kröten an den Veranstaltungen

der städtischen Universität teilnehmen. »Heute gibt es Kurse im Solar-Fahrzeug-Bau, zu Kinderrechten und zu Klimaforschung«, erfahren wir an der Universität. Einschreiben kann man sich vor- oder nachmittags.

Über all diese wichtigen Ereignisse und auch darüber, welche Forschungsergebnisse an der Uni erzielt wurden, berichtet das Kinderradio. »Wir fragen andere Kinder, was sie wichtig finden, und erzählen das dann im Radio«, beschreibt die achtjährige Nele ihre Aufgaben: »Das macht schon Spaß, aber nachher will ich vor unserer Versammlung noch bisschen mit den anderen draußen spielen.«

Versammlungen gibt es mittags und abends. Hier wird alles verhandelt, was am Tag passiert ist. »Da können wir dann auch was klären, zum Beispiel wenn sich welche wegen etwas gestritten haben«, sagt Nathan. Es scheint also gut zu klappen in der Kinderstadt. »Da war ich am Anfang schon etwas skeptisch«, sagt David Ruddat: »Aber ich bin mittlerweile absolut davon überzeugt, dass die Kinder wirklich ausgezeichnet in der Lage sind, sich selbst zu organisieren. Allerdings freue ich mich auch, dass so viele Kinder – und auch deren Eltern – sich auf unser Projekt eingelassen haben. Aber wo, wenn nicht auf einem Kirchentag mit der Losung *Was für ein Vertrauen* sollte ein solches Projekt möglich sein.«

## Bunt – vielfältig – engagiert

### Der Markt der Möglichkeiten beim Kirchentag

Kerstin Dominika Urban, Referentin für Öffentlichkeitsarbeit, Amt für Gemeindedienst (afg), Nürnberg

Bunt – vielfältig – engagiert: Diese und weitere Beschreibungen fallen mir ein, wenn ich an die Hallen vier bis acht in Dortmund zurückdenke. Es bot sich den Mitwirkenden wie den Kirchentagsbesucher\*innen ein buntes und vielgestaltiges Markttreiben und ein nahezu unüberschaubares Angebot an Möglichkeiten. Manch einer oder einem war es fast zu viel. Wohin soll ich nur gehen? Und wo war doch wieder der Stand, an dem ich das wunderbare Gespräch hatte? Ist eigentlich jemand von ... da? Diese und viele andere Fragen wurden den Hallenverantwortlichen gestellt. Und so gut es ging, wurde geholfen.

#### Perspektivwechsel

Bislang kannte ich den *Markt der Möglichkeiten* aus der Perspektive als Verantwortliche einer teilnehmenden Gruppe, die sich primär Gedanken darüber macht, wo der Stand ist, in welcher Halle, welche Nachbarn, wie Anfahrt und Aufbau und Abbau gedacht sind. Meine Erfahrungen aus diesem Blickwinkel: Es ist hilfreich, sowohl für Aufbau wie für Abbau genügend Zeit und (innere) Ruhe mitzubringen. Meistens ist es doch anders als ursprünglich einmal gedacht. Und: Wir ergänzen uns gegenseitig in den ganz praktischen Dingen, dem Ausleihen von Leiter, Staubsauger etc. – unkompliziert und mit viel Vertrauen.

Aus Sicht eines Projektleitungsmitglieds verstärkt sich dieser Eindruck insofern, als dass die Erwartungen, Wünsche, Planungen nicht nur einmal, sondern vielfach geäußert werden und nicht immer kompatibel sind mit den Rahmenbedingungen und Vorgaben. Gleichwohl herrschte in Dortmund ein respektvoller Umgang miteinander und mit den jeweils Verantwortlichen in den Hallen.

Bevor wir jedoch zusammen mit den Hallenleitungen die Durchführung des Marktes gewährleistet haben, ging es um die vielen, vielen Bewerbungen. Die erfahreneren Projektleitungs-Mitglieder kannten das Verfahren und haben uns Neulinge an die Hand genommen. Dennoch: Die Fülle schon im Vorfeld war beeindruckend und so bunt wie kirchliches und diakonisches Engagement nur sein kann. Der *Markt der Möglichkeiten* ist eine großartige Möglichkeit für die mitwirkenden Gruppen,



ihr Engagement, ihre Sicht auf Kirche und Gesellschaft darzustellen, sich mit anderen zu vernetzen und andere, divergierende Meinungen wahrzunehmen und sich damit auseinanderzusetzen.

### Partizipation

Der Kirchentag ermöglicht Partizipation. Der *Markt der Möglichkeiten* ist innerhalb des Kirchentags ein großes und weites Feld der Beteiligung. Im Laufe der Jahre allerdings scheint mir eine größere Professionalisierung gefragt zu sein. Das fordert die Gruppen neu heraus, kreativ zu werden, damit sich ihr Stand von denen der Nachbarn noch unterscheiden kann. Wenn Kirchentagsbesucher\*innen sagen: »Sehr abwechslungsreiche und gut gestaltete Stände zu eigentlich allen Themen. Sehr schöne und kreative Stände«, dann ist die Umsetzung wohl an vielen Stellen gelungen.

Neben den Gruppen, die auch mir schon seit einer ganzen Reihe von Kirchentagsjahren bekannt sind, kommen immer wieder neue hinzu. Das finde ich gut und wichtig. Mir stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, wie es uns gelingen kann, ein gutes Maß zu finden bei der Mitwirkung derer, die »schon immer« dabei sind, und neuen Gruppen und Initiativen. Das ist eine Frage der Werbung und Ermutigung, auch eine Frage des Geldes, insbesondere für kleine Gruppen. Man muss sich Kirchentag auch leisten können. Hier ist aus meiner Sicht durchaus Potenzial zum Weiterdenken.

Angesichts der Vorgaben für Messehallen und der Grundausstattung der Messestände haben die mitwirkenden Gruppen viel Kreativität an den Tag gelegt, damit sie selber, ihr Engagement, ihr Anliegen sichtbar werden, sie eigenes Profil zeigen und der *Markt der Möglichkeiten* keine Ausstellermesse wird. So hilfreich ein Standardmessestand ist, so sehr fordert er heraus. Im Laufe der Jahre ist – nach meiner Beobachtung – der *Markt der Möglichkeiten* wieder individueller geworden. Die Gruppen haben sich darauf eingelassen und legen gleichzeitig Wert auf eine einladende und offene Gestaltung, weil ihnen das Gespräch mit den Besucher\*innen wichtig ist. Auch Kooperationen haben einen wichtigen Stellenwert. Gemeinsam geht manches – trotz zusätzlicher Absprachen und Kompromisse – besser.

### Charakter des Marktes

Aus manchen Rückmeldungen zum *Markt der Möglichkeiten* wird deutlich, dass es für viele angenehm ist, wenn es primär um Information geht und darum, Themen ins Gespräch zu bringen, und nicht so sehr um Verkauf. Information findet heute auf vielfältige Weise statt, nicht mehr nur über Papier – auch wenn es nach wie vor viel Papier gibt –, sondern *by the*

way: beim Kickern, beim Klettern, beim Ausprobieren ..., per App, QR-Code etc.

Die Messe im Markt bewährt sich. Hier finden sich eher größere »Anbieter«, Verlage, kirchliche Dienstleister und zeigen ihr Portfolio. Diese Unterscheidung stärkt das jeweilige Profil und macht es für die Besucher\*innen transparent.

Bei den Marktplatzveranstaltungen in den Hallen können einzelne Themen, Anliegen und Erfahrungen einem breiteren Publikum vorgestellt werden. Dieses Format wird angenommen, hat jedoch noch Luft nach oben, was die Bühnenperformance angeht, die Lage der Bühne innerhalb der Hallen oder die Frage der Akustik. Der Markt hat einen nicht zu unterschätzenden Geräuschpegel. Je mehr Aktionen in den Hallen stattfinden, desto lauter wird es. Marktplatzveranstaltungen mit Musik verstärken das und es stellt sich auch an dieser Stelle immer wieder die Frage nach Ausgewogenheit und gegenseitiger Rücksichtnahme. Ich finde, das ist uns allen gemeinsam in Dortmund recht gut gelungen. Gleichzeitig gilt es, daran weiterzuarbeiten.

Die Themen und Stände des *Marktes der Möglichkeiten* reichen von klassischer Gemeindefarbeit über Zielgruppen bis zu politisch-gesellschaftlichem Engagement. Der Kirchentag bietet mit dem Format *Markt der Möglichkeiten* eine Bühne für genau diese Vielfalt und die unterschiedlichsten Varianten für aus dem Glauben motiviertes Engagement. Manch Kirchentagsbesucher\*in fand besonders anregend und inspirierend, wenn Glaube, Theologie und Engagement wirklich zusammenkamen. Besonders wahrgenommen wurden in Dortmund angesichts der Weltlage die Bereiche der Friedensarbeit, des Engagements für Asylsuchende und des Klimas. In diesem Kontext reiht sich der *Markt der Möglichkeiten* in den Kirchentag als Zeitansage ein. Menschen suchen nach Ideen, nach Möglichkeiten, mitzuwirken an der Gestaltung von Kirche, von Gesellschaft und Weltgemeinschaft. An etlichen Ständen durch die Hallen hindurch wurde verdeutlicht, dass Kirche und Gemeinde Player im Gemeinwesen sind. So wie kein Mensch eine Insel ist, ist auch keine Kirchengemeinde, keine Einrichtung eine Insel.

Das Besondere am *Markt der Möglichkeiten* sind die Selbstorganisation – natürlich unterstützt durch die Mitarbeitenden im Zentralen Büro in Fulda und der jeweiligen Geschäftsstelle – und die wirklich breite Beteiligung der Basis. So gehören zur Marktleitung einerseits die Mitglieder der Projektleitung, andererseits Vertreter\*innen aus den Teilbereichen im Markt. Sie sind gemeinsam verantwortlich für das Gelingen, für einen möglichst reibungslosen Ablauf und für die Bearbeitung von auftretenden Konflikten. Das war mir im Vorfeld nicht so klar und lässt mich fragen, welche Impulse aus dieser Organisationsform und Vielfalt wir in

andere Bereiche unserer Kirche mitnehmen können, um Beteiligung, Mitverantwortung und Perspektiventwicklung zu ermöglichen.

Was für ein Vertrauen – in die Bereitschaft, das Mittun, die Gaben, Möglichkeiten, Kompetenzen vieler.

Besonders war in diesem Jahr, dass seitens der Projektleitung ein Feierabendmahl für die Standverantwortlichen angeboten wurde. Nach der Öffnungszeit eine gute halbe Stunde miteinander zur Ruhe kommen, singen, gemeinsam feiern. Seit 1979 gehört das Feierabendmahl zum festen Programmpunkt bei Kirchentagen. Auf 40 Jahre also konnten wir zurückschauen. Das bewegende an diesem Abend war die Improvisation. Es fehlte das eine oder andere – und es wurde im wahrsten Sinne des Wortes zusammengetragen und geteilt, was mitgebracht wurde. Wir haben es gewagt, ohne zu wissen, wie es angenommen wird. Sitzen wir mit fünf Personen da, mit 20? Es waren gut 50 Marktmitwirkende. Vieles war spontan – die beiden Frauen zum Beispiel, die auf einmal mit ihren Instrumenten da waren und Lieder spielten, die sie auch noch nicht so gut kannten. Oder der junge Kollege, der zusammen mit mir den liturgischen Dienst übernommen hat, ohne vorher je ein Feierabendmahl mitgemacht zu haben. Oder die Mitwirkenden eines Standes, die in Ermangelung des eigentlich bestellten Brotes das ihre dazu beitrugen. Dieses spontane und kreative Miteinander war ein Geschenk Gottes.

Was für ein Vertrauen in das Wirken des Heiligen Geistes – auch und gerade in nicht bis zum Letzten durchgestylte Abläufe. Der *Markt der Möglichkeiten* macht es möglich.

## Der Kirchentag im Medienspiegel

Stephan von Kolson, Abteilungsleiter Presse und Öffentlichkeitsarbeit des  
37. Deutschen Evangelischen Kirchentages, Dortmund

Es gibt diese ausgeklügelten Zeitpläne: für die perfekte Veranstaltung während des Kirchentages – für das Podium, die Räumlichkeiten, für den Gesamttablauf, für die Pressearbeit im Vorfeld, für die Planung der Social Media-Redaktion. Lange Listen mit FAQs werden geschrieben und in Gremien abgestimmt. Und dann gibt es Veranstaltungen, die nur Tage vor dem Kirchentag entwickelt werden. Die wie aus dem Nichts entstehen – und dennoch in der öffentlichen Wahrnehmung besonders durchschlagen. Eine solche Veranstaltung war das Podium mit Leoluca Orlando, Bürgermeister von Palermo: »Gemeinsam für offene Häfen in Europa«. Keine Woche vor dem Kirchentag erdacht, war es zugleich sofort für die Westfalenhalle vorgesehen – mit Platz für ein paar Tausend Zuhörer\*innen. Diese Veranstaltung schlug durch, weil es das richtige Format zur richtigen Zeit war. Der Sommer der Flüchtlingsrettungsschiffe. Und der wenigstens gefühlten Überbelastung vieler Mittelmeerhäfen mit der Aufnahme von Flüchtlingen, die zumindest aus dem Meer gerettet worden waren. Ein hochbrisantes Thema, bei dem der Kirchentag trotz des riesigen Aufwandes für die Gesamtveranstaltung zeigen konnte, dass hochaktuelle Themen auch hochaktuell umgesetzt werden können. Und das nachhaltig. Über die sozialen Kanäle des Kirchentages wie Facebook, Twitter, Instagram wurde die Veranstaltung beworben. Der Newsletter – und insbesondere auch der Pressenewsletter, den es nur in der Durchführungswoche gab – machte deutlich, dass hier unmittelbar Kirchentag zu erleben ist: ein brisantes Thema, brandaktuell und ein hochklassiges Podium. Am Ende war die Veranstaltung voll, es wurde diskutiert am Puls der Zeit. Und sie hat eine Resolution unterstützt, die die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) aufforderte, ein eigenes Rettungsschiff für die Flüchtlinge im Mittelmeer zu entsenden. Nur wenige Wochen nach dem Kirchentag in Dortmund beschloss die EKD genau dies! Es wird dieses Schiff geben – und es wird Ertrinkende retten.

Noch am Wochenende vor der eigentlichen Durchführung des Kirchentages war daran kaum zu denken. Die Themen in der Pressestelle des Kirchentages waren andere. Der Umgang mit der AfD, deren Funktionär\*innen von der Mitwirkung per Präsidiumsbeschluss bereits im Vorjahr ausgeschlossen worden waren. Die Deutsche Bahn, die zunehmend in der Kritik stand – und dennoch Nachhaltigkeitspartner des Kirchentages war. Volkswagen mit seinem Diesel-Skandal – dennoch bekannte sich der Kirchentag zum Partner VW. Die Frage nach der Sinn-

haftigkeit der Finanzierung des Kirchentages aus Drittmitteln. Aber allen voran eines, das schon in den Monaten zuvor für eine unverhältnismäßige Öffentlichkeit gesorgt hatte: Vulven malen. Gedacht war es als kleiner Workshop, ein Dutzend Menschen, eine junge Theologiestudentin aus Halle an der Saale als Leiterin – und ein Thema, das es nur durch den Titel ins Privatfernsehen schaffte: »Vulven malen«. Jemand hatte sich die Mühe gemacht, das Programm mit seinen mehr als 2.000 Veranstaltungen so genau anzusehen, dass dieser kleine Workshop entdeckt wurde – und zwischenzeitlich mit den größten Einzel-Aufwand für das Presse-Team bedeutete. Zahlreiche Journalist\*innen kündigten an, aus dem Workshop heraus berichten zu wollen. Dies wurde mit dem Hinweis darauf unterbunden, dass der Workshop lediglich Teilnehmer\*innen zuließe – und daher auch nur vor und nach dem Workshop berichtet werden dürfte.

Der Workshop wurde zunächst an einen größeren Ort im Schauspielhaus verlegt – und erstmals wurde das Presseteam von einem (kirchentageeigenen) Sicherheitsmann begleitet. Vor Ort am Schauspielhaus: Der Workshop, den die Leiterin auf 25 Personen begrenzt hatte, war bereits eine Stunde vor Beginn voll. Und ausschließlich mit Menschen, die einfach Vulven malen wollten. Die rund 80 weiteren Interessierten vor dem Schauspielhaus blieben dennoch entspannt: Helfer\*innen des Kirchentages hatten kurzerhand Straßenmalkreide besorgt – und so malten die Teilnehmer\*innen bei bester Stimmung den kompletten Vorplatz vor dem Schauspielhaus mit Vulven – und Penissen – voll. »Free the V« war dabei der am häufigsten dazu geschriebene Slogan. Presse war da – aber wesentlich übersichtlicher als angekündigt: *Sat1*, *Bild*, *epd*, der Lokal-sender *Radio 91,2* und die *Ruhr Nachrichten*.

Die Durchführungswoche selbst stand für das Presseteam am Anfang noch ganz im Zeichen des Themas AfD. *Berliner Morgenpost* und *Hamburger Abendblatt* brachten beispielsweise am 17. Juni 2019 einen umfanglichen Beitrag, der noch einmal eine Abgrenzung zwischen einer legitimen konservativen Position und Forderungen der AfD zog. Der frühere Bundespräsident Joachim Gauck forderte darin mehr Toleranz für konservative Positionen, betonte zugleich aber auch, dass er sich selbst nicht mit Alexander Gauland auf ein Podium setzen würde. Seine persönliche Toleranzgrenze sei da erreicht. Und auch der Evangelische Pressedienst *epd* zitierte am gleichen Tag Heinrich Bedford-Strohm, der die Haltung des Kirchentages unterstützte: »Radikale, deren Werte mit denen des Christentums nicht vereinbar sind, sollten, so habe ich den Sinn dieses Beschlusses verstanden, auf dem Kirchentag kein Podium bekommen«, sagte der Theologe, der auch bayerischer Landesbischof ist. In einem Interview mit Armin Laschet zitierte der *epd* den NRW-Ministerpräsidenten so: »Gut nachvollziehen« kann Laschet die Entscheidung des Kir-

chentages, keine AfD-Politiker auf Podien einzuladen. Der Kirchentag werde von evangelischen Christen organisiert und sei keine zur Neutralität verpflichtete Institution, betonte er.

Interessant war am Folgetag auch ein Artikel in den *Nürnberger Nachrichten*. Darin zunächst ein allgemeiner Aufriss zum Kirchentag, der die Bedeutung und den Anspruch des Kirchentages klar formuliert, kurz versucht, seine Vielfältigkeit mit Beliebigkeit zu übersetzen – dann aber auch deutlich beschreibt: Der Kirchentag hat recht, klare Kante gegen die AfD zu zeigen, und er ist zugleich auf verschiedenen Ebenen eine der wenige Plattformen für die »ätzende« Auseinandersetzung mit der AfD.

Natürlich gab es auch noch einmal Kritik zur Ausladung von AfD-Funktionär\*innen. Zum Auftakt am 19. Juni 2019 etwa in einem Artikel in der *taz*: Darin gibt es zunächst viel Lob für den Kirchentag, eine Aufschlüsselung der Wirksamkeit von Kirchentagen in den vergangenen Jahrzehnten – aber auch eine klare Ansage gegen die Nicht-Einladung von AfD-Politiker\*innen als Mitwirkende. Zitat: »Der Grundsatz, AfD-Leute nicht auf Podien zu bitten, spricht dem Hohn. Besser wäre der Titel: ›Was für ein Misstrauen!‹ Die Idee, durch eine Nichteinladungspolitik die Welt im guten Zaum zu halten, ist ohnehin infantil: Ich lege mir die Hände auf die Augen und behaupte, die Welt existiere nicht.«

Übrigens drehte sich die Welt dann schnell weiter – und bereits am Folgetag titelte die *taz* zur AfD-Thematik: »Lasst es doch!« Thema: Beim Evangelischen Kirchentag ist die AfD nicht eingeladen. Das ist keine Realitätsverweigerung, sondern eine bewusste Entscheidung gegen Toleranz für Intolerante. Konkret hieß es darin: »Ist es nicht wichtig Debatten zu führen? Muss man sie nicht einfach fest umarmen, die ganzen Besorgten, weil denen fehlt doch nur ein kleines bisschen Liebe? Nein. Muss man nicht. Niemand, der selbst nicht einen Funken Toleranz aufbringt, hat sich selbst Toleranz verdient. Wer andere Menschen als Parasiten bezeichnet (Thomas Göbel), wer von ›Mischvölkern‹ und ›Schuldskult‹ spricht (Jens Maier) und doppeldeutig über das Holocaust-Mahnmal spricht (Björn Höcke), ist nicht an einer Debatte interessiert.«

Kritik gab es gerade bei den großen Blättern wie *FAZ*, *Süddeutsche Zeitung* oder *Tagesspiegel* an der Zusammensetzung der Podien, die zu einseitig sei. Der Vorwurf lautete, es würden zu häufig Menschen aus der Mitte eingeladen, die ohnehin der gleichen Meinung seien. Gleichzeitig bildet die *Süddeutsche Zeitung* am Durchführungs-Samstag mit ihrem Resümee wahrscheinlich auch am besten die Gesamtstimmung ab: »Der Kirchentag bietet in diesen Tagen den Gegenentwurf zum ängstlichen und vertrauenslosen Verharren. Er versammelt die, denen das nicht genug ist, die an der Klimarettung werkeln, die in den Eine-Welt-, Asyl- und Frauenrechts-Gruppen die Welt gerechter machen wollen. Sie mischen sich ein, weil sie an einen Gott glauben, der Mensch geworden ist

und deshalb die Menschlichkeit auf Erden will. Man kann sich, in ironischer Distanz, über manches Weltenrettungspathos lustig machen, das in Dortmund vorgebracht wird. Aber wo sonst versammeln sich mehr als 100.000 Menschen, die darauf vertrauen, dass das, was sie tun, nicht vergebens sein wird?«

Der Kirchentag in Dortmund war genau das: unängstlich. Auch bei der Auseinandersetzung mit sich selbst. Bei einem Kirchentag mit dem Motto »Vertrauen« darf auch das Thema Vertrauensmissbrauch – namentlich sexualisierte Gewalt innerhalb der Kirche – nicht fehlen. Julia Helmke, Generalsekretärin des Kirchentages, kündigte eine intensive Auseinandersetzung mit diesem Thema auf einem Hauptpodium mit Betroffenen an. Und er war hochpolitisch. Speziell Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier benannte den Umgang in der Digitalisierung. Er forderte eine neue Ethik im Umgang miteinander speziell in den sozialen Medien: Mit dem Satz »Wir müssen die Spielregeln des Digitalen überprüfen« wird er in der *FAZ* zitiert. Und weiter: »Für Steinmeier muss der Weg in die digitale Zukunft ein europäischer sein. ›Europa hat etwas zu sagen und Europa hat etwas anzubieten in dieser Welt«, sagte er. Das gelte auch für die Digitalisierung.«

Pressekonferenzen sind meist einfach ein Forum, um Informationen weiterzugeben. Es gibt aber auch diese wenigen sehr intensiven Pressekonferenzen, die über sich hinausweisen. Die ungesteuert sind – und Fenster weit aufreißen. Dazu gehört sicher die Pressekonferenz mit Denis Mukwege. Es gibt dieses Pressefoto mit dem Friedensnobelpreisträger und mit Kirchentagspräsident Hans Leyendecker. Dieser *hard-boiled* Journalist Leyendecker wischt sich dabei Tränen aus den Augen. Während der Pressekonferenz. Weil der Kongolese Denis Mukwege deutlich die Gewaltkreisläufe in seiner Heimat schildert, die dafür verantwortlich sind, dass es immer neue Opfer von Vergewaltigungen – als Kriegswaffe – gibt. Der *Bayerische Rundfunk* informiert dazu: »Den Kirchentag geht das Engagement des afrikanischen Arztes aber nicht nur wegen dessen beispielhaften Menschenrechtsengagements an, sondern vor allem weil der Ausgangsimpuls für die gewalttätigen Konflikte in vielen afrikanischen Ländern letzten Endes in Europa liegt: So ist der Abbau von wertvollem Coltan in Kongo ursächlich für politische Instabilität und Konflikte, sagt Denis Mukwege, und wird wiederum befeuert von der steigenden Nachfrage nach Coltan in Deutschland zum Beispiel – für Elektroautos.«

Dennoch, oder vielleicht auch deswegen – die *Ruhr Nachrichten* als größte Lokalzeitung in Dortmund schloss: »Der Kirchentag war ein Segen!«

## Der Kirchentag in Zahlen

Stephan von Kolson, Abteilungsleiter Presse und Öffentlichkeitsarbeit des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Dortmund

Ein Kirchentag ist immer mehr als die Summe seiner Zahlen. Doch ohne Zahlen geht es nicht. Der Blick zurück ist dabei immer auch ein Blick nach vorne, auf die kommenden Kirchentage. Zahlen sind Mittel, um justieren zu können. Um noch besser vorbereitet zu sein. Um Menschen noch besser ansprechen zu können. Nicht zuletzt: um Kirchentage zu ermöglichen. Auch zum 37. Deutschen Evangelischen Kirchentag gab es wieder eine Besucher\*innenbefragung.

Die Befragung erfolgte im Zeitraum vom 23. Juni bis 7. Juli 2019. Zielgruppe waren die 33.943 Newsletter-Abonent\*innen und 48.908 App-Nutzer\*innen, die den Kirchentag in Dortmund besucht haben. An der Online-Befragung haben davon 7.335 Besucher\*innen teilgenommen. Das bedeutet eine bemerkenswerte Ausschöpfung von 8,9 Prozent. Die folgenden Ergebnisse liefern einen Überblick über die Meinung der Kirchentagsgäste und stellen keine repräsentative Umfrage dar.

Soziodemographisch gezählt, waren 86 Prozent der Teilnehmenden protestantisch, immerhin elf Prozent katholisch und zwei Prozent bekannten sich zu gar keiner christlichen Konfession. 64 Prozent der Teilnehmenden, die zum Kirchentag in Dortmund kamen, waren Frauen, 35 Prozent Männer. Und 0,3 Prozent der Teilnehmenden gab divers an.

Die Besucher\*innen haben zu einem großen Teil einen hohen Ausbildungsabschluss. Mit 55 Prozent hat mehr als die Hälfte von ihnen einen Studienabschluss. 28 Prozent haben als höchsten Schulabschluss das (Fach-)Abitur und 15 Prozent einen Realschulabschluss. Bei 47 Prozent der Teilnehmenden liegt das Haushaltsnettoeinkommen über 3.000 Euro. Die meisten Besucher\*innen kamen mit 51 Prozent aus Nordrhein-Westfalen – die wenigsten mit weniger als einem Prozent aus Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt und aus dem Saarland.

Die Teilnehmenden des Dortmunder Großtreffens waren zu einem großen Anteil (erneut 78 Prozent) (Kirchentags-)Wiederholungsbesucher\*innen: Auf bis zu fünf Kirchentagen waren 44 Prozent der diesjährigen Gäste, gut ein Drittel hat bereits an mehr als fünf Kirchentagen teilgenommen. Für jede\*n Fünfte\*n – verstärkt Dortmunder\*innen – war es jedoch der erste Kirchentag, den sie besuchten. Die Mehrheit der Teilnehmenden hatte eine Dauerkarte für den Kirchentag, 15 Prozent waren mit einer Tages- oder Abendkarte dort. 17 Prozent kamen mit der Familienkarte. Der Anteil der Tagesteilnehmer\*innen war deutlich höher als 2017



in Berlin. Gut drei von vier Gästen gaben an, wahrscheinlich 2021 auch beim 3. Ökumenischen Kirchentag in Frankfurt dabei zu sein.

Und: Wer den Kirchentag besucht, ist in der Regel in der Kirche aktiv und auch sonst engagiert. Die meisten Teilnehmer\*innen des Kirchentages nehmen (eher) aktiv am Gemeindeleben teil, 22 Prozent (eher) passiv. In Vereinen ist knapp jede\*r Zweite aktiv. Die Mehrheit der Teilnehmenden stuft sich selbst als (sehr) gläubig ein, acht Prozent als weniger gläubig und etwa jede\*r Vierte als dazwischenliegend. Aus der Teilnahme am Gemeindeleben und der Selbsteinschätzung der Gläubigkeit wurde eine neue Variable der Beteiligung (Involvements) abgeleitet: Vier von 10 Besucher\*innen haben ein hohes Involvement in Religion und Kirche, zehn Prozent ein geringes. Gut jede\*r zweite Teilnehmer\*in hat ein mittleres Involvement.

Wie auch in den Vorjahren war den Teilnehmenden bei ihrem Besuch des Kirchentages 2019 das Gemeinschaftserlebnis am wichtigsten. Musik und Konzerte sind dabei ähnlich stark relevant wie das Finden neuer Impulse. Vergleichsweise weniger wichtig waren Prominente oder die Stadt beziehungsweise die Region selbst.

Eine auffällig hohe Relevanz für Teilnehmende beim Kirchentag hat die umweltfreundliche Mobilität. Nahezu allen Besucher\*innen ist es (sehr) wichtig, umweltfreundlich mit dem integrierten ÖPNV-Ticket unterwegs zu sein. Das Leitungswasserangebot und die Mülltrennung sind der weit überwiegenden Mehrheit wichtig.

Ein dickes Lob bekamen die Helfer\*innen. Dies wurde von fast allen Befragten ausdrücklich benannt. Auch Atmosphäre, Organisation, Bibelarbeiten und Kulturprogramm schnitten gut ab. Vergleichsweise viele unzufriedene Besucher\*innen gab es im Hinblick auf Verkehrsanbindung und Verpflegung.

Profitiert hat insbesondere die Kirchentagsstadt selbst. Knapp jede\*r dritte Teilnehmer\*in plant zeitnah einen erneuten Dortmund-Besuch, knapp jede\*r zweite auswärtige Besucher\*in würde einen Trip nach Dortmund empfehlen.

Die Mehrheit der Teilnehmenden geht davon aus, dass der Kirchentag in Dortmund langfristige positive Veränderungen hinterlassen wird. Die Stadt profitiere demnach neben den regionalökonomischen Effekten, die sich auf etwa 15 Millionen Euro belaufen, von einem Imagegewinn.

Zu den logistischen Herausforderungen des Kirchentages in Dortmund gehörten unter anderem der Aufbau von mehr als 260 Groß- und Pagodenzelten, die Bereitstellung von fast 12.000 Möbelstücken und 25.000 Papphockern und natürlich die Versorgung von Teilnehmer\*innen und Helfer\*innen. So wurden allein in Gemeinschaftsquartieren 84.000 Brötchen und 168.000 Scheiben Brot benötigt – und neben Butter und

Brotaufstrich beispielweise auch 600 Pfefferstreuer für die Frühstückstische der Helferunterkünfte.

An der Finanzierung des Kirchentages, der über einen Etat von knapp 20 Millionen Euro verfügte, beteiligten sich das Land Nordrhein-Westfalen mit 3,5 Millionen Euro sowie einer weiteren Million in Form von Projektmitteln, und die Stadt Dortmund mit 2,8 Millionen Euro sowie das Bundesministerium des Innern für Bau und Heimat mit 0,5 Millionen Euro. Die Evangelische Kirche von Westfalen schultert 5,6 Millionen Euro, die Erlöse aus Verkauf und Sponsoring belaufen sich auf knapp 5,5 Millionen Euro.

Ein Medien-Monitoring für die Zeit vom 24. Mai bis 30. Juni 2019 ergab, dass es zum Thema Kirchentag in Dortmund 6.758 Printmeldungen gab, davon 6.556 in Tageszeitungen, 122 in Anzeigenblättern, einen in einer Fachzeitschrift, 23 Artikel in Publikumszeitschriften, zwölf in Supplements sowie 44 in Wochenzeitungen. Das Fernsehen sendete 600 Beiträge – 2.349 Minuten Kirchentag waren im Hörfunk zu hören. Es gab 8.257 Online-Meldungen, davon 8.216 Internetpublikationen sowie 41 Weblogs/Blogzines.

## Kirchentag in Zahlen

<b>Teilnehmende</b>		<b>121.079</b>
Einzelteilnehmende und Ehrengäste	25.431	
Gruppenteilnehmende	14.927	
Mitwirkende	29.654	
Organisation	10.694	
Tagesteilnehmende	40.373	
<b>Weitere Teilnehmende</b>		
Eröffnungsgottesdienste	41.250	
Abend der Begegnung	130.000	
Schlussgottesdienst	37.000	
<b>Mitwirkende</b>	<b>Gruppen</b>	<b>Personen 29.654</b>
Abend der Begegnung	190	4.780
Markt der Möglichkeiten und Messe im Markt	715	6.292
Bläserchöre/Bläserinnen und Bläser	297	2.702
Sängerchöre/Sängerinnen und Sänger	97	3.533
Ausstellungen	27	93
Gottesdienste	85	880
Musik/Theater/Kleinkunst und kirchenmusikalische Konzerte	193	2.335
Jugendzentrum	119	1.646
Kinderzentrum	41	240
Gemeindeprojekte	70	274
Thematisches, geistliches und kulturelles Programm	747	5.154
Gremienmitglieder und Referenten/ Referentinnen		1.725
<b>Organisation (Ehren- und Hauptamtliche)</b>		<b>10.694</b>
Hallenleitung	211	
Zentrales Büro DEKT	24	
Geschäftsstelle DEKT	123	
Ehrenamtliche Funktionsträger	256	
Sanitäter	800	
Helfendendienste	3.988	
Technik	741	
Presse	1.423	
Beauftragte in Kirchengemeinden	1.905	
Betreuer*innen der Gemeinschaftsquartiere	311	

Verpflegung	33	
Sonstige	731	
<b>Teilnehmende mit Behinderung</b>		<b>1.740</b>
mit Gehbehinderungen	352	
mit Rollstuhl	154	
mit Gehörlosigkeit	75	
mit geistigen Behinderungen/Lernschwierigkeiten	402	
mit psychischen Behinderungen	75	
mit Schwerhörigkeit	98	
mit Sehbehinderungen	76	
mit sonstigen Behinderungen	508	
<b>Teilnehmende nach Landeskirchen</b>		<b>80.706</b>
Anhalt	59	
Baden	1.848	
Bayern	3.138	
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz	4.766	
Braunschweig	660	
Bremen	578	
Hannover	6.013	
Hessen-Nassau	3.910	
Kurhessen-Waldeck	2.142	
Lippe	425	
Lutherisch- Sachsen	1.041	
Mitteldeutschland	1.105	
Nordkirche	3.799	
Oldenburg	749	
Pfalz	1.092	
Ev. Ref. Kirche Nord West	107	
Rheinland	11.370	
Schaumburg-Lippe	76	
Westfalen	31.557	
Württemberg	3.817	
Internationale Ökumene	2.454	
<b>Teilnehmende nach Bundesländern</b>		<b>80.706</b>
Baden-Württemberg	5.665	
Bayern	3.138	
Berlin	4.106	
Brandenburg	580	
Bremen	578	
Hamburg	1.134	

Hessen	5.349
Mecklenburg-Vorpommern	536
Niedersachsen	7.656
Nordrhein-Westfalen	38.953
Rheinland-Pfalz	3.088
Saarland	323
Sachsen	1.150
Sachsen-Anhalt	580
Schleswig-Holstein	2.125
Thüringen	556
Internationale Gäste (vor allem aus Schweiz, Ukraine, Österreich, Polen, Frankreich, Slowakei, Niederlande und Nigeria)	2.454
nicht zugeordnet	2.735

### **Demografische Angaben in Prozent**

Geschlecht	
männlich	35,3%
weiblich	64,4%
divers	0,3%

### **Alter**

bis 13 Jahre	4%
14 bis 17 Jahre	10%
18 bis 29 Jahre	25%
30 bis 39 Jahre	8%
40 bis 49 Jahre	10%
50 bis 59 Jahre	21%
60 bis 65 Jahre	9%
über 65 Jahre	13%

### **Konfessionen**

evangelisch	86%
katholisch	11%
sonstige	1%
keine	2%

### **Teilnahme**

Erste Teilnahme	22%
Zweite oder dritte Teilnahme	25%
mehr Teilnahmen	53%

**Anreise**

Anreise Bahn/ÖPNV	68%
Anreise Bus	3%
Anreise PKW	23%
Anreise Fahrrad	1%
Sonstige Anreise	5%

**Unterbringung in**

	<b>24.493</b>
Gemeinschaftsquartieren	20.233
Privatquartieren	4.060

**Kirchentagsveranstaltungen**

	<b>2.399</b>
Bibelarbeiten	88
thematische Veranstaltungen	796
geistliche Veranstaltungen	584
Konzerte	300
Sonst. Veranstaltungen	631
Programm in Stunden	4.200
Veranstaltungsorte	223
Dolmetschung in Deutsch/Englisch	51
Dolmetschung in Gebärdensprache, Leichte Sprache oder Untertitel	112

**Markt der Möglichkeiten – Messe im Markt (in m<sup>2</sup>)**

	31.600	
	Gruppen	Stände
Markt der Möglichkeiten	648	564
Messe im Markt	94	90

**Berichterstattung – deutschlandweit und in internationalen Medien  
(vom 24. Mai bis 30. Juni 2019)**

Akkreditierte Journalistinnen und Journalisten zum Kirchentag	1.307
Artikel, Berichte und Kommentare in Printpublikationen	6.758
Fernsehbeiträge	600
Hörfunkbeiträge Sendeminuten	2.349
Online-Meldungen	8.257

**Logistik**

Fahnen	ca. 1.400
Schilder	1.500
Papphocker	25.000
Großzelte und Pagodenzelte mit einer Gesamtfläche in m <sup>2</sup>	12.500

Container	101
laufende Meter Messebau	6.596
laufende Meter Abspermaterial	7.336
Möbelstücke	11.868
Mikrofone	2.000

### **Frühstück für Helferinnen und Helfer**

Gläser vegetarischer Aufstrich	4.641
Gläser Marmelade	876
Päckchen Butter	896
Brötchen	27.765
Pfefferstreuer	600

### **Haushaltsvolumen 19.600.000 Euro**

Land Nordrhein-Westfalen	3.500.000
Stadt Dortmund	2.800.000
Bund	500.000
Projektmittel Land Nordrhein-Westfalen	1.000.000
sonstige Projektmittel	900.000
Evangelische Landeskirche von Westfalen	5.600.000
Einnahmen aus Tagungsbeiträgen, Sponsoring, Merchandising etc.	5.300.000

### **Kollekten**

Eröffnungsgottesdienste: Flüchtlingsarbeit der Waldenser auf Sizilien und Unterstützung von Schulen für syrische Flüchtlinge im Libanon	79.141,67
Ökumenischer Gottesdienst: Bildungs- und Ferienprogramm »Lilalu«	2.976,01
Feierabendmahl: Waschcafé »Saubere Sache«	11.261,49
Schlussgottesdienste: Aufklärungsflugzeug »Moonwatch« und für Geflüchtete in Äthiopien	137.266,25

Stand: 05.03.2020





---

## Verzeichnis der Autor\*innen

- Alemazung, Joy Ason-  
gazoh 574  
Apel, Avichai 123  
Assmann, Aleida 107  
  
Babaev, Baruch 43  
Ballschuh, Andrea 197  
Balode, Dace 146  
Bastar, Thomas 562  
Bätzing, Georg 137  
Baumann, Karen 578  
Beckedahl, Markus  
529  
Becker, Hans-Josef 64  
Bedford-Strohm, Hein-  
rich 302, 450  
Bentounès, Cheikh  
Khaled 461  
Biere, Christina 421,  
535  
Bils, Sandra 543  
Blume, Michael 187  
Bosse-Huber, Petra 412  
Burak, Heiko 400  
Butterwegge, Carolin  
237  
  
Caeymaex, Olivia 387  
Chhetri, Raju Pandit  
450  
Christophersen, Alf  
317  
Claus, Kerstin 256  
Coersmeier, Andreas  
383  
Cornehl, Peter 75  
Crüwell, Henriette 57  
  
Dabrock, Peter 277,  
400  
Diez, Lioba 421  
Dorn, Thea 317  
Dörr, Elfriede 54  
  
Dück, Janina 408  
  
Eißler, Friedmann 481  
El-Mafaalani, Aladin  
178  
Elis, Angela 197  
Engel, Ute 566  
Erichsen-Wendt,  
Friederike 376  
  
Fechtner, Kristian 376  
Fehrs, Kirsten 256  
Feldman, Jackie 461  
Finkbeiner, Felix 153  
Flath, Beate 101  
Forcades i Vila, Teresa  
293  
Foroutan, Naika 317  
Freye, Ekkehardt 43  
Fuhrmann, Christian  
81  
Füllkrug-Weitzel,  
Cornelia 237, 450  
  
Geiger, Michaela 358  
Giegold, Sven 421, 494  
Giffey, Franziska 197  
Gilster, Ansgar 574  
Glas, Uschi 309  
Glufke, Rüdiger 440  
Goldschmidt, Stephan  
376  
Greim, Ulrike 81  
Groscurth, Reinhard  
81  
Grün, Anselm 256  
Günther, Marit 560  
  
Haberer, Johanna 89  
Hanke, Caroline 43  
Hassel, Anke 509  
Heil, Hubertus 509  
Helmke, Julia 20, 556  
  
Hertel, Christof 569  
Heß, Ruth 369  
Hofmann, Michael 130  
Hölscher, Kathrin 569  
Holthaus, Stephan 481  
Holz, Klaus 187  
  
Jahn, Kristin 547  
Johnson-Sirleaf, Ellen  
248, 348  
Jung, Volker 338  
  
Kaddor, Lamya 187,  
481  
Kahle, Ulrike 130  
Kameeta, Zephania  
237  
Käßmann, Margot 461,  
481  
Kayıkcı, Merve 412  
Keller, Claudia 256  
Khorchide, Mou-  
hanad 89  
Klee, Johanna 75  
Kleist, Astrid 430  
Klös, Hans-Peter 509  
Koepsel, Gerhard 578  
Köhler, Horst 348  
Kohrt, Sarah 430  
Kolek, Martin 421  
Kolland, Franz 309  
König, Bernhard 101  
Kretschmann,  
Winfried 265  
Kuchler, Barbara 369  
Kühnert, Kevin 471  
Kurschus, Annette 51,  
178  
  
Lamprecht, Harald  
481  
Laschet, Armin 65  
Lechner, Silke 461

- Lenz, Joachim 535  
 Leutzsch, Martin 123  
 Lewitan, Louis 317  
 Leyendecker, Hans 43,  
 115, 302, 550–551  
 Lorenzen, Britt 509  
  
 Maas, Heiko 293  
 Marlen, Kristina 369  
 Maschke, Sabine 256  
 Mascolo, Georg 229  
 Mazyek, Aiman A. 412  
 Meister, Ralf 187  
 Merkel, Angela 248  
 Meyer, Bertolt 400  
 Molthagen-Schnöring,  
 Stefanie 494  
 Mukwege, Denis 293  
 Mwombeki, Fidon 348  
  
 Nachtwey, Oliver 237  
 Nagel, Eckhard 237  
 Neubauer, Luisa 450  
 Neuner, Magdalena  
 440  
  
 Orlando, Leoluca 302  
 Oxen, Kathrin 376  
  
 Perthes, Volker 219  
 Piotrowski, Judith  
 Magdalena 265  
 Pleß, Elisabeth 43  
 Prantl, Heribert 207  
 Proske, Heike 383  
  
 Rashid, Abdul-  
 Ahmad 412  
  
 Rau, Vanessa 317  
 Rentsch, Stefanie 20  
 Reschke, Anja 115  
 Richter, Frank 197  
 Rockström, Johan 450  
 Rödder, Andreas 265  
 Rolfsmeyer, Axel 571  
 Roß, Silke 566, 580  
 Rosa, Hartmut 376  
 Rosowski, Martin 369  
  
 Schäuble, Wolfgang  
 481  
 Schilling, Marcel 309  
 Schlüter, Ulf 70  
 Schneider, Nikolaus  
 256  
 Schneider, Stefan 440  
 Schröder, Bianca-Jean-  
 ette 578  
 Schroeter-Wittke,  
 Harald 81, 101  
 Schüler-Springorum,  
 Stefanie 187  
 Schuster, Josef 187  
 Schwan, Gesine 494  
 Schweitzer, Christine  
 387  
 Shiva, Vandana 505  
 Sierau, Ullrich 68,  
 197  
 Sinelnikova, Alexan-  
 dra 43  
 Söder, Markus 265  
 Spiekermann-Hoff,  
 Sarah 338  
 Springhart, Heike 358  
 Stein, Tine 161  
  
 Steinmeier, Frank-  
 Walter 62, 169  
 Stiller, Friedrich 43  
 Stutz, Pierre 96  
  
 Tatari, Muna 358  
 Thadeusz, Jörg 265  
 Thies, Franziska 578  
 Toprak, Ahmet 332  
  
 Ueberschär, Ellen 161,  
 471  
 Urban, Kerstin Domi-  
 nika 584  
  
 Venus, Viktoria 101  
 Verhoeven, Nadja 400  
 Verzhbovska, Natalia  
 358  
 von Hirschhausen,  
 Eckart 450  
 von Kellenbach, Katha-  
 rina 393  
 von Kolson, Stephan  
 588, 592  
 von Thadden, Elisa-  
 beth 265, 293  
 von Weizsäcker,  
 Beatrice 535  
  
 Weihe, Mattea 302  
 Winkler, Jim 327  
 Winter, Maximilian 57  
 Wulff, Christian 412  
  
 Zander, Detlev 256  
 Zugehör, Torsten 197  
 Zunder, Rainer 43





















